

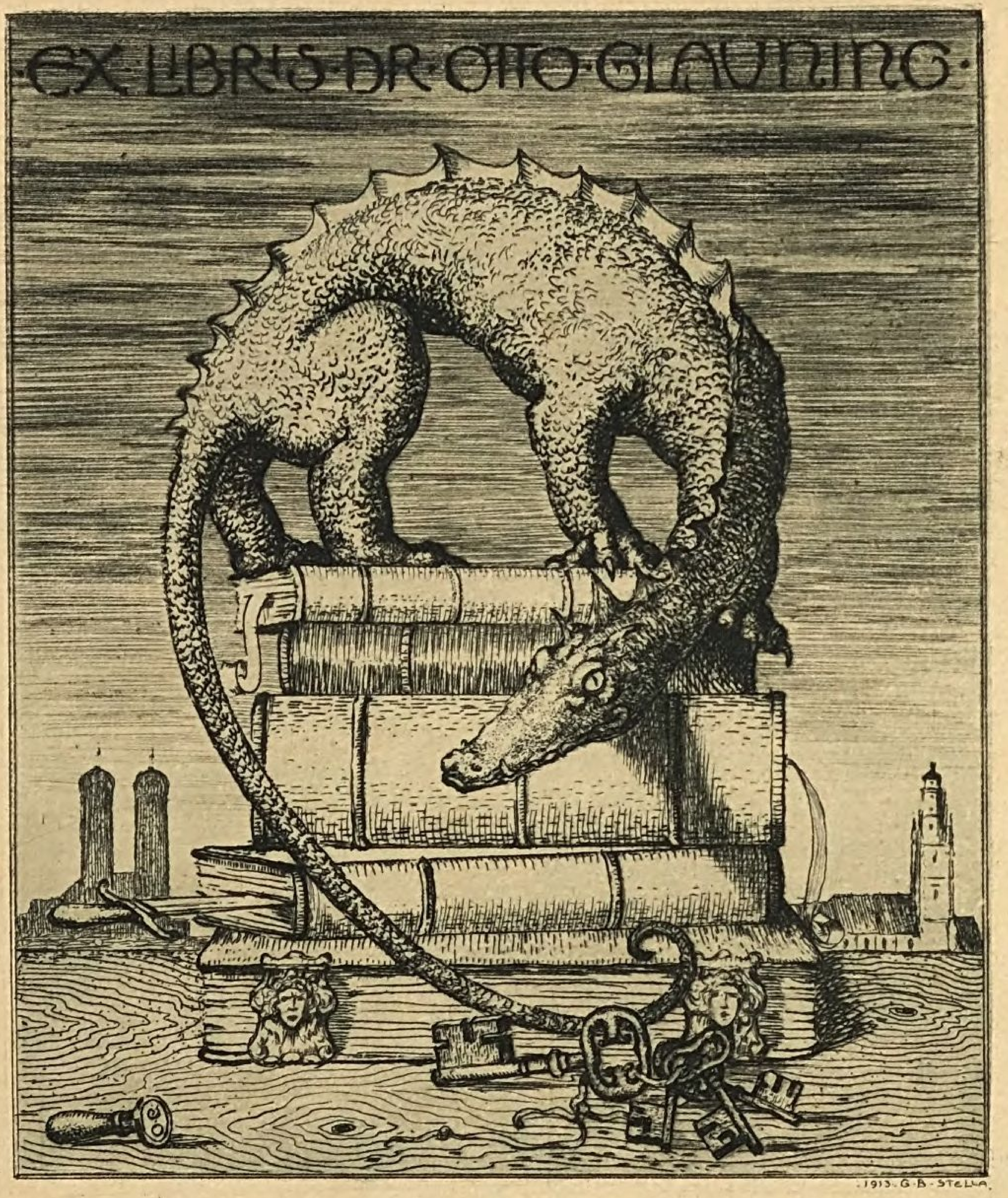

Ed. Grosse u. Franz Otto

Vaterländisches Ehrenbuch. I

# Große Tage aus der Zeit der Befreiungskriege



Otto Spamer in Leipzig & Berlin.


EX LIBRIS DR OTTO GLAUNING
1913 G.B. STELLA

# Vaterländisches Ehrenbuch.

## I.

Fünfte Auflage.

Otto Spamers

# Jugend- und Hausbibliothek.

Mit
vielen Tonbildern, zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen,
kolorirten Bildern, Karten ꝛc.

Dritte Serie.

Zehnter Band.

# Vaterländisches Ehrenbuch. I.

Von

**Franz Otto.**

**Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage.**

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen, vielen Tonbildern, Karten ꝛc.

**Leipzig und Berlin.**
Verlag und Druck von Otto Spamer.
1888.



Vaterl. Ehrenbuch. 5. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Preußen vor Paris.

# Vaterländisches Ehrenbuch.

## Große Tage aus der Zeit der Befreiungskriege.

Gedenkbuch an die glorreiche Zeit von 1813 bis 1815.

Herausgegeben von

**Ed. Große und Franz Otto.**

Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage.



Mit 200 Text-Illustrationen, vier Tonbildern sowie einem bunten Titelbilde.


Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1888.

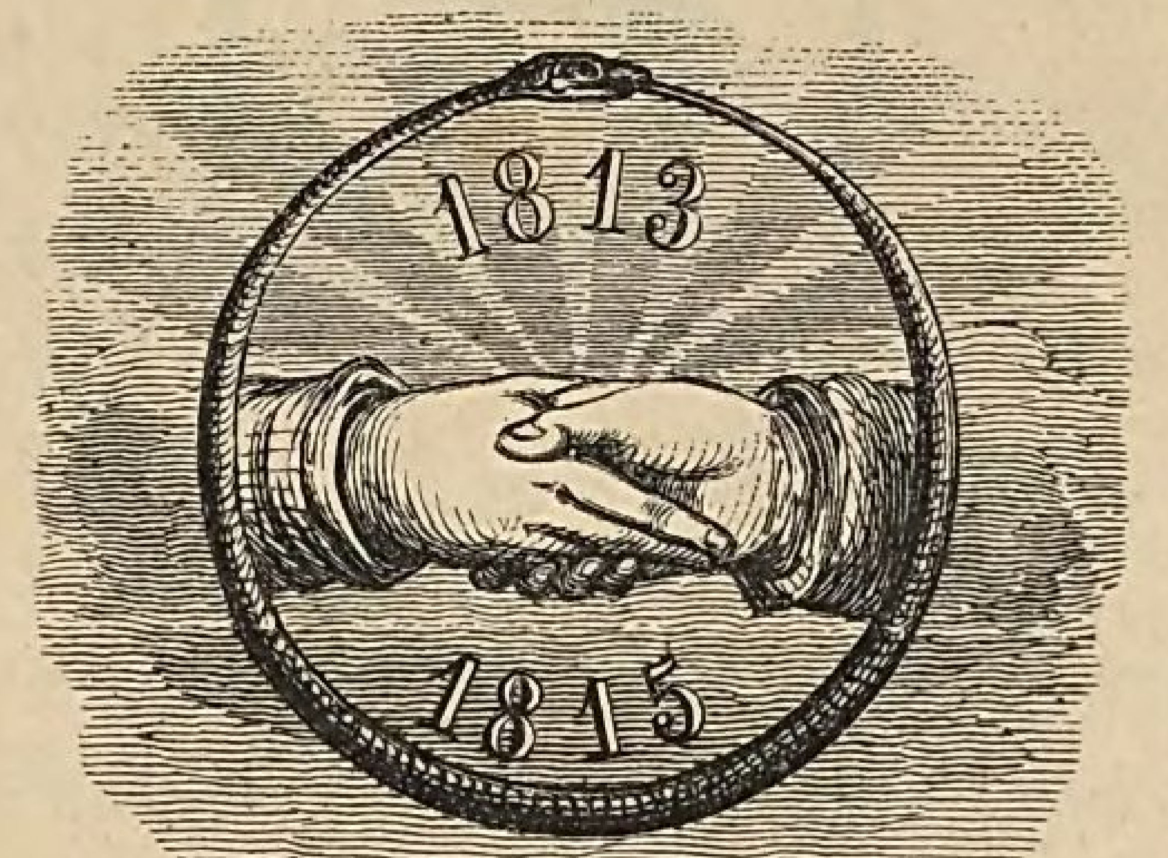
# Vaterländisches Ehrenbuch. 1.

## Große Tage
# aus der Zeit der Befreiungskriege.

Gedenkbuch
an die glorreiche Zeit von 1813 bis 1815.

Herausgegeben
von
**Ed. Große und Franz Otto.**

Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage.




Mit 200 Text-Illustrationen, vier Tonbildern sowie einem bunten Titelbilde.

**Leipzig und Berlin.**
Verlag und Druck von Otto Spamer.
1888.

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl —
Sind vier Helden allzumal.

E. M. Arndt.

## Aus der Vorrede zur zweiten Auflage.

Im Oktober 1863 waren es fünfzig Jahre, daß auf den Gefilden Leipzigs die große Völkerschlacht, siegreich für die deutschen Fahnen und für deutsche Ehre, entschieden worden ist. Jahre herbster Prüfungen, Jahre vielfach unterbrochenen und unterdrückten Strebens der besten und edelsten Männer unsres Volkes — Jahre aber auch, in welchen das deutsche Volk begonnen hat, sich selbst wiederzufinden — liegen zwischen jener Zeit und heute.

Dieser nationale Aufschwung hat sich langsam, aber stetig, aus dem inneren Leben unsres Volkes heraus entwickelt und verbürgt unserm Vaterlande eine neue Zukunft von Selbständigkeit, Macht und Größe, welche einer hochgebildeten Nation von über vierzig Millionen unmöglich verloren sein kann, solange sie sich nicht selbst aufgibt.

Unsre heutige Generation arbeitet an dem begonnenen Werke festerer Konstituierung unsrer gesamten staatlichen Verhältnisse unverdrossen fort: möge der völlige Ausbau desselben von dem aufwachsenden Geschlechte geschaut werden! — —

Ist es uns gelungen, unsrer Jugend in nachstehenden Schilderungen ein treues Abbild der unvergeßlich großen Zeit voll Heldensinns und Thatkraft während der Jahre 1813—1815 zu überliefern, lassen sich unsre Jünglinge von der Wahrheit des alten Spruches: „Einigkeit macht stark“ durchdringen; vermochten wir das heutige Geschlecht zu begeistern zu mannhafter Gegenwehr, wenn der alte Reichsfeind uns ja wieder bedrohen möchte, oder wenn andre mißgünstige Nachbarn den Fortgang der deutschen Einigung zu stören versuchen sollten; ist es uns gelungen, durch dieses Buch einen kleinen Baustein zu liefern zum Gelingen des großen Werkes: — so wäre unseren Herzen die innigste Befriedigung zu teil geworden.

Es sind bei Abfassung dieses Werkes unsre anerkanntesten Geschicht-, vornehmlich Zeitgeschichtenschreiber zu Rate gezogen, aber auch die besseren älteren nicht verschmäht worden. Ausdrücklich nennen wir hier: Droysen, Varnhagen von Ense, Steffens, Häusser, Beitzke, Aster, Richter, Witzleben, Grolmann, Damitz &c. Wo es anging, haben wir bei kürzeren Episoden Zeitgenossen und Mitwirkende, z. B. Steffens, Mente, Müffling, Gosczisky, Dorow, Colomb und manche andre Memoirenschreiber selbst reden lassen.

Klassische Schilderungen von seiten der Meister der Geschichtsdarstellung, wie z. B. Droysens hinreißende Gemälde vom Elbübergang bei Wartenburg, der Schlacht von Möckern 2c., haben wir stellenweise wörtlich wiedergegeben. Ebenso einige treffende Darstellungen der damaligen Zeiten und Menschen, wie wir sie in Steffens' „Erlebnisse", in Wägners „Radetzky", in Bieskes kleiner trefflicher Schrift über Blücher, in Körners „Vaterländischen Bildern", in Schlimpert und Ottos „Vorbildern der Vaterlandsliebe" fanden.

Dieses Buch ist in erster Auflage i. J. 1856 zu Aschersleben, anspruchslos in Aussehen und Titel, zuerst als „Bilder aus den Jahren 1813—1815" verlegt worden. Hat nun die beibehaltene Form der Schilderungen vielleicht auch die Wiederholung einzelner Thatsachen zur Folge gehabt, was indessen jene Partien nicht weniger lesbar macht, so dürften doch diese Geschichtsbilder infolge der Art der Inhaltsanordnung unsres Werkes — die von dem Verleger herrührt — sowie bei der Menge der gebotenen interessanten Details, wohl geeignet erscheinen, eine Lieblingslektüre für jung und alt, ein Volksbuch im edleren Sinne des Wortes zu werden.

Am Jahrestag des Aufrufs von Preußens König „An sein Volk".

**Die Herausgeber.**

---

# Vorwort zur dritten und vierten Auflage.

Als die ersten Einleitungen zum Erscheinen der dritten Auflage des vorliegenden Buches getroffen wurden, befand sich mein Mitarbeiter an diesem Werke, Herr Dr. Eduard Große, noch am Leben. Zu meinem Schmerze setzte jedoch dessen frühzeitiger Tod weiteren litterarischen Vorbereitungen ein Ende. Die kaum begonnene Neubearbeitung der gedachten Auflage war infolgedessen unvollendet geblieben. — Den hinterlassenen Torso zu einem umfassenderen Ganzen zu gestalten und im Sinne des Verewigten der Anteilnahme der süddeutschen Staaten an der endlichen Besiegung und Beseitigung des gemeinschaftlichen Vaterlandsfeindes einen größeren Raum zu vergönnen: diese Aufgabe hat ungelöst bleiben müssen.

Wichtiger als dieses erschien mir bei Herausgabe der dritten Auflage zunächst die Berücksichtigung des mehrfach ausgesprochenen Verlangens, das „Vaterländische Ehrenbuch" möchte künftig doch mehr als bisher ein geschlossenes Ganze bieten und vor allem dem Zeitabschnitt, welcher dem Falle Preußens im Jahre 1806 voranging, größere Beachtung zuwenden.

Dieses ist nun erfolgt und das mittlerweile stark angewachsene neuere Material dieser Auflage gewissenhaft einverarbeitet, indessen auch noch

manches einverleibt worden, was im Sinne meines verstorbenen Mitarbeiters gelegen hatte. Freilich ließ sich die frühere Anlage bei dem erweiterten Gesichtspunkte nicht unberührt erhalten; es würde, hätte man Dr. Großes weitergehenden Absichten nachkommen wollen, unzweifelhaft ein Buch entstanden sein, welches den ohnehin schon ansehnlichen Umfang von 24 Bogen auf das Doppelte erhoben und das „Ehrenbuch" in ein umfangreiches, teures Werk umgewandelt hätte. Dies würde aber im geraden Gegensatze zu der Aussprache gewiegter Schulmänner gestanden haben, deren längst geäußerter Wunsch dahin ging, daß eine neue Auflage des Buches lieber im Umfange beschränkt und dafür im Preise möglichst ermäßigt werde.

Letzteres ist geschehen. Dagegen ist der Inhalt des Buches erweitert und sein Umfang nicht beschränkt worden. In Würdigung der hier als maßgebend zu erachtenden Umstände habe ich mich jedoch dazu entschließen müssen, alles weniger Wichtige der früheren Auflage auszuscheiden und in der Hauptsache mich auf Erzählung der Befreiung unsres Vaterlandes durch Preußens tapferes Volk und dessen Verbündete zu beschränken.

Was ich nun im Drange vieler Geschäfte für mich allein nicht hätte ermöglichen können, das ist unterdessen mit Hilfe bewährter Mitarbeiter der Verlagsbuchhandlung ausgeführt worden, nachdem die in der Vorrede zur zweiten Auflage ausgesprochenen patriotischen Wünsche des Verfassers in den Jahren 1866—1871 in Erfüllung gegangen sind.

Die hier nun vorliegende neue vierte Auflage des „Vaterländischen Ehrenbuchs" ist einer ganz gründlichen Überarbeitung unterworfen worden, wobei mir ein junger Historiker, Herr Paul Müller, dankenswerten Beistand hat zu teil werden lassen. Mit vorliegendem Bande sind endlich in engeren Zusammenhang gebracht worden zwei unterdessen erschienene und gleichfalls mehrfach aufgelegte Werke, in welchen die im siebenten Jahrzehnt sowie in dem denkwürdigen Jahre der Einigung Deutschlands vor sich gegangenen hochbedeutsamen Wandlungen geschildert werden.*)

---

*) Diese Gedenkbücher führen den Titel:

Vaterländisches Ehrenbuch (II). Fünfzig Jahre aus Preußens und Deutschlands Geschichte oder: Preußens Volk in Waffen in Schleswig-Holstein und Dänemark, in Böhmen und Franken, am Main und Neckar. Bilder und Schilderungen aus Krieg und Frieden während der Jahre 1848—1870. Unter Benutzung von in der „Welt in Waffen" abgedruckten Beiträgen des kgl. preuß. Majors K. G. von Berneck und des kgl. preuß. Hauptmanns E. H. von Dedenroth herausgegeben von Franz Otto. Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage des Werkchens „Krieg und Frieden". Mit 100 Text-Illustrationen ꝛc. Leipzig 1882.

Vaterländisches Ehrenbuch (III). Das große Jahr 1870. Ehrentage aus Deutschlands neuester Geschichte. Ein Gedenkbuch an die Zeit des Nationalkrieges gegen Frankreich im Jahre der deutschen Einigung. Herausgegeben von Oskar Höcker und Franz Otto. Vierte umgearbeitete Auflage. Mit 190 Text-Illustrationen, 6 Tonbildern ꝛc. Leipzig 1886.

Schließlich gestatte man mir noch einige Worte in betreff des Umstandes, daß mehrere Abschnitte in diesem Buche in der Anlage mit Kapiteln der in demselben Verlage erschienenen „Deutschen Geschichten" übereinstimmen. Als ich mich veranlaßt sah, die eben genannten Bändchen an Stelle der früher damit beschäftigten Verfasserin in den Jahren 1867 und 1868 zu vollenden, ließ sich dies nur bewerkstelligen, wenn ich hierzu unter anderm die für das „Ehrenbuch" gesammelten Materialien, welche zum Teil aus der Feder des Herrn Dr. Große, zum guten Teile von meiner Hand herstammten, benutzte. Noch lag zu jener Zeit die Absicht vor, das „Ehrenbuch" in wesentlich erweiterter Gestalt herauszugeben. Darüber aber ist nun, wie oben bemerkt, mein Mitarbeiter gestorben, und es blieb mir damals nichts übrig, als die dem „Ehrenbuch" entlehnten Partien demselben wieder zurückzuerstatten, natürlich dem Alter, für welches dieses Werk gedacht ist, entsprechend bearbeitet. Ich selbst befand mich zu jener Zeit nicht in der Lage, in einem Ersatze dem vorliegenden Gedenkbuche etwas Besseres zu bieten, und habe daher keinen Anstand genommen, das vorliegende Material in der gedachten Weise zu verwenden. Die hier in Betracht kommenden Abschnitte sind jedoch unterdessen bei mehrfach nötig gewordenen neuen Auflagen der „Deutschen Geschichten", dem entsprechenden Kindesalter angemessen, wiederholt umgearbeitet worden. Diejenigen Freunde der Verlagsbuchhandlung nun, welche die dritte Sammlung der „Deutschen Geschichten" erworben haben, besitzen darin einen Teil des Inhalts des „Ehrenbuches", für ein Kindesalter von zehn bis zwölf Jahren gedacht, während die Kapitel des vorliegenden Buches, welche gleichen Inhalts sind, diesmal wiederum, und zwar mit Rücksicht auf die Erfordernisse eines reiferen Jugendalters, wesentliche Verbesserungen und Umgestaltungen erfahren haben.

Handelt es sich darum, der herangewachsenen Jugend ein Buch über die wichtigsten Ereignisse der neueren deutschen, beziehentlich preußischen Geschichte in die Hand zu geben, so dürfte das „Vaterländische Ehrenbuch" in seinen drei Bänden diesen Zweck wohl erfüllen. — Für ein früheres Jugendalter aber möchte ich dieselben weniger geeignet halten; es ist insbesondere jenen Familienkreisen entbehrlich, welche die erwähnte Sammlung der „Deutschen Geschichten" für ihre Kinder schon angeschafft haben oder noch anzuschaffen gedenken.

Leipzig, am 29. August 1881.

Franz Otto.

# Inhalt.

## Zweite Abteilung.

# Befreiung Deutschlands vom Joche der Fremdherrschaft

während der Jahre 1813 und 1814

oder

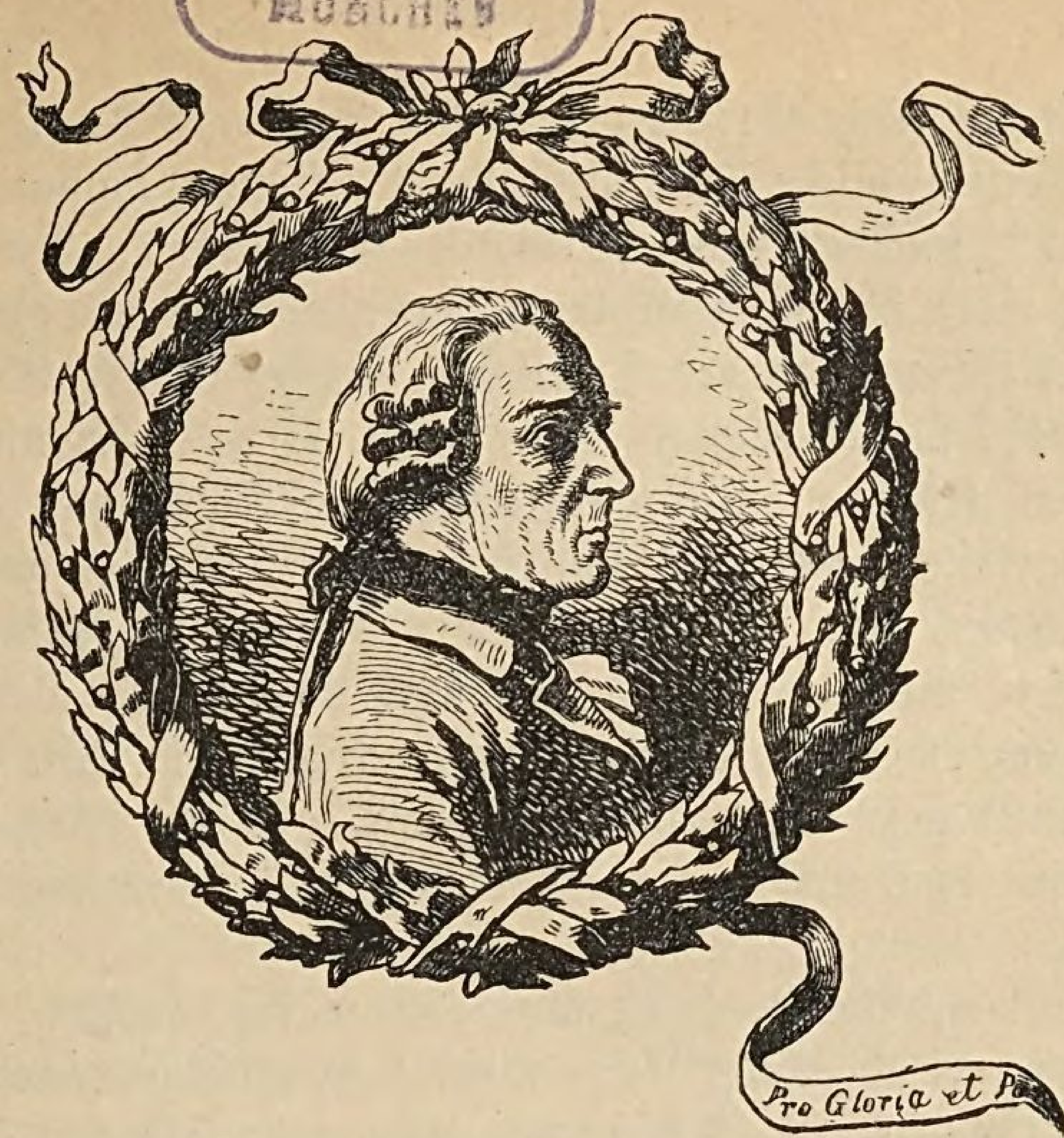
# die Preußen zum erstenmal in Paris.

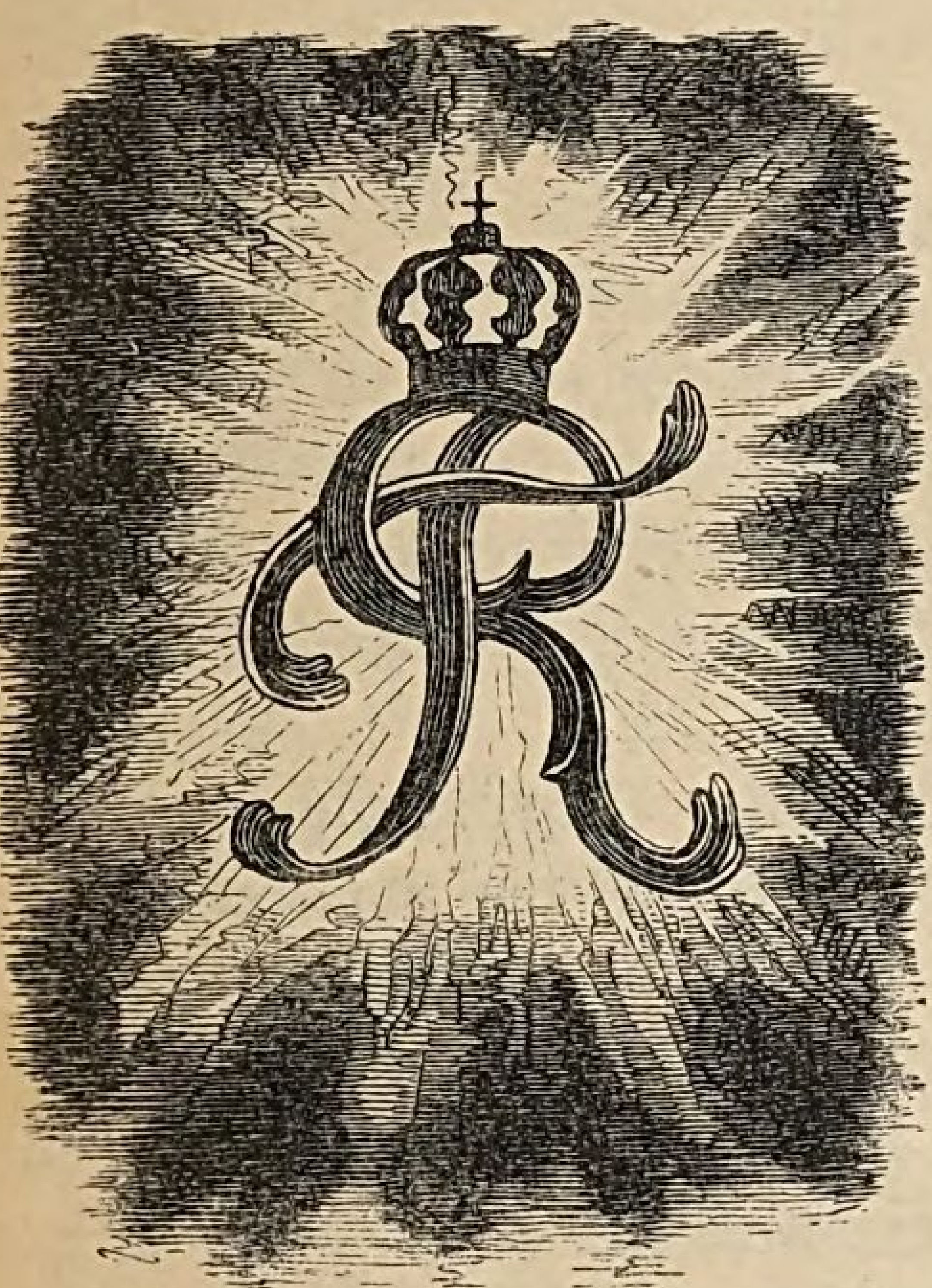
---

## Tonbilder:

# Vaterländisches Ehrenbuch.

## Große Tage
aus der Zeit der Befreiungskriege.



# Einleitung.

Zustände während der Regierung Friedrichs II. Fürsorge des Königs. Der Staat Friedrichs beim Tode desselben. — Friedrich Wilhelm II. und sein Regiment; Vergrößerung von Preußen. Zunahme der inneren Schwäche. Drohender Zerfall.

„Wann wird wieder solch ein König
das Diadem adeln?“
(Fürst Kaunitz.)

Am 31. Mai 1740 hatte Friedrich II., von seinen Zeitgenossen der „Große“, von der dankbaren Nachwelt der „Einzige“ genannt, den Thron seiner Väter bestiegen, mit dem Willen und der Kraft, dem preußischen Staate die gebietende Stellung zu verschaffen, zu welcher einst der Große Kurfürst den Grund gelegt und zu deren Ausbau dessen beide Nachfolger die Mittel vorbereitet hatten. — Am 20. Oktober desselben Jahres war mit dem Tode Kaiser Karls VI. der habsburgische Mannesstamm erloschen, und damit bot sich dem jungen Herrscher die erwünschte Gelegenheit, seinem Staate den Zuwachs an Macht und Ansehen zu erwerben, welcher der 1701 erlangten Königswürde entsprach.

Preußen war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nur ein Schatten von dem, was es unter diesem großen Fürsten und seinen Nachfolgern geworden ist. Heute ist sein ruhmbedeckter König zugleich Kaiser des wieder geeinigten Deutschen Reiches, dessen Einigung sein Werk ist; damals mußte Preußens Herrscher seine

Unabhängigkeit, ja seine Existenz, mit der Waffe in der Hand erst erkämpfen. Heute zählt der preußische Staat fast 30 Millionen, damals kaum ein Zwölftel dieser Volkszahl, nämlich nur 2400000 Einwohner; Berlin mit seiner Bevölkerung von mehr als einer Million ist gegenwärtig die größte Stadt Deutschlands und als Hauptstadt des Deutschen Reichs in die Reihe der Weltstädte eingetreten, während es damals von kaum 70000 Menschen bewohnt war. Jetzt stehen dem Könige von Preußen in seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser zur Verfügung, teils unter den Waffen, teils des Winkes gewärtig, nötigenfalls 1500000 Krieger, zur Zeit seiner Thronbesteigung konnte Friedrich II. nur 72000 Soldaten mustern, von denen noch dazu mehr als ein volles Dritteil aus fremden Ländern herbeigeführt, nicht selten durch List, Betrug und Gewalt zum Kriegsdienste gezwungen war, während jetzt fast jeder deutsche Soldat ein Landeskind und, was noch mehr sagen will, fast jedes waffenfähige Landeskind ein Soldat ist.

So fand denn Friedrich II. nur ein mäßig großes, schwach bevölkertes Reich vor; aber freilich, dieses kleine Reich war wohlgeordnet, bildete ein starkes, festgeschlossenes Ganze, der Schatz war mit mehr als sieben Millionen harten Thalern gefüllt und das Heer war das kriegstüchtigste und schlagfertigste in Europa.

Wie der junge Monarch seinen königlichen Beruf auffaßte, sollte man bald gewahr werden. „Es ist Unsere Meinung nicht“, so sprach er schon zwei Tage nach seiner Thronbesteigung zu seinen Ministern, „daß Ihr uns inskünftige bereichern und Unsere armen Unterthanen bedrücken sollt, im Gegenteil muß des Landes Vorteil den Vorzug vor Unserem eigenen haben.“ In Übereinstimmung damit erklärte er fast um dieselbe Zeit den mit der Verwaltung der großen Güter beauftragten Behörden, „daß er jeden seiner Unterthanen ‚vergnügt und glücklich‘ sehen wolle, am wenigsten aber durch Kränkung der Unterthanen bereichert zu werden wünsche.“

Danach handelte denn auch Friedrich II. von seiner Thronbesteigung an bis zu seinem Tode, in den glücklichen Zeiten des Friedens wie während der verhängnisvollen Kriegsjahre. Und wenn auch hier und da Mißgriffe mit unterliefen, so werden diese durch die Zeit entschuldigt — der schließliche Erfolg liegt immer in der Vorsehung Hand, und für ein glückliches Gelingen vermag daher oft auch die größte Weisheit nicht einzustehen.

„Selbst ist der Mann“, und „das Auge des Herrn sieht zwiefach“, das waren die Grundsätze, deren unabläſſige Befolgung zu den glänzendsten Regierungstugenden des Königs gehört. In eigner Person überzeugte er sich von den Fortschritten seines Landes und ließ es sich bis in sein höchstes Alter angelegen sein, durch persönliche Aufmunterungen, welche er dem Ackerbau, der Industrie, der Gewerbthätigkeit zu teil werden ließ, den Wohlstand seiner Unterthanen zu heben.

Die großen Bauten, welche der König in Berlin, in Potsdam und in Sanssouci in Angriff nehmen ließ, hatten viele brauchbare Handwerker, vornehmlich aus Sachsen, in das Land gezogen; auch pflegten namentlich zur Zeit der Ernte fleißige Arbeiter in großer Zahl ins Magdeburger Gebiet zu kommen. Sie alle ließ Friedrich durch vorteilhafte Anerbietungen zur Ansiedelung ermuntern,

und gern folgten die meisten einer solchen Aufforderung, wie auch ein großer Teil der im Ausland angeworbenen Soldaten nach der Entlassung aus dem Kriegsdienste in Preußen verblieb und die Zahl tüchtiger Kräfte und an Gehorsam gewöhnter Unterthanen vermehrte. Der König erließ weiterhin an seine Minister den ausdrücklichen Befehl, „so viel Fremde von allerhand Gewerben, Charakter und Gattung, als es sich nur immer thun lasse, in das Land zu ziehen", und griff hierdurch sowie durch die Begünstigungen, welche er allen „nützlichen und geschickten Leuten" angedeihen ließ, der industriellen Thätigkeit mächtig unter die Arme; zusehends hob sich der Wohlstand seines Landes.

So willig der König auch äußerlich die Tapferkeit seiner Waffengefährten und ein erfolgreiches Wirken seiner Beamten anerkannte, so freigebig er überhaupt jedes Verdienst zu würdigen bereit war, so hat er doch niemals Geld verschwendet, vielmehr war er ein überaus gewissenhafter Haushalter und ging in bezug auf weise Sparsamkeit seinen Unterthanen mit leuchtendem Beispiel voran. Daher waren ihm auch für Landesverbesserungen und neue Kulturmittel, für Förderung der Manufakturthätigkeit, zur Einführung neuer Industriezweige stets die nötigen Mittel zur Hand, und gern und freigebig gab er zu solchen Zwecken die größten Summen her, sobald er überzeugt war, dem Wohle des Landes damit zu dienen. Vor allem richtete der König seine Aufmerksamkeit auf die Herstellung guter und bequemer Verkehrswege für den Handel, und wenn auch in den ersten Jahren seiner Regierung das Kriegsgetöse die unternommenen Arbeiten mehrfach ins Stocken brachte, so waren doch bereits im Jahre 1767 eine Reihe wichtiger Kanalbauten so weit gefördert, daß die Verbindung sämtlicher binnenländischen Provinzen seines Staates mit der Nord- und Ostsee um viele, viele Meilen verkürzt war und überall gewinnbringender Handel sich entwickeln konnte.

Daß trotz der königlichen Fürsorge um Hebung der Volkswohlfahrt dieser bisweilen auch schlecht gedient wurde, ist natürlich und war zum Teil Folge jener engherzigen volkswirtschaftlichen Anschauungen, von welchen im vorigen Jahrhundert selbst die Erleuchtetsten sich nicht loszuwinden vermochten. So war der König der an sich ganz richtigen Meinung, daß es vom Übel sei, wenn in einem Lande wie Preußen der Wert der Einfuhr fortdauernd den der Ausfuhr übersteige, aber die Maßregeln, welche zur Verhütung dieses Übelstandes ergriffen wurden, waren vielfach nicht die richtigen. Die inländische Fabrikthätigkeit wurde zum Schaden des Gemeinwohls oft künstlich erhalten, zahlreiche Einfuhrverbote wurden erlassen, und weitgehende Privilegien, die niemals einem Lande zum Segen gereichen, wurden einzelnen Bevorzugten erteilt. Doch lag ein solches Verfahren in den Anschauungen jener Zeit begründet; in fast allen übrigen Staaten that man dasselbe, und erst einer späteren Zeit war es vorbehalten, diese Vorurteile zu beseitigen und den richtigen Weg finden zu lassen.

Die Kraft und einzige Art und Weise, mit welcher Friedrich II. überall auftrat, wirkte anfangs auf die Zeitgenossen zu seltsam, als daß sie die Größe dieser Erscheinung allseitig zu würdigen vermocht hätten.

Ja, selbst die Weitersehenden erkannten erst mit der Zeit so recht, wes Geistes Kind der Mann sei, der im Jahre 1740 Preußens Thron bestiegen. Erst nach den mutig und ohne Überhebung begonnenen und mit ungeahnt glänzendem

Erfolge zu Ende geführten Schlesischen Kriegen, als man in den neu erworbenen Provinzen, in Schlesien wie in Ostfriesland, sein echt königliches Schalten und Walten erkannt, fing man an, dasselbe auch außerhalb Preußens zu begreifen.

Zu seiner Zeit gab es in Preußen noch große Strecken Landes, welche wenig mehr als Moore, Moräste oder sogenannte Brüche waren. Namentlich in der Neumark, an den Ufern der Warthe und Oder, lagen noch weite Landstrecken, welche für Menschen fast unzugänglich, nur wildem Getier als Zufluchtsstätte dienten. Diesen wandte Friedrich seine besondere Aufmerksamkeit zu; durchgreifende „Meliorationen", ein Lieblingsgegenstand des Königs, wurden in Angriff genommen, und bald zählten jene Gegenden der Neumark mit zu den gesegnetsten und fruchtbarsten der ganzen Monarchie. Nicht weniger als 280 Dörfer entstanden hier während der zehn Feiedensjahre zwischen dem zweiten Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege, und mit gerechtem Stolz konnte er sich rühmen, daß er hier ein ganzes Fürstentum erworben habe, „welches nicht einen Soldaten gekostet".

Als die Ausdauer und Feldherrngröße des Königs, seine Geschicklichkeit und Seelenstärke den kaum organisierten, bald nachher von fast allen Mächten Europas angefochtenen Staat ungeschmälert an Land und Ehren aus einem menschen- und güterverheerenden Kampfe herausgesteuert hatte, als es ihm gelungen war, sein durch die Lasten des langen Krieges fast erdrücktes und bis zur Ohnmacht erschöpftes Land in überraschend kurzer Zeit wieder zu blühendem Wohlstand emporzubringen, da gesellte sich zu der Begeisterung für den Helden die ehrfurchtsvolle Bewunderung vor dem „Solon" unter den Fürsten Europas.

Zu keiner Zeit hat sich dieser unermüdliche Monarch größer als Friedensfürst gezeigt als nach Beendigung des Krieges im Jahre 1763, als es galt, die heilende Hand an die Wunden zu legen, welche ein sieben Jahre andauernder Krieg den meisten Provinzen seines Reichs geschlagen. Alle vorhandenen Mittel wurden zum Wiederaufbau verwüsteter Dörfer und Städte und zur Wiederbelebung des stockenden Verkehrs in Stadt und Land verwendet. Allein in Schlesien und in der Neumark galt es, nahe an 15000 Wohnungen aufzubauen, in der Hauptstadt befanden sich 30000 Almosenempfänger! Über 40000 Scheffel Getreide und Mehl wurden an die Bedürftigen verteilt, und 35000 Armeepferde wurden den verarmten Gemeinden zur Bestellung des Ackers überlassen. Die Ausgaben für das Heer wurden auf das Allernötigste beschränkt, und Tausende von kräftigen Männern, entlassene Soldaten, wurden den Ortschaften, welche am meisten gelitten hatten, zur Abhilfe der dringendsten Not überwiesen. In gänzlich entvölkerten Landstrichen, und solcher gab es nach dem schrecklichen Kriege in Preußen nicht wenige, wurden neue Ansiedler eingesetzt; kurz, nichts wurde unterlassen, was die Kräfte des Staates zu beleben, die geschlagenen Wunden zu heilen geeignet war.

Dieses rasche und energische Eingreifen blieb nicht unbelohnt. Der König konnte mit Befriedigung wahrnehmen, daß sich sein Volk, ehe noch ein Jahrzehnt dahin war, von den Leiden der schweren Kriegsjahre schneller und merklicher erholt hatte, als dies in den Ländern seiner bisherigen Widersacher, obwohl dieselben bei weitem nicht so viel gelitten hatten, der Fall war.

Auch die bei der ersten Teilung Polens, im Jahre 1772, an Preußen gefallene Provinz Westpreußen ward ein Gegenstand landesväterlicher Fürsorge.



Der König sieht eine Provinz vor sich, deren Erwerb ihm nicht einen Mann gekostet hat.

An die Stelle der bisherigen Rechtlosigkeit und Verwirrung setzte der Monarch die gewissenhafte Rechtspflege, deren sich die übrigen Provinzen seines Landes erfreuten; die Leibeigenschaft ward aufgehoben, Schulen wurden gestiftet und noch manche andre segensreiche Einrichtungen zur sittlichen Hebung des Volkes ins Leben gerufen.

Eine ungewöhnliche Spannkraft und Energie, das waren die Mittel, durch welche Friedrich II. alle Kräfte des Staates zu entfalten und zusammenzuhalten wußte. Mit Recht sagte später einmal sein Bewunderer Napoleon von ihm: „Nicht sein Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die größten Mächte Europas verteidigt, sondern die Ausdauer jenes großen Königs, welche in den schweren Zeiten des Krieges nicht erlahmte.“ — Unermüdlich in seiner Sorge für die Wohlfahrt des Landes, gab der König die ganze gewaltige Arbeitskraft seines Körpers und seines Geistes freudig für den einen Zweck hin, den er niemals aus dem Auge verlor. Und wie stets, so wirkte auch hier die Pflichttreue und das Beispiel des Herrschers segensreich auf die Unterthanen und spornte auch diese zu regerer Thätigkeit an; jeder einzelne arbeitete unter Aufbietung aller Kräfte in seinem Kreise und ein stetes Wachsen des Gewerbfleißes, des Wohlstandes und der Bildung im preußischen Staate war die natürliche Folge.

Unter der Regierung des „einzigen“ Königs schwang sich daher die preußische Monarchie zu einer Kraftentfaltung, einer Leistungsfähigkeit empor, wie man sie von dem mit natürlichen Hilfsmitteln so dürftig ausgestatteten Lande kaum jemals hatte erwarten können. Trotz der gewaltigen Ausgaben, welche die schweren Kriegsjahre im Gefolge gehabt hatten, trotz der nicht minder großen Ausgaben für die materielle Hebung des Landes, für neue Einrichtungen und Verbesserungen, nahm doch die Schatzkammer alljährlich noch bedeutende Ersparnisse auf, die beim Tode Friedrichs II. die Summe von 80 Millionen Thalern erreicht hatten, ein Erfolg, der um so schwerer in die Wagschale fiel, als schon damals fast sämtliche europäische Regierungen, dank dem Vorbilde des französischen Hofes, mit einer bedeutenden Staatsschuld zu kämpfen hatten.

Daß solche Errungenschaften Friedrichs II. die Zeitgenossen zur Bewunderung hinreißen und zur Nachahmung anspornen mußten, bedarf nicht der Ausführung, und so sehen wir denn, wie nach dem Siebenjährigen Kriege allüberall in Europa die Staatsverwaltungen nach preußischem Muster eingerichtet wurden. Wenn ein Habsburger, der edle Kaiser Joseph, wenn selbst die Beherrscherin Rußlands, die Kaiserin Katharina II., dem Beispiel des Preußenkönigs folgend, in ihren Landen den Geist der Aufklärung zur Geltung zu bringen suchten, so konnte Friedrich die Arbeit seines Lebens nicht als verloren betrachten. Aber wie viele der Nachahmer blieben nicht nur weit hinter ihrem Vorbilde zurück, sondern erzielten nicht selten gerade das Gegenteil von dem, was sie zu erreichen gehofft hatten. Friedrich II. war *selbst* die Seele, der bewegende Mittelpunkt seines Staates; alles, was geschehen sollte, nahm er persönlich mit der ihm eignen Thatkraft in die Hand und führte es mit einem unvergleichlichen Genie glücklich zu Ende. Nur so war es möglich geworden, den an natürlichen Hilfsmitteln nicht eben reichen und an sich immer noch verhältnismäßig kleinen Staat zu solcher Machtentfaltung zu bringen, wie sie die bis in die kleinsten

Einzelheiten einzig und allein in den Händen des Königs ruhende preußische Staatsverwaltung damals erzielte. Dieser Umstand wurde aber eben von den Zeitgenossen meist verkannt. Man hielt das System, nach welchem diese Staatsverwaltung geleitet wurde, für die Hauptsache, und man bedachte nicht, daß es allein die persönliche Leitung des Herrschers, seine gewaltige und alles überschauende Persönlichkeit und seine unvergleichliche Thatkraft war, welche solche Erfolge zu erringen vermochte.



Aufmunterung der Fabrikthätigkeit. Friedrich der Große besucht die neu erstandenen Fabriken. Nach Ad. Menzel.

Daher kann es denn auch nicht wunder nehmen, wenn überall die großen und kleinen Potentaten, welche es dem Großen Friedrich gleichthun zu können vermeinten, mit solchem Unterfangen gar kläglich Schiffbruch erlitten und trotz Neid und Haß die gewaltige Überlegenheit des Preußenkönigs bewundernd anerkennen mußten.

Leider waren jedoch nicht jene Herrscher allein in solchem Irrtum befangen; in Preußen selbst gab man sich, zum Unheil des Staates, wenigstens in den späteren Regierungsjahren Friedrichs II., dieser Täuschung hin. Man war stolz auf die hohe und gebietende Stellung, welche der preußische Staat im Rate der Völker einnahm, man freute sich der gedeihlichen Entwickelung und des blühenden Wohlstandes der Monarchie; aber man glaubte auch hier die errungenen Erfolge dem herrschenden Systeme der Staatsverwaltung zu gute halten zu müssen und vergaß dabei fast die Person des Fürsten, der allein diesem toten System das

Leben einhauchen konnte, der allein im stande war, die mit aufs äußerste gespannter Kraft arbeitende Staatsmaschine in ungestörtem Gange zu erhalten und einen Zusammensturz zu vermeiden. Man sah nicht und wollte nicht sehen, daß eine Katastrophe eintreten mußte, sobald ein Herrscher an die Spitze des Staates trat, dem es an der nötigen Kraft und Fähigkeit fehlte, die Staatsverwaltung im Sinne und Geiste des Großen Friedrich weiter zu führen, durch kluge und kraftvolle Maßnahmen das von ihm so schnell errichtete gewaltige Gebäude weiter auszubauen und ihm dadurch die noch fehlende Festigkeit zu geben.

Auch das preußische Heer, das in den Tagen seines Glanzes so Unübertreffliches geleistet hatte, war, wie Friedrich II. in seinen Schriften es selbst ausgesprochen hat, bei weitem nicht mehr das, was es bis zum Jahre 1763 gewesen war. Der Siebenjährige Krieg hatte die besten Kräfte desselben hinweggerafft, es fehlte an tüchtigen, kriegsgewohnten Offizieren, die einst so strenge Disziplin war vielfach gelockert, und zudem infolge der nach dem langen Kriege zur unumgänglichen Notwendigkeit gewordenen äußersten Sparsamkeit auch seine äußere Ausstattung nicht ausreichend und zweckentsprechend. Der streng militärische Geist und das soldatische Pflichtgefühl war infolge der langen Friedenszeit seit 1763 merklich geschwunden, und der kurze Scheinkrieg vom Jahre 1778 war nicht geeignet, dasselbe neu zu beleben.

Die Zustände in Europa waren zudem nicht dazu angethan, an eine ungestörte Fortentwickelung der Nachbarstaaten, an eine Friedenszeit zu glauben. Das benachbarte schon geteilte Polen schritt vielmehr in beschleunigtem Tempo seiner gänzlichen Auflösung entgegen. Die heftigen Kämpfe im englischen Parlamente, Nachwehen der Losreißung der Neuenglandsstaaten überm Atlantischen Meere, hallten noch nach, aber die Gegensätze der zwei großen Parteien im Lande, der Whigs und Tories, machten sich doch nur in Worten Luft. Dagegen lag in Frankreich eine Menge Zündstoff infolge des verderblichen, sittenlosen Wirtschaftens während der Regierung Ludwigs XV. zum Auffliegen bereit; es sollten die Sünden der Väter sich hier gar bald an Kind und Kinderskindern rächen! In Belgien und Ungarn hatten die Eingriffe des sonst so wohlmeinenden Kaisers Joseph in die Sonderrechte dieser Lande schon in den Jahren 1786 und 1787 die Brücke zur Empörung geschlagen; die Zerwürfnisse in den Generalstaaten von Holland, welche wenige Jahre nach dem Tode Friedrichs II. die Preußen ins Land führten, hatten schon begonnen; ebenso wucherten in Schweden schon die Keime zu jener Verschwörung unter dem unzufriedenen Adel, die nach wenigen Jahren (1792) bis zum Königsmorde sich verstieg. — Es hatte sich im Zeitalter der Aufklärung eben überall gefahrdrohender Zündstoff, so auch in Italien und Spanien angehäuft — — die Gärung war bis nach der Zarenresidenz an der Newa vorgedrungen, wo nur ein durchsichtiger Firnis die sittenlose, von der andrer europäischer Höfe wenig verschiedene Gesellschaft überdeckte.

Alles das erkannte der König selbst gar wohl, und schwere Befürchtungen für die Zukunft seines Staates, Befürchtungen, die er selbst mehrfach ausgesprochen hat, erhoben sich in seiner Seele. „Meine Nachkommen“, sagte er einmal, „werden mehr gethan haben als ich selbst, wenn es ihnen gelingt, dem Staate das zu erhalten, was ich ihm erworben habe.“

Das preußische Volk aber und mit ihm die große Mehrzahl der Zeitgenossen des großen Königs teilte solche Befürchtungen nicht. Man war überzeugt von der Unerschütterlichkeit des durch Friedrich II. ins Leben gerufenen Staatswesens, man glaubte, in träger Ruhe das Errungene ohne erneute Anstrengungen genießen zu dürfen, und dieser verhängnisvolle Irrtum trug gewiß zu einem guten Teile die Schuld an dem schnellen Verfall des preußischen Staates nach dem Tode Friedrichs des Einzigen und führte zwei Jahrzehnte später zur Katastrophe von Jena, fast zur Vernichtung der Monarchie.

Friedrich II. starb am 17. August 1786 und hinterließ seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., einen Staat von 3600 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von nahezu 6000000, dazu ein Heer von fast 200000 Mann und einen Staatsschatz von mehr als 80000000 Thalern.




Erregung der Gemüter in dem holländischen Nachbarlande.

Friedrich Wilhelm II. war nicht ein Herrscher, wie ihn die damalige Lage des preußischen Staates erheischte. Er gab, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, dem zufälligen Genusse, welchen das Königsamt gewährt, den Vorzug vor den ernsten Pflichten, deren Erfüllung dasselbe erfordert, und wiewohl ein begabter Fürst, fehlte es ihm doch an Ausdauer, an fester Willenskraft und vornehmlich an Vertrauen zu sich selbst. Zahlreiche politische und volkswirtschaftliche Mißgriffe und Wandlungen waren die nächste Folge des Regierungswechsels, und schon in den ersten Regierungsjahren des neuen Königs konnte sich niemand mehr der Überzeugung verschließen, daß der preußische Staat mit Riesenschritten seinem Verfall entgegen gehe. Selbst der wohlfeile Erfolg, welchen Preußens Politik und Preußens Heer noch im Jahre 1789 in Holland errang, wo ein unblutiger Feldzug von wenigen Tagen genügte, den dort ausgebrochenen Aufstand

niederzuwerfen und den vertriebenen Erbstatthalter, den Schwager des Königs, mit Waffengewalt auf den Thron zurückzuführen, vermochte die Weiterschauenden über die wahre Lage des Staates nicht zu täuschen, das preußische Volk war allerdings zu seinem Unheil in seiner irrigen Ansicht von der unerschütterlichen Machtstellung Preußens durch den leicht errungenen Sieg noch bestärkt worden. Aber die im Jahre 1789 ausbrechende französische Revolution und der unwürdige Verlauf der Kämpfe und politischen Verwickelungen, in welche auch der preußische Staat durch dieselbe hineingezogen wurde, sollte, leider zu spät, auch den in ihren Vorurteilen Befangenen die Augen öffnen.

Ehe wir indessen näher auf diese Ereignisse eingehen, wollen wir unsre Leser einen Blick thun lassen auf die Verhältnisse des Deutschen Reiches, wie sich dieselben seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Ausbruch der französischen Revolution gestaltet hatten. Nur so wird es ihnen möglich sein, zu begreifen, wie das einst so mächtige und starke Reich so schnell und so schmachvoll den von Westen her heraufziehenden Stürmen erliegen konnte.

Infolge der Thronbesteigung Friedrichs des Großen und des, wie schon erwähnt, fast gleichzeitigen Aussterbens des habsburgischen Mannsstammes war die schon seit Jahrhunderten fortwährend geschwächte und durch den Dreißigjährigen Krieg fast zu einem leeren Schein herabgedrückte Einheit Deutschlands vollständig zerrissen worden. Friedrich II. hatte mit der ausgesprochenen Absicht, sein Land völlig unabhängig vom österreichischen Kaiserhause zu machen, den preußischen Königsthron bestiegen, und mit seltener Ausdauer und Thatkraft hatte er diese seine Absicht zu verwirklichen gewußt. Der Kern des Königreichs war der evangelischen Religionsgemeinschaft zugethan — Preußen galt schon längst als Vormacht des Protestantismus, das Kaiserhaus Österreich als Schirmherr der katholischen Kirche. Neue wertvolle Ländererwerbungen gaben jetzt dem preußischen Staat eine bessere Abrundung und festeren Zusammenhang, und Friedrichs erfolgreicher Kampf gegen das halbe Europa hatte das Königreich Preußen ebenbürtig in die Reihe der europäischen Großmächte eingeführt. Allerdings war der Staat auch fernerhin, wenigstens mit einem Teil seines Gebietes, ein Glied des Deutschen Reiches, aber seine Zugehörigkeit zu demselben bestand eben nur dem Namen nach, in Wirklichkeit stand jetzt die Großmacht Preußen der Großmacht Österreich ebenbürtig gegenüber, und das Streben beider Staaten war auf die Erringung einer gebietenden Machtstellung in Deutschland gerichtet. Dadurch war das Deutsche Reich in zwei feindliche Lager zerfallen, und all die kleinen Staaten, welche in diesem Kampfe der beiden mächtigen Nebenbuhler eine selbständige Stellung nicht zu behaupten vermochten, sahen sich genötigt, an einen von beiden sich anzuschließen und bei ihm Schutz und Hilfe gegen den andern zu suchen.

Dagegen waren die Mittelstaaten, vor allen Bayern, gleichfalls nach Selbstständigkeit verlangend und in diesem ihrem Verlangen durch das Beispiel Preußens bestärkt, womöglich an auswärtige Staaten sich anzulehnen bestrebt und nahmen deren nur zu bereitwillig gewährte Hilfe gegen die eignen Stammesgenossen in Anspruch. Ja, es waren traurige Zustände im Deutschen Reiche; und doch, wie konnte es anders sein, wenn die habsburgischen Kaiser selbst seit Jahrhunderten je länger je mehr ihre hohe kaiserliche Pflicht, Mehrer und Hüter des Reiches zu

sein, aus den Augen verloren hatten und nur auf Vergrößerung der eignen Hausmacht selbst auf Kosten des Reiches bedacht gewesen waren? Sahen sich doch selbst deutsche Reichsfürsten in ihrem Besitzstande durch Österreich bedroht und während der letzten Regierungszeit Friedrichs II., auf dieses letzteren Betreiben, zur Bildung eines „Fürstenbundes" veranlaßt, welcher den ausgesprochenen Zweck hatte, die Übergriffe des Kaisers zurückzuweisen.

Daß unter solchen Umständen von einem deutschen Nationalgefühl kaum noch die Rede sein konnte, ist selbstverständlich. Kaum erinnerte sich das Volk noch der einstigen Größe und Herrlichkeit des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation", und das einst so lebendige Gefühl für die Stammverwandtschaft und Zusammengehörigkeit aller deutschen Staaten war fast gänzlich verschwunden. Aller Patriotismus drehte sich einzig und allein um Erhaltung oder Erweiterung der eignen Landesgrenzen, und das erste und eifrigste Bestreben der deutschen Fürsten blieb dahin gerichtet, der Zugehörigkeit zu Kaiser und Reich sich womöglich zu entziehen. Selbst die Besten der Nation wandten sich fast mit Verachtung von den traurigen Zuständen im Innern des gemeinsamen Vaterlandes ab. That doch Lessing einmal den Ausspruch: „Ich habe von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich gern entbehre." Dem großen Denker, der sein ganzes Leben der geistigen Erweckung der Nation gewidmet hatte, ist aus solchen Worten kein Vorwurf zu machen, denn er sprach damit nur aus, was nahezu alle deutschen Geistesheroen jener Zeit auch hätten als ihre Überzeugung aussprechen können; aber tief beschämend war es für unser Volk, daß es in selbstsüchtiger Verfolgung von Sondergelüsten seine gemeinsamen Interessen so vollständig hintangesetzt, ja, leider müssen wir es sagen, so verächtlich gemacht hatte, daß solch ein Ausspruch überhaupt möglich war. Wie konnte auch ein Mann von hohem Geist in solch kleinlichem Gebaren überhaupt Befriedigung finden, für ein so tief gefallenes Vaterland sich noch begeistern!

So führte also das Deutsche Reich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gleichsam nur noch ein Scheinleben, der altehrwürdige Name war da, aber wo war das Reich, dessen Kaiser einst durch ihr Wort die Welt erzittern machten? — Zerrissen und zersplittert in Hunderte von Staaten und Staatchen, weltliche und geistliche, adlige und städtische Herrschaften, machtlos nach außen und uneinig im Innern, war das altehrwürdige heilige römische Reich deutscher Nation fast zum Spott seiner Nachbarn geworden, die ohne Scheu und ungestraft schon seit Jahrhunderten ein kostbares Gebiet desselben nach dem andern an sich gerissen hatten. Wie sollte das anders werden?

Wenn Deutschland überhaupt wieder ein einiges Reich werden sollte, so blieb nur ein Mittel: eine gänzliche Umgestaltung mußte eintreten, ein neues Kaiserhaus mußte in Deutschland erstehen, und ein kraftvoller Kaiser die feste Einigung der Nation in die Hand nehmen. Die jetzige Generation sieht dieses Ziel verwirklicht; ein starkes, einiges Deutschland ist aus dem losen Staatenbunde geworden, und machtgebietend wie kaum je steht wieder das Deutsche Reich im Herzen Europas da. — Aber zu Ende des vorigen Jahrhunderts war man von diesem Ziele noch weit entfernt, die Zeit für eine solche feste Konstituierung war noch nicht gekommen; schwere Prüfungen standen Deutschland erst noch bevor,

eine Zeit schmachvollsten Niedergangs mußte erst überwunden werden, ehe es dazu kam, sich im Schamgefühl über die eigne Schande nach vielen, vielen Jahren wieder zu einer gemeinsamen ehrenvollen That aufzuraffen und durch einen gemeinsamen Kampf für das gemeinsame Vaterland das erhebende Bewußtsein wachzurufen, im Rate der Nationen wieder als ein großes Volk angesehen zu werden, das gehört und respektiert zu werden den Willen und die Macht hat.

---

Unter Blitz und Donner, Verwüstung im Gefolge, hatte sich im Jahre 1789 das Heranziehen eines neuen Zeitabschnitts verkündet. Das Volk von Frankreich erhob sich gegen seine Bedrücker und benutzte seinen schnell errungenen Sieg zur Verfolgung und Vernichtung derjenigen, von welchen die seit Jahrhunderten erlittene Unbill ausgegangen war. Freiheit und Gleichheit ward gepredigt, mit einem Schlage streifte das französische Volk, freilich unter Greueln der entsetzlichsten Art, das Joch der Mißachtung ab, unter dem es jahrhundertelang geseufzt hatte. Ein allgemeiner Umsturz aller bestehenden Verhältnisse in Frankreich war die nächste Folge der französischen Revolution; aber bald zog diese ihre Kreise weiter und weiter und führte auch innerhalb der übrigen Staaten Europas eine vollständige Umwandlung der bisherigen Regierungs- und Anschauungsweise herbei. Die Völker wurden begehrlicher nach der ihnen nur zu lange vorenthaltenen Freiheit und verlangten mit Recht nach einer Verbesserung ihrer Lage. Diesen völlig veränderten Zuständen gegenüber erschienen Männer von Energie und Entschlossenheit doppelt nötig; denn der Kampf der Verkündiger der Völkerfreiheit mit den Anhängern der zu Boden geworfenen mittelalterlichen Standesvorzüge, den Bannerträgern der Tyrannei und Geistesbevormundung, tobte auf dem einen Flecke nur aus, um auf einem andern wieder emporzulodern. Nur unter andern Formen gab sich überall das Bedürfnis nach besserer Gestaltung der sozialen und politischen Zustände kund. Dafür fehlte jedoch den Machthabern Deutschlands die nötige Einsicht: die ererbte Staatsweisheit ging über den beschränkten Horizont der einzelnen Souveränitäten nicht hinaus.

Bei allen gebildeten Deutschen hatten die ersten Nachrichten von den Vorgängen in Frankreich, von der Verkündung der Menschenrechte, von der Abschaffung der feudalen Lasten, von der Verheißung allgemeiner Freiheit und Gleichheit der Menschen unermeßlichen Jubel erregt, und in schwungvollen Oden gab selbst ein Klopstock seine Begeisterung kund. Allerdings gesellte sich dieser Begeisterung für die hohen Ziele der französischen Revolution bald der gerechte Abscheu vor den Greueln und blutigen Gewaltsamkeiten, mit welchen man dieselben verwirklichen zu müssen meinte. Die deutschen Fürsten teilten diesen Abscheu, aber sie teilten nicht jene Begeisterung. Der Brand des Nachbarhauses erschien ihnen gefahrdrohend für ihr eignes, und durch strenge Maßregeln suchten sie von ihren Landen die neuen Ideen fernzuhalten, die, wo sie dennoch eindrangen, unterdrückt wurden. Zugleich schickten sie sich an, die gefährliche Bewegung, deren Bedeutung sie durchaus verkannten, an dem Orte ihrer Entstehung selbst zu bekämpfen, und die bedrohte Lage des mit einer habsburgischen Prinzessin vermählten Königs Ludwig XVI. und der von Not, Schmach und Elend heimgesuchten französischen Königsfamilie bot dazu den nächsten Anlaß. Ein Bündnis kam zustande, und

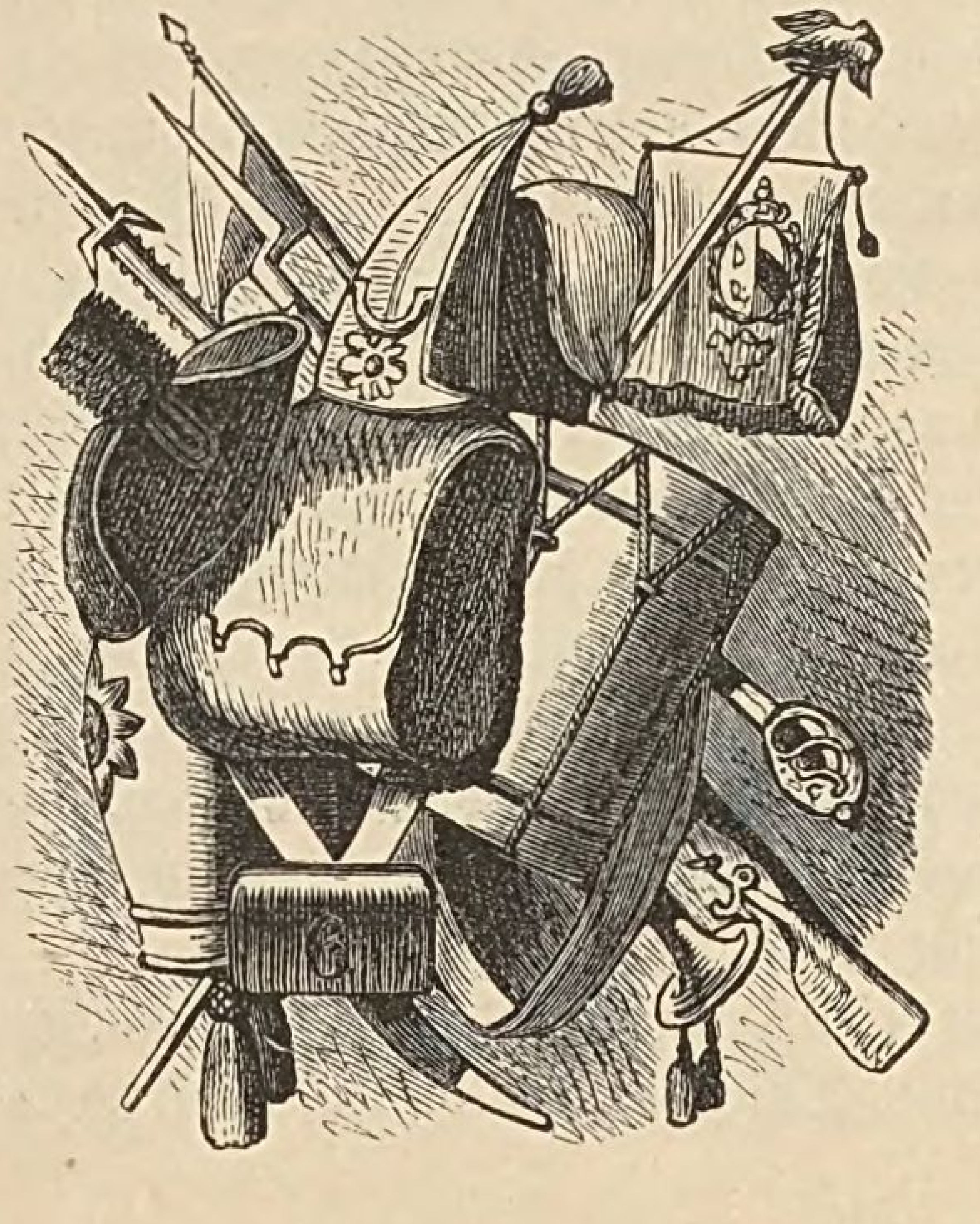
kaiserliche und preußische Heere brachen in Frankreich ein; doch der ohne rechten Plan und gegenseitiges Vertrauen begonnene und ohne Energie und guten Willen fortgesetzte Feldzug fügte den preußischen Lorbeeren kein frisches Reis weiter zu, vielmehr gingen infolge der Uneinigkeit zwischen den Oberbefehlshabern und weil man, wie schon erwähnt, die eigentliche Bedeutung der Bewegung auf deutscher Seite durchaus verkannt hatte, die anfänglich errungenen Vorteile wieder verloren, und der besseren Erfolg nicht versprechenden Kriegführung müde, bot die preußische Regierung den französischen Machthabern zu einem Separatfrieden die Hand. So kam am 5. April 1795 der vielfach angefochtene Friede zu Basel zustande, durch den die preußische Staatskunst an Achtung und Ansehen nicht weniger einbüßte, als das preußische Kriegsheer infolge der schlaffen und unentschlossenen Kriegführung an dem bisherigen Ruhme seiner Unüberwindlichkeit verloren hatte. Durch den Baseler Friedensschluß war das bisherige Bündnis zwischen Österreich und Preußen, das allerdings niemals ein recht aufrichtiges gewesen war, zerrissen. Eine sogenannte Demarkationslinie sicherte Preußen und den norddeutschen Staaten, welche Friedrich Wilhelms II. Vermittelung in Anspruch nahmen, für den ferneren Verlauf des Krieges eine strenge Neutralität, und Österreich stand jetzt allein dem immer mächtiger und durch die errungenen Erfolge immer kühner werdenden Gegner gegenüber. Und günstig genug waren trotzdem in diesem und dem folgenden Jahre die österreichischen Waffenerfolge: die Franzosen wurden mehrfach entscheidend geschlagen, die verloren gegangenen Festungen zurückerobert und die französischen Heere unter starken Verlusten über den Rhein zurückgedrängt. Aber schon hatte „der Mann des Jahrhunderts“, Napoleon Bonaparte, seine glänzende Feldherrenlaufbahn betreten. Durch ein nahezu tollkühnes Vorgehen, das bei einiger Umsicht und Entschlossenheit der Österreicher seinen Untergang herbeiführen mußte, raubte er dem weit überlegenen Gegner die Besinnung und wußte den günstigen Augenblick dieser allgemeinen Bestürzung zur Erlangung eines Waffenstillstandes zu benutzen, dem wenige Monate später (17. Oktober 1797) der Friede zu Campo-Formio folgte, der für Österreich nicht weniger demütigend, für das Deutsche Reich nicht weniger verderblich war als jener zu Basel. Auch der Friede von Campo-Formio war nur ein Separatfriede zwischen Frankreich und Österreich; der Reichsfriede und damit die nach den weitgehenden Besitzänderungen notwendige Neuordnung der Verhältnisse der verschiedenen deutschen Staaten zu einander sollte einem noch gegen Ende desselben Jahres in Rastadt zusammentretenden Friedenskongreß vorbehalten werden.

Ehe wir indes an dieser Stelle fortfahren, die Ereignisse im Fluge an uns vorüberziehen zu lassen, müssen wir einen Augenblick zu dem preußischen Staate zurückkehren, an dessen Ostgrenze sich inzwischen ein geschichtlich notwendiges und lange vorbereitetes Ereignis vollzogen hatte — die zweite und endlich die dritte und letzte Teilung Polens, infolge deren ein einst mächtiges und blühendes Reich, allerdings durch eignes Verschulden, aus der Reihe der selbstständigen Staaten ausschied und als willkommene Beute seinen mächtigeren Nachbarn in die Hände fiel.

Schon im Jahre 1793 war infolge des eigenmächtigen Vorgehens Rußlands die zweite Teilung Polens zur Notwendigkeit geworden, und die dadurch

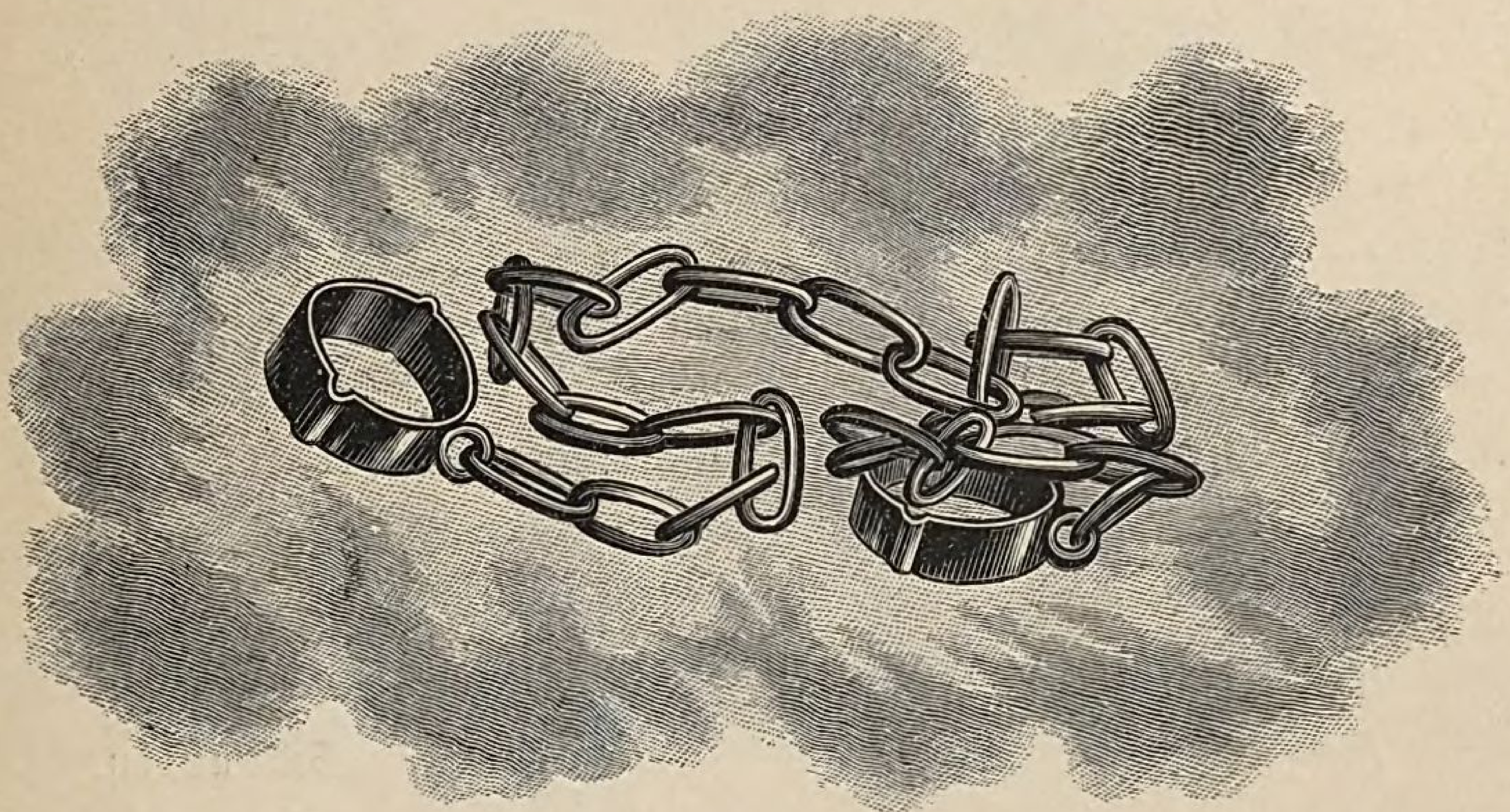
entstandenen politischen Verwickelungen trugen einen guten Teil der Schuld an der schlaffen und kraftlosen Kriegführung gegen den westlichen Nachbar; zwei Jahre später (1795) erfolgte dann die dritte und letzte Teilung des polnischen Reiches, und wiederum waren es die dieserhalb entstandenen Wirren und Kriegsgefahren, welche den Franzosen zu gute kamen, insofern hauptsächlich durch sie der Baseler Friede herbeigeführt wurde, weil Friedrich Wilhelm II. im Westen freie Hand haben wollte, um mit um so größerem Nachdruck im Osten seine Ansprüche geltend machen zu können. Dieser Zweck wurde denn auch vollauf erreicht: für Preußen wurden im Osten und Nordosten ausgedehnte, zum Teil sehr fruchtbare Landstriche, ja schließlich die Königsstadt Warschau gewonnen.

Schon das Jahr 1791 hatte auch die Markgraftümer Ansbach und Baireuth unter die Herrschaft des preußischen Adlers gebracht; kurz Preußen nahm auch unter dem Nachfolger des Großen Friedrich trotz kriegerischer Mißerfolge an äußerem Umfang zu. Aber wie sah es im Innern des Staates aus? Hatten auch hier die Erfolge gleichen Schritt gehalten mit der äußeren Machterweiterung? — Leider war das nicht der Fall. Zwar waren, dank dem Einflusse unsrer Nachbarn über dem Rhein, die verkommenen Zustände in unserm Vaterlande vielfach erkannt, manches Abgestorbene war auch hinweggeräumt worden; das gering geachtete Bürgertum hatte sich auch bei uns wieder Geltung zu verschaffen gesucht; aber von rechtem Fortschreiten konnte unter den kurzsichtigen Ratgebern Friedrich Wilhelms II. nicht die Rede sein. Es genügte nach ihrer Meinung vollständig, daß man es zugelassen, dieses und jenes nützliche Institut ins Leben zu rufen, und wer damit noch nicht zufrieden schien, den verwies man auf den ersichtlich gewachsenen Wohlstand des Landes. Zuletzt ging es entschieden rückwärts statt vorwärts. Der Monarch verlor nach und nach allen innern Halt, und altersschwache Generale suchten die Kriegstüchtigkeit des Heeres fast einzig und allein in der Pflege des Gamaschendienstes. Unter solchen Umständen hinterließ Friedrich Wilhelm II. den Staat verschuldet, die Regierungsmaschine arg zerrüttet, als er am 17. November 1797 zu seinen Vätern heimging.



## Erste Abteilung.

# Lehr- und Prüfungsjahre.



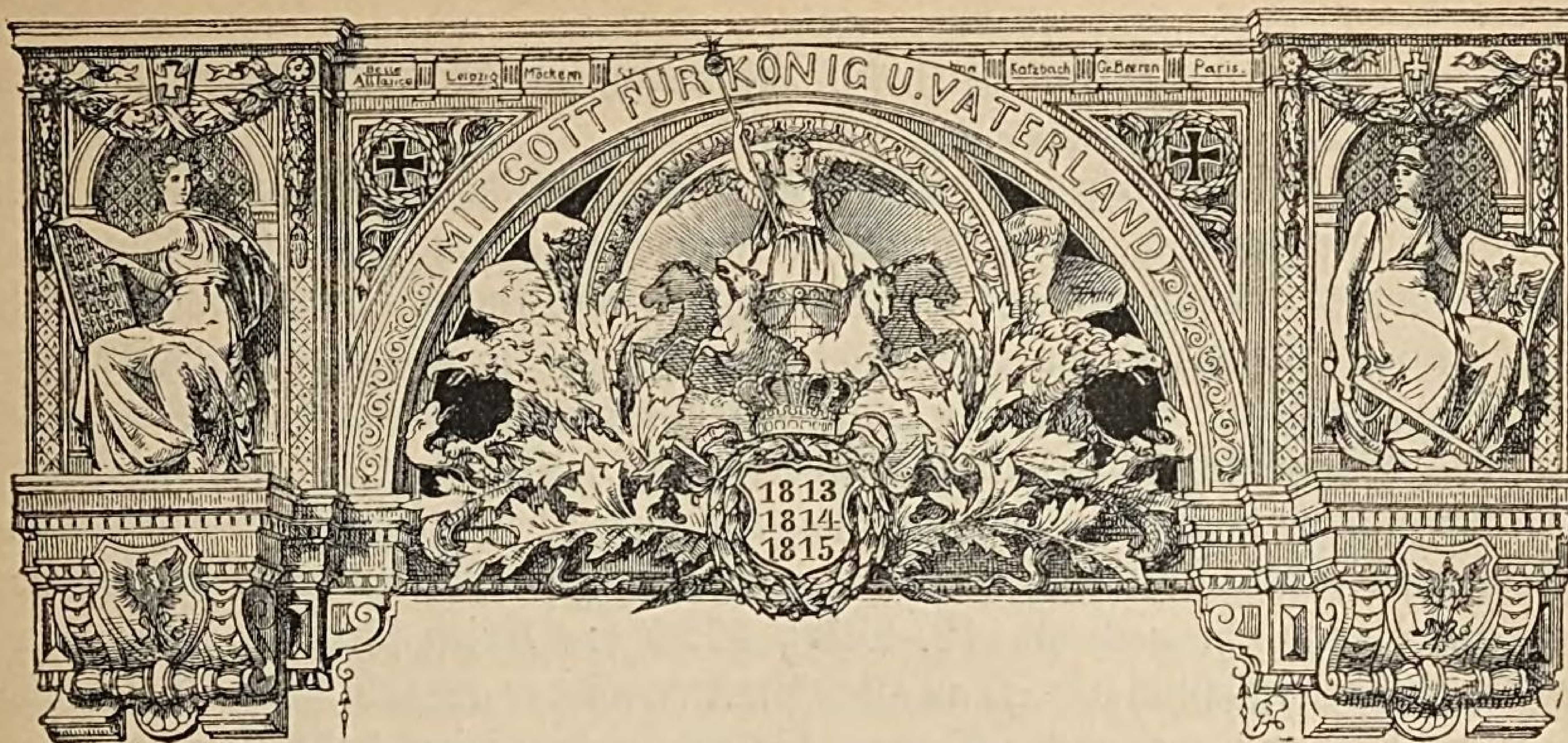
## Führer und Helden.

## Vorbereitungen zum Kampfe.

Ein einig großes Deutsches Reich,
Ein Recht, vor dem wir alle gleich,
Ein Volk, so stark als reich an Zucht,
Sein Wort voll Mark, sein Schwert voll Wucht,

Das helf' uns Gott — und dann genug!
Das andre wird mit Axt und Pflug
Und, muß es sein, mit Sturm und Waffen
Die deutsche Faust sich selber schaffen.

Scheurlin.




# Preußen unter Friedrich Wilhelm III.

bis zum Falle Preußens im Jahre 1806.

Acht Friedensjahre. Durchmarsch französischer Truppen durch preußisches Gebiet im Kriege gegen Österreich. Gegenseitige Verstimmung. Bildung des Rheinbundes. Täuschungen über die Stärke des Staates sowie der Heeresverfassung. Austausch von Kleve und Ansbach gegen Hannover. Erschießung Palms. Stimmung im Lande. Krieg mit Frankreich.

Der König, welcher zählt in schlummerloser Nacht
Und nach dem Zählen denkt, er habe noch zu wenig
Der Glücklichen gemacht,
Der König ist mein König!

Es war eine fortwährend noch von Zuckungen durchbebte Zeit, als zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts Friedrich Wilhelm III. die Zügel der Regierung des norddeutschen Königreichs ergriff.

Nach einer vieljährigen Mißregierung, deren Hingang niemand bedauerte, blickte das ganze Land voll stolzer Hoffnungen auf seinen jungen König und dessen liebreizende Gemahlin, deren Familienleben jedermann zum Vorbild dienen konnte.

Der König hatte seit mehreren Jahren schon das seltene Glück eines ungetrübten Familienlebens genossen. Seine Gemahlin Luise, eine geborne Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, war eine echt deutsche Frau, Fürstin und Mutter. Im Triumphe zog sie als junge Frau an der Seite ihres Gatten durch die Provinzen, um sich huldigen zu lassen; „in Pommern nahm sie den Eierkuchen, die Bewirtung des Dorfschulzen, in Preußen den Bernstein, die Gabe des Meeres, in Schlesien die Leinwand, das Erzeugnis des Feldbaues und des Gewerbfleißes, entgegen, überall huldigten hoch und gering ihrer bezaubernden Holdseligkeit.“

Das Vertrauen und die Liebe seiner Unterthanen genoß der König mit Recht; denn Friedrich Wilhelm III. besaß Tugenden, die jedem Bürger zur höchsten Zierde gereicht hätten. Er achtete Gerechtigkeitsliebe und Sittenstrenge für die schönsten Eigenschaften eines Mannes und zeigte den besten Willen, die Fehler der vorigen Regierung wieder gut zu machen. Aber er hatte leider von seinem Vorgänger eine gewisse Unentschlossenheit, eine allzugroße Achtung vor dem Althergebrachten geerbt. Überhaupt war er mehr einer friedlichen Thätigkeit

als kriegerischen Unternehmungen hold, was freilich nicht so recht zu den damaligen aufgeregten Zeiten passen wollte.

Gerade damals wäre ein hoher Geist, ein kräftiger Wille und fester Arm an der Spitze des Staates Friedrichs des Großen überaus wünschenswert gewesen. Noch durften nicht die Nachwirkungen der ungeheuren Staatsumwälzung in Frankreich für überwunden angesehen werden. Zwar tagte, wie schon erwähnt wurde, eben jetzt der Rastadter Kongreß, der den Reichsfrieden und die notwendige Neuordnung der deutschen Verhältnisse herbeiführen sollte, aber an einen wirklichen Frieden glaubte man nirgends. Die Verhandlungen des Kongresses verliefen, wie bei dem Mißtrauen aller gegen alle nicht anders zu erwarten war, vollkommen resultatlos, und ehe noch am 12. März 1799 der Krieg förmlich erklärt war, war derselbe thatsächlich bereits an allen Punkten wieder ausgebrochen. Gleichwohl tagte der Kongreß noch einige Wochen, bis endlich von seiten des Kaisers die Versammlung förmlich aufgehoben wurde, und wenige Tage später eine blutige Schandthat — der vielgenannte Rastadter Gesandtenmord — dem unwürdigen Schauspiel ein noch unwürdigeres Ende bereitete. Russische und österreichische Heere, von englischem Gelde unterstützt, standen jetzt in Italien, in der Schweiz und in Deutschland den Armeen der französischen Republik gegenüber, die gleichzeitig im Norden durch die englische Flotte bedroht wurde und gegen die auch Preußen ins Feld zu führen die Abgesandten Englands, Rußlands und Österreichs mit vereinten Kräften in Berlin thätig waren. Die Lage der französischen Republik war eine äußerst gefährdete: ihr bester Feldherr, Napoleon Bonaparte, hatte in der Absicht, dem „britischen Leopard“, dem unversöhnlichen Gegner Frankreichs, eine lebensgefährliche Wunde beizubringen, einen Kriegszug nach dem fernen Ägypten unternommen, wo er sich mit Ruhm und Lorbeeren bedeckte. Unterdessen hatten die übrigen französischen Heerführer den übermächtigen Feinden nicht zu widerstehen vermocht und bei Zürich, bei Novi und auf vielen andern Schlachtfeldern schwere Niederlagen erlitten. Wäre es jetzt gelungen, Preußen in das österreichisch-russische Bündnis mit hineinzuziehen, so hätte gar leicht der Krieg eine entscheidende Wendung zu Frankreichs ungunsten nehmen können. Aber dem rechtschaffenen Sinne Friedrich Wilhelms III., der selbst da, wo es die Rücksicht auf das Staatsinteresse zu fordern schien, die bürgerliche Moral nicht glaubte beiseite setzen zu dürfen, widerstrebte ein solches Verfahren, zumal da er, wie schon gesagt, von vornherein der Förderung der Werke des Friedens weit mehr zugethan war als den unruhevollen Geschäften des Krieges. Er glaubte sich durch den von seinem Vorgänger geschlossenen und von ihm bestätigten Baseler Frieden Frankreich gegenüber zu strenger Neutralität verpflichtet, und glaubte dieselbe gerade jetzt, da Frankreich auf allen Seiten von übermächtigen Feinden bedrängt ward, am wenigsten brechen zu dürfen. Der Anschluß Preußens unterblieb also, und da zugleich die nie völlig ruhende Eifersucht zwischen Österreich und Rußland zu hellen Flammen ausgebrochen und der Zar Paul infolge der unbefriedigenden Weise der Kriegführung, vornehmlich aus Verdruß über den Mißerfolg der russischen Waffen, vom österreichischen Bündnis zurückgetreten war, so konnte der Abschluß des Krieges vom Jahre 1799 für Frankreich noch als ein unerwartet günstiger bezeichnet werden.

Um diese Zeit (9. Oktober 1799) kehrte auch Napoleon Bonaparte aus Ägypten zurück, um nunmehr mit Beginn des nächsten Jahres seine glänzende Laufbahn als Eroberer fast des ganzen Europa, zugleich aber auch die allerdings weniger glänzende und ehrenvolle als Unterdrücker der Völker zu betreten.

Bei seiner Rückkehr aus Ägypten fand er — um seine eignen Worte zu gebrauchen — „die Birne reif", er sah, daß jetzt der günstige Augenblick gekommen war, an die Verwirklichung und Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne zu denken, und gestützt auf sein ihm blind vertrauendes Heer und eine Schar treu ergebener Anhänger, machte er sich durch den Staatsstreich vom 9. und 10. November 1799 dem Namen nach zum ersten Konsul, in Wirklichkeit jedoch zum nahezu unumschränkten Alleinherrscher des französischen Staates. So hatte sich Napoleon Bonaparte, hierzu berufen durch Talent, Genie und Thatkraft, sowie gehoben durch beispielloses Zusammentreffen begünstigender Umstände — nachdem er als ein neuer Cäsar die Welt mit seinem Ruhme erfüllt hatte — vom einfachen General zum Gebieter Frankreichs emporgeschwungen — nur wenige Jahre und er besteigt nach seiner Erhebung zum lebenslänglichen Konsul als „Kaiser der Franzosen" den verwaisten Thron, welchen ehemals das Königsgeschlecht der Bourbonen während zwei Jahrhunderten innegehabt hatte. Aus dem allseitig gepriesenen und bewunderten Nationalhelden Frankreichs ward nun der Bedränger Europas, der Gewaltherrscher Frankreichs.

Wie wenig erkannte man in Europa diesen Mann und seinen unermeßlichen Ehrgeiz, als man im Jahre 1799 seine Ernennung zum ersten Konsul der französischen Republik allüberall mit aufrichtiger Freude begrüßte, weil man von seiner Thatkraft und seiner bewährten Tüchtigkeit die endliche Herbeiführung ruhiger und gesicherter Zustände und des heiß ersehnten Friedens erwartete. Und diese Erwartungen erschienen anfangs nicht unberechtigt: Napoleon bedurfte des Friedens, um sich in seiner neuen Herrscherstellung zu befestigen, und trug daher eine erheuchelte Friedensliebe zur Schau. Kaum aber hatte er damit seine Absicht erreicht, als er der Welt sein wahres Gesicht zeigte und mit dem Frühling des Jahres 1800 Österreich von neuem zum Kriege nötigte. Diesmal stellte er sich selbst als Obergeneral an die Spitze seiner Truppen, und mit überlegenem Feldherrntalent führte er seine Legionen von Sieg zu Sieg, alle im Vorjahre errungenen Vorteile dem Feinde entreißend. Mit einem Kriegsgenie ausgerüstet, desgleichen die Geschichte seit Alexander und Cäsar nicht gekannt, führte er die französischen Heere über den Schnee der Alpen nach Italien. Süddeutschland, in eine Menge kleiner Staaten zerteilt, die Schweiz sowie Holland vermochten dem gewaltigen Manne keinen Widerstand zu leisten, und durch die glänzenden Waffenerfolge der Franzosen in Italien und Deutschland wurde die alte Monarchie der Habsburger aus Rand und Band gebracht. Der Friede von Lüneville (9. Februar 1801) erneuerte und vermehrte die Schmach des Friedens von Campo-Formio, und selbst das stolze England sah sich veranlaßt, noch im Oktober desselben Jahres mit Frankreich den Präliminarfrieden von London zu schließen, dem am 25. März 1802 der Friede zu Amiens folgte.

Nur Preußen hatte sich mit dem gewaltigen Gegner auf dem Kampfplatze bisher nicht gemessen, ein fast freundschaftliches Verhältnis war zwischen diesem

Staate und Frankreich eingetreten, und wohl konnte es scheinen, als sei dies ein Segen für Preußen. Während allüberall im Reiche und in den Nachbarstaaten der Kriegslärm alle Lande durchtobte, herrschte hier unter der weisen und gerechten Regierung eines Königs, der sich seinem Volke gegenüber vor allem als Landesvater fühlte, Ruhe und Frieden, und Handel und Wandel blühten sichtlich empor.

Aber es war die Ruhe vor dem Sturme. Wohl wurden dem preußischen Staate durch den berüchtigten Reichsdeputationshauptschluß im Jahre 1803 für seine Verluste auf dem nunmehr vollkommen französischen linken Rheinufer überreiche Entschädigungen zugesprochen — statt der dort verlorenen 50 Q.-Meilen mit 127 000 Einwohnern erhielt es an Entschädigungen diesseit des Rheins nahezu das Vierfache, nämlich 170 Q.-Meilen mit fast 600 000 Einwohnern, aber leider entging es den preußischen Staatsmännern, daß es nur trügerischer äußerer Glanz war, den Preußen auf solche Weise gewonnen. Sie bemerkten nicht, wie der Gebieter Frankreichs mit dem aufrichtigen Vertrauen und der Friedensliebe Friedrich Wilhelms III. ein frevelhaftes Spiel trieb; wie er jetzt im eignen Interesse durch scheinbare Begünstigung von Preußen den Frieden erkaufte; wie er es von seinen natürlichen Verbündeten Frankreich gegenüber zu trennen suchte, um es dann später in seiner vereinsamten Stellung mit einem entscheidenden Schlage treffen und vernichten zu können.

Indessen solche Erwägungen fanden bei den preußischen Ministern kein Gehör, und auch Friedrich Wilhelm verschloß sein Ohr den mahnenden Stimmen der wenigen, welche, durch trügerischen Schein nicht geblendet, mit Angst und schwerer Besorgnis in die Zukunft blickten.

Mit gewissenhafter Fürsorge suchte der König die Leiden des Krieges von seinem Lande fernzuhalten und hierdurch den materiellen Aufschwung seines durch den erwähnten „Reichsdeputationshauptschluß“ auf 10 Millionen Bewohner herangewachsenen Staates zu fördern.

Die Friedensliebe und Unentschlossenheit des Königs erkannte niemand gerade besser als der schlaue Nachbar, jener glückliche Soldat, welchen Talent und Geschick auf den Thron Frankreichs erhoben hatten. Sein Sinnen war fortan darauf gerichtet, aus der Bedachtsamkeit Friedrich Wilhelms III. in Verbindung mit der Uneinigkeit der großen und kleinen deutschen Regenten für sich und seine weit ausschauenden Pläne Nutzen zu ziehen.

Diese Uneinigkeit wach zu erhalten und die Völker aus einer ewigen Unruhe nicht herauskommen zu lassen, sodann die Fürsten einzeln auf seine Seite zu ziehen und, wenn ja irgend einer Miene machen wollte, ihm Widerstand zu leisten, ihn einzeln zu zwingen, ihm zu willfahren: — dahin gingen Napoleons wohl erwogene Absichten.

Acht Friedensjahre waren verflossen, während welcher Preußen wohl an Umfang und Einwohnerzahl, keineswegs aber an innerer Kraft und Stärke zugenommen hatte: da zogen wiederum von Westen her schwere Wetterwolken auf, um sich in zermalmenden Blitzen über Deutschland und diesmal bald nachher auch über Preußen zu entladen. — Wieder hatte Österreich, von England aufgestachelt, im Bunde mit Rußland zu den Waffen gegriffen, um die Macht des Soldatenkaisers von Frankreich zu brechen. England unterstützte die Verbündeten mit seinem

Gelde, auch Schweden war dem Bündnis beigetreten, und mit einem gewaltigen Heere von nahezu 350000 Mann hoffte man, den französischen Anmaßungen mit einem entscheidenden Schlage ein Ziel setzen zu können.




Napoleon Bonaparte als Konsul.

Napoleon hatte sich inzwischen im Jahre 1804 zum Kaiser der Franzosen und im Jahre 1805 zum König von Italien ausrufen lassen und sich mit herausforderndem Hohne die alte eiserne Lombardenkrone der deutschen Kaiser mit eignen Händen aufs Haupt gesetzt. Im Vollbewußtsein seines überlegenen Kriegsgenies sah er dem gegen ihn heraufbeschworenen Sturme unerschrocken ins Auge; scheinbar unbekümmert um die gewaltigen Rüstungen Österreichs

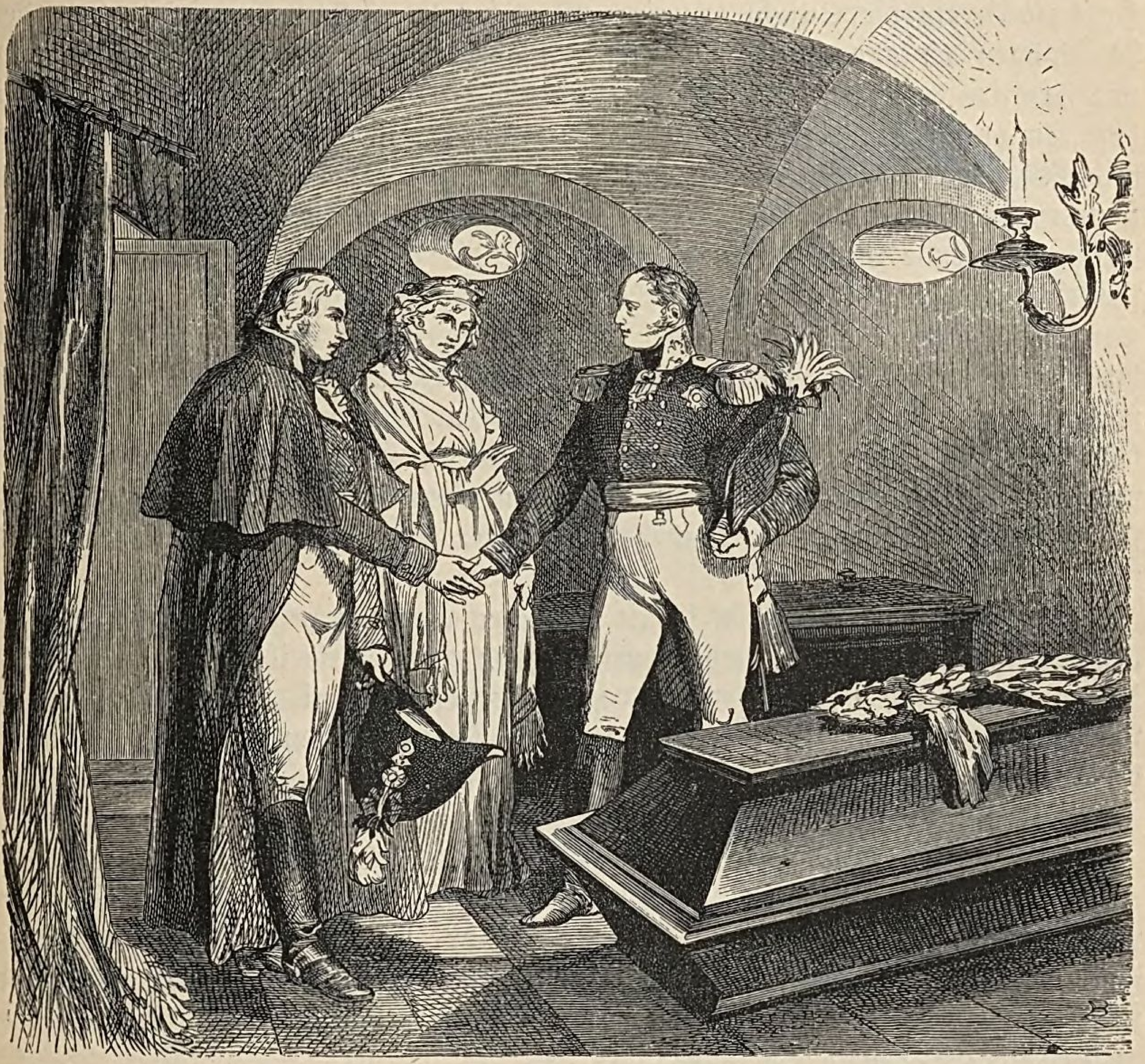
und Rußlands, zog er seine Truppen, als handle es sich um ein kriegerisches Unternehmen gegen England, im Lager von Boulogne zusammen und fuhr fort, durch stets neue, immer gewaltsamere Übergriffe förmlich zum Kampfe herauszufordern. Nur sorgte er gleichzeitig dafür, daß das freundschaftliche Verhältnis zwischen Frankreich und Preußen sorgsam gepflegt und womöglich noch fester geknüpft wurde. Von dieser Seite wollte er wenigstens der Neutralität und des Friedens versichert sein, und nur zu gut gelang es seiner Geschicklichkeit, mit der er dem Könige Friedrich Wilhelm gegenüber ein unbegrenztes Wohlwollen gegen Preußen heuchelte, allen Gegenbemühungen der Engländer, der Russen und Österreicher mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Es kam zwischen Frankreich und Preußen ein förmlicher Vertrag zustande, demzufolge Preußen eine strenge Neutralität bewahren und namentlich den russischen Truppen den Durchzug durch sein Gebiet verwehren sollte, während anderseits Napoleon bei dem bevorstehenden Kriege die Neutralität Preußens auch seinerseits gewissenhaft zu achten versprach. Wie er es mit einem solchen Versprechen zu halten gesonnen war, sollte sich alsbald zeigen.

Bei dem verbündeten Heere der Russen und Österreicher machte sich indes, wie so oft, auch jetzt wiederum der Mangel einer einheitlichen, von allseitigem Vertrauen getragenen Oberleitung auf das empfindlichste fühlbar; kostbare Tage, ja Wochen ließ man unter schier unendlichen Beratungen über den zu befolgenden Kriegsplan dahingehen. Kein Wunder also, wenn Napoleon, der es stets meisterlich verstand, aus den Schwächen seiner Gegner Vorteil zu ziehen, diese verhängnisvolle Unentschlossenheit der Russen und Österreicher sich zu nutze machte und seinen Feinden in überraschender Weise zuvorkam. Seine im Lager von Boulogne gesammelten Truppen setzten sich unverzüglich in Bewegung, und da seine Generale so wenig Rücksichten nahmen als ihr Gebieter, so marschierten sie durch preußisches Gebiet dem alten Feinde entgegen, den man im Rücken fassen wollte.

Diese Verletzung des preußischen Gebietes machte in Berlin natürlich böses Blut. Zwar hatten auch russische Heeresteile den Durchmarsch durch Preußen erzwungen, aber es war das doch nicht in so verletzender Form geschehen, wie es jetzt von seiten Frankreichs geschah. Diejenige Partei in Berlin, welche schon seit Jahren zum Anschluß an Österreich und Rußland und zum Kampfe gegen Frankreich gedrängt hatte — auch die hochherzige Königin Luise stand dieser Partei nicht fern — erhob jetzt lauter und lauter ihre Stimme, und auch Rußland und Österreich glaubten, nunmehr sei der günstige Augenblick gekommen, den preußischen Staat in das russisch-österreichische Bündnis mit hineinzuziehen. Und in der That schien die Rücksichtslosigkeit des Franzosenkaisers eine diesen Bestrebungen günstigere Stimmung bei Friedrich Wilhelm hervorgerufen zu haben. Es wurde eine Zusammenkunft der Monarchen Österreichs, Rußlands und Preußens in Berlin verabredet, am 25. Oktober traf Alexander I. daselbst ein, am 30. folgte ihm als Vertreter des deutschen Kaisers dessen Bruder, der Erzherzog Anton, und den vereinten Bemühungen beider gelang es, Friedrich Wilhelm zum Abschluß des Vertrags von Potsdam (3. November 1805) zu bewegen. Preußen versprach zwischen den kriegführenden Mächten zu vermitteln und für die Herbeiführung eines gesicherten europäischen Friedens einzutreten.

Für den Fall der Weigerung Napoleons, die Grundbedingungen des Friedens anzunehmen, verpflichtete sich Preußen, ein Heer von 180 000 Mann zu den Streitkräften der Verbündeten stoßen zu lassen und am 15. Dezember den Krieg zu eröffnen.

Die Zusammenkunft der Monarchen schloß mit jener denkwürdigen Szene, da Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. in mitternächtlicher Stunde am Grabe Friedrichs des Großen und im Beisein der Königin Luise einander unwandelbare Treue gelobten.



Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. geloben sich in Anwesenheit der Königin Luise Freundschaft.

Am nächsten Morgen verließ der russische Kaiser Berlin, um auf den Kriegsschauplatz zurückzukehren, wo sich inzwischen Dinge ereignet hatten, die man beim Beginn des mit voller Zuversicht unternommenen Krieges keineswegs erwartet hatte. Das gesamte österreichische Heer war in einer Reihe unglücklicher Schlachten geschlagen und zum Teil vernichtet worden, ehe noch eine Vereinigung mit den Russen möglich gewesen war, die wichtigsten Festungen des Landes befanden sich in der Gewalt der Feinde, und so groß war die Bestürzung, daß schon am 13. November Napoleon als Sieger in die ohne Schwertstreich

überlieferte Hauptstadt Wien einziehen konnte. Daß Napoleon unter diesen Umständen für die Vermittelungsvorschläge Preußens wenig empfänglich war, bedarf nicht der Erklärung; doch statt sich nunmehr wenigstens preußischerseits entschlossen aufzuraffen, überlegte man immer noch hin und her, ob es wohlgethan sei, dem siegreichen Napoleon jetzt mit aller Entschlossenheit entgegenzutreten und durch ein starkes preußisches Heer möglichenfalls eine Entscheidung zu gunsten der Verbündeten herbeizuführen. Schwer hielt es unter diesen Umständen für Friedrich Wilhelm III., zu einem Entschluß zu kommen, zumal an des Königs Hofe zu Berlin die Ansicht der einen Partei bald an Boden gewann, bald den Ratschlägen der andern unterlag. Zuerst gab es nicht wenige, die da meinten, mit Frankreich lasse sich am Ende mindestens ebenso gut auskommen wie mit dem Kaiser Franz, dessen Vorfahren seit länger als hundert Jahren stets nur mit Mißgunst und Verdruß bemerkt, daß Preußen mehr und mehr emporgekommen sei. Anders dachten und sprachen freilich vaterländisch gesinnte Männer, weiter schauende Leute. Sie meinten alle, die Deutschen müßten unter allen Umständen getreulich zusammenstehen, in Nord, Ost und West, und sich daher mit Österreich und Rußland gegen den gewaltigen und ehrgeizigen Mann verbinden, der es doch nur darauf abgesehen habe, einen Nachbar nach dem andern niederzuwerfen und endlich ganz Europa seinem Willen unterzuordnen. Leider behielt ihre Ansicht nicht die Oberhand. Als man sich in Berlin schließlich weigerte, Österreich und Rußland gegen den alten Erbfeind Deuschlands beizustehen, hatte man leider die Wahrheit des alten Sprichworts vergessen: „Heute mir, morgen dir!“

Daß Napoleon sich nicht damit begnügen werde, nur den Kaiser Franz zu demütigen, das konnte ein jeder vorhersehen. Wer sollte ihn auch an weiteren Übergriffen hindern? Österreich, zum drittenmale niedergeworfen, konnte sobald nicht wieder daran denken, mit den Franzosen von neuem anzubinden, und vom Zar in Petersburg sagen ja heute noch die Russen selbst: „Verlaßt euch nur auf Gott — denn der Zar ist weit.“

Statt also entschieden Partei gegen den ehrgeizigen Soldatenkaiser zu ergreifen, vermochte auch in dieser bedenklichen Lage der König nicht zu einem raschen Entschluß zu gelangen, und so sah er sich infolge der Achselträgerei seiner Ratgeber mehrfach in arge Verlegenheit gebracht. Bevor man noch recht wußte, was zu thun sei, machte der Sieg von Austerlitz (2. Dezember 1805) allen Bedenken ein Ende.

Das vereinigte russisch-österreichische Heer hatte in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz die schwersten Verluste erlitten, es war in voller Auflösung begriffen und an eine Wiederaufnahme des Kampfes ließ sich nicht denken. Persönlich bat Kaiser Franz den Sieger um Waffenstillstand und Frieden; derselbe wurde bewilligt und kam am 26. Dezember 1805 in Preßburg zustande, aber seine Bedingungen waren geradezu vernichtend; sie lähmten Österreich auf Jahre hinaus und machten es zu jedem thatkräftigen Widerstande gegen die Willkürherrschaft Bonapartes in Deutschland ungeeignet.

Schon in diesem Kriege des Jahres 1805 waren drei deutsche Staaten, Bayern, Württemberg und Baden, auf Frankreichs Seite getreten und hatten

zur Besiegung, zur Vernichtung deutscher Stammesgenossen mit beigetragen: jetzt nahmen sie aus den Händen des französischen Imperators den Lohn ihres Abfalls, ihrer Treulosigkeit, entgegen: reiche Entschädigungen an österreichischem Gebiet wurden ihnen zugesprochen und Kaiser Franz zur Anerkennung der Königswürde der zwei süddeutschen Fürsten genötigt.

Damit war der erste Schritt zur gänzlichen Auflösung des tausendjährigen Deutschen Reiches gethan — eine Reihe deutscher Fürsten hatte sich fernerhin für unabhängig vom Kaiser erklärt, und das ohnmächtige Reichsoberhaupt, um dem weiteren Abfall auch der übrigen deutschen Fürsten zuvorzukommen. legte die deutsche Kaiserkrone nieder, entband alle Fürsten und Reichsstände ihres Eides und führte hinfort nur den Titel eines Kaisers von Österreich, den er bereits im Jahre 1804 angenommen hatte. Damit war die förmliche Auflösung des Reiches, die thatsächlich leider schon viele, viele Jahre vorher eingetreten war, vollzogen, und auf Napoleons Veranlassung entstand nun der Rheinbund, dessen Bestand allezeit einer der dunkelsten Flecke auf dem glänzenden Schilde deutscher Ehre und deutschen Ruhmes bleiben wird. — Sechzehn deutsche Fürsten hatten jenen unnatürlichen Bund mit dem alten Reichsfeind geschlossen. Sie erlangten infolgedessen gänzliche Souveränität, die Kurfürsten von Sachsen, Bayern, Württemberg den Königstitel, die Herzöge ꝛc. gleichfalls erhöhten Rang; alle vergrößerten ihre Gebiete durch Einverleibung aller innerhalb derselben gelegenen freien Reichsstädte und unmittelbaren Reichsstände. Napoleon erklärte sich zum Protektor dieses Bundes und gebot als solcher nun auch über einen guten Teil der Wehrkraft von Deutschland.

Der Gebieter Frankreichs war jetzt der mächtigste Monarch in Europa; ein Wort von ihm, der erst vor wenigen Jahren als einfacher General seine allerdings glänzende Laufbahn begonnen hatte, genügte jetzt, um tausendjährige Dynastien zu stürzen und verschwinden zu machen. „Das Haus Bourbon in Neapel hat aufgehört zu regieren", dekretierte Napoleon von Schönbrunn aus und machte sich damit zum alleinigen Gebieter über ganz Italien; die Schweiz, Holland und Dänemark traten gleichfalls in Abhängigkeitsverhältnis zu ihm, die Macht des habsburgischen Hauses war gebrochen und selbst der nordische Koloß, das rasch emporgewachsene Rußland, hatte nach der Niederlage von Austerlitz dem Sieger keinen ferneren Widerstand entgegenzusetzen gewagt.

Den Gebieter über halb Europa zum Feinde zu haben, schien eine bedenkliche Sache. Und doch ließ sich mit Gewißheit voraussagen, daß jetzt die Zeit der Demütigung auch für Preußen gekommen sei. Hatte doch Napoleon, als er vom Abschluß des Potsdamer Vertrags und der Annäherung Preußens an Österreich und Rußland Kunde erhielt, die zornige Drohung ausgestoßen: „Der König soll mir's entgelten!" Er konnte es Friedrich Wilhelm nicht vergessen, daß dieser den Durchzug russischer Truppen durch preußisches Gebiet nicht gehindert hatte, während doch auch französische Heeresmassen in ungleich rücksichtsloserer Weise die preußische Neutralität verletzt hatten. Auch von jener oben erwähnten Szene am Grabe Friedrichs des Großen hatte Napoleon Kunde erhalten, und Mißtrauen und Argwohn seinerseits gegen den bisherigen Verbündeten waren dadurch natürlich nicht geringer geworden. Ein Bündnis

zwischen Preußen und Rußland mußte ihm allerdings äußerst gefahrdrohend erscheinen. Indessen glaubte Napoleon für den Augenblick noch gute Gründe zu haben, seinen Haß gegen Preußen nicht sofort zum Ausbruch kommen zu lassen. Allerdings behandelte er nach dem Abschluß des Preßburger Friedens im Gefühl seiner unerschütterlichen Macht den preußischen Staat in der verletzendsten Weise.

Es war ein Unglück für Preußen, daß sein damaliger Minister, Graf Haugwitz, nicht der Mann war, dessen es in seiner schwierigen Lage bedurfte. In trauriger Selbsttäuschung befangen, ließ sich dieser, statt mit lebendigem Gefühle für die Ehre des Vaterlandes die französischen Anmaßungen gebührend zurückzuweisen, von Napoleon zur Unterzeichnung eines Vertrags bestimmen, der trotz scheinbar glänzender Bedingungen den preußischen Staat zum willenlosen Werkzeug in den Händen Napoleons erniedrigen mußte. Preußen sollte ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich abschließen, es sollte die verhältnismäßig unbedeutenden Gebiete von Ansbach, Kleve und die bergischen Lande an Napoleon abtreten und dafür aus den Händen des Eroberers als ein wahres Danaergeschenk das Kurfürstentum Hannover entgegennehmen. Mit gerechtem Unwillen verweigerte Friedrich Wilhelm zunächst die Anerkennung des ohne sein Vorwissen geschlossenen Vertrags, aber es war jetzt zu spät; Napoleon drohte mit sofortigem Krieg, und der König, der nach dem Abschluß des Preßburger Friedens sein Heer alsbald auf Friedensfuß gesetzt hatte, glaubte es im gegenwärtigen Augenblick nicht auf das Äußerste ankommen lassen zu dürfen; er willigte in die militärische Besetzung Hannovers durch preußische Truppen, allerdings mit dem Vorbehalt eines späteren endgültigen Abkommens und unter entschiedener Ablehnung eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Frankreich, dem gegenüber nur die bisherigen freundschaftlichen Beziehungen erneuert und aufrecht erhalten werden sollten. Die Lage Preußens war dadurch eine immer gefährlichere, ja eine geradezu unhaltbare geworden. Durch sein unentschlossenes Schwanken während des Krieges vom Jahre 1805 hatte es sich Rußland und Österreich entfremdet, welches letztere zudem nach seiner Niederlage völlig gebrochen und zu thatkräftigem Beistande unfähig war, durch die Besetzung Hannovers machte es sich auch England, den erbittertsten, bisher unbesiegten Gegner des französischen Gewaltherrschers, zum Feinde — Preußen stand jetzt allein. Zwar war der Staat durch die Einverleibung der hannöverschen Lande äußerlich wiederum bedeutend gewachsen und hatte eine Ausdehnung gewonnen, wie er sie selbst vor dem Kriege von 1866 noch nicht besaß, aber was wollte das sagen gegenüber der inneren Schwäche, gegenüber dem Mangel an rechtem Selbstvertrauen, der sich nun schon seit Jahren bei jeder Gelegenheit kundgethan hatte! Kaum ein halbes Jahrhundert war vergangen, seit der Große Friedrich mit Schimpf und Schande die Franzosen aus Deutschland verjagt hatte, und jetzt beugte sich der Staat Friedrichs des Großen vor dem französischen Imperator, ohne noch zur Verteidigung seiner Ehre und Selbständigkeit auf dem Kampfplatz sich mit ihm gemessen zu haben.

Allerdings fehlte es auch nicht an patriotisch gesinnten Männern, welche das Beschämende der Lage Preußens vollauf erkannten und lauter und immer lauter zu energischem Aufraffen mahnten. Unablässig schürten sie die Glut, die seit jenem Neutralitätsbruch im Jahre 1805 fortglimmte und nur eines kräftigen

Hauches bedurfte, um den seither von allen Seiten aufgehäuften Zündstoff zur lichten Flamme zu entzünden. — Am preußischen Hofe grollte man über den Hohn und die Zweideutigkeit von Napoleons Abgesandten. Während Minister und Hofleute wünschten, der König möchte die nördlich vom Main gelegenen deutschen Staaten zu einem neuen Bunde vereinigen, thaten die Schleppträger des Soldatenkaisers und die Franzosenfreunde ihr Möglichstes, um die Absichten jener deutschen Patrioten zu hintertreiben, und machten sich über den zukünftigen „Kaiser von Norddeutschland" lustig. Bald erkaltete unter solchen Verhältnissen das bisherige gute Einvernehmen zwischen Preußen und Frankreich; der König fing an zu bereuen, daß er, freilich nur gezwungen, in eine Vergrößerung Preußens eingewilligt hatte. Aber weder er noch die Minister ahnten, wie schlecht Preußen das vielen so vorteilhaft erschienene Tauschgeschäft bekommen würde. Schon kurze Zeit darauf ließ Napoleon, um England günstiger für sich und Frankreich zu stimmen, den britischen Ministern im geheimen die Mitteilung machen, er sei bereit, dem Könige wieder zu seinem deutschen Kurfürstentume Hannover zu verhelfen. Dies blieb natürlich nicht verschwiegen und erregte wiederholt Ärgernis in Berlin. So kam eins zum andern und schließlich blieb es nicht beim Streiten in Worten und Schriften. Jetzt zeigte es sich, wie thöricht man gehandelt, als Preußen den Kaiser Franz I. in seinem Kampfe gegen den allgemeinen Bedränger im Stiche gelassen. Mit Frankreich mußte nun doch ein Kampf, vielleicht auf Leben und Tod, bestanden werden. Österreich aber lag zu Boden geschmettert da, England und Schweden hatten sich unterdessen auch gegen Preußen erklärt, und die deutschen Verbündeten, welche mit Preußen den Norddeutschen Bund hatten bilden wollen, zeigten sich in der Not als schwache, unsichere Bundesgenossen. So sah sich denn Preußen nur auf seine eigne Kraft angewiesen, ohne irgend einen Freund als — die geschlagenen Russen.

Als Preußen durch die Kraft eines seltenen Herrschers plötzlich auf eine außerordentliche Höhe von Macht und Ansehen gelangte, waren die meisten Staaten Europas in Schwäche versunken. Es mit einer halben Welt aufzunehmen, das durfte wohl der Große Friedrich seinem Preußen zumuten; jedoch das Preußen zu Anfang dieses Jahrhunderts war längst nicht mehr der Staat jenes Heldenkönigs. Freilich fehlte es in Berlin nicht an bethörten Hofherren, übermütigen Junkern und unwissenden Militärs, welche glaubten, die Franzosen würden schon beim ersten Säbelgerassel der geschniegelten und pomadisierten preußischen Paradeoffiziere davonlaufen. Dergleichen Maulhelden, die in der Regel auch Nichtswisser sind, gab es damals eine Menge, und es wird dergleichen wohl zu allen Zeiten geben. Wie viel hatte sich seit Friedrichs des Großen glänzender Regierungszeit in der Welt geändert — die Franzosen unter Napoleon waren ein andres Volk als die Franzosen zur Zeit der Schlacht von Roßbach. Die Herren Junker hätten zwar am Ende nicht viel geschadet, denn unter dem Alten Fritz hatten ihrer viele löwenmutig gefochten, aber aus der ganzen Armee war jener kernhafte, heldenmütige Geist gewichen, welcher die Soldaten Friedrichs des Großen zu unvergeßlichen Thaten begeisterte. Das Heer — zu Friedrichs Zeit jung und lebensfrisch — war inzwischen alt geworden; die Mehrzahl der höheren Befehlshaber stand im Greisenalter, bei weitem der größere Teil der

niederen Befehlshaber waren unfähige Leute. Weil sich die Preußen sehr gut auf den Paradedienst einexerziert, durfte ein General sogar behaupten, „Napoleon sei ein Stümper, der nicht einmal verdiene, im preußischen Heere Korporal zu sein.“ Dem Volke gegenüber benahmen sich die Offiziere auch nicht bescheidener. Was nicht Militär oder von Adel war, betrachteten sie mit Stolz und Geringschätzung; man wollte mit dem „gemeinen Manne“ nichts zu schaffen haben, ja selbst in der Not sich nicht vom Volke unterstützen lassen. Kurz, an Stelle des kühnen Mutes, wie ihn Friedrich II. in den schlimmsten Tagen seiner Regierung zeigte, gab sich jener Übermut kund, der so leicht dahin führt, drohende Gefahren gering zu schätzen und schließlich in der entscheidenden Stunde nicht selten in Kleinmut umschlägt. Die schönen Eigenschaften des Gehorsams im Volke, neben strengster Pflichterfüllung in Staatsdienerkreisen, waren nicht in der Weise fortgepflanzt worden, wie unter dem großen Könige, und so wucherte in üppiger Fülle böses Unkraut, mit den Namen Überhebung, Gleichgültigkeit, Versunkenheit, neben überhandnehmender Heuchelei und Frömmelei. Dazu trat noch lähmend und entsittlichend eine gewisse vornehme Gleichgültigkeit gegenüber den Pflichten der Vaterlandsliebe und des Gemeinsinns. Fast schien es, als sollten die Früchte der welterschütternden Staatsumwälzung in Frankreich für unser Vaterland gänzlich verloren gehen, je mehr sich der Kern unsrer Nation vom wirklichen Leben des eignen Volkes abwendete und in das Reich des Geistes sich versenkte. Daher kam es denn, daß für die gebildeten Kreise zuletzt die gewaltigsten Weltereignisse nur noch Gegenstände der zeitvertreibenden Unterhaltung, weniger der Teilnahme oder des anregenden, tieferen Nachdenkens bildeten. Weshalb sollte man sich auch einem Patriotismus hingeben, der unfruchtbar schien und dessen Kundgebung die Armee als ein Sonderrecht für sich allein in Anspruch nahm?

Dieser Mangel an reger Teilnahme für die öffentlichen Angelegenheiten hat die Trostlosigkeit der politischen Zustände Deutschlands vor wie nach 1806 mit verschuldet. Als seien sie mit Blindheit geschlagen, so sahen die Regierer und Regierten ruhig mit zu, als mit der steigenden Macht und der Stetigkeit des Glückes auch Napoleons ungezügelte Herrschgier wuchs. Immer schwerer und schwerer bedrohte der allmächtige Imperator, welchem der französische Senat feierlich den Beinamen des „Großen“ beigelegt, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der europäischen Völker und ihrer Fürsten. Er scheute sich kaum noch, seine Absicht, eine Universalherrschaft zu errichten, laut auszusprechen.

Endlich wagten es einzelne Stimmen, auch in unserm Vaterlande zur Wachsamkeit aufzufordern. Zu jenen Märtyrern, welche Zeugnis davon ablegten, daß deutscher Sinn und deutsche Ehre noch nicht völlig in der Nation erstorben waren, gehört in erster Reihe der Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm.

Im Frühling des Jahres 1806 erschien eine Schrift unter dem Titel: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“. Durch sie wurden Tausende für Wiedererhebung des Vaterlandes begeistert; überall drängte man sich, jenes Aufrufs habhaft zu werden. Den energischen Nachforschungen der französischen Polizei gegenüber konnte der Versender dieser Schrift nicht lange verborgen bleiben.

Der Buchhändler Palm in Nürnberg war es. Dieser ward ohne weiteres in seiner Vaterstadt von französischen Gendarmen ergriffen, nach der Festung Braunau gebracht, vor ein napoleonisches Kriegsgericht gestellt und, da er den Verfasser der aufregenden Broschüre nicht nennen wollte, auf Befehl des fremden Machthabers, trotz flehentlicher Bitten aus nah und fern, trotz der Verwendung und Einsprache der bayrischen Regierung, am 26. August 1806 erschossen.

Durch diesen unmenschlichen Gewaltakt wollte der Gebieter Frankreichs und Unterdrücker Deutschlands nicht etwa einen einfachen Bürger vernichten.




Palms Märtyrertod.

O nein! Der Tyrann beabsichtigte dadurch das ganze deutsche Litteratentum, die gesamte deutsche Wissenschaft einzuschüchtern — die Denkfreiheit zu vernichten. Aber der Tod dieses Märtyrers des deutschen Buchhandels nützte dem Gewaltigen wenig.

Bald traten mit besserem Erfolge andre, hochbegnadigte begeisterte Führer und Helden des freien Gedankenausdrucks und des freien Wortes an des Hingemordeten Stelle und wirkten fort mit Mannesmut vor aller Welt Augen.

Damals erregte zwar die an einem fremden Bürger in fremdem Lande verübte Gewaltthat großes Aufsehen, und mancher heißblütige Deutsche ereiferte sich darüber gewaltig . . . . . dabei blieb es jedoch. Denn der großen Anzahl murrender Deutschen fehlte der frische Mannesmut, hervorzutreten und Person

und Besitz der Gefahr des Untergangs auszusetzen. Dem deutschen Pfahlbürger hat von jeher ungestörter Lebensgenuß als höchstes Lebensziel gegolten. Etwas Aufregung, ei! das ginge noch, aber sich in Unannehmlichkeit mit den „höchsten Behörden“ oder gar dem mächtigen Franzosenkaiser bringen — das fehlte nur noch . . . . dergleichen wäre ja Wahnsinn gewesen. Sahen ja doch auch die, welche zum Schutze des Staatsbürgers da waren, ruhig drein. Ach — leider allüberall! . . . . .

Diejenigen, welche des Volkes Wohlfahrt, die Sicherheit von Haus und Hof im Auge haben sollten, waren freilich andre Leute geworden als die Beamten unter dem Großen Friedrich! Daher leistete die Staatsverwaltung auch in Preußen längst nicht mehr dasselbe, wie vor fünfundzwanzig Jahren.

Sie bildeten die große Zahl der Zufriedengestellten, welche sich damit trösteten, „daß es nicht noch schlechter ginge“; auch in Preußen gab es jener wackeren Leute übrig genug, welche damals wie heute Ruhe und Behaglichkeit über alles liebten. Weshalb sollte man die kaum wiedergekehrte Ruhe stören helfen — sollte man sich nicht lieber freuen und damit trösten, daß im Norden wie im Süden Deutschlands der Wohlstand der Bürger sich allgemein gehoben hatte? . . . . .

Doch als der Krieg unvermeidlich geworden, sah man ihm durchaus nicht mit Bangen entgegen. Denn es waren nicht die Hofherren allein, oder die jüngeren preußischen Offiziere oder die alten Haudegen aus den Zeiten des Großen Friedrich, welche den Krieg herbeisehnten, auch ein guter Teil des preußischen Volkes hielt denselben für eine leichte Sache, an deren Erfolg die große Menge durchaus nicht zweifelte. Diese überspannten Hoffnungen teilten jedoch ruhig denkende Männer keineswegs. Auch der König gehörte zu diesen wenigen. Er wußte sehr wohl, was man wagte, und hielt die Franzosen für das, was sie damals wirklich waren: nämlich für die besten Soldaten jener Zeit. Auch sein Glaube an die Zuverlässigkeit seiner paar Verbündeten stand auf schwachen Füßen. Fast zehn Jahre lang hatte man die Deutschen im Süden, Westen und Osten sich selbst überlassen — durfte man sich jetzt wundern, wenn sie zum Teil mit ihren neuen Bundesgenossen, den Franzosen, gegen Preußen auftreten würden? Nur der Kurfürst Friedrich August von Sachsen hatte sich Preußen angeschlossen und eine Armee von 22000 Mann zu dem preußischen Hauptheere stoßen lassen. Der andre Verbündete, der Kurfürst von Hessen-Kassel, wollte mit seinen paar tausend Mann erst dann herbeikommen, wenn den Preußen das Glück hold gewesen. Die Russen dagegen — ach! die waren noch weit entfernt und auf die Ankunft derselben konnte man nicht warten. Der Krieg aber stand vor der Thür und der Herbst nahte heran.



# Von Jena bis Tilsit.

Das preußische Heer und seine Führung. Uneinigkeit im Hauptquartier. Tod des Prinzen Louis Ferdinand. Jena und Auerstädt. Übergabe der Festungen. Rückzug nach Ostpreußen. Vereinigung mit der russischen Armee. Pultusk. Eylau. Friedland. Friede von Tilsit.

An der Spitze des preußischen Heeres stand ein General aus der Schule Friedrichs des Großen, der regierende Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Es ließen sich jedoch von dem schon zweiundsiebzigjährigen Greise große Thaten um so weniger erwarten, als er den im Siebenjährigen Kriege erworbenen Ruhm schon vor zwölf Jahren im Kampfe gegen das republikanische Frankreich fast gänzlich eingebüßt hatte. Außerdem lebte er mit dem zweiten preußischen Feldherrn, dem Fürsten Friedrich Ludwig von Hohenlohe(=Ingelfingen), stets in Streit und Hader. Fehlte es der Oberleitung an Kraft, Einheit und rascher Entschlossenheit, so gesellte sich dazu noch das Allerschlimmste — Uneinigkeit; daraus entstand wiederum allgemeine Ratlosigkeit, sobald es darauf ankam, im entscheidenden Augenblicke zu handeln.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß Friedrich Wilhelm III. nicht ohne Besorgnisse in die Zukunft blickte. Vielleicht wäre doch manches noch besser

abgelaufen, hätten die preußischen Feldherren sich rasch gegen den heranziehenden Feind gewendet. Aber kühnes Vorgehen gehörte nicht zu den kriegerischen Tugenden des altersschwachen Oberfeldherrn und seiner Untergenerale. Und so traf ein Unglück nach dem andern die gepriesenen Heerführer aus der Zeit Friedrichs des Großen. Zuerst gelang es den Franzosen, am 7. Oktober einen preußischen Heerhaufen bei Hof zu überfallen und mit Verlust zurückzutreiben; hierauf warfen sich die Sieger am 10. bei Saalfeld auf die Vortruppen der preußischen Hauptarmee. Entschlossen rückte zwar der ritterliche Prinz Louis Ferdinand mit kaum 11 000 Mann dem Feind entgegen, aber in wenigen Stunden war seine schwache Schar auseinander gesprengt und der edle Fürstensohn bezahlte seine Kühnheit mit dem Leben. Dieser traurige Fall gleich bei Beginn des Krieges ward von vielen als eine schlimme Vorbedeutung angesehen, und da die Ratlosigkeit infolgedessen noch mehr zunahm, so leisteten auch die preußischen Regimenter nicht das, was man von ihnen erwarten durfte. So z. B. erregte ein blinder Lärm im Heere des Fürsten von Hohenlohe die entsetzlichste Verwirrung und zeigte, wie es dort stand. Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, der Feind sei im Anrücken. Mit einem Male sollte sich die ganze Armee marschfertig machen, und anstatt daß sich hier die vielgerühmte Disziplin bewähren sollte, geriet vielmehr alles in die größte Unordnung. Viele Regimenter verloren ihr Gepäck, weggeworfene Gewehre und Tornister bedeckten Weg und Steg. Ein großer Teil der Proviantwagen fuhr, statt nach Westen, dem Feinde geradezu entgegen und fiel ihm natürlich in die Hände. Als die Besinnung wiederkehrte, da zeigte sich von den Franzosen keine Spur: es war alles nur blinder Lärm gewesen.

So nahte der verhängnisvolle 14. Oktober heran, und noch immer hatte man sich über einen bestimmten Kriegsplan nicht geeinigt. Nutzlose Hin- und Hermärsche hatten die preußischen Truppen ermüdet, und jetzt standen gar die beiden preußischen Hauptarmeen mehrere Meilen voneinander entfernt. Der Herzog von Braunschweig und mit ihm viele andre Offiziere mochten wohl der Ansicht sein, daß die Franzosen einen Angriff auf das preußische Heer nicht wagen und sich nur auf die Verteidigung beschränken würden. Dem Fürsten von Hohenlohe war sogar ein strenger Befehl des Oberfeldherrn zugegangen, unter allen Umständen von einem Angriff abzusehen, und so sah dieser sich genötigt, es geschehen zu lassen, daß Napoleon ohne Kampf eine Stellung einnahm, wie sie vorteilhafter gar nicht sein konnte, indem er den Landgrafenberg bei Jena, der die ganze Umgegend beherrschte, besetzte und dort zahlreiches Geschütz auffahren ließ. Früh 8 Uhr am 14. Oktober wurde plötzlich bei Jena die preußische Vorhut mit Übermacht angegriffen und zurückgeworfen. Jetzt erst traf Fürst Hohenlohe Anstalten, dem Feinde zu begegnen, doch ein undurchdringlicher Nebel deckte die Gegend und erschwerte ein geordnetes Vorgehen. Ein mörderischer Kampf entspann sich — denn an Tapferkeit mangelte es den Preußen und Sachsen nicht. Auch waren letztere eine Zeitlang im Vorteil; ja sie hofften auf Sieg, wenn der erwartete General Rüchel nur zur rechten Zeit mit seinem Korps einträfe. Aber er langte erst zwischen 2 und 3 Uhr an, und zu jener Zeit hatten sich die Preußen und Sachsen schon zum Zurückgehen genötigt gesehen. Der General selbst that sein Möglichstes, um durch einen mutvollen Reiterangriff die Schlacht

noch zu retten, aber nach seiner schweren Verwundung gaben seine Leute den Tag verloren, und nach einer Stunde floh Hohenlohes Armee nach allen Seiten.

Um dieselbe Zeit brachte Marschall Davoust dem Hauptheere unter dem Herzoge von Braunschweig bei Auerstädt eine gleich arge Niederlage bei. Als hier der Kampf am heißesten sich entsponnen, traf den Oberbefehlshaber eine Kugel über dem rechten Auge und warf den Greis besinnungslos zu Boden.



Der Fall des Herzogs von Braunschweig.

Nach dem Falle des Herzogs begann der Rückzug, der anfangs geordnet erfolgte, bis man auf die von Jena fliehenden Truppen stieß, die nun alles in wilder Verwirrung mit sich fortrissen. Der König selbst kam auf dem Rückzuge in Gefahr; eine Abteilung verfolgender französischer Husaren machte auf die von Blücher geführte Begleitung des Königs einen Angriff, und Friedrich Wilhelm befand sich selbst inmitten des Gefechts. Der Angriff wurde zurückgeschlagen, der König war gerettet.

So waren an einem Tage, wenige Stunden voneinander, zwei preußische Heere geschlagen worden. Die Preußen waren auseinander gesprengt, aber nicht vernichtet. Was jedoch durch die Schlacht nicht erreicht worden, das vollendete die beispiellose Verwirrung während der Flucht. Niemand hatte an die Zukunft gedacht. Bald hörte Befehl und Gehorsam auf; alles strömte dahin in wildem Durcheinander, zahlloses Gepäck hinderte das Fortkommen, die Züge kreuzten sich und verursachten Stockungen; Mutlosigkeit ergriff Offiziere wie Gemeine.

Der größte Teil der geschlagenen Preußen war, vom Feinde verfolgt, Magdeburg zumarschiert, hatte dort die Elbe überschritten und sich dann der unteren Oder zugewendet, um sich womöglich mit den im Anmarsch befindlichen Russen zu vereinigen. Hier eingeholt, gab sich der Fürst von Hohenlohe am 28. Oktober mit 10000 Mann den Franzosen gefangen. Noch streifte der General Blücher umher. Derselbe faßte nun den Plan, den westlichen Festungen Hilfe zu bringen, oder, wenn das nicht mehr möglich, wenigstens einen Teil des französischen Heeres nach sich zu ziehen und dadurch der preußischen Hauptarmee den Rückzug zu erleichtern. Allein die Übermacht der Franzosen zwang ihn, sich der Ostsee zuzuwenden. Entschlossen, das Letzte zur Rettung seines Korps zu versuchen, warf er sich mit etwa 20000 Mann am 5. November in die friedliche Stadt Lübeck und verteidigte sich hier nach Kräften gegen die schon am folgenden Tage nachrückenden Franzosen. Er rettete die preußische Waffenehre, doch mußte auch er sich nach längerem vergeblichen Widerstande bei Travemünde ergeben. Zweimal hatte er die Aufforderung zur Kapitulation mit dem trotzigen Ausruf „Ich kapituliere nie!" zurückgewiesen; als er endlich dennoch dazu genötigt war, setzte er eigenhändig unter den Vertrag: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe." Blücher und die 8000 Mann, welche er noch um sich hatte, wurden in französische Kriegsgefangenschaft geführt, ersterer jedoch wenige Monate später gegen den bei der Belagerung von Graudenz durch einen Handstreich in die Hände der Preußen gefallenen französischen General Victor ausgewechselt.

Während der besiegte König flüchtete, zog bereits am 27. Oktober Napoleon unter Kanonendonner, Glockengeläute und Zujauchzen seiner Krieger in Preußens Hauptstadt ein. Der Gouverneur von Berlin, ein Graf von Schulenburg-Kehnert, der durch seinen vielgenannten Aufruf an die Berliner: „Der König hat eine Bataille verloren, jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht!" eine traurige Berühmtheit erlangte, hatte in seiner Kopflosigkeit die ihm anvertraute Stadt verlassen; es war nichts geschehen, um den wertvollen Inhalt der wohlgefüllten Magazine und Zeughäuser in Sicherheit zu bringen, kaum daß man die königlichen Kassen gerettet hatte. So fielen denn unermeßliche Vorräte an Waffen und Kriegsbedarf den Franzosen in die Hände. An den Sarg Friedrichs des Großen, wo Kaiser Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. ihren Schwur abgelegt, trat jetzt Napoleon mit seinen Marschällen. „Hut ab, meine Herren!" sagte er. Es war eine Huldigung, die jetzt fast wie Hohn klang. Die Siegesgöttin vom Brandenburger Thore ward herabgenommen, der Degen Friedrichs II., eine Menge preußische Fahnen und andre Siegeszeichen wurden nach Paris gesendet.

Über alle Maßen betrübend waren die Folgen der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt. Doch so entsetzlich auch der Schlag war, den der König durch

die Niederlage seiner Armee bei ihrem ersten Zusammenstoß mit Napoleon erlitt, so wurde doch dieses Unglück weit überwogen durch die Schmach, welche die schnelle Übergabe der Festungen des Landes auf Preußen häufte.

Die Festung Erfurt ergab sich bereits am zweiten Tage nach der Schlacht; 12000 Mann streckten das Gewehr. Hierauf fiel Stettin mit 6000 Mann und 160 Kanonen; ohne einen Schuß abzufeuern, übergaben sich die Befehlshaber.



Preußische Soldaten im Jahre 1806.

Auf gleich schmähliche Weise wurden Küstrin, Spandau und Magdeburg dem Feinde überliefert; ebenso Hameln, trotz des Widerspruchs seiner wackeren Bevölkerung, welche von einer Übergabe nichts wissen wollte und deren Entrüstung bis zum Aufruhr stieg. Später gingen auf dieselbe Art auch die schlesischen Festungen verloren. Wie schnell war dem früheren Übermut der schmählichste Kleinmut gefolgt! Doch nicht überall befehligten Schwachköpfe und Feiglinge. Die Kommandanten von Neiße und Glatz schlossen mit den Feinden ehrenvolle Verträge ab, und auch in den Gebieten an der unteren Oder sowie in den an

der Weichsel gelegenen zeigten einzelne, daß Ehre und Tapferkeit im preußischen Heere noch nicht völlig untergegangen waren.

In Kolberg feuerte der siebzigjährige Bürger Nettelbeck, dem während seines Seemannslebens Unerschrockenheit zur zweiten Natur geworden, mit Rede und Beispiel Bürger und Soldaten an, und als der zum Kommandanten ernannte treffliche Gneisenau an dem thatkräftigen Alten eine unerschütterliche Stütze fand, gelang es, Stadt und Festung bis zum Eintritt des Friedens zu halten. — Der Kommandant von Graudenz, der ehrliche Courbière, wurde aufgefordert, er solle sich gefangen geben, denn es gäbe keinen König von Preußen mehr. Er antwortete: „Nun, so bin ich König von Graudenz!“ In Pillau befehligte der fünfundsiebzigjährige Oberst Herrmann. Er weigerte sich, die an sich unbedeutende Festung zu übergeben, ließ seine wenigen Soldaten um sich herumtreten und einen Sarg in ihre Mitte stellen. „Kameraden“, sprach er nun, „lebendig übergebe ich die Festung nicht, hier ist mein Sarg; wer mich überlebt, wird meine Knochen wohl hineinlegen. Wer jedoch ein braver Preuße ist, wiederhole mit mir den Schwur: „Preußen oder Tod!“ Alle schwuren.

Sie haben Wort gehalten. Die Feste hielt sich einundfünfzig Tage; nach einem ehrenvollen Übereinkommen zog die Besatzung mit klingendem Spiele ab. So blieben Kolberg, Graudenz und Pillau gleich Neiße und Glatz dem Könige erhalten. Mittlerweile war die Entscheidung über Preußen gefallen.

Die Trümmer des fliehenden preußischen Heeres waren nach der Schlacht bei Jena unaufhaltsam gen Osten zurückgewichen, um sich mit den leider nur zu langsam heranrückenden Russen zu vereinigen. Gegen Ende des Jahres 1806 wurde diese Vereinigung, nachdem ein Versuch Napoleons, die beiden Verbündeten zu trennen, an der Festigkeit Friedrich Wilhelms III. gescheitert war, vollzogen, und mit neuer Hoffnung erwartete man den Tag des Kampfes, um womöglich die Scharte von Jena und Auerstädt auszuwetzen.

Indessen vermochte selbst die größte Entschlossenheit und Hingebung einzelner Männer das gräßliche Verhängnis nicht mehr abzuwenden, die preußische Monarchie schien dem Untergange nahe. Die Hilfe der Russen kam zu spät, und ihre bei Pultusk bewiesene Tapferkeit konnte an der Sache nichts mehr ändern. In der Schlacht bei Preußisch-Eylau wetteiferten allerdings die verbündeten Preußen und Russen in heldenmütiger Standhaftigkeit (7. und 8. Februar 1807), so daß es Napoleon nicht wagte, große Siegesberichte in die Welt ergehen zu lassen, indessen folgte bald auf diesen unentschieden gebliebenen Kampf der glänzende Sieg der Franzosen bei Friedland (14. Juni 1807), der die Russen zum Rückzuge in ihr eignes Land nötigte und ganz Preußen bis zum Niemen in die Gewalt der Franzosen brachte. An eine Fortsetzung des Kampfes war für den Augenblick nicht zu denken, und so kam zunächst am 21. und 25. Juni ein Waffenstillstand zustande, dem bald darauf, am 7. Juli 1807, der Friede zu Tilsit folgte. Die Bedingungen dieses Friedens waren für Preußen geradezu vernichtend.

Friedrich Wilhelm III. verlor die größere Hälfte seiner Provinzen, das Land mußte fast unerschwingliche Kriegskosten bezahlen, alle Festungen wurden dem Feinde überliefert, und man mußte es sich gefallen lassen, daß Napoleon mehrere, darunter Magdeburg, dem neugeschaffenen Königreiche Westfalen einverleibte.

Wohl hätte Preußen eine so tiefe Demütigung erspart bleiben können, wenn Kaiser Alexander Napoleon gegenüber fest geblieben wäre, wenn er an jenem Schwure festgehalten hätte, den er in der Stunde der Gefahr am Grabe Friedrichs des Großen ausgesprochen hatte: mit Preußen zu stehen oder zu fallen. Das russische Heer war geschlagen, aber nicht vernichtet, in den blutigen Kämpfen bei Eylau und Friedland waren die Reihen der französischen Armee kaum weniger gelichtet worden als die ihrer Gegner.



Nettelbeck, Gneisenau und Schill in Kolberg.

Unzweifelhaft hätte ein standhaftes Beharren Alexanders für Preußen günstigere Bedingungen erwirkt. Aber der Zar und seine Regierung glaubten andre Interessen höher achten zu sollen: im Süden des Reiches galt es, den alten Feind zu bekämpfen, um in erbittertem Kampfe den Türken einige Provinzen zu entreißen. Um diesen Preis, um dort sich freie Hand zu schaffen, glaubte der Kaiser seinen Bundesgenossen im Stiche lassen zu dürfen. Durch den Reiz seiner Persönlichkeit hatte Napoleon bei einer Zusammenkunft mit Alexander auf den empfänglichen

Sinn dieses Monarchen zu wirken gewußt, und durch ein bereitwilliges Eingehen auf seine ehrgeizigen Pläne verstand er es, ihn vollständig an sich zu fesseln. Aus den bisherigen Gegnern waren zuerst Verbündete, dann Freunde geworden. Überaus demütigend war es, daß Napoleon es wagen durfte, dem überwundenen Könige gegenüber zu erklären, die Vernichtung Preußens sei beschlossen gewesen, nur den Bemühungen seines Freundes Alexander verdanke es seine Erhaltung.

Für Rußland waren die Bedingungen des Friedens von Tilsit, scheinbar wenigstens, eher vorteilhaft als nachteilig: allerdings verlor es einen Teil seiner polnischen Besitzungen, aber es wurde anderweitig reichlich dafür entschädigt. Die übrigen Verbündeten Preußens behandelte der Sieger sehr verschieden. Der Herzog von Braunschweig mußte schon vorher nicht nur als preußischer General, sondern auch als deutscher Landesfürst büßen. Napoleons Machtspruch lautete: „Das Haus Braunschweig hat aufgehört zu regieren.“ Der verwundete Greis war auf einer Tragbahre bis in seine Hauptstadt gebracht worden. Nach kurzer Rast setzte er von hier aus seine Flucht bis auf das dänische Gebiet fort. Erschöpft, sterbenskrank, hoffnungslos wünschte er den Tod herbei: in Ottensen bei Altona ereilte ihn dieser am 6. Nov. 1806. — Auch der Kurfürst von Hessen-Kassel wurde ohne weiteres seines Landes beraubt und dieses zu Westfalen geschlagen.

Anders verfuhr Napoleon gegen Kurfürst Friedrich August von Sachsen. Kurz nach der Schlacht von Jena und Auerstädt schloß er mit diesem einen Waffenstillstand; am 2. Dezember trat Sachsen im Posener Frieden in enge Verbindung mit Frankreich und schloß sich dem Rheinbunde an. Der Kurfürst nahm die Königswürde an und erlangte in Polen ansehnliche Vermehrung seines Besitzstandes.

Nachdem Österreich besiegt und Preußen so rasch gänzlich niedergeworfen, Rußland infolge der nun entstandenen Freundschaft mit Napoleon ein Bundesgenosse Frankreichs geworden, wäre Napoleon unbeschränkter Gebieter Europas gewesen, wenn ihm nicht England oft, wo es dem Bedrücker aller etwas anhaben konnte, beharrlich entgegengetreten wäre: in Sizilien, in Spanien, vornehmlich aber auf dem Meere. Hier hatte schon vor der Schlacht bei Austerlitz der englische Seeheld Nelson an dem heißen Tage bei Trafalgar (21. Oktober 1805) die spanische und eine neu errichtete französische Flotte, das mühevolle Werk mancher Jahre, so vollständig besiegt, daß nur wenige spanische und französische Schiffe dem Untergange entrannen. Aber auch Englands Widerstand erlahmte zeitweilig, so z. B. nach dem Tode seines großen Ministers Pitt, und Napoleon konnte nach der Zertrümmerung Preußens nun ernstlich daran denken, seine ehrgeizigen Pläne auf der Pyrenäischen Halbinsel weiter zu verfolgen.

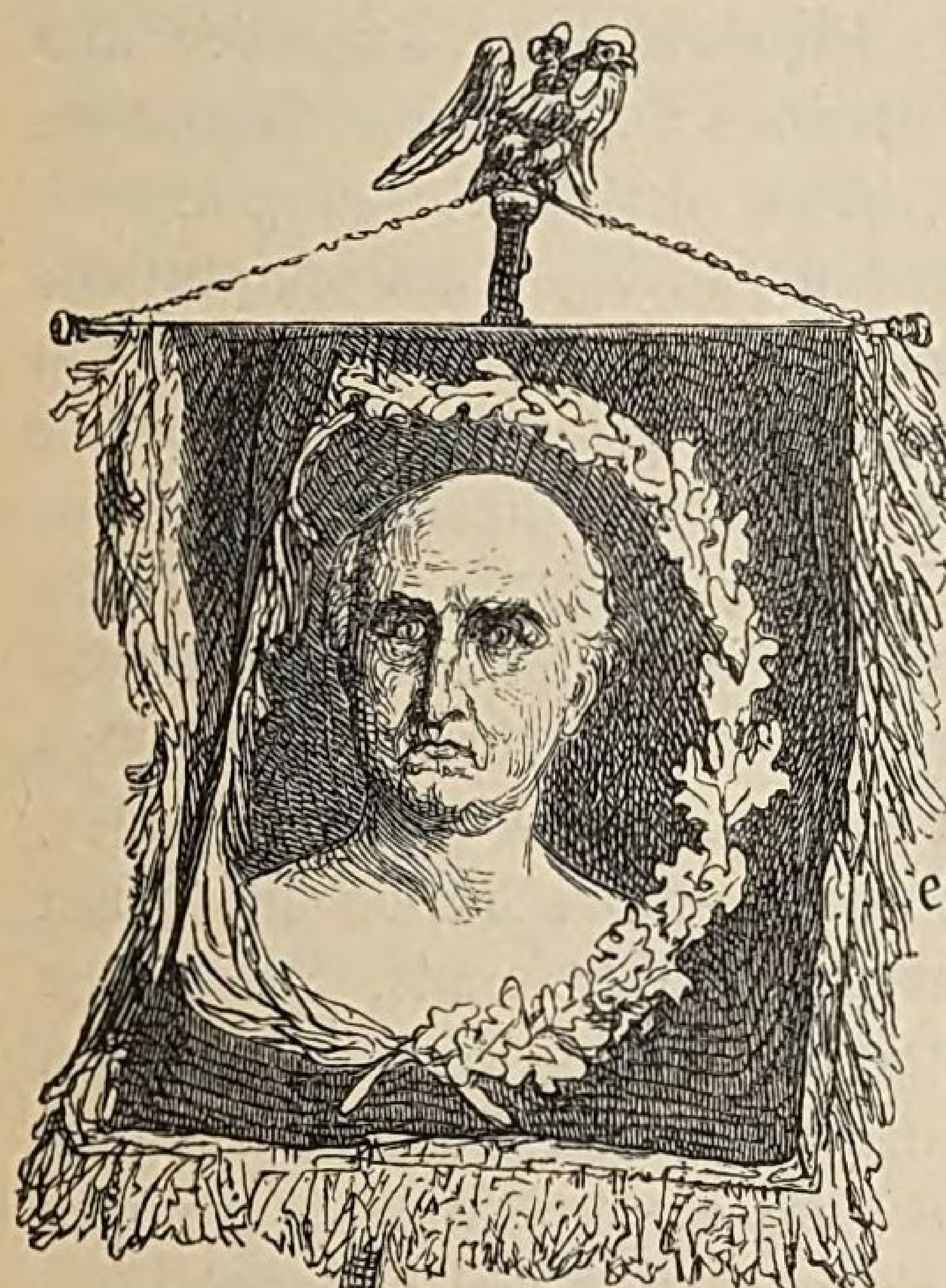
Damals gebot er in Frankreich über 36 Millionen Unterthanen, und die mit ihm verbundenen oder, richtiger, die ihm unterworfenen Länder umfaßten weitere 60 Millionen; der gefürchtetste Mann in Europa, stand er auf dem Höhepunkte seines Glücks, als er im Jahre 1808 den Kaiser Alexander, seine deutschen Verbündeten und andre Bundesgenossen in Erfurt um sich versammelte. Damals saßen bei der Festversammlung im Theater nur Fürsten im Parterre und um den mächtigsten Kaiser herum nur Könige sowie seine zu Herzögen und Fürsten erhobenen Marschälle und Generale.



# Die Wiederaufrichtung Preußens.

**Der Deutschen Edelstein. Der deutschen Freiheit Waffenschmied. Zeit des Aufschwungs.**

Die große Reformperiode. Der Reichsfreiherr K. G. vom und zum Stein. — G. D. von Scharnhorst und seine große Heeresreform. Errichtung der Landwehr. Lehrer und Führer in der Prüfungszeit: Schiller, Kant, Fichte, Schleiermacher und Gleichgesinnte. Der Tugendbund.



Das ist der deutsche Stein,
In Not und Tod erprobt!
Und wer den Stein nicht lobt,
Der muß ein Welscher sein.

Scharnhorst heißt der edle Mann,
Deutscher Freiheit Waffenschmied,
Der auf Rettung rastlos sann,
Vieles that und vieles litt,
Daß er könnte deutsche Ehren
Für den heil'gen Krieg bewehren.

er König ertrug die furchtbaren Schläge, die ihn und sein Land getroffen, mit Fassung und Seelenstärke. Hatte das ungeheure Unglück ihm auch die Hälfte seines Königreichs entrissen und Preußen zu einer Macht dritten Ranges (mit 2618 Quadratmeilen und 5 200 000 Einwohnern) herabgedrückt, so war Friedrich Wilhelm III. doch ein erhebender Trost geblieben: ihm stand in den schlimmsten Tagen sein edles Weib als freundlicher Engel liebevoll zur Seite. Sie stützte und schirmte zugleich diejenigen unverzagten und noch hoffenden Vaterlandsfreunde, welche statt zu verzweifeln daran dachten,

wie das zu tiefem Fall gebrachte Vaterland allmählich wieder emporgerichtet werden könnte. Und die Zahl dieser Wackeren nahm trotz des Argwohns der Feinde und trotz des Druckes, welcher von Napoleon und seinen Sendlingen ausging, von Tag zu Tag zu. — Auch außerhalb Preußens fühlten viele wackere Männer die Schmach, die das norddeutsche Königreich zu Boden drückte, nicht weniger tief und schmerzlich als die immer trostloser sich gestaltenden Zustände in andern Teilen Deutschlands. Litten doch alle mehr oder weniger unter der Zuchtrute der über alle deutschen Gauen hereingebrochenen Fremdherrschaft. Das Unglück der Jahre 1806 und 1807 hatte nur allzu deutlich erkennen lassen, daß nicht nur die höheren Kreise vor Ausbruch des Krieges sich einer unseligen Verblendung hinsichtlich der Widerstandsfähigkeit des Staates Friedrichs des Großen hingegeben hatten, sondern daß auch der größte Teil des Volkes in einem Traumleben befangen geblieben war. In Wirklichkeit war der Staat Friedrichs II. zwanzig Jahre nach dessen Heimgang um vieles schwächer geworden als zur Zeit des einzigen Königs. Die mahnenden Stimmen tiefer blickender Männer, welche die Berechtigung in Zweifel gestellt hatten, sich auf die Leistungen aus der Periode des Großen Königs etwas zu gute zu thun, verhallten, ja sie galten lange genug fast wie Hochverrat. Preußen hatte um die Mitte des ersten Jahrzehnts leider nicht mehr dasjenige zu leisten vermocht, was die straffe und energische Regierung des unvergeßlichen Königs zuwege gebracht hatte, als ohne Ansehen der Person jedermann angehalten ward, seine Pflicht zu thun. Erst der jähe Zusammensturz des Staates hatte der Mehrzahl die Augen geöffnet und ihnen gezeigt, wohin es führt, wenn einem jungen Staate das freie, frische, neu kräftigende Leben, das allen Bewegung und Aufschwung verbürgt, abhanden kommt. Schien es doch, als seien die alten Tugenden und guten Eigenschaften der Staatsbürger während der trüben Tage, die den Schlachten von Jena und Auerstädt vorangegangen waren, völlig verloren gegangen.

Indes nicht nur in Preußen traten die betrübenden Folgen um sich greifender Gleichgültigkeit für die höchsten Güter einer Nation hervor, sie gaben sich in andern Teilen Deutschlands in gleich bedauerlicher Weise kund — überall ließ sich jene Charakterlosigkeit wahrnehmen, die stets bei zunehmender Versunkenheit eines Volkes sich einstellt. Es ist eine Thatsache, daß die meisten Kreise der damaligen gebildeten Welt, ohne an der inneren Entwickelung des Staatslebens teilzunehmen, fast ausschließlich nur nach einer ästhetischen Bildung des Geistes strebten, so daß es nicht verwundern darf, wenn die besten Männer, wenn beispielsweise selbst ein Goethe den Glauben an unsre Nation und deren Wiedergeburt in das Reich phantastischer Träumerei verweisen konnte. Die Sonne der neuen Kaiserkrone, welche für Frankreich aufgestiegen war, warf überall hin ihre Strahlen; ihre versengende Gewalt hielt man für unabwendbar und richtete daher um so lieber den Blick nach den Bereichen einer idealen Welt, je weniger wahrhaft Erhebendes das gemeine Tagesleben in Nord und Süd darbot.

Der solide, mannhafte Geist, der Preußen so rasch emporgehoben, erlosch jedoch nicht gänzlich unter der Eisenhand eines unerbittlichen Feindes. Im stillen lebte er wieder auf und kräftigte sich im Drange der Zeiten, und als man auch in der Umgebung des Königs die rechten Mittel erkannte, welche dem aus tausend

Wunden blutenden Staatskörper Genesung bringen konnten, da zeigte sich die unversiegliche Kraft der alten Provinzen Preußens. Was unabhängige, hellsehende Männer längst ausgesprochen, fand jetzt auch Eingang im Herzen Friedrich Wilhelms III.: — nur die Erweckung zu einem frischen, unbehinderten Leben von innen heraus, gefördert durch freisinnige Regierungsgrundsätze, vermochte Preußen wieder aufzurichten. Der König schaute sich nach thatkräftigen Männern um, nach wahrhaften Vaterlandsfreunden, welchen die Lösung einer so hohen Aufgabe anvertraut werden konnte.

Ein nicht hoch genug anzuschlagendes Glück wollte, daß Preußen damals zwei Männer besaß, die vor dem Riesenwerke nicht zurückschreckten, den Staat aus seinen Trümmern wieder aufzurichten — noch im Jahre 1807 begann unter deren Leitung die große preußische Reorganisationsperiode. — Der eine dieser Männer war

### Heinrich Friedrich Karl, Freiherr vom und zum Stein

(geb. am 25. Oktober 1757, gest. am 29. Juli 1831).

„Treu der alten Sitte, stolz vor den Menschen, fromm und demütig vor Gott; alles Bösen Eckstein, alles Guten Grundstein, aller Deutschen Edelstein — so steht er da, ein echter Edelmann aus guter alter Zeit, ein ganzer deutscher Mann."

Aus einer uralten, in Nassau ansässigen reichsfreiherrlichen Familie stammend, hatte der Wunsch, für den ihm innewohnenden Thatendrang einen entsprechenden Wirkungskreis zu finden, diesen gewaltigen Geist 1787 in den preußischen Staatsdienst geführt. Anfänglich war es vorzugsweise der Bergbau, dem er sein Interesse zuwendete, gleichzeitig aber beschäftigte sich sein umfassender Geist unablässig damit, auch in andre Gebiete des Schaffens und Wirkens einzudringen, so daß er sich bald vorteilhaft bemerkbar machte. Hell leuchtete dieser Mann des Schaffens durch Thätigkeit, Umsicht, Biederkeit, Rechtschaffenheit und rastlosen Eifer unter vielen hervor: kein Wunder, daß er rasch emporstieg von Stufe zu Stufe bis zum Verwaltungschef der Provinz Westfalen, wo sein Wirken bis auf den heutigen Tag unvergessen geblieben ist. Im Jahre 1803 Mitglied des damaligen Ministeriums Haugwitz, vertrat er in demselben wie während seines ganzen Lebens die Richtung auf eine freiere Gestaltung des Staatswesens; im Jahre 1804 Minister des Handels und der Finanzen, erhob er in diesem wichtigen Amte bei jeder Gelegenheit, freilich umsonst, seine mahnende Stimme, indem er vor Überschätzung warnte und voraussagte, daß, wenn die Regierung in dem bisherigen Schlendrian sich fortbewege, der Staat entweder zu Grunde gehen oder seine Unabhängigkeit einbüßen werde. Noch vor Ablauf des Jahres 1806 hatte sich die Prophezeiung des hellblickenden Staatsmannes erfüllt. Aber es bedurfte noch vieler bitterer Erfahrungen, bevor der klare Verstand des Unbestechlichen — dessen Herbheit allerdings nicht nur die Lauen und Unlauteren bisweilen verletzte — gehörig gewürdigt ward. — Sein rückhaltsloser Freimut mißfiel in den höheren Regionen, und so ward er zu Anfang des Jahres 1807 in Ungnade entlassen. Erbittert, weil schwer verletzt, zog er sich auf seine Güter in Nassau zurück. Als es jedoch galt, Preußen in seiner höchsten Not wieder emporzuheben, als alle Parteien in ihm den einzigen Retter erkannten, da erschien seine Freisinnigkeit mit einem Male in einem ganz andern Lichte, und er

ward nach dem Frieden von Tilsit zur Übernahme und Leitung der preußischen Staatsgeschäfte zurückberufen. Vielleicht hat nie eine solche Berufung in der Not für ein Volk glücklichere Folgen gehabt. Alsbald begann Preußens großer Reformator seine genialen Ideen mit beispielloser Thatkraft ins Werk zu setzen. Nur einem so festen und feurigen Geiste konnte es gelingen, in kürzester Frist, unter den Augen eines argwöhnischen Feindes, die Staatsmaschine vom Rost des Mittelalters zu säubern und den Forderungen der Zeit gemäß von Grund aus umzuformen.

Stein besaß den Mut und die Kraft, welche der Mann haben muß, der das morsch gewordene Alte einreißen und Neues aufbauen will. Er sprach es ohne Scheu als seine feste Überzeugung aus, daß es unverantwortlich sei, das Volk nur als eine willenlose Masse zu behandeln, daß daher nur durch die Beihilfe des ganzen Volkes das erstrebte Ziel, die Neuaufrichtung des Staates, erreicht werden könne. Deswegen sei überall eine lebendige Teilnahme für das Gemeinwohl zu wecken, und zur Erreichung dieses hohen Zieles sollten alle wahrhaften Freunde des Vaterlandes einander die Hände reichen. Zunächst galt seine Wirksamkeit dem preußischen Staate, aber sein Wirken und Wollen kam dem ganzen deutschen Volke zu gute. Durch die von ihm vorbereiteten Gesetze wurden die Schranken durchbrochen, welche bis dahin in Preußen Adel und Bürgerstand auseinander hielten. Schon im Oktober 1807 erschien eine Verordnung des Inhalts: daß von nun an auch Bürger und Bauern Rittergüter erwerben dürften; die Adligen sollten dagegen ebenso gut Bauerngüter besitzen und bürgerliche Gewerbe treiben dürfen; es wurden Vorkehrungen getroffen, die Leibeigenschaft binnen drei Jahren im ganzen Umfange des Königreichs Preußens aufzuheben. Im Jahre 1808 wurde die Verfassung der Städte neu geordnet; es wurde den Bürgern größere Freiheit und Selbständigkeit vergönnt in allen sie selbst und die städtische Gemeinde betreffenden Angelegenheiten. Sie sollten fortan ihre Obrigkeit sich erwählen, Abgeordnete der Bürger aber die Bürgerschaft ihren städtischen Obrigkeiten gegenüber vertreten. Hierdurch angeregt, werde, so meinte Stein, ein jeder Preuße sich bald selbständig als Glied eines größeren Ganzen und als Bürger des gesamten Staates bewegen lernen. Wie die Land- und Stadtgemeinden in solcher Weise eine gänzliche Umgestaltung erfuhren, wie jeder als freier Mann inne ward, was er dem Ganzen schuldig sei, so wurde auch den Behörden ein neuer Lebensodem eingehaucht.

Alle jene gewaltigen Arbeiten, der neu geschaffene Bürger und Bauernstand, die verbesserte Verwaltung, die gleichzeitig ins Werk gesetzte kriegerische Bildung und Heranziehung des ganzen Volkes zur Verteidigung des Vaterlandes, wovon wir alsobald sprechen werden — alles dies sollte einem großen Zwecke dienen helfen, dem der dereinstigen Erhebung Preußens, der Wiedergeburt, so hoffte Stein, von ganz Deutschland. Vermöge seiner wunderbaren Thatkraft belebte der kühne Staatsmann in der unglaublich kurzen Zeit von einem Jahre das schwer daniederliegende Preußen mit neuem Mute und verjüngter Kraft. Allein der selbstbewußte, für die Wiederherstellung der Macht und Ehre des unterjochten Vaterlandes glühende Patriot sah sich bald auf allen Seiten von offenen Feinden und geheimen Widersachern umgeben, deren unmännlicher Sinn in dem gewaltsamen, aber notwendigen Umsturz des Überlebten eine Gefahr für den Staat sah. Viele

glaubten schon die gänzliche Vernichtung desselben herannahen zu sehen. Ja, in ihrem Hasse gegen den Bekämpfer verderblicher Standesvorrechte schämten sich die ihm feindlich gesinnten Hofherren und Adligen nicht, seine Pläne zur Abschüttelung der schmachvollen Fremdherrschaft an die französischen Aufpasser zu verraten. Dem Imperator entging es nicht, daß Stein wirklich der Mann sei, welcher ein Land von neuem emporheben und dahin bringen könne, dereinst seine Fesseln zu sprengen. Deshalb erließ Napoleon im Dezember 1808 einen förmlichen Achtspruch gegen den großen Reformator. Stein (le nommé Stein) sei, hieß es darin, ein gemeingefährlicher Mensch, der Unruhen in Deutschland anzuzetteln suche, ein Feind Deutschlands und des Rheinbundes! Seine Güter sollten daher eingezogen, er selbst, wo er sich betreten ließe, verhaftet werden. — Da Friedrich Wilhelm III. nicht die Macht besaß, seinen Minister zu schützen, mußte der beste aller Deutschen seine Person dem Bereiche französischer Verfolgung zu entziehen suchen. Aber auch das benachbarte Österreich konnte dem unermüdlichen Vaterlandsfreunde die volle Sicherheit nicht bieten; deshalb wandte sich der Geächtete nach Rußland.

Niemand war durch diesen Gewaltstreich Napoleons mehr geehrt als Stein selbst, wie ihm denn auch Gneisenau damals schrieb: „Alle edle Herzen sind durch Ihre Ächtung nur noch fester an Sie geschlossen"; und als Stein nun beim Abschiede seine Freunde um sich versammelte, sprach Major von Röder: „Ew. Exzellenz werden jetzt durch die Franzosen ihres angestammten Erbes beraubt; wir Preußen müssen es Ihnen mit unserm Blute wieder erobern!" — Der tapfere Mann hat sein Gelübde gelöst; er ruht mit seinen Heldengenossen auf französischem Boden bei Arbesan. — —

**Karl August von Hardenberg**

(später Fürst Hardenberg) war es, der nach Steins Rücktritt das nur zeitweilig unterbrochene Reformwerk fortsetzte. Er ist nach Stein der bedeutendste Staatsmann jener Zeit. Der kluge und vorsichtige Staatskanzler wirkte ganz im Sinn und Geist seines Vorgängers weiter. Bald erfolgte die Aufhebung der Fronden und die Ablösung jener alten Gerechtsame, wodurch ein freier, grundbesitzender Bauernstand geschaffen wurde, die Einführung allgemeiner Gewerbefreiheit, die bürgerliche Gleichstellung der Juden, endlich die Veräußerung zahlreicher Krongüter sowie eines großen Teils des staatlichen Grundbesitzes, der nun, aus der toten Hand in regen Privatverkehr übergehend, den Volkswohlstand und somit die Steuerfähigkeit des Landes erhöhte.

Während Stein, Hardenberg und gleichgesinnte Staatsmänner ein neues Staatsfundament schufen, arbeitete ein andrer unvergessener Mann von hohem Geiste, ein zweiter Edelstein in Preußens Krone, mit begeistertem Eifer daran, die Wehrkraft des Volkes zu sammeln, neu zu organisieren und dadurch den Staat mit frischer Kraft zu durchdringen.

Alles, was von 1807 bis 1809 für die Wiederherstellung des preußischen Staates auf volkstümlicher Grundlage geschehen, ist ausschließlich auf das Wirken dieser beiden großen Männer zurückzuführen. Was Preußen seinem Stein verdankt, haben wir soeben gehört. Die Neugestaltung des preußischen Wehrwesens, deren Grundzüge, allerdings vielfach verändert, noch in der heutigen preußischen Wehrverfassung fortleben, ist Scharnhorsts großes Verdienst.

**Gebhard David von Scharnhorst**

war einundfünfzig Jahre alt, als er sein kühnes Reformwerk begann. Der treffliche Mann, geboren am 10. November 1856, entstammte einer unbemittelten bürgerlichen Familie im Hannöverschen. Nachdem er, durch eine Verkettung günstiger Umstände, in die berühmte militärische Erziehungsanstalt des Grafen Wilhelm von Lippe gelangt, eine für die damalige Zeit vorzügliche militärische Vorbildung genossen, trat er zuerst in die Dienste seines Landesherrn, des Kurfürsten von Hannover, und zeichnete sich bald ebenso sehr durch treffliche Schriften über die Kriegskunst als durch Tapferkeit aus. Wegen seines heldenmütigen Benehmens bei Verteidigung der verfallenen Festung Menin wurde er 1794 zum Major ernannt, doch erst im Jahre 1801 nach seinem Übertritt in preußische Dienste zum Oberstleutnant beim dritten Artillerieregiment befördert.

Daß der durch Bildung ausgezeichnete Mann sich schon lange einen geachteten Namen erworben, galt indessen bei der Mehrzahl seiner Kameraden wenig; ja er ward, da er das damals übliche steife, straffe Wesen nicht liebte, wohl gar von diesem und jenem gering geschätzt. Denn er sah einem Gelehrten in Uniform ähnlicher als einem Kriegshelden; seine Haltung war, besonders wenn er saß, eine höchst bequeme, ja gekrümmte; er erschien wie ein sinnender Mann, der ganz von seinem Gegenstande erfüllt ist, keineswegs wie ein Exerzitienmeister. Diejenigen aber, welche Scharnhorsts durchdringenden Verstand, seine außerordentliche Festigkeit des Willens kannten, liebten und schätzten den ruhigen, bescheidenen, zuverlässigen Mann. Seine eigentliche Thätigkeit und seinen umfassenden Geist kannten nur wenige, da er es vorzog, mehr im Verborgenen zu wirken; die bedeutendsten Männer seiner Zeit blickten jedoch nach ihm wie nach einem festen, sicheren Mittelpunkt hin.

Vergebens hatte Scharnhorst bei dem Unterricht, welchen er in der Kriegsschule erteilte, auf den vollständigen Umschwung hingewiesen, den die neuere Kriegskunst durch Napoleon erfahren; ihn überraschte daher auch nicht das Ungemach, das infolge des Zerfalls der preußischen Armee über den Staat hereinbrach. — Doch gehörte er zu denjenigen Offizieren, die trotz schlimmer Ahnungen treu ihre Pflicht erfüllten. Wiewohl bei Auerstädt zweimal verwundet, folgte er dennoch dem Zuge Blüchers nach Lübeck als Chef des Generalstabes und mußte sich mit diesem ergeben. Nach seiner Auswechselung eilte er alsbald wieder nach Ostpreußen zu dem vereinigten preußisch-russischen Heere. Hätte der russische Oberbefehlshaber Scharnhorsts Ratschlägen Gehör gegeben, der Ausgang des mörderischen Schlachttages bei Eylau würde ein andrer gewesen sein.

Nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit in den Rat des Königs berufen, ging all sein Sinnen und Trachten dahin, sein Vaterland durch Verbesserungen im Heerwesen wieder aufzurichten. Scharnhorsts Scharfblick hatte schon längst ganz richtig erkannt, daß die preußischen Heereseinrichtungen wohl vor fünfzig Jahren, zu einer Zeit, wo bei den Nachbarn alles noch im Argen lag, vorzüglich gewesen waren, daß aber gar vieles nicht mehr zu den veränderten Verhältnissen des neunzehnten Jahrhunderts paßte. Die Anführer höheren und niederen Ranges, fast durchgängig von Adel, meinten schon durch ihre Geburt Ansprüche auf die höheren Stellen zu haben, und hielten es nicht für nötig,




G. D. von Scharnhorst.
H. F. K. Reichsfreiherr vom Stein. Karl August, Fürst von Hardenberg.

sich dazu besondere Kenntnisse zu erwerben. Das sollte und mußte endlich anders werden. Die Offizierstellen sollten nicht mehr ein Vorrecht des Adels sein, die Beförderungen im Frieden nur abhängen von Kenntnissen, Brauchbarkeit und Bildung, im Kriege allein von Tapferkeit und Zuverlässigkeit. Von jetzt an sollten, darauf drang Scharnhorst, statt der gegen Handgeld geworbenen meist fremden Soldaten nur Inländer dem Heere angehören dürfen: alle Landeskinder, ohne Ansehen der Geburt, sollten daher verpflichtet sein, für das Vaterland die Waffen zu tragen. Ein so ehrenwerter Stand, wie der der Krieger, sollte ferner nicht mehr durch schmähliche Behandlung herabgewürdigt werden, die Neugierigen der Straße sollten nicht mehr schauen, wie ergraute Männer von unbärtigen Knaben auf unwürdige Weise gemißhandelt würden. Weiterhin hob Scharnhorst alle entehrenden Strafen auf, er ließ ein einfacheres und zweckmäßigeres Exerzierreglement ausarbeiten und betrieb nun aus allen Kräften und trotz der beschränkten Mittel die Wiederbeschaffung des verloren gegangenen Kriegsmaterials. Sein Hauptstreben ging mit einem Worte dahin, den mit Begeisterung für den Ruhm ihres Vaterlandes kämpfenden Franzosen ein gleich begeistertes, ein echt nationales Heer entgegenzustellen.

Jetzt wurde Soldat ein Ehrentitel; Mut und Selbstvertrauen kehrten zurück, ein neuer Geist beseelte die ganze Armee. — Was Preußens Heer in den großen Jahren 1813—15 geleistet hat, das ist Scharnhorsts Werk, daher wohlverdient sein Ehrenname: der deutschen Nation Waffenschmied, den die Besten seiner Zeit ihm gegeben haben.

In seltener Eintracht, einer den andern ergänzend und für denselben eintretend, wirkten Scharnhorst und Stein neben- und miteinander bis zur Vertreibung der Franzosen.

In edlem Streben wetteiferte mit beiden herrlichen Männern ein gleich edler Held, August Wilhelm Neidhardt von Gneisenau, welcher später seiner außerordentlichen Verdienste wegen vom König in den Grafenstand erhoben ward. Was Preußen diesem ausgezeichneten Manne zu danken hat, davon ein andres Mal. Beide Patrioten fanden treue Mitarbeiter bei ihrem schweren Tagewerke an Kriegskameraden wie Boyen, Borstell, Grolmann, Knesebeck, Clausewitz und vielen andern wackeren Männern.

Nach den dargelegten aufgeklärten Grundsätzen wurde das preußische Kriegswesen gänzlich umgestaltet, die frühere Zusammensetzung des Heeres in vieler Beziehung vereinfacht. Die drückende Bedingung des Tilsiter Friedens, daß der König von Preußen zehn Jahre lang nicht mehr als 42000 Mann unter den Waffen haben dürfe, wurde allerdings dem Buchstaben nach erfüllt, aber in kluger Weise umgangen. Es standen freilich nie mehr als jene 42000 Mann wirklich unter den Waffen, aber sobald diese gehörig eingeübt waren, entließ man sie, rief andre ein und sendete darauf wieder so viele heim, als man ausexerziert, bis schließlich fast jeder waffenfähige Mann auch waffentüchtig war. Durch dieses sogenannte „Krümpersystem" ward es möglich, nötigenfalls auf einmal über ein Heer von 140000—150000 Mann zu verfügen.

Bereits arbeitete Stein an der Gründung einer Landesvertretung, während Scharnhorst als Direktor des Kriegsdepartements mit nicht geringerem

Eifer weitere Verbesserungen des Heerwesens sich angelegen sein ließ, als zu Anfang des Jahres 1809 der Sturz des erstgenannten erfolgte. Scharnhorst trat zwar als Kriegsminister in die neu gebildete Verwaltung unter dem Minister von Altenstein über, doch die Wühlereien gegen die freiheitliche Richtung waren schon zu sehr erstarkt, und so konnte dieser sich nicht lange behaupten. Der General sah sich mit dessen Falle gezwungen, von der bisher ihm übertragenen Leitung der Militärangelegenheiten in die von ihm seit 1807 nebenbei bekleidete bescheidenere Stellung eines Generaladjutanten des Königs zurückzutreten.

Die Reorganisation des preußischen Staates unter dem Ministerium Hardenberg ließ zeitweilig einen kräftigen Aufschwung erkennen, aber die Thätigkeit und der Einfluß des bisherigen Direktors des Kriegsdepartements ward doch vielfach vermißt, als der König es für geraten erachtete, seinen von den Franzosen argwöhnisch betrachteten Generaladjutanten von den Geschäften im Kriegsministerium fern zu halten.

Wenn seine Wirksamkeit seitdem auch weniger hervortrat, beteiligte er sich im stillen an der Leitung der militärischen Angelegenheiten, blieb auch Chef des Ingenieurkorps, arbeitete mit an der Organisation der Landwehr und sein gewichtiger Rat blieb in allen bedeutsamen Angelegenheiten maßgebend.

So führten Hardenberg und die von gleichem Geiste beseelten Staatsmänner Schön, Schrötter, Niebuhr, Rhediger und Scharnhorsts Gesinnungsgenossen das von letzterem und Stein angebahnte große Reformwerk weiter fort. Hardenberg hatte vor dem vertriebenen Stein noch die Gabe der Vorsicht und den Besitz jener Künste voraus, deren Übung es möglich machte, den Feind darüber zu täuschen, was man vorbereitete und wollte. Dergestalt wuchs, während Napoleon alles niedergeschmettert zu haben glaubte, still und geräuschlos eine neue und gewaltige Kraft heran, welche wenige Jahre später dem Unterdrücker das eiserne Zepter seiner Herrschaft entreißen sollte.

Auch in dem übrigen Deutschland begann wieder das Gefühl für das gemeinsame Vaterland zu erwachen. Freilich konnten die Rheinbundheere, welche die alte deutsche Wehrtüchtigkeit zunächst im Dienste des fremden Gewalthabers zeigten, erst dann zur rechten deutschen Waffenehre gelangen, als sich die deutschen Waffen vereint gegen den Unterdrücker richteten.

Nach und nach verschwand die bisherige Unthätigkeit und Schlaffheit; die Gemüter öffneten sich wieder der Erinnerung an die vormalige Hoheit des deutschen Volkes: es zeigten sich die ersten Spuren von Sehnsucht nach dem Tage der Befreiung. Dieser Wiedergeburt des Vaterlandes war mächtig vorgearbeitet worden durch begeisterte Dichter und Sänger, durch scharfsinnige Denker und Forscher, deren Name am Parnaß der deutschen Litteratur-Glanzepoche zum Beginn dieses Jahrhunderts in erhabenen Schriftzeichen eingegraben stehen. Klopstocks, Lessings, Schillers, Goethes, Herders Meisterwerke lenkten den Blick von der Gemeinheit des Tages ab auf die höheren und edleren Ziele der Menschheit. Dazu gesellten sich einzelne Männer, von glühender Vaterlandsliebe erfüllt, die ohne Scheu vor den Zornesblitzen eines Tyrannen sich bestrebten, durch Wort und Schrift patriotische Gesinnungen im Volke zu beleben, die Gemüter auf eine opferwillige und todesmutige Erhebung vorzubereiten. Unmittelbar an die

Gegenwart anknüpfend, donnerte Ernst Moritz Arndt im „Geist der Zeit“ das schlummernde Nationalgefühl wach; Friedrich Ludwig Jahn brachte die in seinem „Deutschen Volkstum“ entwickelte Idee, daß die Jugend aller Stände wehrhaft gemacht werden müsse, auf den Turnplätzen praktisch zur Ausführung. — Vor allem waren es aber die Schriften des Lieblingsdichters des deutschen Volkes, Friedrich Schiller, welche die politisch und religiös vielfach geschiedenen Deutschen ihre Trennung vergessen ließen, welche mehr als die irgend eines andern deutschen Mannes zur Lösung der schweren Aufgabe beitrugen, die Deutschen zu einer Nation wieder zu vereinigen. Durch schwungvolle und gedankenreiche Sprache wußte der Liebling aller Deutschen auch die widerstrebenden Herzen zu gewinnen, die kältesten mit sich fortzureißen, alle zu mannhafter Gesinnung zu begeistern.



Minister von Altenstein.

Zwar sollte er selbst den Tag der Erhebung nicht mehr erleben (er starb zu Weimar am 9. Mai 1805), aber seine Lieder und Meisterwerke lebten fort im Munde des Volks, in den Herzen der Jugend. Von ihm vernahmen sie die „drei Worte, inhaltsschwer“: Gott, Freiheit und Tugend; er führte ihnen in der „Jungfrau“, im „Tell“ preiswürdige Beispiele eines hochherzigen Patriotismus vor.

„Für seinen König muß das Volk sich opfern.“
— — —
„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.“
— — —
„Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist fürs Vaterland?“
— — —

„Befiehl, daß man die Kriegstrommete blase!
Mich preßt und ängstigt diese Waffenstille.“
— — —
„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.“
— — —
„Seid einig — einig — einig!“
— — —

So klang es von der Bühne herab, und mit Jubel jauchzten die lauschenden Versammelten den Worten des begeisterten Dichters entgegen.

Und was Schiller im heiteren Reiche der Poesie erstrebte, das suchten andre zu fördern auf dem Felde philosophischer Forschungen, eifrigen Nachdenkens und ernster patriotischer Mahnung. Soll ich sie euch nennen, die Namen jener edlen Deutschen, jener scharfsinnigen Denker? Sie sind ja wohl bekannt die Namen: Kant, Fichte, Schleiermacher und die gleichstrebenden Genossen.

Den gewaltigsten Geist und das ausgebreitetste Wissen unter ihnen allen besaß Immanuel Kant, der weltberühmte und menschenkundige Königsberger Weise, obgleich er nie über Pillau, sieben Meilen von Königsberg, hinausgekommen war. Bewunderungswürdig wirkte er in jener Zeit der Schlaffheit und Zerfahrenheit insbesondere dadurch, daß er auf eine strengere und reinere Ausbildung der Moral drang und die Begriffe von Pflicht und Sittengesetz in den Vordergrund stellte. Auch er starb, noch ehe die schöne Zeit der deutschen Freiheitserhebung hereinbrach, am 12. Februar 1804.

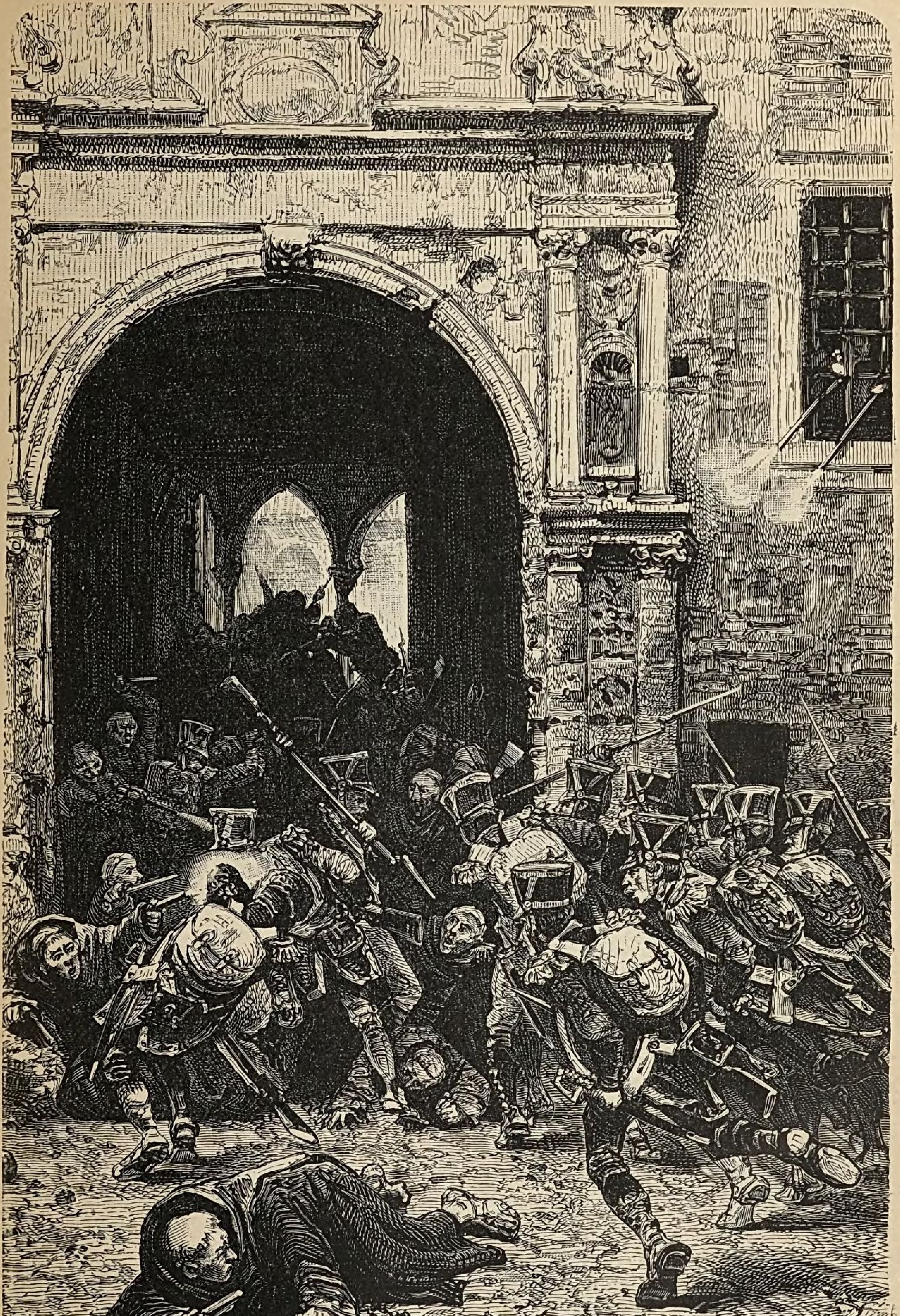
Ein andrer Strebensgenosse führte das Werk des großen Königsberger Denkers eifrig und noch entschiedener, wenn auch in andrer Weise, fort: Joh. Gottlieb Fichte. Mit größtem Scharfsinn durchdrang dieser Begründer eines neuen Systems der Philosophie die Tiefen des menschlichen Wissens. Sein ganzes Trachten war immer auf das Ewige und Höchste gerichtet, nur das Leben und Streben des Geistes war ihm eigentliches Leben; der Geist, so verkündete er, soll herrschen über Körper und Sinnlichkeit. Diesen seinen Lehren entsprach auch sein Leben. Sein reines, warm fühlendes Herz war empfänglich für alles Gute und Schöne, für Freundschaft und Liebe.

Voll unerschütterlicher Rechtschaffenheit, erfüllt mit den Gefühlen edler Humanität, stand er für seine Überzeugung mit männlichem Heldenmute ein. Mitten unter den Franzosen hielt er 1808 seine berühmten, unvergeßlichen „Reden an die deutsche Nation", die schon damals der deutschen Jugend wie ein Aufruf gegen die verhaßte Fremdherrschaft erklangen. Das war zu seiner Zeit eine ganze Mannesthat. Die Saat, die er mit ausstreuen half, noch sah sie der große Denker aufgehen und zu schönster Blüte sich entfalten.

In jener denkwürdigen Zeit lebte auch und wirkte in demselben Geiste, wie die Genannten, Ernst Daniel Schleiermacher zu Berlin.

Wie Kant und Fichte auf dem Gebiete der Philosophie hoch emporragen, so ist Schleiermacher auf dem der Theologie eine bedeutende Erscheinung, ein Mann, dessen Einfluß weit hinausging über die Zeit und den Ort seiner Thätigkeit. Gleich Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation", war Schleichermacher in seinen Kanzelvorträgen für Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit in die Schranken getreten; mutvoll und in hoher Begeisterung ließ er mitten unter Davousts Bajonetten seinen mahnenden Zuruf ertönen und trug hierdurch nicht wenig dazu bei, bei seinen Zeitgenossen die Liebe zu König und Vaterland zu wecken und zu erhalten.

In solchem Streben vereinigten sich die Tüchtigsten und Edelsten ihrer Zeit. Sie ließen nicht nach, das glimmende Feuer der nationalen Begeisterung in den Gemütern anzufachen.



Verteidigung von Saragossa durch die Spanier.

Diesem neuen Geiste, welcher die gebildete Welt durchdrang, entsprang in Königsberg jener sittlich-wissenschaftliche Verein zur Kräftigung in Tugend und Vaterlandsliebe, welcher bald nachher den Namen „Tugendbund“ erhielt und immer neue Mitglieder aus allen Ständen in seine nach Ausdehnung trachtenden Kreise hereinzog.



Englisch-deutsche Legion (Reiterei) 1815.

So ward Preußen und mit ihm ganz Deutschland zu vaterländischem Denken und Handeln erzogen. Erst ging es in die Kriegsschule und unterlag; dann büßte es in harter Knechtschaft, und als es zu tief erniedrigt schien, um andres zu ertragen als die Fesseln seiner Zwingherren, da standen edle Männer gleich den Propheten des Alten Bundes auf und ermutigten unser Volk durch Wort und Beispiel und geleiteten es nach den lichten Hallen der Hochschule reiferer Erkenntnis, in der ein frischer, edlerer Geist wehte. In solcher Weise bereitete es sich zu der schweren Aufgabe vor, endlich seine Schmach abzustreifen.

Das waren die harten Lehrjahre unsres Volkes. Bald gab es Augenblicke, wo die stillen Hoffnungen der Wohlmeinenden von neuem sich belebten, bald wieder Zeiten, wo sie tief herabsanken. Doch fehlte es selbst während der schlimmsten Tage der Schmach nicht an kernhaften Naturen, die den Mut kundgaben, selbst unter dem harten Drucke der Fremdherrschaft das Bewußtsein seiner Pflichten im deutschen Volke wieder zu beleben. — Wie allseitig man nun auch die Schmach des Vaterlandes empfand, so sehr die Herzen edler Patrioten in gerechtem Zorne ob der zunehmenden brutalen Gewaltthätigkeit der französischen Machthaber ergrimmten, so schien Abhilfe damals doch unmöglich, unüberwindlich schien der Imperator und seine Heere.

Da kam zuerst aus Spanien die Kunde von einer entscheidenden Niederlage französischer Heere nach Deutschland; ein ganzes Volk hatte sich hier, von edler Begeisterung getragen, wie ein Mann gegen die ihm aufgedrungene Fremdherrschaft erhoben, und die für fast unbesiegbar gehaltenen Truppen Napoleons waren in dem mit der Wut der Verzweiflung geführten Kampfe unterlegen.

Die in Deutschland, in Italien und in den Niederlanden so schnell und so leicht errungenen Erfolge ließen den Ehrgeizigen nicht ruhen. Sein böser Geist trieb ihn immer weiter zu neuen, gewaltthätigen Unternehmungen. Vom gesamten europäischen Festlande war Englands Handel auf seinen Befehl verscheucht worden, mit Ausnahme Portugals, jenes kleinen Landstrichs im äußersten Westen der Pyrenäischen Halbinsel. Auch dieses Land sollte der Zwingherrschaft Napoleons unterworfen werden, und zwar verband der Kaiser mit diesem Plane noch besondere Absichten. Er wollte nämlich, daß auch Spanien in den Besitz seines Hauses geraten sollte, wie dies ja mit Italien, Holland und Westfalen schon der Fall war. Daher faßte er den Plan, zuerst mit Hilfe des Königs von Spanien Portugal zu erobern und dann diesen selbst vom Throne zu stoßen. Zu diesem Behufe schloß Napoleon schon im Oktober 1807 mit Karl IV. von Spanien ein Bündnis zur Eroberung und Teilung Portugals. Französische Heere marschierten nach Spanien, um vereinigt mit spanischen Truppen Portugal anzugreifen. Ein andres französisches Heer stellte sich an der Grenze von Spanien auf, um nötigenfalls zu Hilfe zu eilen. Sowie der Feind sich Portugals Hauptstadt nahte, entflohen der Regent und der portugiesische Hof nach Brasilien.

„Einer nach dem andern“, blieb Napoleons Gedanke. Bis dahin ging alles nach Wunsch; Portugal war bald erobert. Aber schon während sie Spanien durchzogen, hatten die Franzosen ganz unter der Hand mehrere spanische Festungen besetzt; nun kam auch dieses Land an die Reihe, und dazu war das Nötige bereits längst vorbereitet.

Es waren durch Hetzereien die in der königlichen Familie ausgebrochenen Streitigkeiten nach Möglichkeit gesteigert und diese wieder zu gunsten der finsteren Anschläge Napoleons bestens benutzt worden. Der schwache König Karl IV. und dessen sittenlose Gattin lebten zuletzt mit ihrem Sohne Ferdinand in Todfeindschaft. Da die Spanier größtenteils für letzteren Partei ergriffen, kam es zu einem Volksaufstande, und als sich ein französisches Heer der Hauptstadt näherte, ergriff die Empörung bald ganz Spanien. Der kopflose Karl IV. legte nun, unfähig, sich zu raten und zu helfen, die Krone Spaniens zu gunsten Ferdinands

nieder. Unterdes war Napoleon selbst in Bayonne, an der spanischen Grenze, angekommen und erbot sich, den Streit zwischen Vater und Sohn zu schlichten. Er lud deshalb beide zu einer Beratung ein.

Der alte König folgte alsbald der Einladung, und auch Ferdinand hatte sich schon zur Abreise gerüstet. Doch als wenn das spanische Volk ahnte, was da kommen werde, es wollte nicht, daß der Thronerbe abreise. Dieser aber ließ sich nicht halten, in sein Verderben zu rennen. Am 23. März 1808 hatte der König Karl erklärt, seine Thronentsagung sei erzwungen gewesen, er nehme sie daher zurück, und am 6. Mai trat er sein spanisches Reich und seine großen Besitzungen in Nord- und Südamerika an den Kaiser Napoleon ab, wofür ihm dieser ein Schloß mit einem englischen Garten zum Präsent machte. Wahrlich, ein prächtiges Tauschgeschäft!

Dem jungen König Ferdinand blieb nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben; denn er sah sich ernstlich bedroht, wenn er sich nicht fügte. Nach wenigen Tagen verzichtete er auch darauf, seine Ansprüche an den Thron Spaniens geltend zu machen, und — wanderte dafür in französische Gefangenschaft.

Doch mit dem Sturze des bourbonischen Königshauses und der Besetzung einiger Festungen war noch lange nicht alles abgethan. Es zeigten vielmehr die spanischen Bauern, Hirten und Jäger, Mönche und Adligen, daß ein Volk, welches sich nicht unterjochen lassen will, nicht völlig niedergeworfen und besiegt werden kann. So wurde der Raub der spanischen Krone, welcher Napoleon auf den höchsten Gipfel der Macht zu erheben schien, die nächste Ursache zu seinem Sturze und zu Europas Befreiung. Die vom Kaiser diktierte Abschaffung der Inquisition und andrer schlimmer Dinge wäre zwar vielen Spaniern schon recht gewesen, aber man wollte solche Wohlthaten nicht einem fremden Tyrannen zu verdanken haben. Ganz Spanien stand daher auf wie ein einziger Mann.

Auf der spanischen Halbinsel fanden nun die Engländer einen Kampfplatz, wie er ihnen paßte, und sandten dorthin tapfere Heere zur Bekämpfung ihres alten Feindes auf Leben und Tod. Zwar wurden die Franzosen selten im offenen Felde geschlagen, aber sonst vielfach in die Enge getrieben. Unter solchen Umständen beschloß Napoleon im Jahre 1808, selbst nach Spanien zu gehen, um die Sachen in besseren Gang zu bringen. Vorher aber begab er sich zu jener glänzenden, ihm huldigenden Versammlung in Erfurt, von welcher weiter vorn schon gesprochen wurde. Hier verständigte er sich mit Kaiser Alexander wegen der Angelegenheiten der Welt. Das Ergebnis war, daß der Imperator seinem Freunde Alexander den östlichen Teil von Europa überließ, während dieser Napoleon gestattete, im Westen zu thun, was ihm beliebte. Nun erst konnte der Ehrgeizige sich ruhig Spanien zuwenden, und in der That, seine Gegenwart reichte hin, seine Soldaten von Sieg zu Sieg zu führen.

Diese spanischen Geschichten führten wir deshalb unsern Lesern etwas weitläufiger vor, weil auf spanischer Erde viel edles deutsches Blut vergossen worden ist: unter den Adlern Napoleons wie unter den Fahnen Englands. Auf jener Seite standen und kämpften ein großer Teil der Rheinbundstruppen, Schwaben, Badener und Hessen ꝛc., auf der andern viele wackere Deutsche aus Norddeutschland:

Braunschweiger, Hannoveraner, Mecklenburger ꝛc. Denn im Norden fühlte man mehr als im Süden unsres Vaterlandes die tiefe Schande, womit fremde Tyrannei die teure Heimat befleckte. In ganz Deutschland gab es Männer genug, die vom Kriegsruhm oder von den Erfolgen Napoleons keineswegs in solchem Grade bethört waren, daß sie es hätten gutheißen mögen, wenn ihre Angehörigen oder Freunde als napoleonische Landsknechte dem Unterdrücker ihrer Heimat weit fort in fremde Länder folgten, und als der Druck der Fremdherrschaft immer unausstehlicher wurde, suchten viele der bravsten Söhne aus Stadt und Land das so gedemütigte Vaterland zu verlassen. Sie zogen weithin nach Westen, um Rache zu nehmen, indem sie in englischen Diensten den Feind aller bekämpften und die Schmach, unter welcher Deutschland seufzte, mit ihrem Herzblute abwuschen. Deswegen werden auch die Thaten der englisch-deutschen Legion unvergessen bleiben und fort und fort in hellem Lichte erglänzen in der Geschichte der Befreiungskämpfe der Völker während der ersten vierzehn Jahre unsres Jahrhunderts.

Wie zu erwarten war, hatte die Kunde von den Ereignissen in Spanien, dessen Widerstand selbst die von Napoleon errungenen Siege noch nicht gänzlich zu brechen vermocht hatten, in Deutschland und namentlich in Österreich den Kampfesmut der unterdrückten Völker neu belebt. Der österreichische Staat war im Jahre 1805 allerdings entscheidend besiegt worden, aber er war nicht überwunden; noch immer vermochte er sich in die aufgezwungenen neuen Zustände nicht zu finden, noch einmal erwachte in den maßgebenden Kreisen der Mut, einen Gang auf Leben und Tod mit dem Unterdrücker unsres Weltteils zu wagen. Im Jahre 1809 ermannte sich Österreich von neuem. Lebhafter schlugen die Herzen, je mehr man sich gewöhnt hatte, gegen die Gewaltthaten des fremden Machthabers eine Abhilfe kaum noch für denkbar zu halten. Jetzt wandten sich die Blicke aller Vaterlandsfreunde in größter Spannung den Anstrengungen des edlen Bruderstammes an der Donau und dem dort sich neu entspinnenden Kampfe zu. Aber an eine Erhebung des ganzen deutschen Volkes zur Abschüttelung des fremden Jochs war noch nicht zu denken. Die Staaten Norddeutschlands befanden sich in den Händen Napoleons und seiner Anhänger, die Volkskraft Preußens war unterbunden, Süddeutschland vom französischen Imperator gänzlich abhängig. Deutsche Truppenteile, Badener, Württemberger, Bayern, Hessen, Westfalen und Sachsen, verstärkten ihn, als er im April 1809 seine heimischen Kriegsvölker durch das südliche Deutschland wiederum seinem alten Widersacher Österreich entgegenführte.



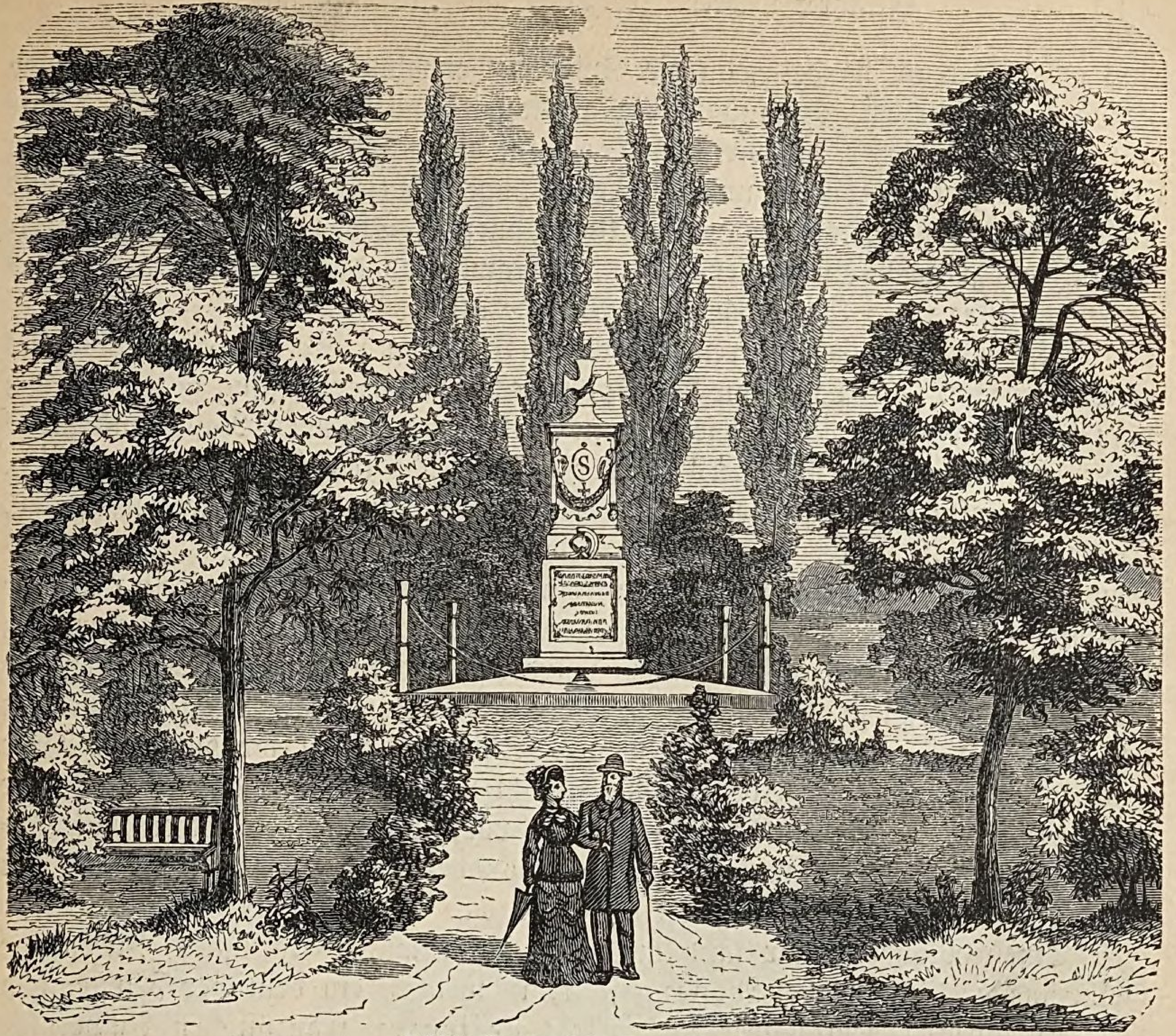

Vaterländisches Ehrenbuch I. 5. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Immanuel Kant.

Wilhelm v. Humboldt. Alexander v. Humboldt.

J. G. Fichte. F. E. D. Schleiermacher.

F. L. Jahn.



Schills Denkmal in Braunschweig.



# Märtyrer während der Lehr- und Prüfungsjahre.

Österreich zum viertenmal gegen Napoleon. Sieg des Erzherzogs Karl bei Aspern. Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls, sein Zug an die Nordsee. — Schills Auszug und Untergang. Dörnberg. Niederlagen der Österreicher bei Wagram. Znaim. Friede. Preisgebung der treuen Tiroler. Hofers Erschießung. Friedrich Staps.

Hin ins Gebraus,
Schlacht ruft hinaus.
Horch, die Trompeten werben!
Vorwärts, auf Leben und Sterben!

Zum viertenmal hatte Österreich gegen Frankreich gerüstet. Diesmal wollte es mit ganzer Macht auf dem Kriegsschauplatze erscheinen. Nun mußte es sich zeigen, ob die vielfachen Verbesserungen im österreichischen Heerwesen die Regimenter Kaiser Franz' I. so tüchtig gemacht hatten, um es mit den sieggewohnten Legionen Napoleons aufnehmen zu können.

Als es sich darum handelte, an die Spitze der wohlausgerüsteten Armee einen Feldherrn zu stellen, der sich in Geschicklichkeit und Erfahrung messen durfte mit dem neuen Cäsar, da wies alle Welt auf einen Helden hin, der selbst vom Feinde hochgeachtet wurde, und auf dessen ungewöhnlichem Talente damals alle Hoffnungen beruhten, die man noch hegen durfte. Dieser Nationalheld Österreichs war zugleich ein Kaiserssohn: der Name und die Tugenden des ritterlichen Erzherzogs Karl lebten im Munde aller.

Mit drei stattlichen Heeren rückten im Frühling 1809 die Österreicher ins Feld. Erzherzog Karl, an der Spitze des Hauptheeres, ging gegen Bayern vor; Erzherzog Johann befehligte in Italien gegen Eugen, Napoleons Stiefsohn; Erzherzog Ferdinand an der polnischen Grenze gegen Poniatowsky. Zur Bekämpfung der österreichischen Heere sandte Napoleon größtenteils Polen, Italiener und Deutsche aus. Über alle Maßen demütigend ist es für uns Deutsche, daß er als Wort der Ermunterung aussprechen durfte: „Kein Franzose ist unter euch; ihr allein sollt die Österreicher schlagen"; noch schmählicher, daß diese Worte mit Jubel aufgenommen wurden. Und fürwahr, die Truppen des Rheinbundes zeigten, daß sie in Napoleons Schule etwas Tüchtiges gelernt hatten. Fünf Tage nacheinander, vom 19. bis 23. April wurde Karls Heer geschlagen bei Landshut, Abensberg, Eckmühl und Regensburg. Rasch wie der Blitz drang Napoleon nun nach Österreich vor, und wenige Wochen nach Eröffnung des Feldzugs stand er wiederum vor der unglücklichen Kaiserstadt, in welcher er bald darauf zum zweitenmal einzog.

Einen Monat später fand auf dem altberühmten klassischen Boden die vielbesungene Schlacht bei Aspern statt, in welcher ein deutscher Fürstensohn zum erstenmal dem bisher noch nicht besiegten französischen Imperator den blutigen Siegeslorbeer entriß; die Welt sah ein, daß auch er zu schlagen war.

Dichter feierten die Siegesschlacht — ganz Deutschland jubelte.

Das allgemeine Zucken, welches die deutschen Lande durchdrang, bewies, daß die Empfänglichkeit für Ehre und Erhebung des Vaterlandes wieder erwacht war. Der 21. und 22. Mai, der Sieg bei Aspern — das war ein Sonnenblick für das deutsche Volk. Der Zauber von Napoleons Unüberwindlichkeit schwand, Selbstvertrauen erwachte und förderte das niedergehaltene Kraftgefühl zu neuem Leben, die Großthat des Erzherzogs Karl lebte in aller Munde.

„Aspern!" klingt's und „Karl!" klingt's siegestrunken,
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann.
Nein, Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann.
Und solange deutsche Ströme sausen,
Und solange deutsche Lieder brausen,
Gelten diese Namen ihren Klang.
Was die Tage auch zerschmettert haben,
Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert's im Gesang.

So sang Theodor Körner.

Die Zeit der Erlösung schien gekommen, so glaubten wenigstens diejenigen, welche ausgezogen waren, unter Österreichs Fahnen den Unterdrücker Deutschlands

zu bekämpfen. Konnte man es diesen Tapferen verdenken, daß sie zur Selbsthilfe, zum Kampf auf eigne Faust sich entschlossen, indem sie meinten, das Maß der Erniedrigung sei voll zum Überfließen?

Allerorten sah man deutsches Recht und deutsche Sitte mißachtet, bereits hatten Napoleons Sendlinge es sogar gewagt, der deutschen Sprache den Krieg zu erklären, indem am Rhein die französische als Gerichts- und Geschäftssprache eingeführt wurde.



Schills Einzug in Berlin.

Jede freiheitliche Regung erregte den Argwohn der französischen Spione; die vor Jahren an dem Herzog von Enghien ausgeübte Gewaltthat war übertroffen worden durch das an dem unglücklichen Johann Philipp Palm vollzogene Strafbeispiel. Wer sein Vaterland von ganzem Herzen liebte, galt für einen Hochverräter; hatte doch selbst der hochherzige Freiherr vom Stein, von Napoleon geächtet, Preußen den Rücken kehren müssen; blieb den tapferen Offizieren, welche für den fremden Herrscher nicht fechten wollten, etwas andres

übrig, als auswärts Dienste zu suchen? Kein Wunder, wenn manches Auge in kriegerischem Feuer aufflammte, als Österreich sich zum Riesenkampf gegen den Unterdrücker von neuem erhob. Preußens König konnte es nicht wagen, sich ihm anzuschließen; noch blutete sein Land aus tausend Wunden, es rang noch mit jenem Zustande zwischen Leben und Tod — welcher oft der Wiedererstehung zu neuem Leben voranzugehen pflegt. Da begab sich denn mancher ungeduldige Jüngling aus Norddeutschland nach Österreich, um dort den Feind aller zu bekämpfen. Während dieser Aufregung der Gemüter erfaßte auch einen in Vaterlandsliebe erglühten preußischen Offizier eine so unwiderstehliche Kampflust, daß er es versuchte, auf eigne Faust den Volkskrieg zu entflammen.

Ferdinand von Schill heißt dieser hochherzige deutsche Held. Er hatte bei Jena als Leutnant mitgekämpft und war während des Schlachttages verwundet worden, aber glücklich nach Kolberg entkommen. Nach seiner Wiederherstellung nahm er an der Verteidigung der Stadt unter Oberst von Gneisenau und dem biederen Nettelbeck teil, indem er ein Freikorps errichtete, die Umgegend durchstreifte, sich vier Monate in dem befestigten Hölzchen Maikuhl gegen die Franzosen verteidigte und ihrer viele zu Gefangenen machte.

Seine kühnen Ausfälle und Streifzüge von beispielloser Verwegenheit hatten ihm einen im ganzen Lande mit Begeisterung genannten Namen erworben. Zu jener Zeit war es geschehen, daß Schill vier Pferde erbeutet hatte, die für Napoleon bestimmt gewesen waren. Napoleon bot ihm schriftlich pro Pferd 1000 Thaler, adressierte aber seine Zuschrift: „An den Räuberhauptmann Schill“.

Der wackere Kriegsmann antwortete: „Mein Herr Bruder! Daß ich Ihnen vier Pferde genommen, macht mir um so mehr Vergnügen, da ich aus Ihrem Briefe ersehe, daß Sie einen hohen Wert darauf setzen. Gegen die angebotenen 4000 Thaler kann ich sie nicht zurückgeben. Wollen Sie aber die vier Pferde, welche Sie vom Brandenburger Thore in Berlin weggestohlen haben, zurückgeben, so stehen die Ihrigen unentgeltlich zu Diensten. Schill.“

Als der Tilsiter Friede geschlossen war, zog Schill, zum Major beim Leibregiment ernannt, mit in Berlin ein. Als Verteidiger Kolbergs ward er hier mit endlosem Jubel empfangen; jeder Berliner wollte den kühnen Mann begrüßen, einen der wenigen, welche die Waffenehre Preußens gerettet und das Vaterland unverzagt bis zum letzten Augenblick verteidigt hatten. Wo sich Schill auf der Straße sehen ließ, umgab ihn eine neugierige Menge und pries den Volksmann. Seine Verehrer meinten, von solch einem Helden dürfte man noch Großes erwarten. — Und als nun Österreich sein Volk zum Kampfe gegen den Unterdrücker Deutschlands aufrief, folgte Schill seinem Hasse — indem er auf seine eigne Verantwortung gegen Napoleon den Säbel zog.

Am 28. April 1809 befahl er seinem Regiment zu satteln. Mit vollem Gepäck, wie er schon öfter gethan, verließ er Berlin. Nachdem man einige Meilen sich von Berlin entfernt, kommandierte der Major „Halt!“ Seine 600 Husaren schlossen einen Kreis um ihn und er selbst sprach: „Kameraden, der Krieg gegen Napoleon bricht von neuem aus. Die Österreicher kämpfen bereits mit dem Tyrannen; da dürfen auch wir nicht daheim bleiben, denn wir haben die Schlacht bei Jena, den Frieden von Tilsit zu rächen. Ich bin entschlossen, die Heere Österreichs

aufzusuchen, überzeugt, daß unser König dies schon billigen und uns bald mit seiner ganzen Kriegsmacht unterstützen wird. Wer mit mir kämpfen will für Deutschlands Ehre und Freiheit, für Preußens Recht und Größe, der folge mir; wer sich vor einer kühnen That scheut, der möge ungekränkt nach Berlin zurückkehren!"

„Wir folgen!" riefen alle wie aus einem Munde. So zogen sie dahin.

Schill hatte unterdessen in Erfahrung gebracht, daß ein andrer freiheitliebender Mann, der Freiherr von Dörnberg, in Hessen einen Aufstand gegen Napoleons Bruder, den zum König von Westfalen aufgerückten Hieronymus, wagen wolle. Dörnberg wollte er zuerst zu Hilfe eilen. In den nächsten Tagen überraschte ihn jedoch die Trauerbotschaft, daß jenes Patrioten Unternehmen gänzlich gescheitert sei. Schill rückte nun gegen die Elbe und hatte die Freude, bald 200 Mann Fußvolk zu sich stoßen zu sehen, welche Berlin gleichfalls verlassen hatten und die Nachricht mitbrachten, daß noch viele mutige Männer ihnen nachfolgen würden. Das preußische Volk stimmte freudig bei, als es Schills kühnen Schritt vernahm; mancher Jüngling stahl sich heimlich aus dem Hause, um in Schills Freischar einzutreten.

Hin ziehet der tapf're, der mutige Schill,
Der mit den Franzosen sich schlagen will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das fette Land mit französischem Blut,
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.


Oberst Freiherr von Dörnberg.

Nun aber eilten bald von allen Seiten mächtige feindliche Haufen heran, um auf Schills kleine Schar Jagd zu machen. Der König konnte und durfte zu seinem eigenmächtigen Vorgehen nicht schweigen, sah sich vielmehr gezwungen, dasselbe zu mißbilligen und das eingesetzte Kriegsgericht bestätigte seine Absetzung. Der von Napoleon geächtete Mann, auf dessen Kopf eine Belohnung von 10000 Frank gesetzt war, ließ sich dennoch nicht von der Verfolgung seines Zieles abhalten; sein Wahlspruch war: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!"

Durch kühne Märsche und glückliche Gefechte entging der Held allen Nachstellungen, bis ihn die Besiegung Österreichs in große Verlegenheit brachte. Er verzagte indes keineswegs. Abgesetzt, geächtet und von allen Seiten gedrängt, entschloß er sich, mit seinem Korps nach England überzusetzen. Er marschierte daher über Halle und Dessau nach Tangermünde, war aber schließlich genötigt, sich nach Stralsund zu wenden.

Die Stadt, vor einem halben Jahre geschleift, ward in Eile verschanzt, sodann die pommersche Landwehr zur Hilfe aufgefordert. Wirklich sammelten sich auch 2000 dieser braven Leute, aber zu Ende Mai rückten auch schon 6000 Feinde vor die Stadt und drangen nach einer heftigen Kanonade in dieselbe ein. Es waren vornehmlich dänische und holländische Hilfstruppen, welche so gut wie die deutschen unter napoleonischen Generalen gegen die Feinde Frankreichs

kämpfen mußten. Schill setzte ihnen in den Straßen den verzweifeltsten Widerstand entgegen. Im heißesten Kampfgewühl, überall konnte man das ermunternde Wort des Helden vernehmen. Doch von allen Seiten umschlossen Reiter und Fußvolk die kleine, nur Schritt für Schritt zurückweichende Schar. Schill selbst wehrte sich aus allen Kräften gegen mehrere Reiter, die ihn in arges Gedränge gebracht hatten. Der eine versetzte ihm einen Hieb über den Kopf, versprach indessen Schonung, wenn sich Schill ergeben wolle. Doch dieser antwortete mit scharfen Säbelhieben, bis ihn mehrere wohlgezielte Flintenschüsse zum Tode verwundeten, so daß er leblos vom Pferde auf das Pflaster sank. Man schnitt dem Toten den Kopf ab und schickte letzteren nach Holland, wo er in Leiden lange in Weingeist aufbewahrt wurde. Später haben die Überreste des Helden vor den Thoren von Braunschweig eine würdigere Ruhestätte in deutscher Erde gefunden.

Mit Schills Fall endete das Gefecht; nur 150 Mann seiner Gefährten schlugen sich nach der preußischen Grenze durch. So fand „ein Ende mit Schrecken" einer der glühendsten deutschen Vaterlandsfreunde, dem seine Verehrer nachrühmen, daß er ein ebenso edler Mensch wie treuer Freund gewesen sei.

Ein furchtbares Gericht erging über diejenigen Mitglieder des Schillschen Korps, welche dem Tode entrannen und dem Feinde in die Hände fielen. Zum Teil nach den französischen Bagnos abgeführt, verbrachten sie dort, in Ketten neben Galeerensträflingen, ein grauenhaftes Dasein. Elf der gefangenen Offiziere wurden im September 1809 von einem französischen Kriegsgericht in Wesel zum Tode verurteilt und erschossen, nachdem vorher schon einige ihrer Kameraden zu Braunschweig denselben Tod erlitten. An beiden Orten erheben sich heute an den Blutstätten, wo diese Opfer der Fremdherrschaft ihr Leben ausgehaucht, Denkmäler, welche uns Nachkommen stets an die Folgen der Unterdrückung erinnern sollen.

Ein andrer Held von damals, ein Fürst aus altem deutschen Fürstenhause, gleich kernhaft, tüchtig, freiheits- und todesmutig wie der tapfere Schill, war der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls, dem wir später noch mehrmals begegnen werden.

Als Preußen zum Kriege gegen Frankreich rüstete, zog auch Friedrich Wilhelm mit ins Feld. Nach dem Falle und der tödlichen Verwundung des Oberbefehlshabers des preußischen Heeres rief die Pflicht des Sohnes, die Sorge für das Braunschweiger Land, das in seine Hand übergehen sollte, den Prinzen an das Sterbebett seines unglücklichen Vaters. Friedrich Wilhelm durfte dem Wunsche seines Herzens, dem Sterbenden das Geleit nach Ottensen zu geben, nicht folgen. Noch stand eine preußische Heeresabteilung im Felde, dort war sein Platz. In der Nähe von Lübeck traf der Herzog mit Blücher zusammen. Vergebens erwies sich jedoch alle Tapferkeit des alten und des jungen Helden, vergebens versuchten beide sich in der alten Hansestadt festzusetzen. Blücher mußte sich, wie bekannt, mit 8000 Mann gefangen geben. Auch den Herzog traf dies Schicksal und der noch bitterere Schmerz, daß Blücher, den das Unglück ungerecht machte, ihn beschuldigte, durch seine Fehler bei Verteidigung des neuen Stadtthores den schlimmen Ausgang herbeigeführt zu haben.

Napoleon, welchem es gelegen kam, in Friedrich Wilhelm den preußischen General zu verfolgen, weigerte sich, den Herzog in sein Land zurückkehren zu lassen; denn sein Herzogtum Braunschweig sollte fortan einen Teil des neuen Königreichs Westfalen bilden. Dieser Verlust, so schmerzlich er auch war, schien dem Herzog nicht das Schlimmste, was ihn treffen konnte; aber ein andrer Schlag, der Tod seiner edlen Gattin, warf ihn fast zu Boden. Als er sich nach grenzenlosem Leid wieder aufgerichtet, lebte in seiner Brust nur noch ein Gefühl, das der Rache an dem Bedränger des deutschen Vaterlandes, an dem Räuber seines Erbteils, seines Lebensglücks. Dieses Gefühl hat ihn nie wieder verlassen; ihm ist fortan sein ganzes Leben gewidmet geblieben, bis eine französische Kugel den Weg zu seinem tapferen Herzen fand.

Die Zeit tiefster Schmach war für Deutschland erschienen. Zwei Emporkömmlinge, Joachim Murat, der berühmteste unter den Reitergeneralen Napoleons, und Hieronymus Bonaparte, von allen Napoleoniden der schwächste und unwürdigste, trugen deutsche Kronen; eine Anzahl Fürsten aus alten deutschen Fürstenhäusern waren als Rheinbundsmitglieder Vasallen Frankreichs geworden, Preußen lag am Boden und schien selbst sein Bestes, seinen so vielfach erprobten Mut, verloren zu haben. Nicht übergroß war die Zahl der Männer, welche die Kraft und den Mut in sich fühlten, bessere Tage herbeiführen zu helfen; zu dieser Schar tapferer Herzen gehörte auch der Welfenfürst. Unermüdlich ermutigte Friedrich Wilhelm die Unentschlossenen, beriet sich mit den Entschlossenen und begab sich mehrere Male verkleidet, bald unter dem Namen eines Kaufmanns Frank, bald als Schröder reisend, mit Lebensgefahr in das nördliche Deutschland, um sich zu überzeugen, wie weit ein Aufstand auf die nötige allgemeine Teilnahme rechnen könne. Österreichs großer Entschluß, noch einmal einen Waffengang gegen den gefürchteten Napoleon zu wagen, wurde daher vom Herzog mit Jubel begrüßt. Er ahnte freilich nicht, welchen neuen Prüfungen er in dem schlimmen Jahre 1809 entgegengehen sollte. In begeisterten Aufrufen wandte er sich an die gesamte deutsche Jugend, sie mahnend, herbeizueilen, um unter seinen Fahnen dem Vaterlande ihre Kräfte zu weihen; „Niemand aber möge kommen, so lauteten seine ernsten Worte, der im Kampfe um die verlorene Ehre Deutschlands das Leben nicht gering achte.“ Die dem Tode geweihte Schar sollte schwarze Kleidung und an der Mütze einen Totenkopf tragen. Als fliegende Truppe wollte er mit dieser schwarzen Schar überall Aufstände hervorrufen. Damit sich seine Freiheitskämpfer leicht und rasch von einem Orte nach dem andern begeben könnten, sollte seine kleine Armee nur aus Ulanen, Husaren, Jägern und leichtem Fußvolk mit wenigen Geschützen bestehen.

Am 14. Mai 1809 überschritt der Welfenherzog die böhmische Grenze und rückte unter fortwährenden Gefechten gegen Dresden vor, das er, von einem österreichischen Korps unterstützt, am 11. Juni besetzte. Vor allen Dingen kam es ihm darauf an, die ihm entgegengeschickten westfälischen Truppen für die große Sache zu gewinnen. Er wandte sich an sie mit folgenden Worten: „Ihr, Deutsche, wollt gegen Deutsche fechten? Ihr, deren Eltern, Schwestern und Brüder von den Franzosen gemißhandelt wurden, wollt eben diese Fremdlinge mit eurem Blute schützen? Hessen, Braunschweiger, Hannoveraner, Preußen und

ihr alle, die ihr den Namen Deutsche führt, eilt herbei, um mit uns Deutschlands Schmach an seinen Unterdrückern zu rächen und unser unglückliches Vaterland von dem Joche zu befreien, unter dem es schon lange seufzt. Der Augenblick der Befreiung ist gekommen, kein günstigerer erscheint sobald wieder."

Leider blieb der Aufruf ohne den erwarteten Erfolg, doch hatten die Kriegsunternehmungen anfänglich den gewünschten Fortgang. Alle Gefechte der „Schwarzen" endigten siegreich, und nach dem Siege des Erzherzogs Karl bei Aspern durchdrangen von neuem frohe Hoffnungen die Herzen aller. Da kam plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die Kunde, daß die Erwartungen der Vaterlandsfreunde wiederum betrogen, daß die Heere Österreichs bei Wagram und Znaim unterlegen seien.

Es war dem so. Es ist schmerzlich zu erzählen, daß der herrliche Sieg, welchen der Erzherzog Karl bei Aspern errang, nur geringen Nutzen brachte. Hätten die Österreicher den abziehenden Feind entschlossen verfolgt, so wäre, so glauben wenigstens viele, Napoleon verloren gewesen. Denn um dieselbe Zeit siegte auch Erzherzog Johann über den Vizekönig Eugen, Erzherzog Ferdinand über Poniatowsky, und das treue Landvolk in Tirol schlug die fremden Eindringlinge zu wiederholten Malen aus dem Lande. Doch der Erzherzog verhielt sich ruhig; sei es, weil er sein tapferes Heer für allzu erschöpft hielt, sei es, weil die schweren körperlichen Leiden, denen er häufig ausgesetzt war, ihn gerade in dem entscheidenden Augenblicke wiederum überfallen hatten und lähmend auf seine Entschließungen wirkten.

Beide Armeen — Österreicher und Franzosen — hatten allerdings furchtbar gelitten und beschränkten sich zunächst darauf, einander zu beobachten. Napoleon sorgte jedoch vor allem dafür, seine Verbindung mit dem andern Donauufer durch Brücken wieder herzustellen, und verschanzte sich auf der Lobau aus allen Kräften. Und dazu ließ man ihm volle sechs Wochen Frist. So verging der ganze Monat Juni, während welcher Zeit dem französischen Heere von allen Seiten Verstärkungen zuströmten. Napoleon entnahm außerdem den noch gefüllten Zeughäusern Wiens, was er gebrauchen konnte, und brachte auf solche Weise sein Heer auf 180000 Mann. Unterdessen wartete Erzherzog Karl vergebens auf die ihm versprochenen Zuzüge. Als es endlich zum neuen Schlagen kam, zeigte sich seine Armee der französischen nicht gewachsen. Am 4. und 5. Juli setzte Napoleon wieder auf das linke Donauufer über und griff die Österreicher bei Deutsch-Wagram an. Sie hielten sich tapfer bis zum Mittag; als aber Erzherzog Johann, den man stündlich erwartete, ausblieb, ergriff Kleinmut das Heer und bald nachher befand es sich auf dem Rückzuge. Napoleon blieb Sieger auf demselben Felde, wo vor Jahrhunderten Rudolf von Habsburg durch Niederwerfung des Königs Ottokar von Böhmen den ersten Grund zu seines Hauses Herrlichkeit gelegt hatte.

Erzherzog Karl zog sich unter beständigen Kämpfen in der Richtung nach Znaim in Mähren zurück. Hier von den Franzosen wiederum angegriffen, vermochte er auch diesmal den Sieg nicht zu gewinnen. Ein folgender Waffenstillstand und bald nachher der Wiener Friede (14. Oktober 1809) machten dem blutigen Ringen ein Ende.



Erzherzog Karl von Österreich bei Aspern. Zeichnung von G. Bleibtreu.

Kaiser Franz I. verlor abermals große und wertvolle Provinzen, darunter die bedeutende See- und Handelsstadt Triest am Adriatischen Meere, und mußte, das Schmerzlichste von allem, das treue Tirol seinem Schicksal überlassen.

Dies waren die schlimmen Botschaften, welche um diese Zeit ein Abgesandter Österreichs dem Herzog von Braunschweig-Öls überbrachte, mit dem Rate, die Waffen niederzulegen; denn alles sei verloren! — Konnte, durfte dies der Herzog?

Der Herzog hatte als deutscher Reichsfürst den Feind Deutschlands bekriegt. Von ihm und seinem Korps war jedoch bei dem Friedensschluß nicht die Rede gewesen, vielmehr durfte es Napoleon wagen, seine „Schwarzen" als eine Räuberhorde und ihn selbst als Anführer derselben zu bezeichnen. Er für seine Person hätte sich ja leicht retten können, aber seine wackeren Krieger, die wären dann der Gnade oder vielmehr der Ungnade eines unerbittlichen Bedrängers preisgegeben gewesen.

Das kühne Unternehmen Schills und die Aufstandsversuche in Hessen hatten Napoleon in solche Wut versetzt, daß er gelobte, jeden Freiheitskämpfer, der ihm in die Hände fallen werde, als Räuber erschießen oder nach Frankreich auf die Galeeren schleppen zu lassen. Die Kriegsgefährten des Herzogs hätte dieses Schicksal sicher getroffen, weil viele unter ihnen, z. B. **Dörnberg** und **Katt**, als Urheber der früher erwähnten Aufstandsversuche und Ruhestörungen beteiligt gewesen waren. In dem kurzen Zeitraume von zwei Monaten hatte seine tapfere Schar einen großen Teil Deutschlands durchzogen, seine Tapferen waren von Tausenden als Befreier begrüßt worden, und nun sollten sie ein so schimpfliches Ende nehmen? Dies widerstrebte Friedrich Wilhelms Heldennatur.



Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls.

Er beschloß daher, mit seinem kleinen Heere durch die Feinde sich einen Weg zu bahnen und zu versuchen, die Küste Norddeutschlands zu erreichen, um nach England überzusetzen und dort unter den einzigen Fahnen, die noch dem Weltbezwinger entgegenflatterten, den Kampf auf Leben und Tod fortzusetzen. Er wollte allen Deutschen zeigen, was **ein** mutiger Mann vermöchte. Gelang es einem Häuflein Tapferer, von Mitteldeutschland bis zur Nordsee durchzubrechen, so ward durch ein großes Beispiel dargethan, was deutsche Kraft, selbst unter den ungünstigsten Umständen, gegen die französische Übermacht ausrichten könne. Friedrich Wilhelm verkündete seinen Getreuen seine Absicht. Sie jubelten ihm zu: „Wir halten zu unserm Herzog, gehe es wie es wolle! Wir leben und sterben mit ihm!"

Schnell war der Entschluß gefaßt worden, rasch wurde er auch ausgeführt. Bereits am 25. Juli standen die Schwarzen vor Leipzig, wo niemand ihr Erscheinen für möglich gehalten hatte. Einige sächsische Schwadronen, die ihnen bei Konnewitz den Weg verlegen wollten, wurden beiseite geschoben. Der Zug ging weiter über Halle und durch die Grafschaft Mansfeld.



Aufruf des Herzogs von Braunschweig-Öls. Zeichnung von L. Burger.

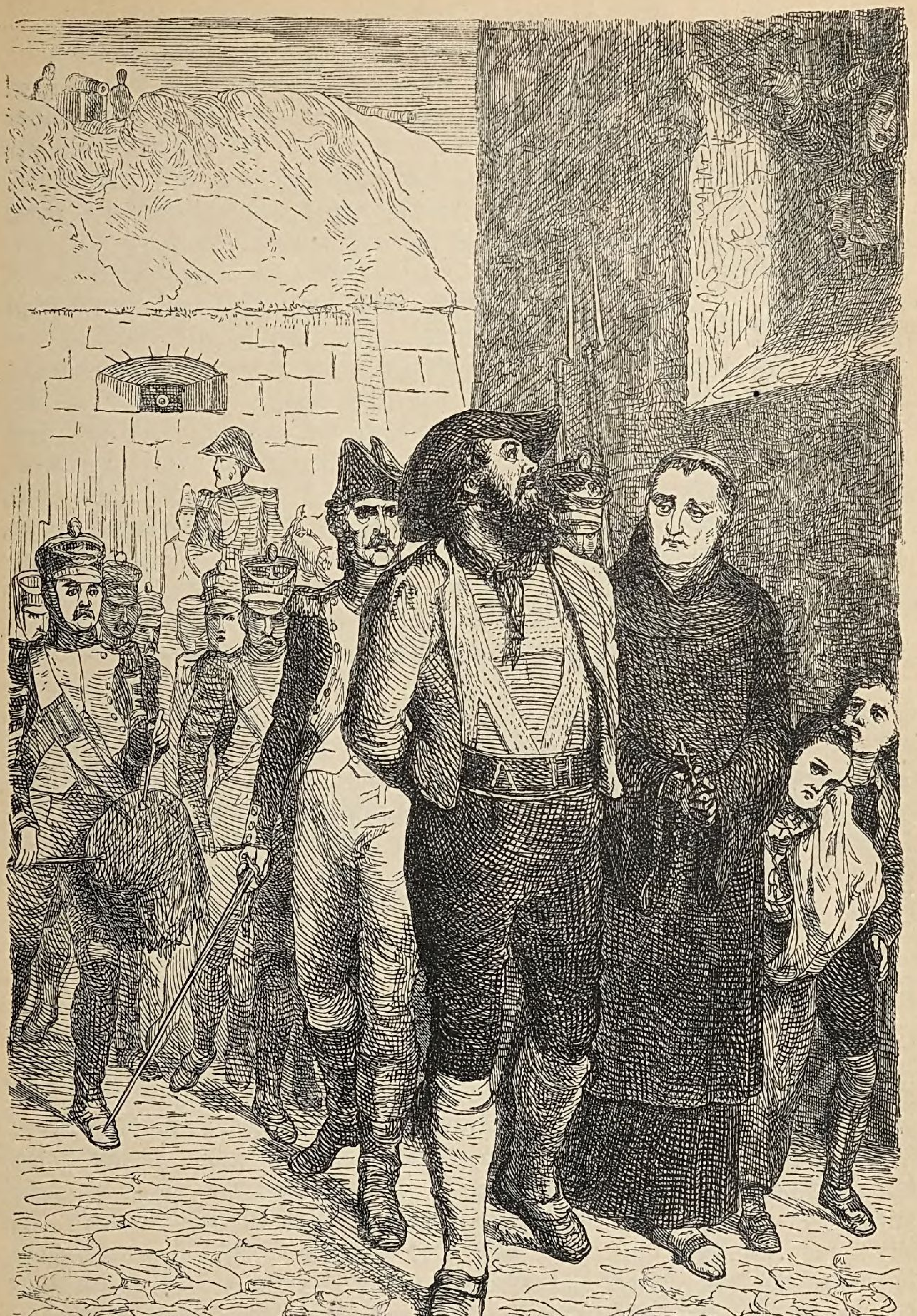
Inzwischen hatte der Feind seine Kräfte gesammelt und zog von drei Seiten heran, von Erfurt, Bremen und Magdeburg. Bei Halberstadt kam es zum Kampfe, der nicht ungleicher sein konnte. Die Franzosen waren 3000, die „Schwarzen" kaum 2000 Mann; dazu bot Halberstadt durch seine Mauern und steinernen Gebäude den Feinden die größten Vorteile dar. Die Franzosen verteidigten sich aufs hartnäckigste auf den Straßen und in den Häusern; dennoch wurden sie gänzlich aufgerieben. Über 1000 derselben lagen tot oder verwundet auf den Gassen; die übrigen, 60 Offiziere und fast 2000 Soldaten, gerieten in Gefangenschaft. Von den Schwarzen waren freilich auch 300 Mann gefallen, tot oder verwundet, und die meisten der letzteren mußten leider zurückgelassen und der Gnade eines erbitterten Feindes preisgegeben werden.

Den Weg bis Braunschweig hatte diese glänzende Waffenthat frei gemacht. Am 31. Juli erschien der Herzog vor den Thoren der Stadt. Lauter Jubel begrüßte ihn, und manche kräftige Männer und Jünglinge schlossen sich ihm noch an. Die Nacht verbrachte der Held aber nicht im Schlosse, sondern bei seinen Schwarzen auf dem Walle am Petrithor, wo sie auf Stroh lagerten. Am andern Morgen drängten sich die Bürger mit ihren Frauen um ihren Landesherrn, die einen unter lauten Segenswünschen, die andern mit heißen Thränen. Trotz aller Liebe, die sich kundgab, durfte der Herzog nicht daran denken, einen allgemeinen Aufstand im Lande hervorzurufen. Seine Lage erschien damals hoffnungslos, verzweifelt. Die französischen Generale hatten ihm alle Wege verlegt, ihnen gegenüber stand er mit einer Truppe, die schwächer war als jedes einzelne Korps der Feinde.

Der Zug der „Schwarzen" setzte sich wieder in Bewegung; der Herzog selbst gönnte sich während des Marsches weder Ruhe noch Rast. Auf hartem Boden inmitten seiner Krieger lagernd, war er der Letzte, der den Schlummer suchte, der Erste, der sich vom Lager erhob. Dabei gab er seinen Getreuen das Beispiel gottesfürchtigen Vertrauens. Vor Beginn jedes Kampfes lag die kleine Schar mit ihrem erlauchten Führer auf den Knieen, und weithin schallte aus voller Brust der feierliche Gesang: „Dir trau' ich, Gott, und wanke nicht, wenngleich von meiner Hoffnung Licht der letzte Funke schwindet!"

Nachdem der Herzog dem General Reubel bei Oelper entschlossen die Zähne gewiesen, bedrängte ihn der Feind vorerst nicht weiter, und so zögerte der mutige Fürst keine Minute, die augenblickliche Gunst des Schicksals zu benutzen. Am 3. August stand er bereits in Hannover, wo vier Geschütze und viele Vorräte erbeutet wurden. Von dort ging es weiter über Nienburg nach Hoya, wo kaum die Weserbrücke abgebrochen war, als Reubels Vortrab die Dahinziehenden erreichte. Um den Feind von seinen Spuren abzuleiten, ließ der Herzog eine kleinere Abteilung seiner Truppen nach Bremen gehen, mit der er sich erst auf Helgoland wieder vereinigte. Er selbst wendete sich nach Elsfleth und schiffte sich am 7. August nach England ein.

Dänische und französische Geschütze donnerten ihm den Abschiedsgruß nach; er selbst war von allen der Letzte, der am Weserufer weilte. In der sechsten Abendstunde bestieg er mit 22 Offizieren das amerikanische Schiff „Die Schäferin". Als er den Blick auf den deutschen Strand heftete, dem er auf lange Zeit lebewohl sagte, leuchtete sein Auge auf.



Hofers Abführung zum Tode. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Die ganze Bedeutung seiner kühnen That trat ihm jetzt vor die Seele. Er durfte sich sagen, daß er einen Funken in das deutsche Volk geworfen habe, der fort und fort glimmen werde, bis er dereinst zu heller Flamme emporleuchte; daß er eine Erinnerung hinterlasse, die für immer verhindern werde, daß die Deutschen sich als ein verkommenes, von Gott verlassenes Geschlecht betrachteten; daß er gethan habe, was nur den Edelsten gestattet ist, daß er den Geist des Volkes in den Tagen höchster Bedrängnis aufzurichten geholfen.

Der herzliche Empfang, den der Herzog in England fand, war sein erster Lohn. Seine Schwarzen, immer noch 1595 Mann stark, traten sämtlich in englische Dienste und setzten mit zäher Ausdauer den Kampf gegen Napoleon auf der Halbinsel der Pyrenäen fort. Vom Feinde das „Korps der Rache", auch „diables noirs" genannt, hat man dasselbe dort bis zur Stunde noch nicht vergessen. Noch heute erzählt man auf den Hochebenen von Kastilien wie in Biscayas Gebirgen von den Heldenthaten der „Schar des Todes", welcher Wellington einst, als er von ihr einen Paß erstürmen ließ, zurief: „Lebt wohl, brave Braunschweiger!" So gefährlich war der erteilte Auftrag, daß er sie nie wiederzusehen meinte. In edlem Wetteifer mit der englisch-deutschen Legion erkämpfte sich die „Schwarze Schar" unvergänglichen Nachruhm.

Diese Heldenkraft des deutschen Armes schmeichelte selbst den Schwachherzigen und Ungläubigen im Vaterlande, und manche kühne Mannesthat erhob wiederum die Herzen derjenigen, welche in einer Zeit der schmählichsten Unterdrückung noch zu hoffen wagten.

In demselben denkwürdigen Jahre hatte, wie wir wissen, auch das treue Bergland Tirol unter A. Hofer, Speckbacher, Haspinger u. a. für sein Verbleiben bei dem habsburgischen Kaiserhause zu den Waffen gegriffen und die Franzosen und Bayern aus dem Lande vertrieben. Der 13. August war der entscheidende Tag. Die Tiroler kämpften wie Helden und siegten, obgleich es ihrer nur 17000 waren, gegen 25000 Mann französischer Kerntruppen mit 40 Geschützen. Der Befreier Tirols, der brave Sandwirt Hofer, hielt, jubelnd begrüßt, als Landesoberkommandant seinen Einzug in Innsbruck. Dem glorreichen Tage von Aspern war mittlerweile die blutige Schlacht bei Wagram gefolgt, dem Waffenstillstand von Znaim der Wiener Friede. Österreich mußte sein treues Bergland dem Könige von Bayern abtreten, welcher den Tirolern Verzeihung verhieß. Obgleich Hofer anfangs zur Unterwerfung geraten, hörte doch die Aufregung unter seinen Landsleuten nicht auf, und er erhob, getäuscht von falschen Freunden, im Oktober von neuem die Fahne des Aufstandes. Allein mit Übermacht angefallen, mußte der wackere Sandwirt bald jeglichen Widerstand aufgeben. Er flüchtete in die Berge und verbrachte den Dezember 1809 und Januar 1810 in einer einsamen Alpenhütte, vier Stunden von seinem Wohnsitz, unter Schnee und Eis verborgen, denn ein Preis war auf seinen Kopf gesetzt worden. Ein Vertrauter, Staffel mit Namen, der ihm das Essen zu bringen pflegte, wurde sein Verräter. Derselbe führte am 20. Januar um Mitternacht Franzosen zu der Sennhütte, und Hofer samt seiner Familie wurde gefangen. Seine Frau und seine Kinder entließ man; er selbst wurde nach Mantua abgeführt und dort vor ein Kriegsgericht gestellt.

Die Stimmenmehrheit war gegen den Tod, aber ein Befehl Napoleons verordnete, Hofer binnen 24 Stunden zu erschießen. Das Urteil ward am 20. Februar 1810 vollzogen. Stehend, mit unverbundenen Augen, empfing der mutige Vaterlandsverteidiger das tödliche Blei, doch erst nach der dreizehnten Kugel entfloh das Leben.

Alle Versuche, die Gewaltherrschaft Napoleons zu brechen, schlugen fehl und mußten des Erfolges entbehren, solange nicht das ganze Deutschland einmütig für seine Unabhängigkeit zu den Waffen griff. Allerdings griff die allgemeine Unzufriedenheit in demselben Verhältnis um sich, in welchem die Schonungslosigkeit der fremden Gewalthaber zunahm. Kein Wunder, wenn der Druck der Fremdherrschaft in einem der erhitzten jugendlichen Köpfe das erhabene Gefühl der Vaterlandsliebe bis zu einer beklagenswerten Verirrung steigerte.

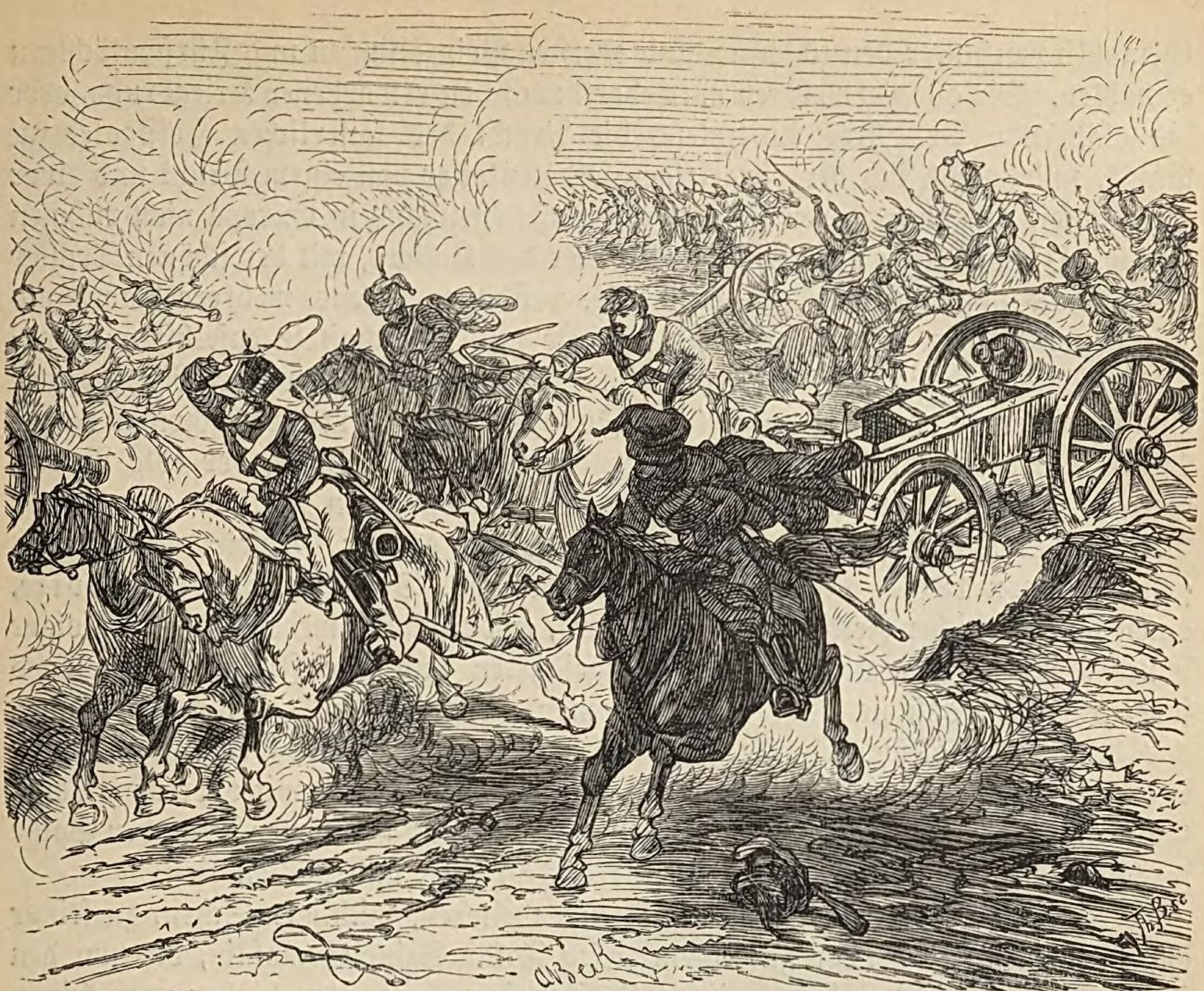
Der Student Friedrich Staps, eines Predigers Sohn aus Naumburg, glaubte der reinen vaterländischen Sache selbst durch Meuchelmord dienen zu können. Er besaß den traurigen Mut, sich am 12. Oktober 1809 im Schloßhofe zu Schönbrunn an Napoleon heranzudrängen, um ihn zu töten. Er ward festgenommen und vor den Kaiser geführt. Auf die Frage des gewaltigen Mannes, was Staps wohl thun würde, wenn man ihn begnadigte, antwortete der unerschrockene Jüngling ohne Zaudern: „Wiederum versuchen, Sie zu ermorden!"

Staps ward erschossen. Seine letzten Worte waren: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland!"

Staps' That konnte Deutschland ebensowenig zur Freiheit verhelfen, wie der Aufstand der Tiroler diesen die Rückkehr unter das Zepter des Hauses Habsburg ermöglichte. Aller damaligen Vaterlandsfreunde mutiges Beginnen verrann im Sande, ohne irgend welchen Erfolg. So dachte der eiserne Schlachtenkaiser, anders jedoch fühlte das Volk. Der gemeine Mann wie die begeisterte Jugend verehrte den treuen Sohn des Gebirges, seinen Schill, seinen Dörnberg, den Herzog Friedrich Wilhelm und andre gleich Märtyrern, und tiefer wurzelte der Ingrimm gegen den Unterdrücker der Freiheit, immer tiefer. Die Dichter verherrlichten damals schon die Treue des einfachen Mannes aus dem Lande Tirol, und später klagten sie, seine heldenmütige Tapferkeit preisend:

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlegel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finst're Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er hoch auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

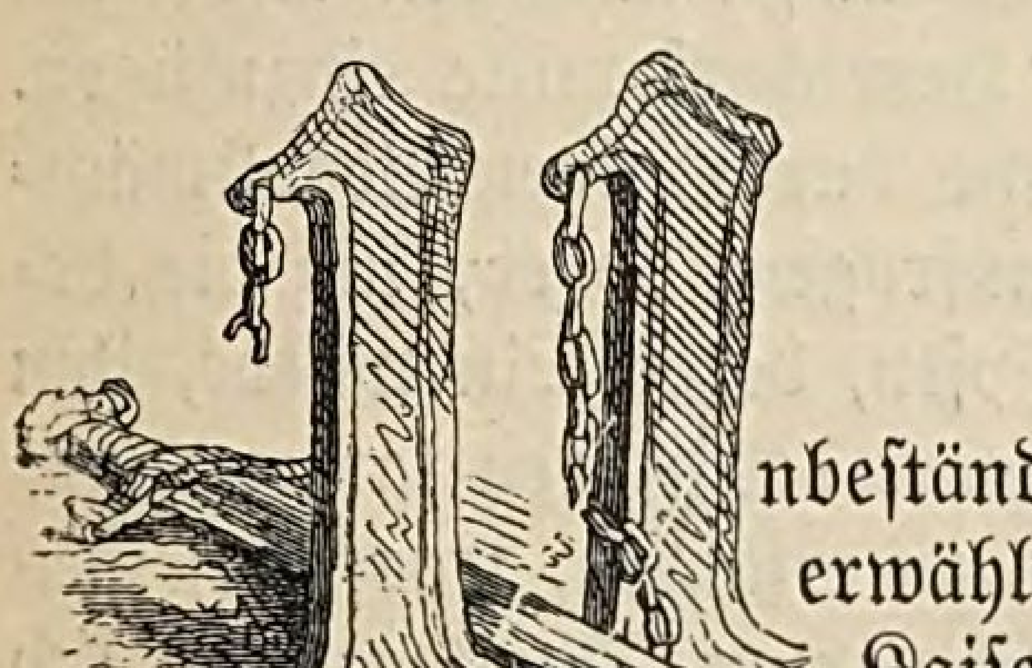
Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal.
Andreas Hofer betet
Allhier zum letztenmal.
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!"



# Aus der Zeit der napoleonischen Zwingherrschaft über Europa.

Napoleons Anverwandte auf europäischen Thronen. Bernadotte in Schweden. Maria Luise von Österreich wird Napoleons zweite Gemahlin. Geburt des Königs von Rom. Napoleon als Gebieter des westlichen Europas. Tod der Königin Luise von Preußen.

Ein fürchterlicher Zwingherr kam,
Der uns die Freiheit allen nahm,
Uns schlug mit eisernen Ruten.
Der Vater mußte fronen geh'n,
Der Sohn weit weg im Felde steh'n,
Für unsern Dränger bluten;
Da sah der Herr vom Himmel drein,
Erbarmt' sich unsrer Not und Pein
Und fuhr herab in Wettern.



Unbeständig wie das Glück ist, erwies es sich seinem auserwählten Günstlinge doch hold bis zum Jahre 1810. Kein Kaiser oder König war mächtig genug, sich Napoleon zu widersetzen, der unaufhörlich nur daran dachte, die Herrschaft Frankreichs über die westliche Hälfte des Festlandes von Europa noch weiter auszudehnen oder zu befestigen. Des Kaisers Brüder und Verwandte und mehrere glückliche Generale waren Könige oder stolze Herzöge geworden, und die Unverheirateten unter denselben durften sich

Gemahlinnen unter den schönsten und edelsten Prinzessinnen und Fürstentöchtern erwählen. Sie alle vermehrten entweder durch den erworbenen Kriegsruhm oder die glänzende Art ihres Auftretens die Pracht des kaiserlichen Hofstaates zu Paris, und so sah sich der ehrgeizige Soldatenkaiser von einem Prunk und einer Herrlichkeit umgeben, deren sich das älteste Fürstenhaus in Europa nicht rühmen konnte. Hieronymus, der jüngste Bruder des Kaisers, mit der schönen Tochter des Königs von Württemberg vermählt, residierte bereits mehrere Jahre als König von Westfalen zu Kassel und schaltete und wirtschaftete daselbst wie vormals König Ludwig XV. in Frankreich. Des Kaisers Schwager Murat war zum Großherzog von Berg aufgerückt. Joseph Bonaparte war schon im Jahre 1806 in Neapel als König eingezogen, des Kaisers Stiefsohn, der edle Prinz Eugen, regierte seit mehreren Jahren als Vizekönig von Italien. Ein dritter Bruder des Kaisers, Ludwig, schaltete, soweit es der Gebieter Frankreichs gestattete (von 1806—10), als König von Holland. Den General Bernadotte, einen der glücklichen Feldherren des Kaisers, erkor sich Schweden zum Nachfolger seines Königs, und auch andre Kriegsgefährten und alte Freunde Napoleons sorgten dafür, daß sie nicht zu kurz kamen. Was sich nicht von selbst machte, das brachte der allmächtige Gebieter fertig. Den einen seiner Generale ernannte er zum Herzog, einen andern zum Markgrafen oder Grafen mit oder ohne Land. Geld und Gut aber erpreßten sie alle, wo ihr Herr und Gebieter sie an der Spitze ihrer Soldaten und im Namen Frankreichs schalten und walten ließ.

Im Jahre 1810 that Napoleon einen weiteren, wichtigen Schritt zu seiner eignen Erhöhung — oder zu seinem tiefen Fall. Seine Gemahlin, die von den Franzosen allseitig verehrte Kaiserin Josephine, hatte ihm bisher noch keinen Sohn geschenkt; Napoleon, von dem natürlichen Wunsche geleitet, dereinst einem Leibeserben das Werk, das er selbst so glanzvoll begonnen, zur Fortsetzung zu hinterlassen und die Gründung einer machtvollen napoleonischen Dynastie zu festigen und zu vollenden, trug sich schon seit längerer Zeit mit dem Plane der Scheidung von seiner Gemahlin und einer zweiten Eheschließung. Aber noch andre Gründe mochten wohl dazu mitwirken, Napoleon zu einem solchen Entschluß zu bestimmen: durch seine Vermählung mit einer Prinzessin aus einem der ältesten und mächtigsten regierenden Häuser Europas glaubte er seine Emporkömmlingsherrschaft mit dem Glanze der Legitimität zu umgeben und seine Dynastie als ein festes Glied in die europäische Herrscherfamilie einzufügen. Seine Blicke richteten sich zunächst auf Rußland, und durch seinen Bevollmächtigten am russischen Hofe ließ er bei Alexander anfragen, ob er, um die bestehenden Bande der Freundschaft noch fester zu knüpfen, bereit sein würde, ihm die Hand seiner Schwester zu bewilligen. Die Antwort des Zaren lautete ausweichend; schon hatte Alexander Gelegenheit gehabt, zu erfahren, was es heißen wollte, Freund eines Napoleon zu sein; wie ein schwarzer Schatten hatte sich zwischen den beiden mächtigen Herrschern das Mißtrauen erhoben. Inzwischen war Österreich, wie der Leser weiß, durch den Feldzug vom Jahre 1809 gänzlich niedergeworfen worden, und es trat nun an Napoleon die Frage heran, ob es für ihn nicht vorteilhaft sei, den immer noch mächtigen Staat durch ein enges Familienband an sich zu fesseln und in den Kreis seiner Interessen zu ziehen.

Dem ehrgeizigen Imperator mochte es kaum noch zweifelhaft sein, daß er dereinst, vielleicht bald, auch mit dem Zaren im Kampfe auf Leben und Tod sich zu messen haben werde, und in einem solchen Kampfe konnte ihm die Freundschaft und Bundesgenossenschaft Österreichs nur erwünscht sein. Am Kaiserhofe ging man auf die Pläne Napoleons scheinbar mit größter Bereitwilligkeit ein; der österreichische Staatskanzler Graf Metternich, dem wir im Verlaufe unsrer Darstellung noch öfter begegnen werden, wußte den Kaiser Franz zu überzeugen, daß man ein solches Opfer bringen müsse, um dem gänzlich erschöpften Staate einige Jahre der Ruhe zu sichern, deren er so dringend bedurfte, um sich dem übermächtigen Frankreich gegenüber wieder eine maßgebende Stellung zu erringen. So gab denn der Kaiser Franz seine Zustimmung zu dem Vermählungsplan unter der Bedingung einer rechtmäßigen Scheidung Napoleons von seiner ersten Gemahlin. Das konnte für Napoleon natürlich kein Hindernis sein: was er wollte, das führte er auch trotz aller scheinbaren Schwierigkeiten durch.

Die Scheidung von derjenigen, die bisher sein Glück geteilt und welche ihn aufs zärtlichste liebte, ging vor sich, und bald darauf, im Jahre 1810, ward dem erstaunten Europa in allen Zeitungen die glänzende Feier der Vermählung des Kaisers der Franzosen mit der schönen österreichischen Erzherzogin Maria Luise, und wieder nach Jahresfrist dem jubelnden Frankreich die Geburt eines Thronerben Napoleons verkündigt. Der beglückte Vater ließ sein Söhnchen schon in der Wiege zum König von Rom ausrufen. Nun dachte der so hoch emporgestiegene sterbliche Mann, seine Macht stehe fester als jemals, unerschütterlich fest, wie er selbst versicherte; seine Freunde hofften, seine Feinde dagegen fürchteten. Doch hierin hatten sich Napoleon und seine Anbeter grausam geirrt.

In der Zeit, da sein Stern am hellsten strahlte, bereitete der Unersättliche sich selbst den Untergang vor. Seine Herrschsucht und Ländergier nahm mit jedem neuen Erfolge zu; sein tyrannisches Gebaren ward selbst dem französischen Volke immer empfindlicher. Der Name, „die große Nation", mit welcher Napoleon seine Franzosen beehrte, der Ruhm, welchen er über sein Kaiserreich ergoß, konnte dessen Bewohner nicht darüber trösten, daß sie jahrein jahraus das Blut ihrer Söhne dem Ehrgeiz eines Weltenstürmers zum Opfer bringen mußten. In Frankreich und überall, wohin die Hand des mächtigen Gebieters reichte, vornehmlich in den Schutzstaaten, klagte man über Verfolgung durch geheime Polizei, Unfreiheit der Rechtspflege, Beschränkung der Presse durch strengste Zensur, überall empfand man die Lähmung des Verkehrs infolge der Kontinentalsperre, welche England vom Handel mit dem europäischen Festlande ausschloß, die Steigerung der Preise aller Lebensbedürfnisse, vor allem aber die fortwährenden Konskriptionen, alles dies machte die napoleonische Herrschaft immer verhaßter, so daß bestimmt vorauszusehen war, wie bei der ersten Gelegenheit der Zorn der Unterdrückten zum Ausbruch gelangen würde. Die Stimmung war schon vor dem Jahre 1810 eine gedrückte, seitdem nahm die Erbitterung von Monat zu Monat in bedenklichem Grade zu. — Doch die Stunde der Befreiung hatte für Deutschland noch nicht geschlagen; vielmehr schien nach der abermaligen Niederwerfung Österreichs im Jahre 1809 jeglicher Widerstand gegen die eiserne Herrschaft des übermächtigen Soldatenkaisers vor der Hand aussichtslos.

Fürsten und Völker schienen gelähmt zu sein von der furchtbaren Erscheinung des dahinstürmenden Kriegsgottes. Viele, und darunter manche der edelsten und besten Geister, ließen sich noch immer blenden von dem Genie, womit Napoleon die Schrecken der Revolution gebändigt, oder von den hochtönenden Worten, in denen er den Völkern die Befreiung von geistloser Willkürherrschaft durch tüchtige Verwaltung sowie Wahrung der Gesamtinteressen versprochen; sie erwarteten von ihm die Gründung eines auf Fortschritt und Bildung zielenden Weltreichs, das Wiederaufleben einer Monarchie Karls des Großen. Die große Mehrzahl beugte sich und schmeichelte dem Gewalthaber aus Eigennutz oder knechtischer Furcht. Mit Ingrimm sah freilich mancher aus dem Volke die unwürdige Behandlung, die seinem angestammten Fürsten von den Marschällen und Abgesandten des französischen Herrschers geboten werden durfte; die große Menge ertrug jedoch stumm und ergeben die eiserne Faust des Unterdrückers. Nationalgefühl, Sinn für Volksehre und Unabhängigkeit lagen tief im Schutte abgestorbener Zustände begraben. Erst als die Spanier zeigten, was ein Volk vermag, das sich nicht unter eine Fremdherrschaft beugen will, fing man an, allgemeiner einzusehen, daß dasjenige, was Deutschlands Nation an Macht und Ehre verloren, ihm wahrlich nicht etwa an bürgerlicher Freiheit und größerem Wohlbefinden zugewachsen war, wie früher so manche gehofft hatten.

Vergegenwärtige man sich die damaligen deutschen Zustände in Verbindung mit der Lage Europas. Aus den von Preußen abgetrennten Provinzen zwischen Elbe und Rhein, aus den hessischen, braunschweigischen und hannöverschen Landen hatte Napoleon, wie schon erwähnt, das Königreich Westfalen für seinen Bruder Hieronymus gebildet, der jedoch nur als ein Statthalter des Kaisers erschien. Die freie Stadt Danzig war im unmittelbaren Besitze Frankreichs geblieben, das ehemalige polnische Preußen als Herzogtum Warschau dem Könige Friedrich August von Sachsen gegeben oder vielmehr aufgedrungen worden. Seit dem Beitritt der Könige von Sachsen und Westfalen zum Rheinbunde zählte dieser auf 4000 Quadratmeilen 14000000 Einwohner und stellte dem französischen Schutzherrn 120000 streitbare Männer. Auf diese Weise war Deutschland in drei Teile gespalten: der eine, Königreich Westfalen und Rheinbund, so gut wie den Franzosen unterworfen; der zweite, das Königreich Preußen, unglaublicher Willkür preisgegeben; der dritte, Österreich, so gedemütigt, daß es vorerst nicht mehr gefährlich werden konnte.

Und die Nachbarstaaten waren es noch weniger; denn auch die Schweiz gehörte zu den Schutzstaaten Frankreichs, und in Holland sowie in Italien regierten Brüder und Verwandte des Kaisers, im Osten Europas dagegen gebot ein Verehrer und Bundesgenosse Napoleons, der damals noch die Augen über den Wert der Freundschaft mit dem Gebieter des Westens mehr oder weniger verschlossen hielt. — Nach der schmählichen Niederlegung der spanischen Krone durch den schwachen König Karl IV. gab es eine allgemeine Beförderung im napoleonischen Hause. Des Kaisers Schwager, der glückliche Reitergeneral Murat, welcher bisher als Großherzog über die bergischen Lande geboten hatte, rückte zum König von Neapel auf, der wohlwollende Joseph mußte die Dornenkrone Spaniens annehmen. Hier loderte der Bürgerkrieg immer heftiger

empor, während der aufgezwungene König niemals seines Lebens wieder recht froh ward, ja zu wiederholten Malen seiner Hauptstadt den Rücken kehren mußte. Was vom Festlande sonst noch übrig war, kam nicht in Betracht.

Nur die trotzigen Briten wollten den Nacken nicht vor dem Gewaltigen beugen; ihre stolzen Fahrzeuge schützten sie, während es ihrem Todfeinde trotz aller Anstrengungen nicht gelingen wollte, die tiefe Scharte von Trafalgar wieder auszuwetzen. Auch zur Zeit, als Alexander von Rußland und Napoleon noch in bestem Einverständnis sich befanden und gegen Großbritannien zusammenhielten, erschien die Hoffnung gering, die Engländer auf der See zu besiegen; Napoleon ersann freilich zur Vernichtung der britischen Macht immer neue, geradezu unerhörte Mittel, um den Handel und Gewerbfleiß Englands, die eigentliche Quelle seines Wohlstandes und seiner Stärke, zu zerstören.

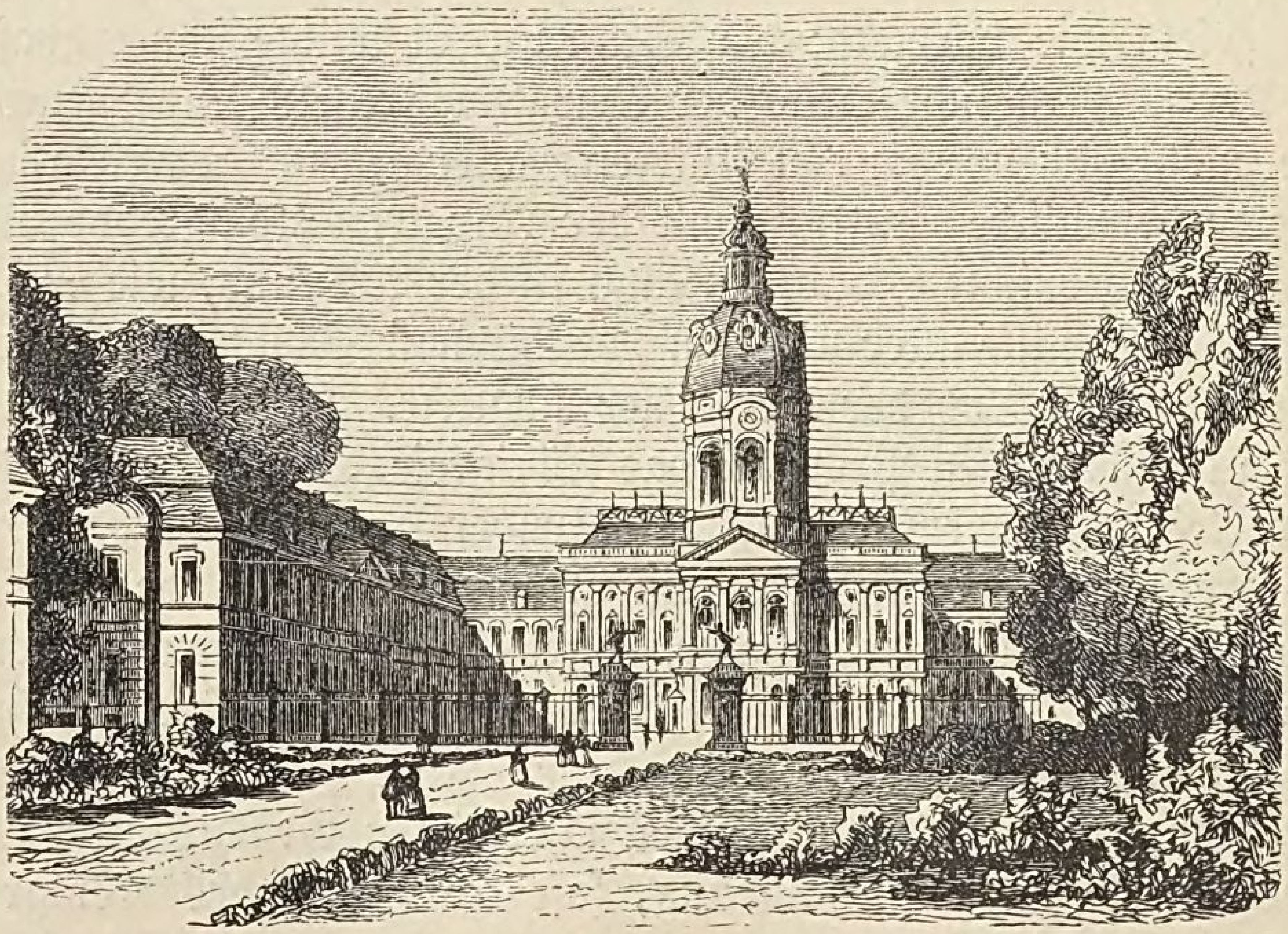
Schon von Berlin aus, kurz nach den Schlachten von Jena und Auerstädt, war der Befehl ergangen: es solle, so weit sein Arme reiche, fortan aller Handel mit England verboten sein; jeder Engländer, der sich auf dem Festlande betreten lasse, werde als Kriegsgefangener angesehen. Später folgte das Gebot, alle englischen Waren, welche sich auf dem europäischen Festlande vorfänden, mit Beschlag zu belegen und zu verbrennen. Die Engländer blieben ihrem Widersacher nichts schuldig, sondern erklärten, sie würden alle Schiffe auf der See wegnehmen, die einem Staate angehörten, in welchen der Handel mit England verboten sei. So gab es eigentlich gar keinen Seehandel mehr, sondern nur großartigen Seeraub, denn entweder wurden die Schiffe von den Franzosen oder von den Engländern weggenommen. Doch ist es dem Kaiser Napoleon niemals gelungen, die Engländer zu demütigen. Ihre Seemacht, so stark wie alle übrigen Flotten zusammengenommen, beherrschten fort und fort alle Meere der Erde, und ihr Handel verbreitete sich um so rascher über alle andern Weltteile und vermehrte den Reichtum des Landes fortwährend. — Übrigens war es nicht möglich, die „Kontinentalsperre", wie man Napoleons Absperrungssystem nannte, überall aufrecht zu erhalten, der Verkehr wurde vielmehr auf unerlaubtem Wege beinahe ebenso lebhaft fortgesetzt wie vormals; der Schmuggel blühte schwunghafter auf als je zuvor. Der unerträgliche Druck der Gewaltmaßregeln, unter denen jedermann litt, mußte zuletzt zum vereinten Auftreten aller gegen ihren Bedränger führen.

Dieselbe despotische Willkür, mit der Napoleon Königreiche und Fürstentümer schuf und vernichtete, gab sich auch in der Art kund, wie er fort und fort die inneren Verhältnisse aller von ihm „beschützten" Staaten beliebig veränderte und über Leben und Tod der Bewohner schaltete. Im Jahre 1810 gelangte Frankreich zu einer neuen Provinz: das Königreich Holland wurde dem Kaiserreiche einverleibt, nachdem Napoleons Bruder der schmählichen Ehre entsagt hatte, als französischer Statthalter ein braves Volk zu Tode zu plagen. Der König Ludwig verließ die Niederlande, legte seine Dornenkrone nieder und begab sich nach Österreich. Als Grund der Einverleibung wurde angeführt: Holland sei entstanden aus der Anschwemmung französischer Flüsse, folglich gehöre es zu Frankreich. Ebenso wurden durch einen unerhörten Gewaltstreich die deutschen Länder der Weser- und Elbemündung, fast die Hälfte des Königreichs Westfalen, ein Teil des Großherzogtums Berg, das Herzogtum Oldenburg und die

Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck zu Frankreich geschlagen. Lübeck widerfuhr die Ehre, die äußerste französische Stadt zu werden, und Frankreichs Grenzen erstreckten sich nun bis an die Ostsee. Auch für diese Maßregel fand sich eine Beschönigung. Nur so könne man, hieß es, den Schleichhandel dieser Küstenländer mit England unterdrücken. Der König von Westfalen, der eigne Bruder des Kaisers, erfuhr den Verlust der Hälfte seines Landes erst durch die Zeitungen!

Unter den deutschen Staaten war Preußen dasjenige Land, auf welchem des Unterdrückers Eisenfaust am schwersten lastete. Gegen Österreich zeigte sich Napoleon, nachdem er die kaiserliche Prinzessin Maria Luise als Gemahlin heimgeführt, aus Rücksicht gegen seinen Schwiegervater im großen und ganzen wohlwollend; ja er behandelte diesen Staat mehr wie eine verbündete Macht als wie ein besiegtes Land. Die Fürsten der übrigen deutschen Staaten durften als Rheinbundsmitglieder ohnehin Schonung ihrer Ländergebiete erwarten. Friedrich Wilhelm III. von Preußen dagegen, der sich standhaft geweigert, jenem Bündnis beizutreten, mußte sich gefallen lassen, daß Napoleon die Provinzen besetzt hielt, welche er dem Könige gelassen. Vertragsgemäß sollten die Feinde es sich in den Festungen Glogau, Küstrin und Stettin so lange bequem machen dürfen, bis die unerschwinglichen Summen bezahlt worden, die der Sieger dem Lande auferlegt und deren Beitreibung mit unmenschlicher Härte erfolgte. Dies hieß so viel, als die letzten Reste des ehemaligen Wohlstandes aufzehren: kurz, Napoleon schien es auf gänzliche Vernichtung Preußens abgesehen zu haben.

Dürfte man sich wundern, wenn Friedrich Wilhelm III. dem auf ihn einstürmenden Ungemach erlegen wäre?.... Doch es sollte noch schlimmer kommen — es war dem schwer heimgesuchten Monarchen vorbehalten, den Leidenskelch bis auf die Hefe zu leeren. Während der härtesten Prüfungszeit riß ein unerbittliches Geschick die edelste der Frauen, die beste der Mütter, die Krone der Fürstinnen, von seiner Seite.



Schloß von Charlottenburg. Lieblingsaufenthalt der Königin Luise.



Luise, Königin von Preußen.

## Die letzten Lebenstage der Königin Luise.

Der König hatte im Verein mit seiner edlen Gemahlin ein hochbeglücktes Familienleben genossen. Meist in Zurückgezogenheit lebend, widmete sich das hohe Paar zu Lebzeiten des Königs Friedrich Wilhelm II. fast ausschließlich der Sorge für die Sprossen ihres Ehebundes. Bereits acht Jahre des Friedens waren seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. vergangen, eine Schar herrlich aufblühender Kinder umgab König und Königin — — da mit einem Male verdunkelt sich der Himmel, unglückverheißend ziehen schwere, düstere Wolken langsam heran: der Krieg zwischen Preußen und Napoleon wird unvermeidlich. Der Kaiser von Rußland erscheint am Hofe zu Berlin und ermutigt seinen unentschlossenen Freund, den Kampf gegen Napoleon aufzunehmen und an die Spitze von Deutschland zu treten. Den Schwur beider Fürsten in der Fürstengruft zu Potsdam hörte Luise unter Thränen mit an — später, als die Zeit der Erfüllung des Gelübdes endlich gekommen, weilte die Edle nicht mehr auf Erden.

Nach dem Ausgange der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt und dem Verluste der Festungen hatten König und Königin bis zur äußersten Grenze ihres Reiches flüchten müssen. Preußen, bis zur Auflösung erschöpft, konnte weiteren Widerstand nicht leisten. In Tilsit sollten endlich die Friedensverhandlungen zum Abschluß gebracht werden. Der König benahm sich jedoch Napoleon gegenüber, als wäre dieser nicht der Sieger, er, der König selbst, nicht ein Fürst ohne Land.

Dadurch ward Napoleon freilich nicht zum Entgegenkommen gestimmt. In der Umgebung des Königs glaubte man deswegen, der schönen Königin möchte es eher gelingen, Napoleon günstig für ihr völlig niedergeworfenes Land zu stimmen. Luise that, was man von ihr wünschte: sie bat den Gewaltigen um Schonung und Großmut. Doch vergeblich war ihr Bemühen. Napoleon fand in ihr zwar „die schönste Königin", aber er blieb ihrer Anmut gegenüber unerschütterlich.

Die Königin selbst schämte sich jener bitteren Stunden nicht, und auch den teuer erkauften Frieden empfand sie nur wie ein schweres Schicksal, keineswegs als eine Schmach.

Es dauerte Jahr und Tag, bevor die Bewohner der Hauptstadt wieder König und Königin in ihren Mauern begrüßen konnten. Welche Anstrengungen die Aufrichtung Preußens verursachte, ist bereits erzählt worden. Die Königin litt darunter unsäglich; des Königs steigender Kummer, die Not Preußens, der Druck der Fremdherrschaft, dies alles untergrub ihre Gesundheit, raubte ihr alle Ruhe und Freudigkeit des Herzens.

In ihrer Bekümmernis dachte die edle Frau unaufhörlich nur daran, wie dem teuren Vaterlande wieder aufzuhelfen sei; sie unterdrückte ihren Schmerz und ermunterte die treuen Herzen, welche in jener Zeit tiefsten Falles den Glauben an Preußens Zukunft nicht verloren gaben, und die den Mut zeigten, der Wiederaufrichtung des geliebten Vaterlandes ihre besten Kräfte, ihr ganzes Leben zu weihen.

War es auch der edlen Königin nicht vergönnt, den Tag der Befreiung des Landes vom Joche des Unterdrückers, die große Zeit der Erhebung Preußens zu erleben, so hat doch das Vertrauen zu einer besseren Zukunft sie nie verlassen. So weit ihr Einfluß reichte, förderte sie daher die Bestrebungen jener Männer, denen damals das große Werk der Reorganisation Preußens oblag; sie half die besseren Tage dadurch mit herbeiführen, daß sie dem unvergeßlichen Staatsmanne Stein bei der Neugestaltung des Staates eine feste Stütze darbot. Auch die Freunde desselben, der treffliche Scharnhorst, der edle Gneisenau, ebenso später Hardenberg und andre Gleichgesinnte, konnten auf die edle Frau rechnen.

Das Jahr 1808 war beinahe zu Ende gegangen. Erst am 3. Dezember räumten die Franzosen Berlin und der König kündigte nun sein baldiges Erscheinen an. Der von neuem ausgebrochene Krieg zwischen Frankreich und Österreich ließ jedoch die Rückkehr nach der allzusehr ausgesetzten Hauptstadt bedenklich erscheinen. Die Königin begann zu zweifeln, ob sie Berlin je wiedersehen solle. „Gott weiß, wo ich dereinst begraben werde", schrieb sie, „schwerlich auf preußischer Erde. Österreich singt sein Schwanenlied, und dann: Ade, Germania!"

Endlich kam der Tag heran, an welchem Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin im königlichen Schlosse zu Berlin ihre Residenz wieder aufschlagen konnten.

Nachdem das Heimweh der Königin nach ihrer Hauptstadt und namentlich nach ihrem geliebten Charlottenburg gestillt worden war, entschloß sie sich, einen längst gehegten Wunsch zu verwirklichen und auf kurze Zeit wieder im Vaterhause einzukehren, wo sie seit ihrer Verheiratung nur ein einziges Mal geweilt hatte. Am 25. Juni kam sie in Strelitz an; drei Tage später folgte ihr der königliche Gatte nach.

Jedoch schon am nächsten Morgen fühlte sich die Königin so unwohl, daß sie das Bett nicht verlassen konnte. Dennoch nötigte sie ihren Gemahl, zu den Geschäften nach Berlin zurückzukehren, wo indessen auch dieser erkrankte. Mittlerweile ging es mit der edlen Frau immer schlechter, so daß selbst der berühmte, von Berlin herbeigerufene Arzt Heim den Kopf bedenklich schüttelte. Um 4 Uhr kam der König mit seinen beiden ältesten Söhnen herbeigeeilt. Es war ein trüber Tag, der Himmel schwer verdüstert durch Regenwolken.



Tod der Königin Luise von Preußen. Zeichnung von Ludwig Burger.

So viel Gewalt der König auch über sich gewann, hoffnungsarm zitterte er unwillkürlich, als er seine todkranke Gemahlin umarmte. Sie bemerkte es, und als er sie, um einige Fassung zu sammeln, auf Augenblicke verließ, sagte sie: „Der König thut, als wolle er Abschied von mir nehmen; sagt ihm, er soll das nicht, ich sterbe sonst sogleich." — Endlich gewann Friedrich Wilhelm seine Fassung wieder, er führte der Verscheidenden die Söhne zu und verweilte am Sterbelager der edlen Gattin, als der Todeskampf begann. Plötzlich bog die Königin ihr Haupt zurück, welches sie an die Brust der Frau von Berg gelehnt hatte, sie schloß die Augen und sprach: „Herr Jesus, mach' es kurz!"

Fünf Minuten später hatte sie ihre schöne Seele ausgehaucht.

Preußens Schutzengel war in seine ursprüngliche lichte Heimat zurückgekehrt.

Doch umschwebte ihr Geist, als Schutzgeist Preußens, das große Werk der Wiedergeburt des Vaterlandes. — — — — — — — — — — — —

Jahre gingen dahin, Luisens Andenken verging nicht mit ihnen.

Und so wie sie vielen erschienen war, so sollte sie, wenigstens im Bilde, späteren Geschlechtern erhalten bleiben. Aus tiefem Herzensgrunde schuf der große Bildhauer Rauch, welchem die edle Königin die Künstlerlaufbahn so liebreich geebnet hatte, ein wunderschönes Marmorbild der Herrlichen....

Nach Charlottenburg, dem Orte, der ihr stets so teuer gewesen, dorthin wallfahrten heute noch Tausende, um die Stätte aufzusuchen, wo die Unvergeßliche ruht. Dort legte auch nach dem großen Siege bei Leipzig der noch immer nicht getröstete Gatte den Lorbeerzweig nieder, der ihr, der duldenden Königin, gebührte.

Da schläft sie nun; — es ist schon lange her,
Aus jenen Tagen leben wenig' mehr,
Doch immer noch verehrt mit treuem Sinn
Das Volk der Preußen seine Königin.



Rauchs Meisterwerk im Mausoleum zu Charlottenburg:
Grabmal Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise von Preußen.



Schlacht ruft hinaus; horch, die Trompeten werben! — Vorwärts, auf Leben und Sterben!

# Das Jahr 1812 und seine Folgen.

— Mit Mann und Roß und Wagen hat ihn der Herr geschlagen! —



Stein in St. Petersburg. E. M. Arndt. Rückzug der Großen Armee. Stimmungen und Hoffnungen in Preußen. Yorks rettende That. Waffenbrüderschaft der Preußen und Russen. Stein und Arndt in Königsberg. Einberufung des Landtages. Errichtung der ostpreußischen Landwehr.

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen,
Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Th. Körner.

Von Portugal bis Polen, vom Adriatischen Meere bis zur Nord- und Ostsee gebot Napoleons Wille unumschränkt. Nur zwei Reiche gab es in Europa, die von seinem Schwerte nicht bezwungen waren — England und Rußland. Das meerbeherrschende Inselreich lag seit der Vernichtung der spanisch-französischen Kriegsflotte dem Angriff seiner Armeen unnahbar, und obgleich aufs äußerste gereizt durch die wirksame Unterstützung, welche die englischen Heere unter Wellington den aufgestandenen Spaniern leisteten, vermochte er doch nichts weiter gegen

England zu unternehmen, als daß er neue Maßregeln ersann, um dessen Handel zu vernichten. Um England vom europäischen Festlande völlig auszuschließen, wollte er an der Spitze seiner Legionen auch dem Beherrscher des Zarenreichs in dessen altehrwürdiger Hauptstadt seine Befehle diktieren.

Je mehr Napoleons Pläne der Ausführung entgegenreiften, desto empfindlicher mußten auch die Mittel berühren, welche der gewaltige Mann auf seinem Wege, der zur Weltherrschaft führen sollte, in Anwendung brachte. Fühlte sich Kaiser Alexander schon aufs äußerste durch die stets sich steigernden Zumutungen Napoleons verletzt, so bald in noch höherem Grade durch die rücksichtslose Behandlung des Herzogs von Oldenburg, der ein naher Verwandter des Zaren war, durch die Einverleibung des oldenburgischen Landes in das französische Kaiserreich. Unterdessen wirkte auch der unermüdliche Stein mit der ganzen Energie seiner Feuerseele dahin, das Bündnis zwischen Alexander und Napoleon zu lockern und eine Vereinigung Preußens und Rußlands zum Sturze der napoleonischen Zwingherrschaft zustande zu bringen.

Die Aufgabe war eine äußerst schwierige. Nur ein Mann von der hohen Begabung der entschiedenen Willenskraft eines Stein konnte sie mit glücklichem Erfolge lösen. Denn Kaiser Alexander, wiewohl von Charakter edel und hochsinnig, zeigte sich doch gar sehr allen Einflüsterungen der Schmeichelei zugänglich; zudem lockte ihn noch immer die auf trügerische Versprechungen Napoleons gegründete Aussicht auf Befriedigung seiner ehrgeizigen Wünsche hinsichtlich neuer, wichtiger Gebietserwerbungen in der Türkei, und es bedurfte daher der ganzen unerschütterlichen Festigkeit Steins, um ihn endlich dazu zu bewegen, daß er den Mut faßte, von seiner Umgebung, namentlich von den Ratschlägen jener Minister sich frei zu machen, welche gänzlich unter französischem Einflusse standen. Allerdings schwand derselbe gegen Ende des Jahres 1812 immer merklicher dahin, und die frühere Freundschaft zwischen den Gebietern im Westen und Osten Europas schlug in das Gegenteil um. Nach der Hauptstadt des weiten russischen Reichs, nach Petersburg, hatten sich alle wegen ihres Patriotismus Geächteten und Verfolgten geflüchtet, vornehmlich eine große Zahl von Offizieren aus Preußen und andern Teilen Deutschlands. Sie warteten nur auf eine Gelegenheit, dem Bedrücker Europas mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten, und förderten nach Kräften die Absicht des ehemaligen preußischen Ministers, während ein andrer Mitarbeiter an Steins großem Werke, der treffliche Ernst Moritz Arndt, der seit kurzem die Stelle eines Sekretärs bei dem Reichsfreiherrn versah, die Verbindungen desselben mit dem Vaterlande unterhalten half.

So reifte das lange vorbereitete Werk einzelner kühner und weit ausschauender Männer heran. Das lange glimmende Feuer der Begeisterung für die höchsten Güter der Menschheit loderte auf zu leuchtendem Brande. „Vaterland und Freiheit!“ so hieß fortan die Parole! Beides wieder zu erobern galt es! — —

Die vordersten Streiter in dem erst still und behutsam sich vorbereitenden großen Umbildungsprozesse, Dichter und Sänger, Denker und Seher, die Helden und Märtyrer in dem entbrennenden Unabhängigkeitskampfe der Nationen, haben wir unsern Lesern bereits vorgeführt. Einen der besten wollen wir ihnen noch etwas näher bringen. Denn sein Mahnen, Dichten und Trachten hat unsre Väter

aufgerüttelt zu mannhafter That sowie zur Ausdauer im heißen Streite. Wie Steins Geschichte, so bildet auch diejenige des „treuen Eckart unsres Volkes", wie man Arndt genannt hat, einen bemerkenswerten Teil der Geschichte des deutschen Befreiungskampfes.

Wo uns eine treu ausharrende edle Mannesgestalt entgegentritt, ein unerschütterlicher Fels im flutenden Meere der Geschichte, da sagen wir: es war ein Charakter oder, mit einem schönen deutschen Worte: es war ein ganzer Mann. In Ernst Moritz Arndt besitzt Deutschland das Muster eines ganzen Mannes. Erscheint er doch wie ein festes Erzbild, alles wie aus einem Guß, während seiner langen, neunzigjährigen Laufbahn. Auf ihn paßt, wenn auf irgend einen, das Gleichnis von der deutschen Eiche. „Die starken Wurzeln tief und unzertrennlich mit dem vaterländischen Boden verwachsen, der Stamm breit, knorrig, gedrungen, voll Kern und Mark, droben in den Zweigen aber frisches, saftiges Grün und weiterhin schallender, herzerhebender Gesang: so steht er vor uns, der beharrliche Vaterlandsfreund, der ernste, unermüdliche Mahner inmitten der Verzagtheit und knechtischen Erniedrigung seiner Zeitgenossen, der todesmutige Bekämpfer allgewaltiger Tyrannei, der feste Verteidiger deutscher Volksfreiheit und Ehre, der begeisterte und zu Heldenthaten begeisternde Sänger."

Arndt war 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen geboren, wo sein Vater Gutsinspektor war. Der aufgeweckte, gut beanlagte Knabe genoß eine sorgfältige Erziehung; er hatte sich auf dem Gymnasium eine treffliche Vorbildung erworben, als er zu Ostern 1791 die damals noch schwedische Universität Greifswald bezog, wo er zwei Jahre blieb, um dann in Jena seinen theologischen Kursus zu beenden. Nicht sowohl aus innerer Neigung, als weil es sich gleichsam von selbst verstand, daß der Sohn eines Landmanns keine andre Fakultät erwählen könne, hatte er sich zum Studium der Theologie bequemt. In Jena begeisterte ihn besonders Fichtes tapfere Persönlichkeit, weniger die Philosophie selbst.

Nachdem er sich als Erzieher kurze Zeit versucht, wanderte er anderthalb Jahre lang, bald hier, bald da länger verweilend, durch Österreich und Ungarn nach Italien, von da durch die Schweiz nach Paris, und durch Belgien längs des Rheins langsam in die Heimat zurück. Mit offenem Aug' und Sinn hat er auf dieser Reise die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Nationen beobachtet und besonders den Charakter des französischen Volkes studiert, dessen oft leichtfertiges, übermütiges, prahlerisches Wesen seiner auf das Solide und Wahre gerichteten deutschen Natur im innersten widerstrebte.

Gleich einem elektrischen Funken hatte die von Paris ausgehende Bewegung gezündet und alle strebsamen Geister ergriffen. Jubelnd begrüßte man das leuchtende Morgenrot der Freiheit. Auch Arndt unterlag den wechselnden Gefühlen, von welchen bei jener Nachricht aus der Hauptstadt Frankreichs alle empfänglichen Gemüter ergriffen wurden. Doch ach, wie bald erschien die hehre Gestalt der Freiheit in einen Pfuhl der blutigsten Greuel herabgezerrt! Aus dem chaotischen Strudel tauchte eine andre Erscheinung, das eiserne Bild des gewaltigen Corsen, auf, und die neue Größe verkündete sich dem staunenden Europa im Donner siegreicher Schlachten.

Nachdem Arndt seinen Wanderstab niedergelegt hatte, schickte er sich an, einen eignen Herd zu gründen, und verheiratete sich, als ihm die Stelle eines

Adjunkten an der philosophischen Fakultät zu Greifswald verliehen worden. Aber nur wenige Monden war ihm das Glück der Ehe beschieden; schon im folgenden Jahre 1801 riß der Tod die heißgeliebte Gattin von seiner Seite. Durch angestrengte Arbeit suchte er seinen Schmerz zu bemeistern und betrat neben seinen akademischen Vorlesungen über Geschichte nun auch mit Erfolg das Feld litterarischer Thätigkeit. Weil er sich stets an die unmittelbare Gegenwart, an die Herzen der Zeitgenossen wendete, darum wirkten seine Worte mit hinreißender Gewalt — jedes seiner Bücher war eine gelieferte Schlacht.

Gleich seine ersten Schriften bezeichneten die Bahn, auf der er fortan festen Fußes, ohne Scheu vor Gefahr und Not, dem Ziele zuschritt. 1803 erschien seine „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen". Mit bisher unerhörtem Freimut deckte er darin die Schäden der Feudalwirtschaft auf, unter der das Landvolk seiner Heimat litt. Die Junkerpartei, in ihren Interessen auf das empfindlichste bedroht, machte den König von Schweden, den damaligen Landesherrn, auf das für gefährlich erachtete Buch und dessen Verfasser aufmerksam, und Arndt ward zur Untersuchung gezogen. Allein er wies in gründlicher Verteidigung die Wahrheit seiner Behauptungen nach und wurde nicht nur freigesprochen, sondern hatte auch die Freude, infolge des von ihm gegebenen Anstoßes die Leibeigenschaft in jenen Gegenden aufgehoben zu sehen.

Um einen lange genährten Wunsch zu befriedigen, nahm nun Arndt Urlaub zu einer Reise nach Schweden. Ein Jahr verweilte er in dem nordischen Königreiche, das zur deutschen Geschichte in so vielfachen Beziehungen steht.

Unterdessen waren die Geschicke Europas ihrer Erfüllung rasch entgegengeeilt. Der General Napoleon Bonaparte hatte sich im Laufe weniger Jahre zum Konsul, endlich zum Kaiser von Frankreich emporgeschwungen. Sein Ehrgeiz, seine Herrschsucht wuchsen mit jedem neuen Erfolge; nicht Frankreich allein, die Welt sollte zu seinen Füßen liegen; der Staat Friedrichs des Großen ward zertrümmert, Fürsten und Völker beugten sich unter des Siegers eiserner Faust; Nationalgefühl, Sinn für Volksehre und Unabhängigkeit lagen im Schutt begraben.

Solche Zustände fand Arndt in der Heimat vor, als er aus Schweden zurückkehrte. Wie ganz anders spiegelte sich in seiner Seele die Zeit! Zorn, heiliger Zorn über die deutsche und europäische Schmach, Haß und Grimm gegen die übermütigen Welschen, innigste Liebe zum niedergetretenen Vaterlande, festes Vertrauen auf Gottes weise Fügungen und die Kraft des Volkes zur Wiederherstellung von Deutschlands Einheit und Ehre — das waren die Gefühle, die seine männliche Brust durchströmten. Zorn und Haß, Vaterlandsliebe, Mut und Todesverachtung in jeder Brust zu entzünden, durch Wort und Schrift zum lodernden Brande anzufachen, damit von dessen Flammen der stolze Thron des fränkischen Despoten verzehrt würde — darin erkannte er von nun an die hohe Aufgabe seines Lebens. Mit der Glut der Begeisterung schrieb er gegen Ende 1805, eben als die letzten Stützen deutscher Freiheit dahingesunken waren, seine Schrift über den „Geist der Zeit", ein Buch von unermeßlicher Wirkung, das gleich einem Donnerschlag das auf Europa lastende Gewölk zerriß und eine in Mutlosigkeit versunkene Welt aufrüttelte. Das Buch beginnt:

„Rede, heiliges Geschenk der Natur, womit ich alles Größte und Herrlichste nenne: ohne dich hätte nie ein Hermes und Archimedes den Himmel gemessen,

kein Colon oder Cook die Erde umsegelt, kein Homer das Leben, das Schicksal, die Götter besungen, kein Phidias und Raffael die Mysterien der Natur in Bildern offenbart; kein Brutus wäre in das Schwert des Tyrannen, kein Winkelried in die Speere der Reisigen gestürzt; kein Demosthenes und Luther hätten ein faules und blindes Zeitalter aus dem Todesschlafe der Sklaverei und des Aberglaubens aufgedonnert, kein Gutenberg und Faust hätten die Aufblitzungen erhabener Naturen auf geflügelten Lettern durch die Länder geschickt — Rede, Schwert in des Mannes tapferer Hand, ich bebe, wie ich dich fasse; denn fürchterlich ist der Kampf, kleiner die Kraft als der Mut.“

Das Schwert der Rede hat Arndt geschwungen mit starkem, nimmer erschlaffendem Arme. Eine Oriflamme, leuchtete es Deutschland voran im Dunkel jener schmachvollen Tage wie im blutigen Kampfe gegen den vermessenen Unterdrücker und im endlichen, schwer errungenen Siege. Zuerst mit kühnen Worten zur allgemeinen Erhebung gegen eines Tyrannen Gewalt und List aufgefordert zu haben, bleibt Arndts unsterbliches Verdienst. Und wie sehr auch späterhin die Verfolgungssucht bemüht war, das patriotische Wirken Arndts zu verdächtigen, das deutsche Volk hat die Glorie seines Bannerträgers nicht besudeln lassen. Rein und fleckenlos glänzt das Bild des heldenmütigen Weckers und Mahners in Deutschlands Ruhmeshalle.

Ein jäher Blitz, hatte Arndts „Geist der Zeit“ die finstere Nacht durchzuckt, doch der anbrechende Tag war noch fern. Napoleon stürmte in seinem Siegeslaufe unaufhaltsam weiter; französische Truppen hielten ganz Deutschland vom Rhein bis zur Oder und Weichsel besetzt. Mit ihnen strömte ein Troß von Spähern und Aufpassern ins Land, bestimmt, jeder freien Regung des unterdrückten Volksgeistes aufzulauern und die Wortführer der Rache des Tyrannen zu überliefern. Wollte Arndt dem Schicksale Palms entgehen, so mußte er den deutschen Boden verlassen. Er begab sich zu seinen Freunden nach Stockholm. Durch ihre Vermittelung in der Staatskanzlei angestellt, arbeitete er hier an einer Gesetzrevision für die Insel Rügen. Sein Auge jedoch blickte sehnsüchtig nach Deutschland hin, wo sich die Dinge immer noch nicht zum Bessern wenden wollten.

Endlich nach dreijähriger Abwesenheit litt es ihn nicht länger in der Fremde. Obgleich noch die Acht über seinem Haupte schwebte, schlich er sich im Oktober 1809, unter dem Namen eines Sprachlehrers Allmann verborgen, mitten in das feindliche Lager. Der pommerschen Heimat machte er nur einen flüchtigen Besuch, um die Geschwister und seinen dort zurückgelassenen Sohn wiederzusehen; Vater und Mutter weilten nicht mehr unter den Lebenden. Dann begab er sich nach Berlin. Im Hause eines Landsmanns und Jugendfreundes, des Buchhändlers Reimer, ward er in einen Kreis gleichfühlender, deutsch gesinnter Männer eingeführt, mit denen er sein Hoffen auf die Zukunft austauschte. Unterdessen blieb seine Feder unausgesetzt thätig für Deutschlands Befreiung von der Fremdherrschaft. Schon vor der Abreise aus Schweden hatte er den zweiten Teil seines „Geist der Zeit“ in die Welt geschickt und darin mit Posaunentönen die zersplitterten Kräfte der Deutschen zur Einigung, zu gemeinsamem Widerstande zu sammeln gesucht. Schon jetzt entstanden einige seiner zündenden und von hoher Begeisterung getragenen Kampf- und Schlachtgesänge, unter deren Klängen einige Jahre später die Heere in den Kampf zogen, von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg.

Wie Sturmgeläut' schallte durch Deutschland sein Mahnruf:

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Auf, Männer, auf, und schlaget drein!
Laßt Hörner und Trompeten klingen,
Laßt Sturm von allen Türmen ringen,
Die Freiheit soll die Losung sein!"

Nachdem inzwischen Vorpommern und Rügen von den Franzosen geräumt worden waren, konnte Arndt im Jahre 1810 seine Stelle an der Universität Greifswald wieder einnehmen. Aber nicht hier, das fühlte er, war sein eigentlicher Beruf. Zum Aufbruch und Kampfe gerüstet, wartete er nur des Augenblicks, da die Zeit zum Handeln für ihn gekommen sein würde.

Und die Zeit kam mit dem denkwürdigen Jahre 1812. Nach der nordischen Hauptstadt zog es ihn. Dahin machte sich, gleich vielen andern, auch Arndt auf den Weg, ohne noch zu wissen, in welcher Weise er seine Teilnahme am Kampfe gegen den Vaterlandsfeind werde bethätigen können. Unter Lebensgefahr, da die Landstraßen von durchmarschierenden Truppen wimmelten, gelangte er bis Prag. Hier traf ihn ein Schreiben des Ministers von Stein, worin dieser den ihm persönlich unbekannten Schriftsteller, welchen er jedoch aus seinen Schriften als mutigen Kämpen schätzen gelernt, zu sich nach Petersburg einlud.

Als Arndt im August 1812 zu Petersburg anlangte, empfing ihn der Reformator Preußens aufs freundlichste mit den Worten: „Gut, daß Sie da sind. Wir werden hier Arbeit bekommen." Und daran fehlte es allerdings nicht bei Steins umfassender Thätigkeit, seiner weitverzweigten diplomatischen Korrespondenz mit England, Österreich, Preußen, Schweden, endlich bei dem Drängen der Weltereignisse, deren Fäden zum Teil durch Steins Hände liefen, zum Teil in dessen eignem Kopfe sich entspannen. Mit Lust und frischen Kräften wirkte Arndt an der Seite und im Sinne des großen Staatsmannes, sich glücklich preisend, daß ihm, dem Flüchtlinge, Gelegenheit ward, an so würdiger Stelle dem niedergetretenen Vaterlande seine Dienste widmen zu dürfen. — Die Stunde der Befreiung und Wiederaufrichtung desselben sollte bald schlagen. — —

---

Bereits im Laufe des Jahres 1811 war Napoleon vollständig mit sich ins reine gekommen. Durch völlige Niederwerfung des russischen Zarenreichs meinte der Gewaltige — dem nach den bisherigen Erfolgen nichts mehr unmöglich erschien — auch das verhaßte England durch einen Angriff auf seinem wundesten Punkte, auf Indien, zur Beugung unter seinen Willen zwingen zu können.

Bedrängter, schwieriger als je war die Lage Preußens bei dem drohenden Ausbruch des nordischen Krieges. Neutral zu bleiben, wie etwa im Jahre 1805, das war diesmal, ein jeder sah es, unmöglich. Ohne die Kraft, seine Neutralität, wenn es dieselbe erklärt hätte, auch zu behaupten, wäre Preußen in diesem Falle wahrscheinlich der Schauplatz des Krieges geworden, um nach Beendigung desselben, gleichviel mit welchem Ausgange, vielleicht als geeigneter Entschädigungsgegenstand von den Streitenden betrachtet und behandelt zu werden. Eine bestimmte Partei mußte der König ergreifen, aber welche? Seine Neigung wies ihn auf Rußland, die augenblickliche Lage auf Frankreich hin.

Allein konnte sich das preußische Volk zur Zeit dem mächtigen Eroberer, der rings an seinen Grenzen soeben eine Streitmacht von mehr als einer halben Million um sich versammelte, unmöglich entgegenwerfen, wenn es nicht in einem mehr als ungleichen Kampfe seine ganze Existenz auf das Spiel setzen wollte; Österreich hatte unter Hinweis auf seine im Jahre 1809 erlittenen schweren Verluste jedes gegen Napoleon gerichtete kriegerische Vorgehen rundweg von sich abgelehnt, und Rußland — ja Rußland hätte Preußen allerdings sehr gern als seinen Bundesgenossen in dem bevorstehenden Kampfe gesehen, aber der Zar war unter dem Einflusse seiner Generale und militärischen Ratgeber zu dem festen Entschlusse gelangt, diesen Kampf auf Leben und Tod nur auf dem Boden des eignen Reiches auszufechten. Preußen mußte also, wenn es sich Rußland in die Arme warf, das unvermeidliche Verderben zunächst über sich ergehen lassen, und erst die weitere Fortsetzung des Kampfes auf den Steppen Rußlands konnte dann über sein Schicksal entscheiden. Blieb Napoleon in demselben Sieger — und kaum wagte man damals dem Gedanken an einen andern Ausgang Raum zu geben — so hatte in diesem Falle Preußen als Staat aufgehört zu bestehen. Scheiterte dagegen Napoleons großartig angelegte Unternehmung, wurde sein Heer in dem unwirtbaren fremden Lande vernichtet, so lag es allerdings in der Hand des Zaren, von dem Besiegten als Bedingung des Friedens die Wiederherstellung Preußens zu fordern. Aber durfte man nach den schlimmen Erfahrungen von 1807 der Uneigennützigkeit Alexanders so weit vertrauen? Mußte man nicht immerhin mit der Möglichkeit rechnen, daß er über das ohnmächtige Preußen hinweg mit dem gemeinsamen Feinde Frieden schließen könne? Und selbst wenn das nicht geschah, selbst wenn der Zar die Wiederherstellung Preußens zur Bedingung des Friedens machte, mußte dann nicht der preußische Staat seinen Fortbestand gleichsam der Großmut des mächtigen Nachbarn verdanken, der dieses des Staates Friedrichs des Großen unwürdige Verhältnis in späteren Zeiten nur zu leicht zu selbstsüchtigen Zwecken ausbeuten konnte?

Solche und ähnliche Erwägungen bestimmten Friedrich Wilhelm, sein Ohr dem ungestümen Drängen der Stimme des Volkes, der Mehrheit seiner Generale und Minister, die alle den Anschluß an Rußland befürworteten, zu verschließen. Inzwischen hatte Napoleon stets dringender eine bestimmte Entschließung gefordert. Zwar brauchte er an der Spitze seines gewaltigen Heeres den Widerstand Preußens nicht zu fürchten, aber immerhin mochte es ihm wünschenswerter erscheinen, in dem bevorstehenden Kampfe Preußen als Bundesgenossen, wenn auch als Bundesgenossen wider Willen, zur Seite zu haben; trotz seines unbegrenzten Vertrauens auf einen glücklichen und ruhmvollen Ausgang seines neuen Kriegszuges mochte es ihm doch nicht ratsam erscheinen, ein feindliches Gebiet, dessen Bevölkerung in ihrer gerechten Erbitterung sich bei gegebenem Anlaß wie *ein* Mann gegen ihn erheben konnte, in seinem Rücken zwischen sich und Frankreich zu wissen. Er machte daher für den Fall des Beitritts zur Bundesgenossenschaft gegen Rußland Friedrich Wilhelm sogar Aussichten auf Gebietserweiterungen und eine freiere Machtstellung Preußens. Aber noch zögerte der König unter dem Drucke der schweren Verantwortlichkeit, welcher er sich gegenüber sah, mit dem Anschlusse; er ließ noch einmal bei der österreichischen Regierung anfragen, wie

weit er im Fall eines kriegerischen Vorgehens gegen Napoleon auf den Beistand Österreichs rechnen könne, und erst als wiederholt eine entschieden ablehnende Antwort von dort eingegangen war, entschloß er sich, dem inzwischen von dem preußischen Gesandten Baron von Krusemark auf eigne Verantwortung unterzeichneten Bündnisvertrag mit Frankreich seine Bestätigung zu geben. Von den Begünstigungen, welche Napoleon früher in Aussicht gestellt hatte, war freilich in diesem Vertrage nicht mehr die Rede; gereizt durch die zögernde Haltung des Königs, hatte der Imperator schließlich mit sofortiger Vernichtung des preußischen Staates gedroht, und daraufhin war jener Vertrag unterzeichnet worden, der Preußen für die nächsten Monate zu einem willenlosen Werkzeuge in den Händen Napoleons machte. Alle Heerstraßen und mit wenigen Ausnahmen auch alle Festungen des Landes mußten ihm zu freier Verfügung überlassen werden. Preußen mußte die Verpflegung der durchziehenden Heeresmassen übernehmen, und überdies zu dem Heere selbst ein Korps von 20000 Mann stellen, das unter der Leitung des Generals von York dem Heeresteile des Marschalls Macdonald unterstellt und mit diesem den linken Flügel der französischen Invasionsarmee zu bilden bestimmt war. Auch Österreich hatte sich inzwischen auf Andringen Napoleons dem Bündnisse gegen Rußland anschließen und sich zur Stellung eines Hilfsheeres von 30000 Mann — dasselbe wurde von dem General Fürsten von Schwarzenberg befehligt — verpflichten müssen. Unmittelbar nach dem Abschluß des Bündnisses mit Napoleon entsendete Friedrich Wilhelm seinen Vertrauten, den General von Knesebeck, nach Petersburg, um dem Zaren gegenüber den Schritt, den er notgedrungen gethan, zu rechtfertigen. Der Kaiser Alexander hatte nach den herben Enttäuschungen, welche ihm Napoleon bereitet, dem Könige von Preußen wieder seine ganze Freundschaft zugewandt und würdigte die Gründe, die Friedrich Wilhelm zum Abschluß jenes Bündnisses nötigten; er gab dem Gesandten die Versicherung, daß der erzwungene Beitritt Preußens zu dem gegen Rußland gerichteten Unternehmen in dem Sinne betrachtet würde, wie der König es wünsche und daß daraus für Preußen keinerlei üble Folgerungen gezogen werden sollten.

Von der Aufrichtigkeit des Zaren überzeugt, benutzte General von Knesebeck die Gelegenheit, ihm einen Operationsplan für den beginnenden Feldzug vorzulegen. Danach sollten die russischen Heere zunächst auf der ganzen Linie vor dem Feinde langsam zurückweichen, die Franzosen dadurch tiefer, immer tiefer in das ihnen gänzlich unbekannte Land hineingelockt, alle Magazine sollten vor ihnen zerstört, ihre Verbindungen mit der Grenze durch leichte Reiterkorps womöglich abgeschnitten und sie selbst bis zum Eintritte der rauhen Jahreszeit im Lande festgehalten werden. Dann, so meinte der preußische General, werde es den mit den Bodenverhältnissen vertrauten, an das rauhe Klima gewöhnten und durch eine allgemeine Volkserhebung unterstützten russischen Heeren ein Leichtes sein, den geschwächten Feind zu besiegen, vielleicht gar zu vernichten.

Einflußreiche Männer in der Umgebung des Zaren, vor allen auch der Freiherr von Stein, unterstützten diesen Plan; Alexander beschloß, ihn zu befolgen, und damit war das Schicksal der „Großen Armee“, noch ehe dieselbe die Grenzen des russischen Reiches überschritten hatte, besiegelt.

So trat man in das verhängnisvolle Jahre 1812 ein.

Gegen Ende des Frühjahrs wälzten sich auf einen Wink Napoleons die gesammelten Heersäulen, die stolzesten und kriegstüchtigsten Truppen, welche bis dahin die Welt gesehen, über eine halbe Million Streiter, durch die preußischen Provinzen nordwärts, mit endlosen Heimsuchungen, Requisitionen von Lebens- und Transportmitteln die armen Bewohner schier zur Verzweiflung treibend. Endlich hatten gegen Ende Juli die letzten Regimenter der „Großen Armee" in stolzer siegesbewußter Haltung den Niemen überschritten, und voll banger Ahnungen harrten nun die Völker Europas der Dinge, die da kommen sollten.



Brand von Moskau.

Nach Verlauf einiger Wochen erschienen die ersten Bülletins des Imperators. Die Große Armee, so hieß es darin, sei auf allen Punkten in siegreichem Vorrücken begriffen, der Feind ziehe sich überall feige zurück. Auch von gewonnenen Schlachten wußten diese Bülletins zu melden; von den entsetzlichen Verlusten, welche in ihnen auch das französische, durch die Anstrengungen des Marsches ohnehin schon hart mitgenommene Heer erlitten hatte, erfuhr die Welt wenig oder nichts. Dann blieben auf einmal wochen-, ja monatelang alle zuverlässigen Nachrichten über das fernere Schicksal der Großen Armee aus; nur dunkle Gerüchte gelangten hin und wieder über die Grenze und hielten, widersprechend, wie sie waren, aller Gemüter in beständiger Spannung und Aufregung. —

Noch wagte zwar niemand ein Scheitern des napoleonischen Unternehmens zu hoffen, aber der Gedanke, daß ein solches doch immerhin im Bereiche der Möglichkeit liege, begann bei den mit den thatsächlichen Verhältnissen besser Vertrauten immer festere Gestalt zu gewinnen. Schon im September hielt es der preußische Staatskanzler Graf Hardenberg für geboten, über die Frage, was in solchem Falle zu geschehen habe, sich mit dem leitenden österreichischen Minister ins Einvernehmen zu setzen. Die Vorschläge, die er in dieser Hinsicht dem Fürsten Metternich unterbreiten ließ, fielen bei diesem nicht auf so ungünstigen Boden, wie man nach der Haltung Österreichs während der letztverflossenen beiden Jahre zu schließen vielleicht hätte annehmen dürfen. Mehr und mehr trat es zu Tage, daß die Freundschaft, welche seit der Vermählung Napoleons mit einer österreichischen Erzherzogin die Herrscher von Frankreich und Österreich zu verbinden schien, niemals eine aufrichtige gewesen war. Kaiser Franz konnte die Demütigungen nicht vergessen, welche der corsische Emporkömmling ihm, dem Herrscher aus einer der ältesten Regentenfamilien, auferlegt hatte, und wenn er gleichwohl auf Anraten seines Staatskanzlers in die verwandtschaftliche Verbindung seines Hauses mit Napoleon gewilligt hatte, so hatte dabei ihn wie auch seinen Staatskanzler vornehmlich der Gedanke geleitet, durch dieses Opfer, welches er seinem Stolze brachte, dem österreichischen Staate einige Jahre der Ruhe zu erkaufen, deren man so dringend bedurfte. Und Napoleon hatte sich täuschen lassen; er hatte das durch seine Heirat geknüpfte Band zwischen sich und dem österreichischen Kaiserhause für fester gehalten, als es in Wirklichkeit war.

Jetzt nun, da man wenigstens mit der Möglichkeit einer entscheidenden Niederlage Napoleons auf den Steppen Rußlands rechnen durfte, ja mußte, jetzt begann man auch in Österreich die bisher getragene Maske allmählich abzulegen. Metternich verständigte sich mit dem preußischen Staatskanzler Grafen Hardenberg in dem von diesem befürworteten Sinne, daß bei einem etwaigen Scheitern der Unternehmung Napoleons Österreich und Preußen sich eng aneinander schließen müßten, um vereint weiteren demütigenden Ansprüchen des Eroberers entgegenzutreten und den günstigen Augenblick zu benutzen, um für beide Staaten die freie Selbstbestimmung und eine ihrer großen Vergangenheit würdige Stellung wieder zu erlangen. Wie dieser Zweck im einzelnen zu erreichen sei, darüber gingen freilich die Ansichten der beiden leitenden Staatsmänner vor der Hand noch weit auseinander; aber immerhin war schon sehr viel gewonnen. Es stand jetzt wenigstens fest, daß ein Einschreiten Österreichs zu gunsten Napoleons nicht zu befürchten war; es stand fest, daß man auch in Österreich eine Demütigung Napoleons wünschte und wollte und nötigenfalls bei Herbeiführung derselben thätig mitzuwirken entschlossen war. Darauf gestützt, konnte man nunmehr auch in Preußen mit größerer Ruhe den kommenden Dingen entgegensehen.

„Des Schicksals Wille muß erfüllt werden!“ so hatte Napoleon beim Überschreiten der russischen Grenze seinen siegesgewissen Truppen zugerufen, und des Schicksals Wille erfüllte sich in der That, freilich in einem ganz andern Sinne, als der Weltbezwinger in seiner durch beispiellose Erfolge bis zum Größenwahn gesteigerten Vermessenheit gewähnt hatte. Anfang Juli hatten, wie erwähnt, die letzten Regimenter des napoleonischen Heeres den Niemen überschritten; rasch

waren die Schlachten und Siege von Witebsk, von Smolensk, Velutina und an der Moskwa — Juli bis September 1812 — gefolgt; noch rascher folgte jetzt der verderbliche Rückzug aus der auf Rostoptschins Geheiß eingeäscherten Hauptstadt Rußlands, welche in ihren Trümmern weder Schutz vor dem kommenden Winter, noch Lebensunterhalt, um denselben zu überdauern, darbot. Schon Anfang Dezember war der Untergang der „Großen Armee“ eine nicht mehr länger zu bezweifelnde Thatsache. Was nicht das Schwert der Russen niedergeworfen, daß hatte während weniger Wochen die grimmige Winterkälte vernichtet.



Rückzug der Großen Armee.

Nur elende Trümmer von Napoleons gewaltigem Heere entrannen den entsetzlichen Schneestürmen der winterlichen Jahreszeit, welche sich diesmal wieder Erwarten frühzeitig eingestellt hatte.

Fast gleichzeitig mit den erschütternden Nachrichten von der mörderischen Schlacht bei Borodino, vom Brande von Moskau und der entsetzlichen Katastrophe an der Beresina langten die Zeugen des Untergangs der Großen Armee in Deutschland an. Der Kaiser selbst jagte zu Schlitten über die mit Leichen bedeckten Schneefelder und weiter durch Schlesien und Sachsen ohne Aufenthalt seiner Hauptstadt Paris zu. Einzeln, tief in Pelze gehüllt, überschritten Generale, Marschälle und Prinzen die russische Grenze. In Königsberg, der Hauptstadt

der Provinz Ostpreußen, gönnten sie sich die erste kurze Rast. Hier wollten sie ihr Legionen erwarten, aber statt der ausgezogenen Hunderttausende glänzender Krieger erschienen wenige Tausende bleicher Jammergestalten, von nachsetzenden Kosakentrupps bis unter die Mauern der preußischen Städte gescheucht.

Napoleon erkannte jedoch in dem ungeheuren Unglücksschlage, der ihn betroffen, nicht die warnende Stimme der Allmacht. Ungebeugt, ja zürnend und herrischer, denn zuvor, empfing er die großen Staatskörper seines Reichs, als er nach eiliger Flucht aus Rußland in Paris eingetroffen war. Raschen Blicks übersieht und ordnet er die Hilfsquellen seiner Länder; mit Umsicht leitet er die gewaltigen Rüstungen, er spornt aneifernd und überall eingreifend zu allgemeiner Thätigkeit an. Niemals zeigte sich sein wunderbares Genie fruchtbarer, als während der Zeit, wo die Hand des Schicksals so schwer auf ihm lastete. Man konnte mit Gewißheit darauf rechnen, daß der Gewaltige in wenigen Monaten mit andern Hunderttausenden wieder auf dem Kampfplatze erscheinen werde.

In der Hauptstadt Ostpreußens, in Königsberg, waren bald nach der Kunde vom Untergange der Großen Armee eine Anzahl Vaterlandsfreunde, der ehemalige Minister Graf Dohna, der Landhofmeister von Auerswald, der gleichgesinnte Wißmann, Regierungspräsident von Westpreußen, der edle Schön, Regierungspräsident von Preußisch-Litauen, der wackere Bürgermeister von Königsberg, Heydemann, u. a. zusammengetreten, um zu beratschlagen, was in diesem hochwichtigen Augenblicke zu thun sei, zumal sich annehmen ließ, daß die Russen an der preußischen Grenze nicht stehen bleiben würden. Auch in Berlin beschäftigte diese Frage einzig und allein alle Herzen und Köpfe; doch konnte man am Hofe des Königs zu keinem raschen Entschlusse gelangen. Ängstliches Bangen und Sorgen herrschte vor.

„Was wird aus uns werden?“ fragte sich jeder Vaterlandsfreund bekümmerten Herzens. Die Lenker des preußischen Staats waren sich der drohenden Gefahr wohl bewußt. Der Feind hielt ja noch einen guten Teil des Landes besetzt, es waren die wichtigsten der noch verbliebenen Festungen in seiner Hand, die Finanzen des Landes durch die ungeheuren Kontributionen zerrüttet; die geringe Streitmacht war geteilt, nicht bei der Hand, die Wehrkraft des Landes zwar vorbereitet, doch nirgends zum Kampf auf Leben und Tod gerüstet; dagegen wurde jeder Schritt von hundert argwöhnischen Augen bewacht. Doch im Hinblick auf das ersichtliche Gottesgericht durchdrang bald ein Gefühl die Bewohner des zunächst bedrohten Ostpreußens, welche mit die ersten Zeugen der ungeheuren Niederlage des eben noch so übermütigen Feindes waren: „Jetzt oder nie muß sich das Land, muß sich ganz Preußen erheben, um das Joch des verhaßten Unterdrückers abzuschütteln!“

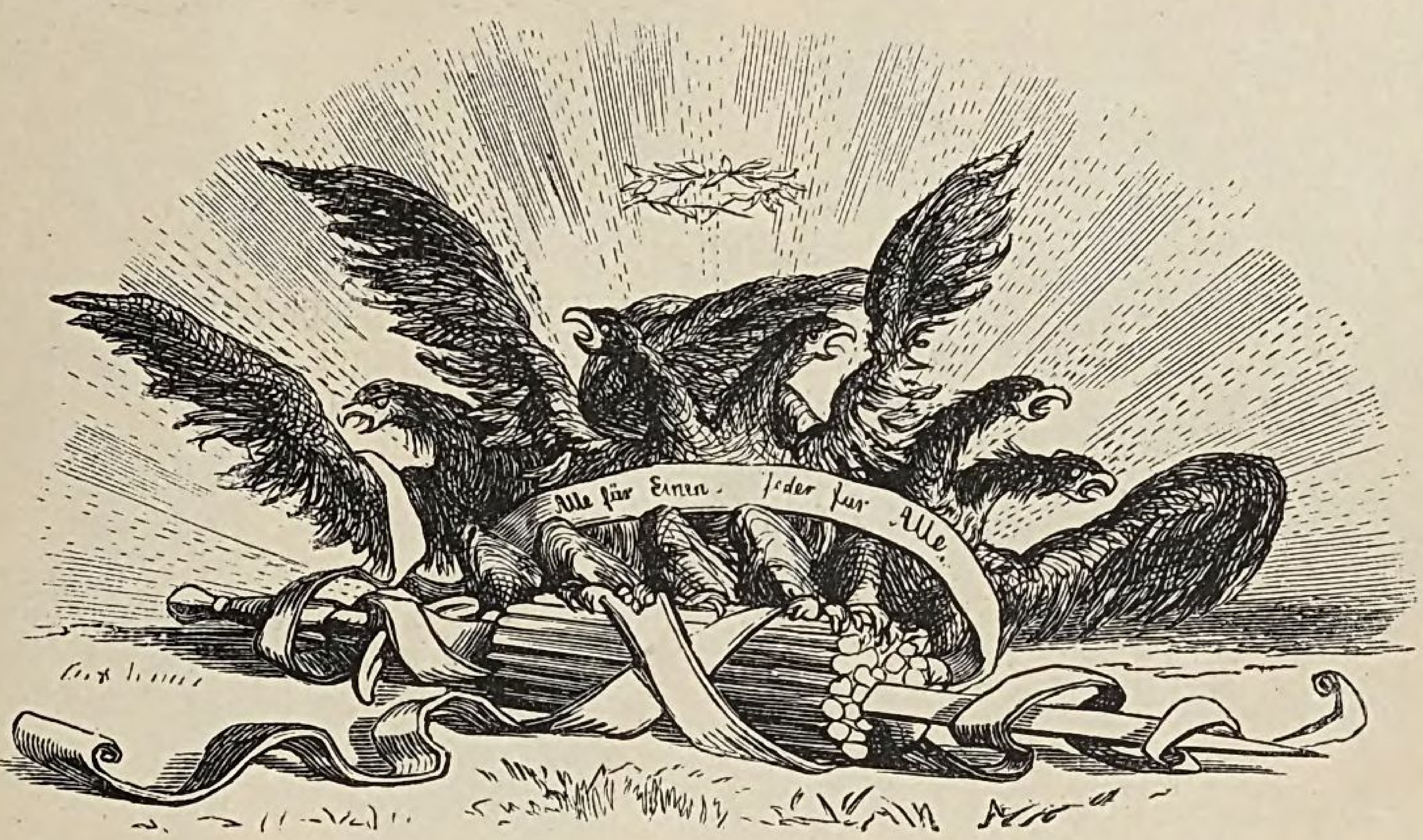
Das Weltgericht Gottes war über den sterblichen Menschen gekommen, der sich vermessen, die Erde seinem Willen zu unterwerfen. . . .

Mit Mann und Roß und Wagen
So hat ihn Gott geschlagen.
Es irrt durch Schnee und Sturm einher
Das große, mächt'ge Franzenheer;
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd,
Kranke ohne Wagen —
So hat sie Gott geschlagen.

Zweite Abteilung.

# Befreiung Deutschlands

## vom Joche der Fremdherrschaft




während der Jahre 1813 und 1814

oder

## Die Preußen zum erstenmal in Paris.

Zu den Waffen, zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Auf, Männer, auf, und schlaget drein!
Laßt Hörner und Trompeten klingen,
Laßt Sturm von allen Türmen ringen,
Die Freiheit soll die Losung sein!

E. M. Arndt.



# Yorks rettende That.

Unentschlossenheit zu Berlin. Haltung des Ministers von Hardenberg. Der Abfall des Generals von York. Der Vertrag von Tauroggen. Yorks Schreiben an den König. Vergangenheit des Generals. Stein und Arndt in Königsberg. Berufung der Stände.

„Frisch in den Kampf, die Trommeln rührt,
Und Herz und Arm erhoben!
Wir folgen deinem Wink der Hand
Zum Kampf für Gott und Vaterland.“

Der Tag der Abwerfung des verhaßten Jochs war angebrochen. Bisher hatten die Lehrer und Führer der deutschen Nation vereinzelt dagestanden, hatten vereinzelt gekämpft: — nun ging aus dem Blute der sterbenden Helden, das umsonst vergossen zu sein schien, endlich die Saat auf, welche durch die Anstrengungen hochherziger Vaterlandsfreunde gesäet worden. Bald brauste der Geist, dessen erstes Wehen von jenen Männern angefacht wurde, gewaltig durch den deutschen Norden. Die Begeisterung für die Unabhängigkeit der Nation verbreitete sich aus den Hütten und Palästen bald nach dem Westen und Süden.

Gebeugt, aber nicht völlig entmutigt, hatte Friedrich Wilhelm III. in den schweren Sorgen der Regierungsgeschäfte seinen Schmerz zu betäuben und seine

Seelenruhe wiederzufinden gesucht. Er hatte die Kraft wiedergewonnen, die harten Schläge, die ihn in kurzer Zeit getroffen, mannhaft zu ertragen. Und wenn auch des Königs irdische Hoffnungen himmelweit verschieden waren von denen der jüngeren Welt, welche, von des Lebens Leid wenig berührt, noch unbegrenzt hoffen durfte, so mochte sein Herz doch nicht ganz verzweifeln an der Möglichkeit der Wiederaufrichtung Preußens. Alle die großen Ereignisse des Jahres 1812 waren indessen so rasch und überwältigend hereingebrochen, daß wir über das Schwanken, die Unentschlossenheit am Hofe nicht erstaunen dürfen. Dem gewissenhaften Monarchen war es Ernst mit Haltung der dem französischen Kaiser angelobten Treue. Der kluge Minister von Hardenberg dagegen, wiewohl von allem, was die Mitglieder des Tugendbundes und andre Vaterlandsfreunde bezweckten und thaten, in Kenntnis gesetzt, stellte sich über die das ganze Land aufregende Bewegung sehr unwillig, trat ihr jedoch in keiner Weise hindernd in den Weg. Man wartete, wollte noch länger warten und hoffte eine Lösung des Gewirres von weiteren Ereignissen.

**Vertrag von Tauroggen.** Und die gütige Vorsehung, welche die Geschicke des einzelnen Menschen wie jeglichen Volkes leitet, ließ die Hoffenden nicht lange harren. An der nordöstlichen Grenzmark des Landes, bei Tauroggen, trug sich jenes Ereignis von höchster Wichtigkeit zu, welches das Zeichen gab zu einer Wendung der Dinge, das Zeichen zum Abfall von dem verhaßten Bedränger.

Auf dem Rückmarsch aus Rußland begriffen, hatte nämlich General York, der Oberbefehlshaber des preußischen Hilfskorps, auf eigne Verantwortung und Gefahr sich mit seinen 15000 Mann von der Sache Napoleons losgesagt, wogegen sich die russischen Generale im Namen ihres Kaisers verpflichteten, in Gemeinschaft mit Preußen den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen. Erst nach hartem Kampfe entschloß sich der strenge, von militärischem Pflichtgefühl durchdrungene General zu dem verhängnisvollen Schritte, über dessen Bedeutung er völlig im klaren war. Wies er die ihm russischerseits gebotene Hand zurück, vertrat er mit seinem noch ungeschwächten Korps den hart mitgenommenen Russen den Weg; opferte er so vielleicht die besten Truppen seines Königs im Interesse Napoleons, verschaffte er ihm dadurch Zeit zu neuen Rüstungen und Siegen; erbitterte er durch fortgesetzten Kampf das Herz des einzigen noch möglichen Bundesgenossen Preußens — so war der günstige Augenblick der Rettung des Vaterlandes auf lange geschwunden. Preußen ging dann sicher einem Schicksale entgegen, dessen ganze Schmach Yorks patriotisches Herz nicht auszudenken vermochte. War doch selbst das verkleinerte, beschimpfte Preußen dem Allgewaltigen noch immer ein Dorn im Auge.

Fürwahr, York blieb kaum eine andre Wahl. Und so schloß er am 30. Dezember mit dem russischen Bevollmächtigten, General Diebitsch, jenen denkwürdigen Neutralitätsvertrag ab, nach welchem die preußischen Truppen einen bestimmten Landstrich in Preußisch-Litauen beziehen sollten, um dort die Entschließungen ihres Königs abzuwarten. Würde dieser dem Vertrage seine Genehmigung versagen, so durfte ihr Abmarsch nicht gehindert werden.

Durch Yorks kühnes Vorgehen war die Waffenbrüderschaft der Preußen und Russen besiegelt. Die Kosaken galten fortan als Erlöser.




**Hans David von York,**

geboren am 26. September 1759, war 53 Jahre alt, als er den erfolgreichsten Schritt seines Lebens that. Seine Familie soll aus England stammen und sich — vielleicht schon vor ein paar Jahrhunderten — nach Pommern gewendet haben. Yorks Vater, Sohn eines geachteten Predigers, hatte sich dem Militärstande gewidmet und stand zur Zeit der Geburt seines Sohnes Hans David als Offizier bei einem Garderegiment. Der Sohn folgte dem Berufe des Vaters, mußte aber gleich seinen berühmten Standesgenossen Zieten und Blücher wegen Zwistigkeiten mit einem Kameraden den Dienst verlassen.

York wandte sich infolge seiner Verabschiedung nach Holland, ging 1782 nach dem Kap der guten Hoffnung und bestand während der Jahre 1783 und 1784 eine harte militärische Lehrzeit im Dienste der Generalstaaten. Nach Ausgang des Feldzugs in sein Vaterland zurückgekehrt, bemühte er sich daselbst vergebens um eine Wiederanstellung. Erst nach dem Tode Friedrichs des Großen finden wir ihn 1786 als Kapitän in einem preußischen Regimente wieder. Siebzehn Jahre später, 1803, wurde er Oberst und nahm als solcher während des

Unglücksjahres 1806 rühmlichen Anteil an den Kämpfen bei Altenzaun, Wahren und Lübeck, wo er, schwer verwundet, in Gefangenschaft geriet. Von Blücher warm empfohlen, ward er nach dem Tilsiter Frieden zum Generalmajor befördert und 1811 zum Generalgouverneur von Ostpreußen ernannt. Man hatte seine Festigkeit und Besonnenheit erkannt und stellte ihn infolgedessen im Jahre 1812, im berechtigten Vertrauen auf seine besondere Befähigung, an die Spitze des preußischen Hilfskorps, das den äußersten linken Flügel der „Großen Armee“ bildete, die Napoleon gegen Rußland führte.

York war von mittlerer Größe, aber von kräftiger Körperkonstitution. Ausdrucksvolle Gebärden sowie ein durchdringendes Auge imponierten dem Untergebenen und zeigten dem Höherstehenden, daß kein gewöhnlicher Geist die kernige Sprache führe, welche ihm eigen war. Er selbst, wiewohl zuweilen nachlässig in seinem Anzuge, gab doch viel auf ein militärisch sorgfältiges Äußere seiner Umgebung, und wenn auch niemand mehr als er selbst auf strenge Subordination hielt, so gehorchte gerade er oft nur mit unverhohlenem Widerwillen den Befehlen seiner Vorgesetzten. Sein strenges Wesen, seine schneidende, oft aber nur scheinbare Kälte, sowie seine Neigung, ohne alle Aufregung die härtesten Dinge zu sagen, waren Ursache, daß keiner der preußischen Heerführer gefürchteter war als York. Das immer tadelnde Wesen des finsteren Mannes bewirkte, daß die Soldaten ihn den „alten Isegrim“ nannten. Die Offiziere wichen ihm gern aus, und riefen wohl gelegentlich einander zu: „Nehmt euch in acht, dort kommt sie anmarschiert, die alte Warnungstafel!“

General von Clausewitz, der oft genug Gelegenheit gehabt hat, den leidenschaftlichen, von Ehrgeiz erfüllten General aus nächster Nähe zu beobachten, zeichnet ihn als einen stolzen, ernsten und energischen Mann, streng rechtlich, kühn, aber nicht immer offen und sich darin gefallend, in beständiger Resignation zu erscheinen; persönliche Anhänglichkeit sei ihm nicht eigen gewesen; was er gethan, sei mehr seines Rufes wegen erfolgt und weil er von Natur tüchtig sei.

Allen bekannt und von allen anerkannt war sein persönlicher Mut und seine kriegerische Tüchtigkeit.

Das war der Mann, auf den sich damals die Blicke aller richteten; in ihm verehrten die aufrichtigen Vaterlandsfreunde allerorten in Preußen denjenigen, der mit unbeugsamer Entschlossenheit, selbst sein Höchstes, seine Ehre, zum Wohle des Vaterlandes aufs Spiel setzend, den entscheidenden Anstoß zu einer Bewegung gegeben hatte, die, richtig erfaßt und richtig geleitet, zu dem von allen ersehnten Ziele, zur endlichen Befreiung von dem verhaßten Joche führen mußte.

Alsbald nach der zu Tauroggen getroffenen Übereinkunft hatte der General den Major Thiele nach Berlin gesandt, dem Könige über das Geschehene Bericht abzustatten und ihm zugleich das Schreiben zu überbringen, in welchem York die Beweggründe für sein eigenmächtiges Handeln, das ihn nach dem strengen Wortlaute der Kriegsgesetze geradezu zu einem Schuldigen machte, auseinander letzte und seinem Landesherrn gegenüber sich zu rechtfertigen suchte.

In Yorks Schreiben heißt es unter anderm: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Preuße gefehlt zu haben.

Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermütigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein Besorgnis erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre“.... Und in einer zweiten Zuschrift, mit welcher er den Grafen Brandenburg entsandte, sagt er: „Auf vaterländischem Boden hätten Ew. Majestät Unterthanen ihr Blut für Rettung der Banden, die das Vaterland als Feinde und als Verbündete verwüstet haben, vergeuden sollen, um dann noch ohnmächtiger die Fesseln eines bis zum Wahnsinn exaltierten Eroberers tragen zu müssen! Napoleons Haß gegen Preußen wird nie erlöschen.... In dem Ausspruche Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt.... Ew. Königl. Majestät kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht mischenden Mann.... Ich spreche hier die Sprache eines treuen Dieners, und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch Ew. Majestät wird alles neu beleben, wir aber werden uns wie echte Preußen schlagen und fest und unerschütterlich dastehen. Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücke, oder ob die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew. Majestät mich verurteilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten; ich schwöre Ew. Königl. Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde.“

Allerdings erfolgte nach Yorks Abfall nicht sogleich die Kriegserklärung des preußischen Kabinetts. Der König billigte zwar, wenngleich im ersten Augenblicke peinlich überrascht, im Herzen den hochsinnigen Entschluß seines Generals, aber vor der Hand machten sich noch andre Rücksichten geltend. Napoleon wütete über die „verräterische Handlungsweise“ des preußischen Heerführers; zwar maß er dem Vertrage von Tauroggen durchaus nicht die Wichtigkeit bei, welche derselbe thatsächlich hatte, aber derselbe bot ihm eine bequeme Handhabe, die Schuld an dem entsetzlichen Ausgange seines Unternehmens zum Teil von sich abzuwälzen und dem Abfall des an sich unbedeutenden preußischen Hilfsheeres zur Last zu legen. Zugleich mußte ihm derselbe als geeigneter Vorwand für neue Truppenaushebungen dienen, die er alsbald in Höhe von 300000 Mann seinem jetzt nahezu erschöpften Lande auferlegte. Unter solchen Umständen und da zudem der König noch rings von französischer Besatzung umgeben war, mußte es ihm und seinen Ministern vor allem darauf ankommen, die Aufregung zu beschwichtigen, um Zeit zu gewinnen und die zunächst drohende Gefahr zu beschwören — es bedurfte ja nur eines Winkes von Napoleon, und der König wurde gefangen genommen und als Geisel fortgeführt. So wurde denn von Berlin aus der eigenmächtige Schritt Yorks in den schärfsten Ausdrücken gemißbilligt, der General wurde für abgesetzt erklärt, ja er sollte sogar vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Die Ordre seiner Amtsentsetzung fingen jedoch die Russen auf, und sie gelangte daher nicht in Yorks Hände; er erfuhr vielmehr die gegen ihn gerichteten Maßnahmen erst durch die öffentlichen Blätter. Durch die Zeitung aber die Befehle seines Königs zu empfangen, so erklärte der Patriot, sei kein preußischer General gewohnt.

Vor allem galt es, in dieser Zeit der Beklommenheit, der Befürchtungen und Hoffnungen die Mittel ins Auge zu fassen, mit welchen man hoffen durfte, die Wiederaufrichtung des Vaterlandes zu vollbringen.

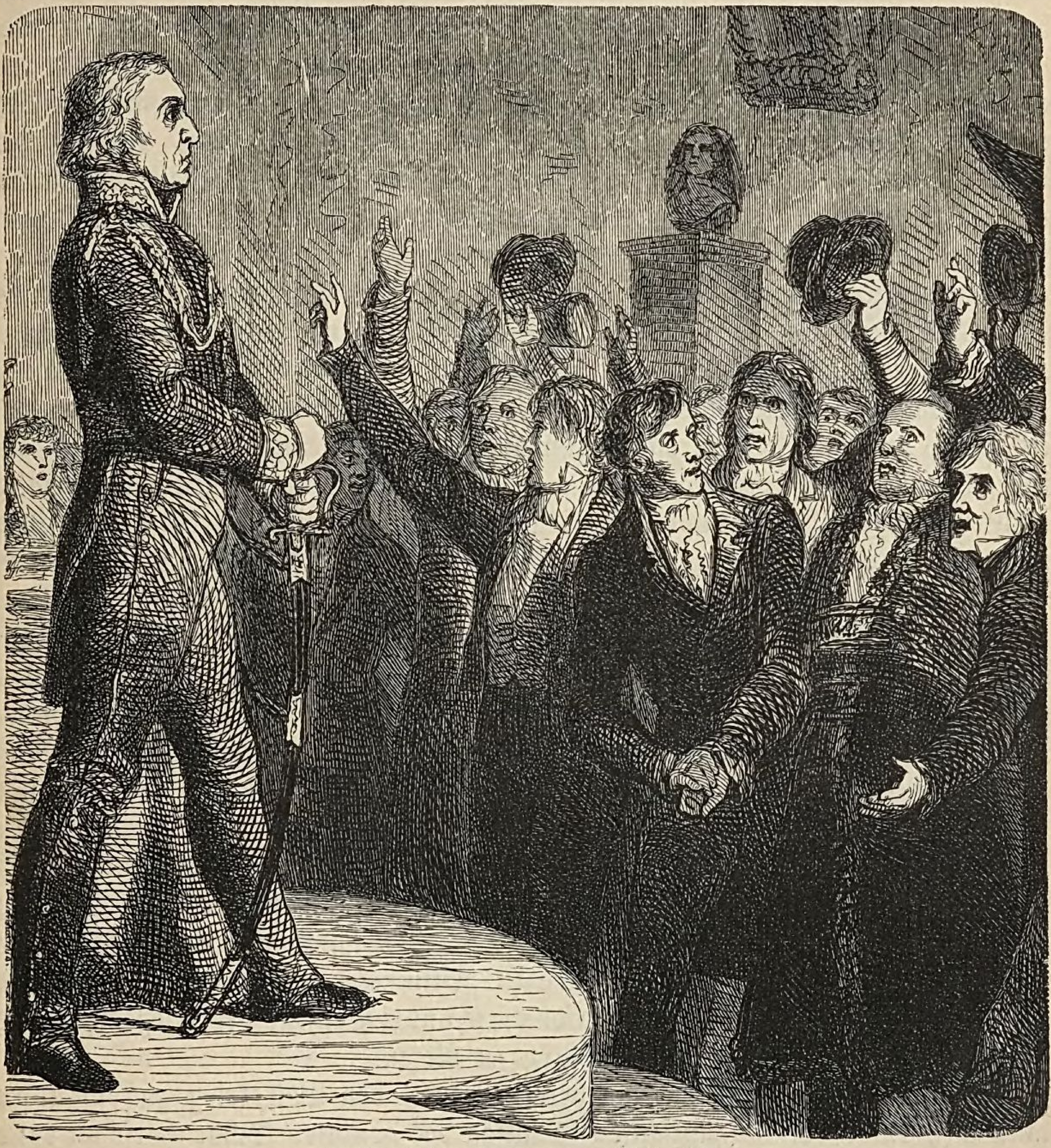
Jetzt — oder nie — mußte sich der Wert oder Unwert von Scharnhorsts großen Heeresreformen herausstellen. York freilich war kein Freund der neuen Wehreinrichtungen, erst nach und nach ließ sich sein Widerwille gegen die Einführung der preußischen Landwehr besiegen.

**Stein in Königsberg.** Werfen wir jetzt einen Blick auf den weiteren Gang der Ereignisse in Ostpreußen, dem Ausgangspunkte der Bewegung, wo inzwischen Stein, von wackeren Freunden und vor allem von der patriotischen Bevölkerung der Provinz unterstützt; dieselbe in seine kräftige Hand genommen hatte. Während sich in den verhängnisvollen Dezembertagen des Jahres 1812 die Königsberger Patrioten absorgten und berieten, und die Spannung der Gemüter stündlich wuchs, hatte sich bei ihnen in Stein, dem geächteten, besten Sohne seines Vaterlandes, im rechten Augenblicke der rechte Mann eingestellt, der Rat und Hilfe bringen konnte. Durch die Ächtung Steins hatte Napoleon selbst auf den Führer hingewiesen, der Deutschland erstehen sollte. Denn alle, die noch zu hoffen wagten, blickten seitdem auf ihn. In Petersburg hatte unterdessen jener unermüdliche Vaterlandsfreund alles aufgeboten, den Kaiser Alexander für ein Bündnis mit Preußen zum Sturze der fremden Zwingherrschaft zu gewinnen. Den Kaiser Alexander fesselte die mächtige Persönlichkeit des deutschen Mannes ohne Furcht und Tadel. Seine weiche Natur bedurfte eines Anhalts, ein stählerner Wille mußte sein eignes Wollen stützen. Und so zog Alexander den deutschen Reichsfreiherrn in seine Nähe. Der Einfluß Steins auf des Kaisers Entschließungen offenbarte sich gar bald schon darin, daß der Zar in allen wesentlichen Dingen seinen Rat anhörte, ihn nach dem Ausgange des Kriegsjahres 1812 mit der Sendung nach Ostpreußen betraute und auch fortan den energischen Mann gegen alle offenen und heimlichen Hetzereien schützte. Nachdem der schwere Kampf bestanden, da erlahmte freilich mit Steins zunehmendem Unmute und dessen Zurücktreten vom Schauplatze der politischen Wirren auch Alexanders entschiedenes Vorwärtsgehen; denn der Mann, der bisher mutig die verschlungenen Fäden zerrissen, welche Selbstsucht und Intrige um den leicht beweglichen Monarchen woben, weilte verdrossen über die Behandlung der vaterländischen Angelegenheiten nicht mehr in der Nähe des kaiserlichen Gönners.

Einen Glanzpunkt im Leben Steins bildet seine Wirksamkeit während der Wiederaufrichtung des preußischen Staates infolge der Erhebung seines Volkes. Der energische Mann hatte es verstanden, den schwankenden Kaiser Alexander so weit mit sich fortzureißen, daß dieser, Napoleons Friedenslockungen Gehör versagend, Stein bevollmächtigte, in Ostpreußen, wo inzwischen die Russen eingerückt waren, in seinem Namen handelnd aufzutreten, und daß er demselben den Auftrag zum Abschlusse eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Friedrich Wilhelm III. erteilte.

Stein, zuerst als ein „widerspenstiger und ungehorsamer Staatsdiener“ ungnädig entlassen, dann nach seiner Zurückberufung als Rebell und gefährlicher Mensch von dem französischen Machthaber verfolgt, trat nun als Diktator in derselben äußersten Ecke von Ostpreußen auf, von wo aus seine unvergleichliche Thätigkeit die Umgestaltung Preußens ins Werk gesetzt hatte. Diesmal wagte man nicht, ihm nachzusagen, daß, „weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, er nur aus Leidenschaft, persönlichem Haß und Erbitterung handle.“

Stein that das, wofür er gestrebt und gelitten, nicht um zu herrschen. „Ich habe schon zwei- bis dreimal mein Gepäck im Leben verloren, und einen Tod kann man nur einmal sterben", sagte er gegenüber jenen Weiberseelen, die verzagten, als für ihn neue Hoffnungen aufgestiegen waren. Und mit seiner Zuversicht beseelte er alle diejenigen, welche ihm anhingen.



York auf dem Landtage zu Königsberg.

So arbeitete Stein unverdrossen Hand in Hand mit den Freunden der guten Sache dahin, mehr zu hoffen als zu befürchten. Vom Zaren mit den erwähnten Vollmachten ausgestattet, war er auf die Kunde von den Verheerungen des nordischen Winters, der Napoleons stolzes Heer zu Grunde gerichtet, von Petersburg aufgebrochen, um den Kampf gegen die Fremdherrschaft in Deutschland zu organisieren. In der grimmigen Kälte des Januars 1813 fuhren er und Arndt zu Schlitten über die mit Leichen und Trümmern bedeckten Schneefelder; am 21. genannten Monats standen die Verbannten in Königsberg wieder auf deutschem Boden.

Buntes Getümmel, Lärm, Wirrwarr, Elend, Tod und Seuchen, aus überfüllten Lazaretten ihren Gifthauch ausströmend, herrschten in der alten Hauptstadt der Provinz Ostpreußen. Was dem Verderben an der Beresina entronnen war: flüchtige französische Marschälle, Generale, höhere und niedere Offiziere, in Lumpen gehüllte Gefangene, von Kosakenpeitschen getrieben, Wagen voll Verwundeter und Sterbender — alles drängte und stieß sich in den Straßen aneinander: ein trauriges Bild des menschenverheerenden Krieges. Aber auch frisches, hoffnungsreiches Leben war mittlerweile in die Gemüter eingezogen; Mut und Vertrauen auf eine bessere Zukunft, Opferfreudigkeit und das enthusiastische Verlangen, die erlittene Schmach im Blute des verhaßten Feindes abzuwaschen. Von der Hauptstadt Ostpreußens verbreitete sich während jener Zeit der höchsten Not das heilige Feuer der Begeisterung für die höchsten Güter einer Nation blitzschnell nach allen Provinzen des Königreichs.

**Einberufung der Landstände.** Gerade zur rechten Stunde war der Mann des rechten Rates und der raschen That erschienen. Noch wurde Yorks kühnes Vorgehen strafwürdiger Ungehorsam genannt, er selbst aber fuhr fort, der guten Sache zu dienen, wiewohl er durch königlichen Befehl des Kommandos entsetzt worden war. Mit Steins und Arndts Eintreffen nahmen die deutschen Angelegenheiten rasch eine günstigen Erfolg versprechende Wendung. Klaren Blicks überschaut der ehemalige Minister Friedrich Wilhelms III. im Nu die Lage: um keinen Preis darf kostbare Zeit verloren gehen. Bisher hatten sich York und die Behörden, trotz des ausgesprochenen guten Willens der Bevölkerung von Ostpreußen, vielfach gehemmt gesehen, weil sich der König immer noch nicht erklärt hatte; es hielt daher schwer, einen entscheidenden Schritt zu thun. Stein traf das Richtige. Wiewohl er kraft seiner russischen Vollmachten als gebietender Diktator hätte auftreten können, überließ er es den bisherigen Leitern der Bewegung, die unerläßlichen Maßregeln anzuordnen und auszuführen; er selbst trat nur dann hervor, wenn er befürchten mußte, daß weniger rasch und entschieden gehandelt werde, als er und alle Patrioten es wünschen mußten. Ebenso klug als mit gewohnter Raschheit und Festigkeit vorwärts gehend, überwand sein patriotischer Eifer die letzten Bedenken der ostpreußischen Beamten. Es ward beschlossen, eine Versammlung der Landstände einzuberufen, um diese zu bestimmen, die Hand zur Organisation der Landwehr und des Landsturms unter Beihilfe des kriegserfahrenen Oberstleutnants Karl von Clausewitz zu bieten.

Steins Absicht ging von vornherein dahin, den Volkskrieg zu entzünden. Clausewitz, einer der vorzüglichsten Gehilfen des genialen Scharnhorst an dessen erstem Entwurf der preußischen Landwehr, behielt vorzugsweise die erhöhte militärische Brauchbarkeit der neuen Volkstruppen im Auge. So befanden sich die beiden in den wichtigsten Punkten im Einverständnis. Sie hatten 1812 die russische Landwehr und deren geringe Wirksamkeit zu beobachten Gelegenheit gehabt; ihrem Scharfblick entging es nicht, daß in der ängstlich angepaßten Einfügung jener Landwehr in das Linienheer die Ursache der auffälligen Schwäche derselben beruhte. Der vom Pfluge weggerissene Bauer wird immer neben dem langgeschulten Soldaten eine traurige Rolle spielen; doch der zur Verteidigung von Haus und Herd, zum Schutze seines Vaterlandes aufgerufene freie Mann

ersetzt gar bald, was ihm an Übung abgeht, durch verdoppelten Eifer, durch geistigen Aufschwung; er wird bald schon, wenn auch nicht den Berufssoldaten überbieten, so doch sich ihm ebenbürtig zur Seite stellen. Darin bestand der Grundgedanke, welcher Scharnhorst bei seinem ersten Landwehrentwurf aus dem Jahre 1808, wenn auch nur dunkel, vorschwebte, und der nun bei dem Inslebentreten der preußischen Landwehr verwirklicht werden sollte.

Ohne die königliche Genehmigung abzuwarten, traten auf Steins Anordnung Abgeordnete des grundbesitzenden Adels, der Städte und der Landgemeinden zu einem Landtage in Königsberg zusammen. Stein legte diesen Provinzialständen jenen Plan zur Errichtung von Milizen vor, der schon für künftige Eventualitäten vom Könige genehmigt worden war. Mit Benutzung desselben rief eine ständische Kommission unter Yorks Vorsitz und Clausewitz' Mitwirkung die preußische „Landwehr" ins Leben, indem der Antrag, 30 000 Mann Milizen auf Kosten der Provinz ins Feld zu stellen, einstimmig zum Beschluß erhoben ward. So entstand jene bewunderungswürdige Volkswehr, die auf den Schlachtfeldern von 1813 bis 1815 durch ausdauernde Tapferkeit den Sieg erringen half und seitdem ein charakteristischer Bestandteil der preußischen Militärverfassung geblieben ist. „Mit Gott für König und Vaterland!" schrieb die Landwehr auf ihre Fahnen. Sie hat bewiesen, was ein Volk zu leisten vermag, wenn es, mit seinen Fürsten eins, für Freiheit und Ehre, für Haus und Hof, für Weib und Kind begeistert in den Kampf zieht.

**Stein und Arndt.** Die großen unvergeßlichen Tage der Befreiung waren gekommen. „Kein andrer deutscher Mann hat an ihnen verdienteren Anteil als Stein", sagt Professor Häusser mit Recht. Von Königsberg geht er ins russische Feldlager nach Kalisch, dann in das preußische nach Breslau, später nach Dresden und während des Waffenstillstandes in das Feldlager nach Reichenbach in Schlesien. Überallhin begleitet ihn der wackere Arndt. Das Verhältnis zwischen den beiden gleichstrebenden Männern hatte sich, trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere und äußeren Lebensstellung, in kurzer Zeit zu einem innigen, auf gegenseitige Achtung begründeten Freundschaftsbunde gestaltet, den nur der Tod nach vieljähriger Dauer (Stein starb am 29. Juli 1831, Arndt überlebte ihn um dreißig Jahre) zu trennen vermochte. Der zum Herrschen geborne, mit Kaisern und Königen wie mit seinesgleichen verkehrende Freiherr ließ sich nicht selten zu ungestümer Heftigkeit hinreißen, wenn seine genialen Entwürfe für Deutschlands Wiedererhebung, Einheit und Größe an der Mißgunst der verbündeten Mächte unerwarteten Widerstand fanden. Da war es Arndts besonnenes, gefaßtes Wesen, welchem allein er eine besänftigende Einwirkung gestattete.

Daß Stein bei allem, was er that, seine mächtige Persönlichkeit in die Wagschale legen konnte, dies sicherte seinem Wirken den Erfolg. — „Er war", wie Hamlet von seinem Vater sagt, „ein Mann, nehmt alles nur in allem." „Immer hatte er", wie Arndt erzählt, „sein Gerät und seine Waffen fertig, er war jeden Augenblick ganz und voll, was er war; er blieb die Seele der ganzen Bewegung." — Denn das Vaterland ging ihm über alles in der Welt. Die Wiederaufrichtung Deutschlands war und blieb das einzige und höchste Ziel seines Lebens.




## Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!

Ratlosigkeit am Hofe des Königs Friedrich Wilhelm III. Abreise nach Breslau. Fieberhafte Bewegung daselbst. Einzug der Freiwilligen. Aufruf des Königs an sein Volk. Ganz Preußen verwandelt sich in ein Feldlager. Aufbruch Napoleons.

Der Kampf entbrennt, bald enger wird das Band
Des Volks in Waffen um den Feind geschlossen;
Viel Tausend sinken in den roten Sand —
In Strömen hin ist deutsches Blut geflossen. . . .

Als der Ruf: „Kampf gegen die Unterdrücker, Kampf auf Leben und Tod!" erscholl, zweifelte niemand, daß das preußische Kabinett sofort die Kriegserklärung an Frankreich erlassen werde. In diesem Glauben wurden von allen Seiten schleunigst die kräftigsten Anstalten getroffen zur Herbeischaffung von Geld und Waffen, zur Ausrüstung der Freiwilligen aus allen Ständen und jeden Alters, die voll begeisterter Kampflust zu den Fahnen eilten.

Alle Provinzen regten sich und setzten sich in Bereitschaft zu einem Kampfe auf Leben und Tod mit dem verhaßten Erbfeinde. Alles war des Winkes gewärtig,

der vom Throne herab gegeben werden sollte. Der König, in Potsdam von der zurückgebliebenen französischen Garnison argwöhnisch bewacht, zauderte jedoch noch immer, den erzwungenen Bund mit Napoleon zu brechen. Er war von Natur aus nicht ein Mann der raschen That, und die herben Prüfungen der letzten Jahre hatten sein Selbstvertrauen erschüttert. Ohne sichere Aussicht auf den thatkräftigen Beistand nicht nur Rußlands, sondern auch Österreichs, glaubte er deshalb sein Volk zu einem neuen Kampfe auf Leben und Tod, der über Sein oder Nichtsein des Staates entscheiden mußte, nicht aufrufen zu dürfen. Der Zar, der inzwischen zu dem Entschlusse gelangt war, aus dem Verteidigungskriege zum Angriffskriege gegen Napoleon vorzugehen, ließ es an Bemühungen, Friedrich Wilhelm zum Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses zu bewegen, zwar nicht fehlen, aber trotz aller Versicherungen seiner aufrichtigen Freundschaft und vollkommenen Uneigennützigkeit wollte er in dem Bündnisvertrag in betreff der zukünftigen Gestaltung der Gebietsverhältnisse Preußens solche Bestimmungen aufgenommen wissen, die Friedrich Wilhelm schlechterdings nicht gutheißen konnte. Preußen sollte danach allerdings wieder auf seinen Besitzstand von 1805 gebracht werden, aber es sollte von vornherein auf seine an Rußland abzutretenden polnischen Besitzteile verzichten und aus den erst noch zu erobernden deutschen Landesteilen entschädigt werden. Auf solcher Grundlage mit Rußland Bundesgenossenschaft zu schließen, trug Friedrich Wilhelm vor der Hand begründetes Bedenken.

Dazu kam noch ein Zweites: die schwankende Haltung Österreichs. Allerdings war, wie bereits erwähnt wurde, mit diesem schon im Vorjahre ein vorläufiges Einvernehmen angebahnt worden, und Österreich hatte erklärt, daß es im gegebenen Falle unter keinen Umständen an der Seite Napoleons etwa gegen Rußland und Preußen kämpfen werde. Daraufhin hatte man denn, nachdem das vollständige Scheitern des russischen Kriegszugs und der Untergang der Großen Armee zur Thatsache geworden, endlich weitere Unterhandlungen gepflogen. Durch dieselben war auch schließlich so viel erreicht worden, daß der leitende Staatsmann Österreichs, Fürst Metternich, dem preußischen Staatskanzler in bindender Form die Zusicherung gab, einer gemeinschaftlichen kriegerischen Aktion Rußlands und Preußens nicht nur nicht entgegentreten, sondern sogar im Falle eines unglücklichen Verlaufs derselben durch seine Vermittelung und nötigenfalls durch eine bewaffnete Vermittelung einen für alle Teile erträglichen und vorteilhaften Frieden herbeiführen zu wollen.

Inzwischen war die Gefahr für Preußen und für den König selbst immer dringender geworden. Bereits zogen französische Generale in der Mark Brandenburg starke Truppenkorps zusammen, und das aufgeregte Volk schloß mit Recht, dies gelte mehr seinem Könige als dem russischen Nachbar. Diese Befürchtungen bestätigten sich; bald empfing Hardenberg zuverlässige Nachricht, daß es auf die Gefangennahme des Königs abgesehen sei, und nun wußte er Friedrich Wilhelm zu überreden, daß er, um dem drohenden Unheil vorzubeugen und sich dem französischen Einfluß auf seine Entschließungen zu entziehen, in der Nacht vom 20. Januar die Hauptstadt verließ und seine Residenz in dem noch nicht bedrohten Breslau aufschlug.

Hier befand sich während der bangen Tage fortdauernder Unentschiedenheit alles in fieberhafter Aufregung; die gewöhnliche Sorge für die alltäglichen Bedürfnisse war selbst in dem häuslichen Kreise des kleinen Bürgers den großen Ereignissen gegenüber zurückgetreten. Auf allen Straßen wogte es von Menschen, die in eifrigem Gespräch zusammenstanden, freilich noch immer mehr flüsternd als in lauter und offener Rede frei ihre Meinung äußernd. Die vielen Tausende, die aus allen Gegenden nach Breslau zogen, vermehrten das unruhige Treiben; dazwischen durch drängten sich die heranziehenden Truppen, Munitionswagen, Kanonen und Ladungen von Waffen. Jeder Ausspruch in Beziehung auf die Angelegenheiten des Staates oder auf den bevorstehenden Kampf verbreitete sich pfeilschnell und ward, als sei er mit weithin vernehmbarer Stimme gesprochen, von allen gehört. Alle blickten sich erwartungsvoll an, als wundere es sie, daß der Mann, der das entscheidende Wort auszusprechen hatte, der sie alle zusammengerufen, bewaffnen, ordnen sollte, noch immer nicht auftreten wollte.

Von Breslau aus erließ nun der König, durch das Gefährliche der Lage zu schnelleren Entschließungen gedrängt, bereits am 3. Februar einen Aufruf an das Volk zur Bildung freiwilliger Jägerkorps, und der ungeahnte Erfolg dieses Aufrufs war wohl geeignet, dem Könige zu zeigen, welcher Geist sein Volk beseelte, mit welch unerschütterter, opferfreudiger Hingebung es den Beginn des Freiheitskampfes herbeisehnte. In jenem Aufruf war der Feind noch nicht genannt, aber niemand war über den eigentlichen Zweck der Rüstungen im Zweifel.

Gegen Mitte Februar langte nun auch der Freiherr von Stein in Breslau an, um den endlichen Abschluß eines Waffenbündnisses zwischen Preußen und Rußland eifriger zu betreiben. Aber der König vermochte sich zu dem letzten entscheidenden Entschluß noch immer nicht aufzuraffen, noch immer bebte er vor der furchtbaren Verantwortlichkeit zurück, die er auf sich nahm, wenn er sein Volk zum Kampfe gegen den Unterdrücker aufrief. Außerdem hielt der Zar noch immer an jenen schwer annehmbaren Bedingungen in betreff der polnischen Gebietsfrage fest, und so verging ein Tag nach dem andern in fruchtlosen Verhandlungen. Endlich aber vermochte Friedrich Wilhelm dem allgemeinen Drängen nicht länger zu widerstehen; er ergriff die Sache seines Volkes, zuerst wider seine volle Überzeugung, bald nachher aber mit voller Seele. In betreff der Gebietsfrage wurde ein Mittelweg gefunden: die Erledigung derselben sollte ganz und gar späteren Verhandlungen überlassen bleiben! Und so wurde denn endlich vom Könige das ersehnte, entscheidende Wort gesprochen: am 28. Februar schloß er ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Kaiser Alexander von Rußland ab; der Kampf gegen Napoleon war beschlossen.

**Der Aufruf an das Volk.** In einem Zimmer des Schlosses zu Breslau saß Friedrich Wilhelm III. und hielt nachdenklich ein Aktenstück in seiner Hand. Neben dem König stand der treffliche Scharnhorst und machte seinen Monarchen mit den Hilfsmitteln bekannt, die er und seine Freunde seit Jahren in der Stille vorbereitet hatten. Der König schüttelte den Kopf, er zweifelte noch immer an der allgemeinen Erhebung seines Volkes; noch weniger mochte er glauben, daß ein so mangelhaft einexerziertes und so dürftig ausgerüstetes Heer es mit den kriegsgeübten Veteranen eines Napoleon aufnehmen könne.



Zu Breslau im Frühling 1813.

Er fand, in dem Aktenstück blätternd, die darin aufgeführten Zahlen zu hoch; da war zu lesen: 120000 Mann Linientruppen, 100000 Mann Landwehr, 10000 Mann freiwillige Jäger! Preußen zählte damals kaum über $4^1/_2$ Millionen Einwohner. Napoleon hatte ja Preußens stehendes Heer auf 42000 Mann beschränkt, und nun sollte man plötzlich über 200000 Mann ins Feld stellen können! Das schien unmöglich. In diesem Augenblicke ertönte von der Straße herauf ein brausender Lärm, Jubelgeschrei erfüllte die Luft, die Fenster klirrten vom Gerassel der Wagen und dem Hurrarufen einer sich heranwälzenden Menge. Der König horchte betroffen auf. Scharnhorst begibt sich zum Fenster und meldet, vor Freude zitternd, daß die Freiwilligen von Berlin nahten und vor dem Schlosse ihres Königs vorüberziehen wollten. Friedrich Wilhelm schaut nun selbst hinab. Lange Reihen von Wagen mit jungen, blühenden, freudig bewegten Männern ziehen vorüber, umringt von zahllosem Volke, das zum Schlosse hinauf die Hüte schwenkt. Und der König steht da, gerührt und mit nassem Auge. „Majestät“, ruft jetzt Scharnhorst, „glauben Sie noch immer nicht an den Mut und die Liebe Ihres Volkes?“ — Ja, jetzt glaubte er daran, der edle König! — Die Thräne sagt es, die ihm über die Wange rinnt; die Hand zeigt es, mit welcher er lebhaft hinabgrüßt.

Am 16. März 1813 ward der Krieg an Frankreich erklärt, und am 17. März erschien jener ewig denkwürdige Aufruf des Königs „an sein Volk“ gleichzeitig mit jenem „an das Heer“. Außerdem ward damals die Stiftung einer besonderen Auszeichnung, ein Orden, das „Eiserne Kreuz“, zur Belohnung der Tapferkeit in dem bevorstehenden harten Kampfe verkündet.

**Der Aufruf des Königs** lautete:

„An mein Volk! So wenig für mein treues Volk, als für Deutsche überhaupt, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen der Übermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben von dem Feinde besetzt. Der Ackerbau ward gelähmt sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unsrer Städte. Die Freiheit des Handels ward vernichtet und dadurch die Quelle des Erwerbs und Wohlstandes verstopft. Das Land wurde ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigner Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch als seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. — Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt; ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, den Großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen die Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit,

Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unsrer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gegangen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer. — Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn unser Beginnen ist groß nnd nicht gering die Zahl und die Mittel unsrer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angebornen König als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Mittel Zwecken widmen würde, die euch fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtige Beistand unsrer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. — Aber welche Opfer auch von den Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unser Dasein, unsre Unabhängigkeit, unsern Wohlstand; keinen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.

Breslau, den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm."

Nun war das große Rettungswort gesprochen:
Krieg gegen Unterdrückung, Todeskrieg!
Dein Wort, o König, hat das Joch zerbrochen;
Dein Wort, o Herr, gibt nun gerechten Sieg.
Und wo nur Preußens Fahnen wehen,
Wird aus der Knechtschaft Deutschlands Volk erstehen.

Wie Stein für die Beschlüsse von Königsberg die bestimmende Kraft gewesen war, so ist Scharnhorsts Thätigkeit zu Breslau aus demselben Gesichtspunkte zu betrachten. Auch bei dieser großen Gelegenheit griff die schöpferische Kraft jener beiden herrlichen Männer sich ergänzend ineinander. Ist Scharnhorst schon als derjenige anzusehen, welcher die Freiwilligenbewegung ins Leben gerufen, so ward jetzt auch von ihm der durch ihren Erfolg zu Ehren gelangten Landwehrordnung vom Jahre 1813 die Zustimmung des Königs gewonnen. — Das neue Landwehrgesetz ward gleichzeitig mit der gegen Frankreich ausgesprochenen Kriegserklärung an einem und demselben Tage verkündet.

Das größte und erhabenste Schauspiel bot das Verhalten des preußischen Volkes, nachdem die Stimme seines Monarchen gehört worden war. Wie der Sturm das gewaltige Meer in seinen Tiefen aufregt, so das Wort Friedrich Wilhelms das preußische Volk. In langen Zügen strömten die Söhne des Vaterlandes den Fahnen zu; wer nicht kampftüchtig war, legte das letzte Scherflein auf dessen Altar nieder.

Der Tod hatte seine Furchtbarkeit, die Trennung, von den Geliebten ihre Bitterkeit verloren; nichts wurde gefürchtet als in diesen großen Augenblicken hinter den Erwartungen des Königs und den Leistungen andrer zurückzubleiben. Die Jugend ging voran. Auf den Landstraßen drängten sich die Freiwilligen, welche zu den Fahnen eilten; Jünglinge von fünfzehn Jahren und Männer von fünfzig Jahren weihten sich kampfbereit dem Waffendienste; die Gymnasien, die Hörsäle der Universitäten entleerten sich, denn Schüler und Lehrer griffen zu Flinte und Schwert. Der Landmann verließ den Pflug, der Handwerker die Werkstätte, der Kaufmann das Gewölbe, der Beamte die Amtsstube; alles, was Büchse und Säbel führen konnte, eilte nach Breslau, Kolberg, Berlin und andern Sammelplätzen. Wer nicht selbst in das Feld ziehen konnte, steuerte zur Ausrüstung von unbemittelten Freiwilligen bei: arme Landleute gaben ihr letztes Pferd hin, der Geizige selbst griff seine ängstlich zusammengehäuften Schätze an. Frauen brachten ihren Schmuck, Kinder und Gesinde ihre Sparbüchsen, ein armes schlesisches Fräulein selbst den Erlös für den schönen Haarschmuck ihres Hauptes; Mütter bewaffneten selbst die zärtlich geliebten Söhne, die bis jetzt mit inniger Sorgfalt gepflegt wurden, und sandten sie in den bevorstehenden Kampf. Ausgezeichnete Beamte, Jünglinge aus den edelsten Familien, darunter ein Fürst Carolath, traten als Gemeine in die Jägerabteilungen und Freikorps ein, alle Unterschiede des Ranges waren verschwunden. Frauenvereine wirkten zusammen, in Berlin unter dem Vorsitze einer königlichen Prinzessin; sie boten alle Kräfte auf, um für Heilung, Pflege und Unterstützung der verwundeten Krieger Sorge zu tragen; sie fertigten und sammelten Arbeiten, welche sie zu jenem edlen Zwecke verlosten oder verkauften; selbst die Schulkinder beschäftigten sich in ihren freien Stunden mit Zupfen von Wundfäden. Die Begeisterung stieg mit jedem Tage; die friedfertigsten, sanftmütigsten Wesen riefen: „Krieg!“ Eine Schwester, die den geliebten Bruder mit eigner Aufopferung jeder Gefahr hätte entziehen mögen, schrieb: „Glück zu Deiner neuen Laufbahn! Dachte ich doch gleich, daß Du hierin gewiß nicht der letzte sein würdest! O! es ist eine schöne, hoffnungsvolle Zeit — Schade, daß ich nicht zwölf Brüder habe, auf daß sie alle, alle in den heiligen Krieg ziehen könnten!“

Dazwischen hinein sang Theodor Körner, der jugendliche Tyrtäus der Deutschen: „Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen“, und gleich einem Orkan brauste es durch die Lande:

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?

In die Herzen von hoch und niedrig zog gläubiges Gottvertrauen und todesmutige Zuversicht ein, als solchermaßen das Gefühl der Begeisterung alle ergriff. Und der junge Dichter, der so herzerhebend das Volk zu den Waffen gerufen, er selbst stellte sich bald darauf in die Reihen der Freiheitskämpfer.

Neben Theodor Körner tönte am lautesten und erhebendsten Arndts Stimme im Chor der deutschen Freiheitsbarden. Wie er in den Jahren der Schmach und Knechtschaft gleich einem Propheten des Alten Bundes mit donnernder Rede Fürsten und Völkern in das Gewissen gesprochen, so begleiteten im glorreichen Jahre 1813 seine Gesänge unsre Streiter zur heißen Schlacht und zum Siege.

Arndt war der Tambour, der die Reveille schlug — das Lied, womit er die Errichtung der Landwehr weihte:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;

Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

es drang wie Trommelwirbel und Trompetengeschmetter durch das Land, die Brust des Verzagtesten mit Gottvertrauen und todesmutiger Zuversicht erfüllend.



Länger darf ich nicht verweilen,
Muß zu meinen Brüdern eilen.
Horcht, die Trommeln wirbeln drein!

Von Mund zu Mund, soweit die deutsche Zunge klingt, gingen Arndts Dichtungen: „Es zog aus Berlin ein tapferer Held“, „Der Fahnenschwur“, „Der Knabe Robert fest und wert“, „Deutsches Herz, verzage nicht“, „Durch Deutschland flog ein heller Klang“, „Was blasen die Tompeten? Husaren heraus!“

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!

Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle, Mann für Mann:
„Die Knechtschaft hat ein Ende!“

Bis in die neueste Zeit zündete Arndts zur Nationalhymne gewordenes Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Die Jahrhunderte alte Sehnsucht des deutschen Volkes nach staatlicher Einigung fand darin den kernigsten Ausdruck.

Doch nicht allein durch seine Dichtungen, auch durch zahlreiche Flugschriften übte Arndt einen bedeutenden Einfluß auf die Erhebung und Ermutigung seiner Zeitgenossen aus. In rascher Folge ließ er im Druck erscheinen: „Ein Wort an die Preußen“ — „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?“ — „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“. — Alle in leicht verständlicher, oft biblisch schwungvoller Sprache verfaßt, verbreiteten sich diese Blätter von der äußersten Ostgrenze Deutschlands mit Windeseile nach Westen.

Ihre damalige Wirkung war eine außerordentliche. Sie drückten dem Feigen das Schwert in die Hand, hoben das Vertrauen in die Stärke des deutschen Arms, erquickten die Streiter auf dem Schlachtfelde und trösteten die Opfer des heißen Kampfes noch in der Sterbestunde mit der Zuversicht an die Heiligkeit der Sache, für welche sie ihr Leben hingaben.

Auch Max von Schenkendorf, Friedrich Rückert und viele andre begleiteten das Volk mit den Klängen kriegerischer Muse in den heiligen Kampf. Leier und Schwert waren unzertrennliche Genossen jener denkwürdigen Zeit.

Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig steh'n!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen! —
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung seh'n.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenrot;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod.






Vaterl. Ehrenbuch I. 5. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Dichter des Befreiungskrieges.



# Waffenbrüderschaft der Russen und Preußen.

## Großgörschen.

Der Landsturm! der Landsturm!
Wer hat das schöne Wort erdacht,
Das Wort, das donnert, blitzt und kracht,
Daß einem das Herz im Leibe lacht,
Wenn ganz ein Land zum Sturm erwacht;
Wer hat den Landsturm aufgebracht?

Yorks Korps rückt in Berlin ein. Yorks Ansprache an die Truppen. Die Schlachten bei Großgörschen und Bautzen. Rückzug Blüchers nach Schlesien. Waffenstillstand. Österreich im Bunde mit Rußland, Preußen und England. Verstärkung der Heere der Kriegführenden.

Gleich nach Abschluß des Bündnisses zwischen dem Zaren Alexander von Rußland und dem Könige von Preußen vereinigte sich die russische Kriegsmacht mit der preußischen, und die beiden Monarchen begaben sich persönlich zum Heere. Von russischer Seite erhielt der Graf Wittgenstein, von preußischer der greise General Gebhard Leberecht von Blücher das Kommando. Den Oberbefehl über das Ganze sollte der russische Feldmarschall Kutusow führen, der jedoch noch vor Beginn des Kampfes starb.

Leider war über die Verhandlungen in Breslau viel Zeit dahingegangen. Früher als die Verbündeten war Napoleon mit seinen Rüstungen fertig. Das Genie dieses Meisters der Kriegskunst zeigte sich noch einmal in seinem Glanze. Vermöge seines Organisationstalents, einer alles besiegenden Energie und Schnelligkeit schuf er in wenigen Monaten ein Heer von 350 000 Mann. Seine Truppen marschierten in Eilmärschen durch die Rheinbundsstaaten, deren Kontingente mit sich reißend, durch Thüringen nach Sachsen.

Am 28. April stieg Napoleon selbst in Weimar zu Pferde. „Ich werde diesmal den Krieg als General Bonaparte und nicht als Kaiser führen“, sagte er zu seinen Marschällen, und was er damit sagen wollte, sollte sich bald zeigen.

Am 11. März war der Generalissimus Graf Wittgenstein mit seinen Russen unter dem Jubel der Bevölkerung in Berlin eingerückt. Alles strömte nun in sein Quartier, um die Stunde zu erfahren, zu welcher Held York mit seinen Truppen in die Mauern Berlins einmarschieren werde. Man konnte es kaum erwarten, das Korps zu sehen, das zur Erhebung des Vaterlandes so viel beigetragen. Am 17. endlich, demselben Tage, wo des Königs Aufruf erfolgte, hielt auch York seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt.

Das war ein Tag! Vom frühen Morgen an war Berlin in freudigster Bewegung. Alles drängte nach den Straßen, die vom Neuen Königsthor bis zum Schlosse führen. In diesen wogte eine unzählbare Menschenmenge in fröhlichster Feststimmung auf und ab. Jubelnd begrüßte man den Prinzen Heinrich, als er, von Graf Wittgenstein, dem russischen Gouverneur von Berlin, Fürsten Repnin, vielen russischen und preußischen Generalen sowie dem Generalstabe der Berliner Bürgergarde begleitet, dem schon heranziehenden Korps entgegenritt. Nach dem kurzen Halt der Begrüßung ging es unter klingendem Spiele dem Thore zu. An der Spitze ein Zug Gendarmen, nachher die reitende Bürgergarde Berlins, darauf Prinz Heinrich, York und Wittgenstein ihm zur Seite, hinter ihnen eine glänzende Suite. Dann folgte das Korps in völlig feldmäßiger Haltung. Zuerst die gesamte Kavallerie, acht Schwadronen Husaren, schwarze und schlesische, acht Schwadronen Dragoner, Litauer, Westpreußen und Brandenburger. Und nun die Masse des Fußvolks; voran das ostpreußische Jägerbataillon, hierauf das Leibregiment, weiter das erste und zweite ostpreußische Regiment, das Regiment Kolberg unter Major von Steinmetz, das Regiment Nr. 5 Westpreußen und Nr. 6 Schlesier. Die Artillerie unter dem Befehle des trefflichen Major Schmidt, 63 Kanonen und 16 Haubitzen, war an verschiedenen Stellen der Kolonne verteilt; den Schluß machten die Pioniere und die Parkkolonne. York hatte in Begleitung seines treuen Adjutanten von Seydlitz, nachdem er das Thor passiert, des Prinzen Seite verlassen und sich, von seinem Stabe umgeben, an die Spitze seines Korps gestellt.

Ernster aber als alle seine Gefährten schien der düster dreinschauende Führer an der Spitze. Der Jubelruf der Menge bewegte ihn nicht. Ein Bild stolzer Strenge und Kälte zog er dahin. Vor dem Schlosse hielt Prinz Heinrich mit seinem Gefolge. York ritt zu ihm hin, salutierte zu den Prinzessinnen hinauf, die auf dem Balkon des Schlosses standen, und ließ die Truppen vorüber defilieren.

In seinen strengen, kalten Zügen vermochte auch dieser Anlaß nicht, so wenig wie der fortdauernde Jubel des Volkes, eine sichtbare Veränderung hervorzubringen. Um so lauter und anhaltender ertönte der ungestüme Zuruf der Berliner und des herzuströmenden Volkes der Umgegend.

Alle Not schien vergessen, an künftige Gefahren dachte niemand. Begeisterung ergriff auch die kältesten Herzen. Unter fortwährendem Hurra, Lebehoch und Tücherschwenken zog die Kriegerschar, der Stolz und die Hoffnung des Preußenvolkes, in edelstem Selbstbewußtsein ernst und festen Schrittes dahin.

Die Tage des Ausmarsches bildeten Festtage für das ganze Land; jedes Regiment oder Bataillon, an seiner Spitze die Blüte der Jugend, die sich freiwillig zur Verteidigung des Vaterlandes gerüstet hatte, wurde unter freiem Himmel von Geistlichen eingesegnet; eine unermeßliche Menge Volkes, die Angehörigen und Verwandten sprachen mit ihnen inbrünstige Gebete. Darauf zog das vaterländische Kriegsheer unter dem feierlichen Geläute aller Glocken und von den innigsten Segenswünschen begleitet, in den heißen Kampf.



Yorks Ankunft in Berlin.

Die Kunde vom Abmarsch der Truppen aus Berlin, die sich am Abend des 26. März verbreitete, erweckte, bewegte alle Herzen. Am andern Morgen ward auf dem Platze vor dem königlichen Schlosse angetreten; der würdige Feldprediger Schulze hielt eine ergreifende Rede. Als er den Segen sprach, brach über dem Dom die Sonne durch die Wolken hervor. Da trat York selbst in den Kreis und redete die Truppen an: nicht nur Tapferkeit, auch Geduld und Zucht sei des Soldaten Ruhm; durch ein edles, menschliches Betragen selbst gegen den Feind würden sie sich erst würdig machen, für die heilige Sache des Vaterlandes zu kämpfen. Keiner dürfe darauf rechnen, das Ende des Kampfes erleben zu wollen; er sei freudig bereit, sein Leben hinzugeben für König und Vaterland. Dann trat er vor die Front des Leibregiments, das bei ihm in hoher Gunst stand, und rief: „Soldaten, jetzt geht's in den Kampf; ihr sollt mich an eurer Spitze sehen; thut

eure Pflicht; ich schwöre euch, mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder!" — York war es hoher Ernst mit diesen Worten, denn er trug von diesem Tage an Gift bei sich. Der alte Oberst war von der Rede des Generals so ergriffen, daß er ihm in die Arme stürzte und rief: „Auch uns nicht, das soll ein Wort sein, ich und das Leibregiment und gewiß alle werden solchem Beispiele folgen."

Der Feldzug des vergangenen Jahres hatte die Russen außerordentlich erschöpft, in Preußen konnten, zumal auch hier die Mittel überaus knapp vorhanden waren, die Rüstungen nur langsam voranschreiten. Dazu kam, daß Napoleon an der Weichsel, Oder und Elbe eine Anzahl mit allem wohlversehener Festungen besetzt hielt. Mit ihrer damaligen geringen Truppenmacht durften es daher die Verbündeten nicht wagen, dem Feinde entschieden entgegenzutreten und dabei jene Bollwerke unbeobachtet hinter sich zu lassen. Wohl aber dienten diese Festungen in jenen Tagen der Bedrängnis Napoleon dazu, Zeit zu gewinnen, um allein in Frankreich ein Heer von 250 000 Mann zusammenzubringen und seine Rüstungen in den von ihm abhängigen Ländern zu vollenden. Am 30. März 1813 gab er die feierliche Erklärung ab: er werde kein Dorf des französischen Reichsgebietes abtreten, und wenn der Feind vor Paris stände. Wie werden ja sehen, wie es nach Ablauf eines Jahres um dieses Versprechen gestanden hat.

Obwohl nun bei den Verbündeten nicht alles so wohl vorbereitet war, wie es sein mußte, wenn man mit Sicherheit auf den Sieg der gerechten Sache rechnen wollte, so begann doch der Feldzug schon gegen Ende des Monats März 1813. Ende März besetzte Blücher Dresden, welches damals wohl befestigt war; er hielt sich jedoch in der schönen Elbstadt nicht lange auf, vielmehr drängte er immer nur vorwärts. Ihm war daran gelegen, durch sein baldiges Erscheinen im Westen Deutschlands die deutschen Fürsten und Völker für die Sache der Befreiung von verhaßter Fremdherrschaft zu gewinnen. Anders dachten freilich Friedrich Wilhelm und Alexander; sie billigten ein so schnelles Vordringen nicht und hielten dafür, daß man die nachrückenden Truppen erst abwarten müsse.

Die Verbündeten hatten es nicht übersehen, wie vorteilhaft es für sie sein mußte, noch vor dem Zusammenstoß mit den feindlichen Streitkräften nach Westen hin möglichst viel Boden zu gewinnen und sich der Nordseeküste zu bemächtigen. Dazu hätten nun freilich, wenn man den Versuch mit einiger Aussicht auf Erfolg unternehmen wollte, ganz andre Vorbereitungen gehört, als diejenigen waren, die man bisher getroffen hatte. Die beabsichtigte Bildung eines großen rechten Flügels, der sich bis an die holländische Grenze ausdehnen sollte, war noch kaum begonnen; die Truppen, über welche man hier verfügen konnte, waren kaum mehr als vorgeschobene Streifkorps, welche, da sie in der Hauptsache aus Reiterei bestanden, wohl hier und da durch Überraschung des Feindes kleinere Erfolge zu erringen vermochten, ohne sich einem ernsthaften Angriff des Feindes gegenüber behaupten zu können. Dem entsprach denn auch der Ausgang verschiedener kleinerer Unternehmungen, die wir, dem Gange der Hauptereignisse zum Teil vorauseilend, zunächst schildern wollen. Freilich ist nicht nach dem vorübergehenden militärischen, sondern hauptsächlich und vor allem nach dem dauernden moralischen Erfolge der Wert dieser Unternehmungen zu beurteilen und in dieser Hinsicht ist derselbe hoch genug anzuschlagen.



Straßenkampf in Lüneburg.

Mehr als alles andre kam den kühnen Heerführern, welche mit ihren kleinen Häuflein, ohne irgend welche Verbindung mit dem Hauptheere, weit in den Nordwesten Deutschlands hinein vorzudringen wagten, die erbitterte franzosenfeindliche Stimmung der dortigen Bevölkerung zu statten. Von den Mündungen der Maas bis zu jenen der Ems, Weser und Elbe war der ganze Küstenstrich, den die Nordsee bespült, bis tief in das Land hinein, nach Westfalen, Hannover, Braunschweig und Hessen, im Anfange des Jahres 1813 zur Erhebung gegen die Fremdherrschaft bereit. Die Nichtbeachtung der Nationalität, Beeinträchtigung

des Handels, unerschwingliche Steuern und Zehntung des Volkes durch die mit dem Fluche von Millionen beladene Konskription hatten einen nur zu begründeten Haß gegen Napoleon erzeugt, ebenso wie sein übermütiges Beamtenheer, das sich aus Frankreich über Norddeutschland ergoß. Die Nachrichten von der Niederlage der Franzosen und der Erhebung Preußens erweckten überall die frohe Hoffnung, daß die lang ersehnte Stunde der Erlösung erschienen sei.

**Streifkorps in Hamburg.** Die Bevölkerung Hamburgs, voll glühenden Hasses gegen die Unterdrücker ihrer Freiheit und ihres Handels, konnte schon zu Anfang des Jahres kaum noch zurückgehalten werden, sich auf die französische Besatzung zu stürzen und sich ihrer mit Gewalt zu entledigen. Am 24. Februar kam es zu ernstlichen Thätlichkeiten. Am Altonaer Thore ward die Douanenwache vom Volke angegriffen und das Wachthaus zerstört. Zu gleicher Zeit hatte die Bevölkerung am Hafen die Einschiffung der aus Hamburger Bürgerssöhnen gebildeten Präfekturwache verhindert, den herbeieilenden Maire mit Steinwürfen zurückgetrieben, dann an verschiedenen Orten die französischen Adler unter lautem Jubelgeschrei herabgerissen und mit Füßen getreten.

Die trotzige Haltung der Bürger machte selbst den Militärbehörden den Aufenthalt in der aufgeregten Stadt unheimlich. Die höheren Beamten wußten nicht mehr, was sie thaten, und scheuen Blickes schlichen die niederen umher. Viele Anzeichen deuteten auf den Abzug der beängstigten feindlichen Besatzung. und in der That verschwand sie am 12. März; aber erst am 18. in den Mittagsstunden hielten die Kosaken unter unermeßlichem Jubel ihren Einzug, und „alles Weh der Vergangenheit und alle Gefahr der Zukunft war in dem Glücke der Gegenwart untergegangen. Kaum eine Meile entfernt stand der Feind und konnte in wenig Stunden die Stadt mit Mord und Brand erfüllen, aber niemand dachte an ihn und seinen Grimm. „Einen wunderbaren Anblick — so berichtet ein Augenzeuge — bot die Stadt jedem dar, der nach dem lauten Jubel des Tages in der sommerwarmen Frühlingsnacht die Straßen einsam durchwanderte. Überall tiefe Stille und sorgenloses Ausruhen; kein Posten war ausgestellt, keine Patrouille durchschritt die Gassen, kein Polizeibeamter war zu sehen. In hellem Glanze schien der Mond auf die Häuser mit ihren schlafenden Bewohnern herab und vollendete das Bild des Friedens und der Sicherheit. Dem Schutze Gottes allein hatte die freudemüde Stadt sich anvertraut.“

Oberst Tettenborn, der Führer der Kosaken, hatte sich, ohne über zureichende Streitkräfte zu gebieten, zum obersten Befehlshaber eingesetzt; mit Reiterei verteidigt man jedoch keine Stadt wie Hamburg. Eine Erhebung in Masse unterblieb, und mit Bildung der hanseatischen Legion, die nur aus Freiwilligen bestehen sollte, ging es nur langsam vorwärts. So kam es, daß, als die Franzosen hinlänglich verstärkt ernstlich zum Angriff schritten, die Russen die unglückliche Stadt wieder räumen mußten, an der nun Davoust die grausamste Rache nahm. — Hätte sie nur acht Tage Widerstand geleistet, so wäre sie durch den unterdessen erfolgten Abschluß des Waffenstillstandes gerettet worden. Der inzwischen eingerückte Marschall Davoust legte der Gemeinde eine Kontribution von 48 Millionen Frank auf und beraubte außerdem die Bank ihres aus circa 7½ Millionen Mark Banko bestehenden Schatzes. Teils um die Stadt zu befestigen, teils um sie zu züchtigen,

wurden außerdem harte Maßregeln schonungslos ins Werk gesetzt und bis zu Ende des Jahres nach und nach mehr als 30000 Menschen vertrieben und der Strenge des Winters preisgegeben. Um dieselbe Zeit wurden die Wohnungen von 8000 Menschen in den Umgebungen Hamburgs mit solcher Hast niedergebrannt, daß nichts gerettet werden konnte. Selbst das Jahr 1814 brachte der bedrängten Stadt nicht so rasch die ersehnte Erlösung. Davoust hielt sich bis nach Beendigung des Krieges und verließ Hamburg erst gegen Ende Mai.



Johanna Stegen verteilt an die Preußen französische Patronen.

**Wegnahme von Lüneburg.** Die erste bedeutende Waffenthat im begonnenen Feldzuge bestand in der Vertreibung der Franzosen aus Lüneburg, wo man im März die welschen Beamten verjagt, sich offen für die frühere Regierung erklärt und eine französische Reiterschar, welche wieder Besitz von der Stadt ergreifen wollte, zurückgeschlagen hatte. Doch dauerte die Freude nicht lange, denn General Morand zog mit hinreichenden Streitkräften heran und setzte sich wiederum in der alten Hansestadt fest, überließ sich aber so sehr dem Gefühle der Sicherheit, daß er nicht einmal äußere Posten aufstellte.

Diese Gleichgültigkeit verließ ihn auch noch nicht am 2. April bei der Meldung eines Adjutanten, daß sich Kosaken dem Orte näherten. Aber bald sollte es für ihn zur Gewißheit werden, daß mehr als nur einzelne Kosaken zum Angriff gegen die Stadt heranzogen, als der General Tschernitschew und der

wackere Freiherr von Dörnberg vor den Thoren Lüneburgs mit 740 Mann zu Fuß und 1800 Mann leichter Reiterei erschienen, um Morand, dem ungefähr 2500 Mann zu Gebote standen, zu vertreiben.

Die Stadt war mit Wall und Graben umgeben und bot nicht geringe Mittel zur Verteidigung dar, zumal die Artillerie und die erprobten Bataillone des Generals dem Gegner in hohem Grade überlegen waren.

Während nun Oberst Pahlen mit einigen Kosakenabteilungen den Feind auf dem linken Ufer der Ilmenau beschäftigte, drangen Tschernitschew und Benkendorf mit Kosaken an der Ostseite gegen die Stadt vor. Rasch hatte Dörnberg zwei Angriffskolonnen gebildet, pommersche Füsiliere stürmten gegen das Cüner Thor, ein russisches Jägerbataillon gegen das Altenbrücker heran. Als Morand endlich nach wiederholten Aufforderungen an die bedrohten Punkte Verstärkung schickte — da war es zu spät.

Denn schon hatten die heranstürmenden Preußen, im Gefühle ihres glühend erwachten Patriotismus, alle Schwierigkeiten überwunden. Das Thor ward erobert, die Widerstand leistenden Feinde gefangen genommen oder getötet. Des größten Teiles seines Geschützes beraubt und auf das heftigste bedrängt, suchte Morand sich nun nach der entgegengesetzten, westlichen Seite der Stadt zu retten, und es gelang ihm in der That, mit etwa 500 Mann und zwei Geschützen durch das Thor das Feld zu gewinnen. Da er aber wahrnahm, daß ihm auch hier die Russen schon zuvorgekommen, wollte er wieder in die Stadt zurückkehren. Die Haltung der Preußen sowie das mörderische Feuer der geschickt aufgestellten Geschütze hinderten ihn jedoch, durch das Neue Thor wieder in dieselbe einzudringen. Von allen Seiten umringt und mit Ungestüm angegriffen, mußte sich das ganze Korps ergeben. Gegen 2200 Mann Franzosen und Sachsen wurden gefangen genommen, 9 Kanonen, 30 Fässer Pulver, 3 Fahnen und alles Gepäck erbeutet. Morand selbst war schwer verwundet. Um 5 Uhr nachmittags war das Gefecht glorreich beendigt. Bürger und Krieger hatten an jenem Tage in mutiger Hingebung gewetteifert, ja selbst ein Dienstmädchen, Jahanna Stegen, hatte ihre Unerschrockenheit und ihren Patriotismus bewährt, indem sie im dichtesten Kugelregen den Preußen den mangelnden Schießbedarf zutrug.

Alle Truppen hatten mit preiswürdiger Ausdauer gefochten, der höchste Ehrenpreis aber gebührte dem preußischen Major von Borke und seinem Füsilierbataillon. Die Stadt Lüneburg schenkte dem Tapfern einen Ehrensäbel, er und seine Wackeren erhielten die ersten Eisernen Kreuze.

**Bei Großgörschen und Lützen.** Wenden wir uns nunmehr nach dieser Abschweifung, mit der wir dem Gange der Ereignisse zum Teil weit vorausgeeilt sind, dem Hauptkriegsschauplatze zu, wo inzwischen die Dinge nicht so recht den erwünschten Verlauf genommen hatten. Es lag in der Absicht Napoleons, der inzwischen bereits ein Heer von 120 000 Mann — darunter allerdings zahlreiche sehr jugendliche Kämpfer — um sich versammelt hatte, sein Heer in den Ebenen von Leipzig zusammenzuziehen, um von dort aus einen entscheidenden Hauptschlag zu führen. In langgestreckter Marschlinie wälzten sich seine Kolonnen der Pleißestadt zu, und bereits war eine Anzahl von Regimentern über Lützen — kaum 30 km von Leipzig — hinaus, als in der Nähe des letztgenannten Ortes

die Spitzen der in schräger Richtung heranziehenden Hauptarmee der vereinigten Russen und Preußen etwa auf die Mitte der französischen Linie trafen. Die Verbündeten waren zwar, obwohl mit Reiterei und Geschützen besser versehen als die Franzosen, um ungefähr 40 000 Mann schwächer als ihr Gegner, dessen 120 000 Mann sie nur 80 000 entgegenzustellen vermochten, doch schien anderseits die Strecke von mehreren Meilen umfassende französische Aufstellung zu einem Angriff herauszufordern, zu dem sich die Verbündeten denn auch entschlossen.



Scharnhorsts Verwundung. Zeichnung von Ludwig Burger.

Sollte derselbe erfolgreich sein, so mußte durch einen energischen Vorstoß, zu welchem das ganze Heer möglichst an einem Punkte vereinigt werden mußte, die feindliche Linie in ihrer Mitte durchbrochen werden. Leider kam dieser Plan nicht zur Ausführung; die Marschbewegungen der einzelnen Korps verzögerten sich und der Angriff konnte, statt, wie beabsichtigt, am Morgen, erst in der Mittagsstunde beginnen.

Dadurch war es Napoleon möglich geworden, ausreichende Truppenmassen an dem am meisten gefährdeten Punkte zwischen den Dörfern Rana, Kaja, Klein=

und Großgörschen zu vereinigen, namentlich auch das Neysche Korps heranzuziehen. Das zum Gelingen des Angriffs nötige Zusammenwirken aller russischen und preußischen Korps kam dagegen nicht rechtzeitig zustande, dieselben mußten vielmehr vereinzelt zum Angriff schreiten. Es konnte dieser deshalb nicht mit dem rechten Nachdruck ausgeführt werden, und so wurden alle Anstrengungen der Verbündeten auf den meisten Punkten von den Franzosen zurückgewiesen, trotz des unvergleichlichen Heldenmutes namentlich der jungen preußischen Freiwilligen.

Nach mehrstündigem Kampfe war das Schicksal des Tages entschieden; die Verbündeten hatten keine Niederlage erlitten, aber der Sieg war nicht mehr zu erringen, und man entschloß sich zum Rückzuge, der auch in der besten Ordnung angetreten wurde. König Friedrich Wilhelm war entschieden dafür, den Kampf am nächsten Tage fortzusetzen, aber der russische Oberbefehlshaber erklärte, vornehmlich aus Mangel an Munition dazu nicht im stande zu sein, und die von Kampfbegierde glühenden Preußen mußten sich, wenngleich schweren Herzens, darein fügen.

Der Tag von Lützen und Großgörschen war weder für die Waffen der Verbündeten eine Niederlage, noch für die Franzosen ein Sieg gewesen, wenngleich Napoleon ihn in seinen Nachrichten vom Kriegsschauplatze zu einem solchen aufzubauschen versuchte. Jedenfalls aber hatte der Imperator erkennen müssen, daß es ganz andre Preußen waren, welche ihm jetzt entgegentraten, Männer, welche wußten, daß sie für Fortbestand und Selbständigkeit ihres Vaterlandes kämpften. Die preußischen Truppen hatten sich mit Ruhm bedeckt. „Ihre Toten", heißt es in einem Bericht, „lagen da mit verklärtem Angesicht, denn sie waren mit dem Gefühl aus der Welt geschieden, daß sie ihr Vaterland und sich selbst gerächt." — Welcher Geist in dem Heere der Verbündeten und namentlich in dem preußischen Teile desselben lebte, das zeigte vor allem auch der mutvolle Reiterangriff, der, unter Blüchers Führung noch in später Nachtstunde unternommen, bei der herrschenden Dunkelheit zwar ohne ausschlaggebenden Erfolg blieb, aber immerhin wegen seines moralischen Erfolges für Freund und Feind von hoher Bedeutung war. „Im tiefsten Dunkel", so schreibt ein Augenzeuge, „kam plötzlich auf der rechten Flanke der französischen Armee eine Linie Kavallerie in dumpfem Gerassel bis dicht an die Vierecke herangerauscht, hinter denen sich der Kaiser befand. Ich glaube, wenn sie nur noch zweihundert Schritte rasch vorging, so wurde Napoleon mit seinem ganzen Gefolge gefangen, denn der Angriff und das französische Gewehrfeuer war so nahe, die Dunkelheit so groß, daß man nicht wußte, ob Freund oder Feind schieße, weshalb die ganze Suite auseinander prallte. Napoleon selbst war einige Minuten lang verschwunden, und man fragte besorgt: wo ist der Kaiser? — Aus Besorgnis vor der Wiederholung eines solchen Überfalls mußten die Truppen in der Nacht in Vierecken stehen bleiben."

Die Opfer des blutigen Tages waren groß und auf beiden Seiten nahezu gleich; die Russen und Preußen hatten 10 000 Mann an Toten und Verwundeten zu beklagen, die Franzosen mindestens ebensoviel, wahrscheinlich mehr. Zudem hatten letztere mehrere Geschütze und gegen 1000 Gefangene verloren, während die Verbündeten sich rühmen konnten, nicht eine Kanone oder Fahne und nur eine kaum nennenswerte Zahl von Gefangenen in den Händen des Feindes zurückgelassen zu haben.



Napoleon in der Schlacht bei Bautzen.

# Von Bautzen nach Schlesien.

## Waffenstillstand.

Die Trompeten thun schon blasen
Draußen auf der grünen Heid';
Länger darf ich nicht verweilen,
Muß zu meinen Brüdern eilen.
Horch! die Trommeln wirbeln drein.

Ein überaus schmerzlicher Verlust hatte die Preußen in dieser Schlacht durch die Verwundung des wackeren Scharnhorst betroffen. Der General, durch Granatsplitter am Knie nicht unerheblich, aber auch nicht unbedingt gefährlich verletzt, gönnte in seiner Hingabe an die Sache des Vaterlandes seiner Wunde nicht die nötige Pflege und wurde ein vielbeklagtes Opfer seines Pflichteifers. Bald nach der Schlacht unternahm nämlich Scharnhorst, aller Schmerzen, welche ihm seine Verletzung verursachte, ungeachtet, eine Reise nach Wien, um dort aufs neue Versuche zu machen, Österreich zu thatkräftigem Beistande gegen den Feind der deutschen Sache in das russisch-preußische Waffenbündnis hineinzuziehen. Die österreichischen Staatsmänner und mit ihnen der seinem Staatskanzler Metternich unbedingt vertrauende Kaiser Franz verharrten noch immer in ihrer Zurückhaltung. Man war allerdings bereit, im entscheidenden Augenblicke das ganze Gewicht der österreichischen Streitmacht in die Wagschale zu werfen, um den

Frieden herbeizuführen, aber diesen entscheidenden Augenblick hielt man noch nicht für gekommen. Die Verbündeten hatten bisher keine ernstlichen Verluste erlitten, dagegen war die Unzulänglichkeit der Rüstungen Napoleons offen zu Tage getreten. Es fehlte ihm fast gänzlich an brauchbarer Reiterei, auch das französische Fußvolk, zumeist wenig geübt, war nicht das, was es in den Tagen seines Glanzes gewesen war. Gelang es nun, wie zu erwarten stand, den Verbündeten, die Streitmacht Napoleons wenn auch nicht zu besiegen, doch wesentlich zu schwächen, dann, so meinte man in Wien, sei der rechte Zeitpunkt gekommen, wo Österreich, auf ein großes, schlagfertiges Heer gestützt, Napoleon einen für Österreich günstigen, für Rußland und Preußen wenigstens erträglichen Frieden werde diktieren können. Solchen Erwägungen gegenüber hatte auch die jetzige Sendung Scharnhorsts keinen Erfolg.

**Scharnhorsts Tod.** Auf der Rückreise von Wien erlag der Edle den Anstrengungen der Reise. Die Wunde verschlimmerte sich — in Prag ereilte ihn der Tod. Ein wahrhaft tragisches Geschick versagte es dem edlen Vaterlandsfreund, der so viel wie kaum ein andrer zu der glorreichen Erhebung seines Vaterlandes gethan, den das deutsche Volk mit Recht „der deutschen Freiheit Waffenschmied" genannt hat — es versagte ihm, die Früchte seines aufopfernden Strebens zu schauen. Er sah die Morgenröte der Freiheit in dem herrlichen Aufschwunge des Volkes, als es der Aufruf des Königs zu den Waffen rief; des vollen, warmen Sonnenscheins der Freiheit sich zu erfreuen, war ihm nicht vergönnt.

Der unfertige Zustand seines Heeres, vor allem der auf das empfindlichste fühlbar gewordene Mangel an brauchbarer Reiterei war Ursache, daß Napoleon am Abende des Schlachttages von Großgörschen den Entschluß faßte, die Verbündeten unbehelligt ihren Rückzug antreten zu lassen, und das tollkühne nächtliche Vorgehen der ihres Übergewichts sich wohlbewußten Blücherschen Reiter hatten ihn in diesem Entschlusse bestärkt. Die Russen und Preußen setzten daher ruhig und in guter Ordnung ihren Rückzug nach der Lausitz fort, während Napoleon langsam der sächsischen Hauptstadt zumarschierte, die zum Teil noch von einem zu erfolgreicher Verteidigung allerdings nicht ausreichenden russischen Korps besetzt gehalten wurde. Unter dem Geläute aller Glocken von den Türmen und Kirchen Dresdens ritt er am 8. Mai, von einem glänzenden Generalstabe begleitet, von den Wilsdrufer Höhen in das Elbthal hinab. Unmittelbar hinter ihm folgten Caulaincourt, der Herzog von Vicenza, Berthier, Prinz von Neuenburg, und die Marschälle Marmont und Mortier. Rings wirbelte der Staub auf. Schweigend stand die Deputation des Dresdener Stadtrates beim ersten Chausseehause. Als Napoleon sie erblickte, hielt er an.

„Wer sind Sie?" fragte er in ziemlich rauhem Tone. Der Oberbürgermeister trat einen Schritt vor und bat um Schonung der Stadt. „Haben Sie Brot?" unterbrach ihn der Kaiser ungeduldig. Die Antwort hierauf konnte nach den erschöpfenden Lieferungen, welche der Stadt zeither auferlegt worden waren, nicht befriedigend ausfallen. Napoleons Stirn furchte sich immer sichtbarer. „Ihr hättet verdient", donnerte er, „daß ich euch als erobertes Land behandelte.

Ich kenne euer Benehmen während der Besetzung eurer Stadt durch die Verbündeten. Ich besitze das Verzeichnis der Freiwilligen, die ihr gekleidet, equipiert und mit einer Großmut ausgerüstet habt, die sogar den Feind in Erstaunen gesetzt hat. Ich weiß, welchen Spott ihr über Frankreich ausgegossen und wie viele Pasquille ihr heut entweder zu verbergen oder zu verbrennen habt. Ich weiß, welches feindselige Entzücken ihr an den Tag legtet, als der Kaiser Alexander und der König von Preußen in eure Mauern einzogen. Eure Häuser zeigen noch die Spuren der Guirlanden, auf euren Straßen erblickt man noch die Reste der Blumen, welche eure Töchter den Monarchen gestreut haben. Doch ich will euch verzeihen. Segnet dafür euren König. Ihm allein verdankt ihr eure Rettung. Ich verzeihe euch ihm zuliebe. Auch seid ihr schon bestraft; ihr seid vom Baron von Stein im Namen Kutusows administriert worden und wißt nun, was ihr von den Gesinnungen der Verbündeten zu halten habt. Ich verlange für meine Soldaten nur das, was ihr für die Preußen und Russen gethan habt. Adieu!"

Die Deputation begibt sich mit schwerem Herzen zur Stadt zurück und verordnet eine Illumination für den Abend. Fortwährend läuten die Glocken. Am Thore wird dem Kaiser gemeldet, daß die Russen nicht gewilligt sind, die Neustadt ohne Kampf aufzugeben. In größter Eile werden Handwerker und Materialien herbeigeholt, auch Truppen herbeordert, die in der Nähe einige Verschanzungen aufwarfen, um die Arbeiten an der Brücke zu decken. Erst um 7 Uhr des Abends begibt sich Napoleon nach dem königlichen Schlosse, wo ihn die Behörden und Hofbeamten erwarten. Schon um 3 Uhr des andern Morgens sah man ihn wieder auf dem Walle des Zwingers, die Aufstellung einiger Geschütze persönlich anordnend.

Mit Tagesanbruch begann der Bau der Floßbrücke; in Kähnen wurden bereits Scharfschützen an das andre Ufer übergesetzt. Unterdessen hatte aber auch General Miloradowitsch Infanterie, Reiterei und eine Anzahl Geschütze nach Pieschen und tiefer hinunter gesendet, um den Übergang des Feindes zu hindern. Gegen 9 Uhr begann eine starke Kanonade und nahm an Heftigkeit zu, als die Russen nach und nach 40 Geschütze auffuhren. Napoleon begab sich in die Nähe eines ehemaligen Pulvermagazins und traf selbst Anstalten zur Vertreibung seiner Gegner. Das russische Geschütz bestrich die ganze Fläche der Felder zwischen Friedrichsstadt und Prießnitz. Mehrere Kugeln und Granaten schlugen neben dem Kaiser nieder. Eine der letzteren riß dicht neben ihm ein Stück von der Schalwand des Pulvermagazins ab und warf ihm einen Span an den Kopf. „Wenn es den Leib getroffen hätte, war's vorbei", sagte er ruhig, indem er ein Stück aufhob und betrachtete. Einige Minuten darauf schlug eine Granate zwischen ihm und einem Bataillon Italiener, welches etwa 20 Schritt hinter ihm aufmarschiert war, in die Erde. Als die Italiener zusammenrückten und sich ein wenig bückten, wendete er sich lachend gegen sie und rief: „Das thut euch nichts, ihr Schelme!" Endlich ward ihm aber das Plätzchen doch ein wenig unbequem und er ritt daher über die bei Leutewitz liegenden Höhen nach Prießnitz, während die Russen ihm und seiner großen Suite noch manche Kugel nachsandten. Auch von der Neustadt aus wurde den ganzen Tag hartnäckig

gekämpft. Am Morgen des 11. Mai war die von den Russen zerstörte große Elbbrücke so weit wieder hergestellt, daß der Übergang unbehindert erfolgen konnte. Napoleon saß behaglich auf einer steinernen Bank, während seine Truppen mit dem gewöhnlichen „Vive l'empereur!“ an ihm vorbeimarschierten.

Inzwischen war der König von Sachsen, der sich beim Ausbruch des Krieges aus seinem Lande entfernt hatte, durch Napoleons Drohungen eingeschüchtert, in seine Hauptstadt zurückgekehrt, und bald wußte ihn nun Napoleon durch den Hinweis auf seine bisher errungenen Erfolge wie durch Schmeicheleien und Versprechungen von neuem so völlig zu umgarnen, daß er ihm die Hilfsquellen seines Landes, die reichen Waffen- und Munitionsvorräte der sächsischen Festungen, bedingungslos zur Verfügung stellte und außerdem ein nicht unbeträchtliches sächsisches Hilfskorps zu seinem Heere stoßen ließ. Dadurch vermochte Napoleon die in der Schlacht von Großgörschen erlittenen Verluste an Mannschaft und Kriegsmaterial wieder mehr als gut zu machen, und da er zudem noch weitere Zuzüge aus den Rheinbundsstaaten erhielt, so sah er dem nächsten Kampfe, von welchem er eine Entscheidung erhoffte, mit bester Zuversicht entgegen.

**Schlacht bei Bautzen.** Mangel an Einheit im Oberkommando des Heeres hatte die Schlacht bei Lützen zu ungunsten der Verbündeten entschieden; derselbe Übelstand lähmte auch ihre ferneren Operationen. Anstatt den Kampf ungesäumt und mit Nachdruck wieder aufzunehmen, während Napoleons Hauptmacht durch Detachierung von 60000 Mann unter Marschall Ney geschwächt war, es ihm außerdem auch noch sehr an Reiterei sowie an hinlänglicher Artillerie gebrach, hatte man sich über die Elbe zurückgezogen und nun auch Dresden samt allen Hilfsmitteln des sächsischen Landes dem Feinde preisgegeben. Erst zu Bautzen an der Spree ward eine feste und, wie man glaubte, unüberwindliche Stellung eingenommen, wo die Verbündeten die heranbeordneten Verstärkungen erwarteten, durch welche ihre Zahl auf 110000 Mann anwuchs. Aber auch der Gegner war nicht müßig geblieben und benutzte die ihm vergönnte Zeit, seinen Fehler wieder gut zu machen, indem er das Neysche Korps zurückberief und nun mit fast 150000 Mann sich aller Vorteile des Angreifenden bedienen konnte. Am 20. Mai gab Napoleon seinen Marschällen den Befehl, die Preußen und Russen anzugreifen und Bautzen zu nehmen. So heldenmütig die Verbündeten dem Dränger Widerstand leisteten und jeden Fuß breit Erde in tapferster Gegenwehr verteidigten, so ließ die Führung des Heeres gar vieles zu wünschen übrig, und die anfänglich errungenen Vorteile gingen verloren, als Marschall Ney auf dem Schlachtfelde anlangte. Blücher gab sich zwar alle Mühe, die begangenen Fehler wieder gut zu machen, aber gegen Abend des zweiten Schlachttages blieb doch nichts übrig als den Rückzug anzutreten.

Der Abmarsch erfolgte wiederum in aller Ordnung. „Ein Schuft, wer da sagt, daß wir fliehen!“ rief Blücher verdrossen aus; und auch Napoleon hätte das diesmal kaum behaupten mögen, denn bei jedem neuen Zusammentreffen mit dem Feinde wurde er mehr gewahr, daß er jetzt mit ganz andern Leuten zu thun habe als im Jahre 1806.

Napoleon vermochte wegen des immer noch nicht ausgeglichenen Mangels an Reiterei im französischen Heere auch diesmal den, wie gesagt, in bester

Ordnung und ohne Übereilung zurückgehenden Russen und Preußen nicht mit demjenigen Nachdruck zu folgen, der nötig gewesen wäre, um nachträglich noch einige Erfolge zu gewinnen, die er in der Schlacht selbst nicht zu erringen vermocht hatte. Immerhin aber glaubte er diesmal nicht wie bei Großgörschen von einer Verfolgung ganz und gar Abstand nehmen zu dürfen, und so erreichten die Franzosen am 23. Mai die Heersäulen der Verbündeten, die sich langsam der Provinz Schlesien zugewendet hatten und über welche seit dem Verluste der Schlacht bei Bautzen der russische General Barclay de Tolly den Oberbefehl führte.

**Bei Reichenbach und Haynau.** Der Nachtrab hat auf den Höhen bei Reichenbach feste Stellung genommen, und Napoleon selbst vermag die Verbündeten nicht ins Gedränge zu bringen. Sie setzen mit derselben musterhaften Ordnung ihren Rückzug fort. „Wie", ruft Napoleon aufgebracht hierüber, „nach einer solchen Schlacht kein Resultat, keine Gefangenen, keine Kanonen, keine Fahnen? Diese Menschen lassen mir keinen Nagel zurück!" Er befiehlt nun, drei große Kolonnen, Reiterei und Fußvolk, im ganzen wohl 50 000 Mann, vorrücken zu lassen, welche im Glanze der sinkenden Sonne dem Feinde nachsetzen. Während die Franzosen auf beiden Seiten um das Dorf Markersdorf herumziehen, reitet Napoleon in diesen Ort ein. Eben war er mit seinem Gefolge links eingebogen, als, gleich einem Blitzstrahl aus heiterer Luft, eine Kugel hart an ihm vorübersaust und fünfzig Schritt hinter ihm niederschlägt. Sie wirft den Großmarschall Duroc sowie den General Kirchner zu Boden. Letzterer war auf der Stelle tot, Duroc lebte noch vierzehn qualvolle Stunden. Er wurde in das zunächst gelegene Bauernhaus gebracht. Der Kaiser, der seine Erschütterung über den Verlust eines seiner treuesten Gefährten nicht verbergen konnte, ritt stumm und in sich gekehrt seitwärts durch einen Bauernhof und starrte eine Zeitlang nach der Stelle, wo ihm einer seiner Lieblinge geraubt worden war.

Dann begab er sich auf einem Umwege um die Gärten des Dorfes zurück auf eine freie Höhe, von wo aus er die Wachtfeuer seiner Garden auflodern sehen konnte. Dort stand nun der große Kriegsfürst in finsteren Gedanken, still und in sich gekehrt, niedergebeugt durch den Verlust seines besten Freundes. Eine innere Stimme, die auch der Härteste nicht immer zu unterdrücken vermag, mochte ihm sagen, daß er an den dunklen Pforten einer neuen, unsicheren Lebensperiode angekommen sei.

Allerdings hatte das Glück den Verbündeten gerade nicht zugelächelt. Nur einen Augenblick trat die Sonne aus ihrem Gewölk, als Blücher auf kurze Zeit an Stelle des abwesenden Barclay de Tolly den Oberbefehl übernommen hatte. Diese Gelegenheit benutzend, überraschte jener unermüdliche Feind Napoleons die sorglos vordringenden Franzosen am 26. Mai bei Haynau und schlug sie zurück. Doch nicht allein Barclay de Tolly mißbilligte das stattgefundene Reitergefecht, sondern auch König Friedrich Wilhelm äußerte sich später bei einer Zusammenkunft in Strehlen auf folgende Art:

„Haben ein sehr günstiges Gefecht bei Haynau gehabt, aber dagegen auch großen Verlust bei meinen Garden"; worauf Blücher in ernstem Tone erwiderte:

„Majestät, ich bedaure herzlich den Verlust manches braven Kerls, aber bei solchen Gelegenheiten ist der Kopf des Gardisten nich' mehr wert, als der des Landwehrmannes."

Diese freie Aussprache hätte beinahe zur Folge gehabt, daß Blücher in einem untergeordneten Verhältnisse geblieben wäre, denn Friedrich Wilhelm war nun noch verdrießlicher geworden; der Kaiser von Rußland versicherte jedoch dem Könige: „Blücher hat mein volles und bestes Vertrauen, und niemand lieber als ihm gebe ich den Oberbefehl über meine Truppen", worauf sich Friedrich Wilhelm beruhigte.

Um die Einigkeit im Hauptquartier der Preußen und Russen stand es damals und in den nachfolgenden Tagen freilich nicht zum besten. Als sie, von Napoleon fortwährend bedrängt, sich genötigt sahen, ihren Rückzug bis tief nach Schlesien hinein fortzusetzen, trat zum Zwiste Mutlosigkeit, und über mehrere Vorkommnisse höchlichst verdrossen, schien Kaiser Alexander nicht übel Lust zu haben, seinen Bundesgenossen im Stiche zu lassen und bis hinter die Weichsel nach Polen zurückzukehren. Glücklicherweise ermüdeten die Freunde des Vaterlandes nicht in ihren Bemühungen, die Mattherzigkeit aus der Umgebung des Zaren zu verscheuchen, und so hielt derselbe zum Heile Deutschlands am Bündnisse mit Friedrich Wilhelm III. fest.

Noch immer waren es indessen Preußen und Rußland allein, welche den Kampf gegen den Zwingherrn Europas führten. In Deutschland gärte es, aber zu einer allseitigen Erhebung kam es noch nicht. Die Freikorps unter dem tapferen Lützow und dem Patrioten Dörnberg zählten kaum ein paar Tausend Streiter.

**Waffenstillstand von Poischwitz.** Hätte Napoleon damals einen letzten entscheidenden Schlag gegen das feindliche Bundesheer geführt, so würde wahrscheinlich seine Herrschaft über Deutschland damit entschieden gewesen sein. Zu seinem eignen Unheile hielt er in seinem Siegeslaufe inne. Es war ihm nicht entgangen, daß Frankreich der fortwährenden, seine Bevölkerung aufreibenden Kriege müde sei, und ebenso konnten ihn die jüngsten Erfolge nicht darüber täuschen, wie in seinen Truppen der alte Geist nicht mehr lebe, weder in den jungen, ungeübten Mannschaften, noch in den durch die letzten Feldzüge erschöpften Generalen, daß dagegen ein neuer Geist in den ihm gegenüberstehenden Armeen rege sei. Sieger, wenigstens der Form nach Sieger in zwei großen Schlachten, fühlte er doch die erlittenen Abgänge recht empfindlich. Keinesfalls glaubte er unter solchen Umständen durch die Beherzigung des Sprichworts: „Zeit gewonnen — alles gewonnen", etwas zu verlieren, und so ging er denn auf den von Österreich, das in seiner Vermittlerrolle immer dringender und unbequemer wurde, angeregten Gedanken eines Waffenstillstandes bereitwillig ein; bei den alsbald eröffneten Verhandlungen darüber ließ er sogar durch seine Bevollmächtigten eine dreimonatliche Dauer desselben befürworten, weil er der ganz richtigen Ansicht war, daß ihm ein kurzer Waffenstillstand von einigen Wochen nur dann vorteilhaft sein könnte, wenn er mit einiger Sicherheit denselben für den Vorläufer des Friedens halten dürfe. Das durfte er nun freilich so, wie die Dinge zur Zeit lagen, nicht; aber was

der Mensch wünscht, das glaubt er gern, und so scheint sich Napoleon schließlich in der That der trügerischen Hoffnung hingegeben zu haben, während der Zeit des Waffenstillstandes durch Sonderverhandlungen, sei es mit Österreich, sei es mit Rußland, das bereits bestehende Bündnis zu lockern oder wenigstens den Beitritt Österreichs zu demselben zu hintertreiben. Am 4. Juni kam zu Poischwitz bei Jauer der definitive Abschluß des Waffenstillstandes zustande, dessen Dauer auf etwa drei Wochen, bis zum 20. Juni, einschließlich einer sechstägigen Kündigungsfrist bis zum 26. Juni festgesetzt wurde.

Wie ein Donnerschlag traf die Kunde von diesem Waffenstillstande die ihrer Befreiung harrenden Deutschen und vor allem das preußische Volk. Dem Vaterlande die Freiheit zu erringen oder in ehrenvollem Kampfe unterzugehen, das war der Gedanke, der jedes preußische Herz beseelt hatte — und jetzt nach kurzem Kampfe, nach zwei unentschiedenen Schlachten ein Waffenstillstand! Was konnte er andres sein, so sagten sich die Krieger, so sagte sich das Volk, als der Vorbote eines neuen schimpflichen Friedens! Und in der That schien diese allgemeine Befürchtung nur zu begründet zu sein. Denn nur die wenigsten waren in den Gang der im strengsten Geheimnis geführten diplomatischen Verhandlungen mit Österreich eingeweiht, und wenn auch die alsbald mit fieberhafter Eile auf beiden Seiten in Angriff genommenen neuen Kriegsrüstungen auf die Möglichkeit der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten schließen lassen konnten, so blieb es anderseits nicht unbemerkt, daß Napoleon alle Hebel in Bewegung setzte, um das russisch-preußische Waffenbündnis zu sprengen oder es durch Hineinziehung Österreichs in seine Interessen lahm zu legen. Von den Plänen und Absichten der österreichischen Regierung wußte das Volk so gut wie nichts, die Zuverlässigkeit der Russen, in deren Lager eine starke Partei für das Aufgeben des, wie man sagte, zwecklosen Kampfes thätig war, erschien mindestens verdächtig — kein Wunder, wenn man in Preußen mit Furcht und Bangen den kommenden Ereignissen entgegensah.

**Vereinbarung mit Österreich.** Der aufmerksame Leser weiß indessen, daß diese Besorgnis grundlos war. Der Waffenstillstand von Poischwitz war allem äußeren Schein zum Trotz nicht der Vorbote des Friedens. Er befestigte von neuem das Waffenbündnis zwischen Rußland und Preußen, er führte Österreich mit seiner unter den obwaltenden Verhältnissen ausschlaggebenden Heeresmacht von 200 000 Mann demselben zu — er war für Napoleon, wie dieser selbst später gestanden hat, der Anfang des Endes.

**Folgen des Waffenstillstandes.** Napoleon hat später einmal den Ausspruch gethan, daß er mit der Annahme des Waffenstillstandes einen seiner schwersten Fehler begangen habe, und daß, wenn er seine gesamten Streitkräfte zu einem dritten entscheidenden Schlage gegen die Verbündeten zusammengefaßt hätte, der weitere Gang der Ereignisse ein andrer geworden wäre. Die volle Wahrheit liegt in diesem Ausspruch nicht; denn Napoleon brauchte den Waffenstillstand im Hinblick auf die Beschaffenheit seiner Streitkräfte fast noch nötiger als die Verbündeten, und selbst wenn er ihn nicht gebraucht hätte, die drohende Haltung Österreichs nötigte ihn, in denselben zu willigen.

„Wenn die Verbündeten nicht in gutem Glauben den Frieden wollen“, sagte Napoleon bald nach dem 4. Juni zu einem seiner Vertrauten, „so kann uns dieser Waffenstillstand sehr fatal werden.“ Und er wurde ihm sehr fatal, denn die Verbündeten wollten den Frieden thatsächlich nicht, und wenn sie auch zunächst zu den Vermittelungsversuchen Österreichs, das inzwischen aus der einfachen Vermittelung bereits zur bewaffneten Vermittelung übergegangen war, ihre Zustimmung gaben, so behielten sie sich doch, selbst für den allerdings nichts weniger als wahrscheinlichen Fall der Annahme der von Österreich zu stellenden Friedensbedingungen durch Napoleon, vollkommen freie Hand für ihre fernerweiten Entschließungen vor. Diese Bedingungen nämlich, wenngleich immerhin hart für Napoleon, den verwöhnten Günstling des Glücks, enthielten doch bei weitem nicht das, was Rußland und namentlich Preußen in einem ehrenvollen Frieden zu erlangen suchen mußten, und wofür die Völker den letzten Blutstropfen einzusetzen entschlossen waren. Diese Bedingungen, deren Annahme von seiten Napoleons mit den Waffen in der Hand zu erzwingen Österreich den Verbündeten gegenüber sich verpflichtete, forderten von Napoleon die Abtretung Illyriens an Österreich, Auflösung des Rheinbundes und des Herzogtums Warschau, Verzicht auf die deutsche Nordküste und endlich Wiedereinsetzung Preußens in seinen alten Besitzstand bis zur Elbe mit einer festen Grenze an dieser.

Daß auf solche Bedingungen hin nicht ein wirklicher Friede, sondern höchstens ein verlängerter, vielleicht auf mehrere Jahre verlängerter Waffenstillstand zustande kommen würde, das konnte für jeden, der sehen wollte, nicht zweifelhaft sein.

Die leitenden Staatsmänner der vermittelnden Macht zweifelten auch selbst keinen Augenblick, daß Napoleon auf diese Bedingungen unter keinen Umständen eingehen würde, daß er vielmehr beharrlich das festzuhalten suchen werde, was er mit dem Blute von Hunderttausenden erkämpft hatte. Der Entschluß des Staatskanzlers, Fürsten Metternich, Österreich dem russisch-preußischen Waffenbündnis zuzuführen, die kaiserlichen Heeresmassen nach dem Ablauf des Waffenstillstandes an dem Kampfe gegen Napoleon teilnehmen zu lassen, war eben damals bereits gefaßt, und wenn man sich trotz dieser verschiedenen Anzeichen vor der Hand noch den Anschein gab, als sei es Österreichs eifrigstes Bestreben, den Frieden herbeizuführen, so gab dazu einmal die stets schwankende Haltung des Kaisers Franz, welcher als Schwiegervater Napoleons nicht ohne einen vollgültigen Beweis von seiner Unverbesserlichkeit gegen ihn mit den Waffen in der Hand auftreten mochte, Veranlassung, sodann aber auch der vielfach noch unfertige Zustand des österreichischen Heeres. Dieses war noch keineswegs schlagfertig; große Abteilungen der besten Truppen standen noch an den entfernten Grenzen des Reichs und brauchten jedenfalls längere Zeit, ehe sie sich mit dem Hauptheere in Böhmen vereinigen konnten. In diesem Sinne wirkte deshalb auch Metternich für eine Verlängerung des Waffenstillstandes, zu der man sich auf seiten Rußlands und Preußens, die ihre Rüstungen beendet hatten, nur höchst ungern bereit finden ließ. Napoleon dagegen, der, wie erwähnt, von vornherein eine längere Dauer des Waffenstillstandes gewünscht hatte, ging bereitwillig auf den Vorschlag Österreichs ein.




Napoleon und Metternich.

Einmal gewann er dadurch Zeit, seine Rüstungen zu vervollständigen und vor allem die neugeschaffenen Reiterregimenter gehörig auszubilden, und sodann hielt er immer noch an der trügerischen Hoffnung fest, durch einseitiges Entgegenkommen schließlich doch den Kaiser Franz, wenn nicht für thätigen Beistand, so doch wenigstens für die Neutralität während des bevorstehenden Kampfes zu gewinnen und den Bruch mit Österreich zu vermeiden.

**Zusammenkunft in Dresden.** In diesem Sinne veranlaßte der Kaiser den österreichischen Staatskanzler, sich zu einer persönlichen Unterredung mit ihm in Dresden einzufinden, und dort fand nun am 28. Juni jene berühmte achtstündige Unterredung zwischen Napoleon und Metternich statt, die Napoleon endlich über seinen verhängnisvollen Irrtum aufklärte. Napoleon fand diesmal nicht mehr in Metternich den geschmeidig sich fügenden Diplomaten, sondern den Staatsmann, der sich bewußt war, die Entscheidung in der Hand zu tragen. Bald nahm deshalb die Unterredung einen heftigen Charakter an; Napoleon erging sich in Schmähungen gegen seinen kaiserlichen Schwiegervater, der ein treuloses Spiel mit ihm getrieben habe, und nannte es „eine Dummheit, eine recht große Dummheit“, die er begangen habe, als er sich mit einer österreichischen Erzherzogin vermählt habe. In der Aufregung des Gesprächs vermochte sich Napoleon kaum zu beherrschen, die Roheit des Emporkömmlings trat in einzelnen seiner Worte, seiner Bewegungen zu Tage.

Wütend schleuderte er, nachdem ihm Metternich die Bedingungen vorgelegt hatte, auf welche hin allein weiter verhandelt werden könne, seinen Hut zur Erde, und Metternich fühlte sich nicht berufen, ihn aufzuheben. „Napoleon erschien mir klein in diesem Augenblick“, schreibt er in seinen kürzlich erschienenen Memoiren bei Gelegenheit der Schilderung dieser Unterredung.

Gleichwohl sah sich Napoleon unter dem Drange der Umstände zur Nachgiebigkeit genötigt; das Resultat der wichtigen Unterredung war die förmliche Anerkennung der bewaffneten Vermittelung Österreichs, die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August, und endlich der Beschluß, daß ein Kongreß von Bevollmächtigten Preußens, Rußlands, Frankreichs und Österreichs am 10. Juli in Prag zusammentreten und versuchen sollte, auf Grund der vorgeschlagenen Bedingungen ein friedliches Übereinkommen aller Beteiligten herbeizuführen.

**Vertrag von Reichenbach.** Eine thatsächliche Bedeutung hatte diese Unterredung ebensowenig, wie der in derselben beschlossene Kongreß, denn schon am 27. Juni, also ehe noch jene Audienz Metternichs bei Napoleon stattgefunden hatte, war von seiten Österreichs der Vertrag von Reichenbach unterzeichnet worden, der Österreich unter gewissen Bedingungen, deren Erfüllung kaum noch zweifelhaft sein konnte, den Beitritt zum preußisch-russischen Bündnis zur Pflicht machte und schon im voraus über die Stellung Österreichs innerhalb dieser Allianz feste Bestimmungen gab.

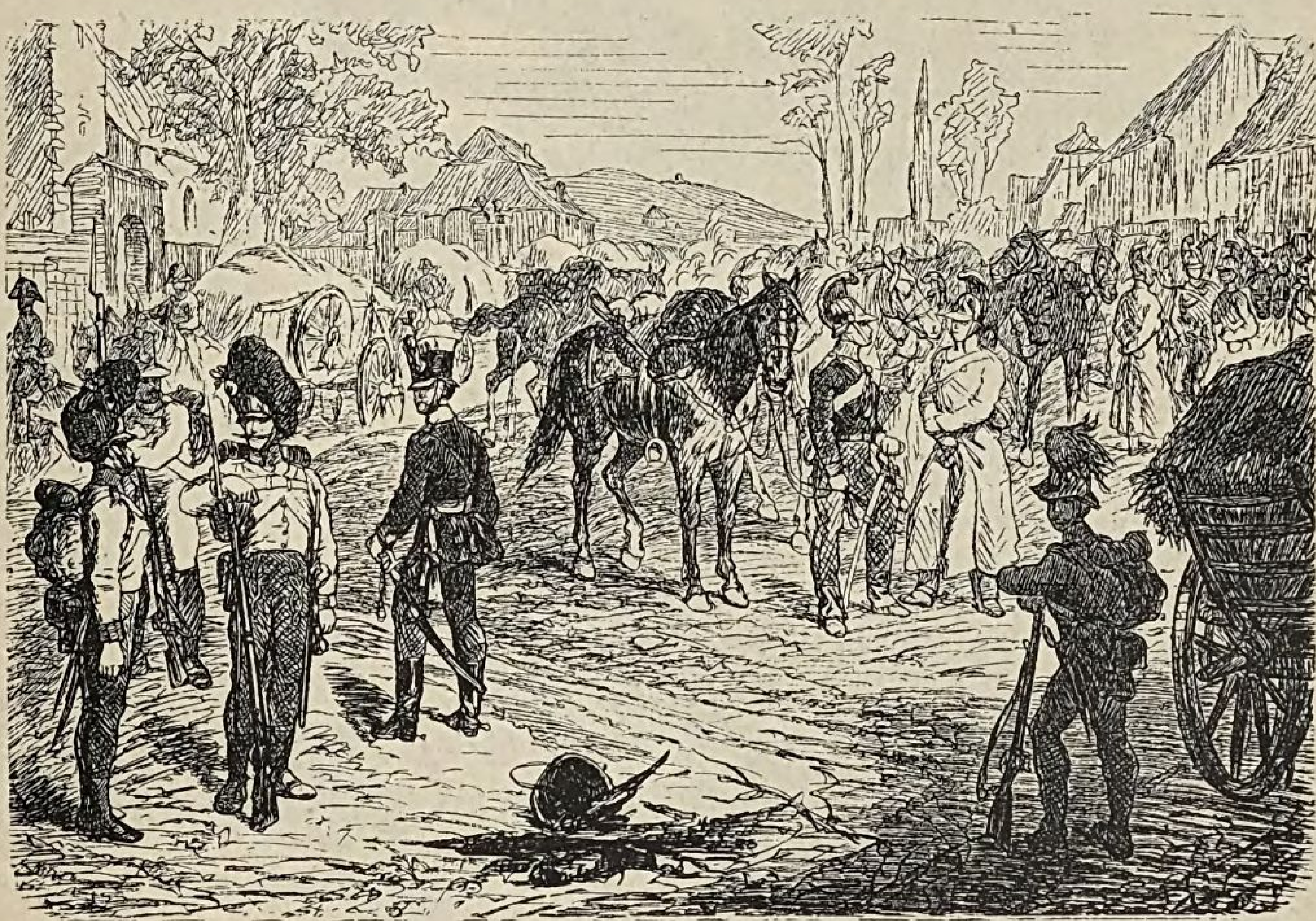
**Kongreß zu Prag.** Rechtzeitig trafen der preußische und der russische Bevollmächtigte, Wilhelm von Humboldt und der Baron von Anstett, in Prag ein und überreichten Metternich ihre Vollmachten; erst sechzehn Tage später, am 28. Juli, kamen auch die Delegierten Napoleons, Graf Narbonne

und Caulaincourt, aber ohne genügende Vollmacht, und zudem mit Vorschlägen über die Art und Weise, wie die Verhandlungen des Kongresses geführt werden sollten, auf die weder der Leiter desselben, Graf Metternich, noch die Bevollmächtigten Preußens und Rußlands eingehen zu können erklärten. So verging in leeren Hin- und Widerreden über Formen und Äußerlichkeiten ein Tag nach dem andern; ein wenige Tage vor dem Ablauf des Kongresses, der auf den 10. August festgesetzt war, an Napoleon gerichtetes Ultimatum blieb unbeantwortet, der verhängnisvolle 10. August kam heran, und mit dem Schlage der Mitternachtsstunde vom 10. zum 11. erklärten Wilhelm von Humboldt und Baron von Anstett ihre Vollmachten für erloschen. Den französischen Delegierten wurden ihre Päſſe zugestellt, und in langer Kette flammten auf den böhmischen Bergen von Prag bis zur schlesischen Grenze die Feuerzeichen auf, die den Heeren der Verbündeten anzeigten, daß die Verhandlungen abgebrochen und der Einmarsch in Böhmen zum Zwecke ihrer Vereinigung mit der Hauptarmee ihnen frei stehe. — Zwei Tage später hatte Napoleon die förmliche Kriegserklärung in Händen, ein nachträglicher Versuch seinerseits, jetzt noch Verhandlungen anzuknüpfen, wurde zurückgewiesen, die Waffen sollten über das fernere Geschick Europas entscheiden.

Die Würfel waren gefallen, der große Entscheidungskampf begann, der eine halbe Welt in Waffen sah und nach den blutigsten Schlachten mit dem Sturze Napoleons, des größten Kriegsgenies aller Zeiten, seine Endschaft erreichte.

Endlich tönt der Ruf der Lust:
Zu den Waffen, zu den Waffen!
Der gepreßten Heldenbrust
Tapf'rer Krieger Luft zu schaffen.

Allzu lang hat sie gewährt,
Diese Ruhe, die nur lastet,
Allzu lang das gute Schwert
In der Scheide schon gerastet.





Die Einsegnung der Vaterlandsbefreier.



„Frisch voran fürs Vaterland,
Fromm, doch ohne Teufelei;
Fröhlich meinem König treu,
Frei Gedanke, Wort und Hand."

# Deutsche Jünglinge und Jungfrauen.

Fr. Ludwig Jahn und die Turner. Ernst Eiselen. Lützows schwarze Schar. Theodor Körner und seine Schlachtgesänge. Überfall der Lützower. Körners Verwundung und Tod bei Wöbbelin. Preußens Landwehren im heiligen Kampfe. Gefecht an der Göhrde. Der Heldenjüngling Friesen. Deutsche Mädchen und Frauen. Johanna Stegen. Eleonore Prohaska. Anna Lühring und andre.

Ehe wir nun den großen Ereignissen folgen, die sich von jetzt an in rascher Folge auf dem Kriegsschauplatze drängen, den ruhmreichen Schlachten, welche die großen Armeen der Verbündeten schlugen, den glänzenden Siegen, welche sie errangen, wollen wir, teils rückwärts schweifend und Versäumtes nachholend, teils dem Gange der Ereignisse voraneilend, jener begeisterten deutschen Jünglinge und Jungfrauen gedenken, die durch ihren Heldenmut ohne gleichen, durch ihre Hingabe an die Sache des Vaterlandes dem großen Freiheitskampfe eine so besondere Weihe gegeben haben. Nicht von großen und entscheidenden Siegen haben wir hier zu berichten, die bei der modernen Art der Kriegführung in der Regel nur von größeren, geschlossenen Heereskörpern errungen werden können; aber trotzdem nehmen diese Männer und Jünglinge, die mit der ganzen Glut jugendlicher Begeisterung hier allein und auf eigne Hand, dort im Anschluß an die größeren Heeresteile den Kampf gegen den Unterdrücker aufnahmen, ihm ihren starken Arm, ihr zündendes Wort und ihre schneidige Feder zur Verfügung stellten, in der Geschichte des großen Freiheitskrieges eine hervorragende Stelle ein. Wer wollte behaupten, daß auch nur einer der vielen Tausende, welche jetzt hinausgezogen waren in den Kampf um die Freiheit, daß auch nur einer von ihnen nicht entschlossen gewesen sei, mit Freudigkeit sein Blut und

Leben einzusetzen für die Sache des Vaterlandes! Alle, alle haben sich gleich verdient gemacht, alle sind gleicher Anerkennung, gleichen Ruhmes wert. Aber doch leuchtet uns nirgends herrlicher und erhebender der frohe, freie Mannesmut entgegen, nirgends sehen wir die Begeisterung und die Liebe zum Vaterlande schönere Blüten treiben, als in dieser auserwählten jugendlichen Schar.

Was glänzt dort vom Wald im Sonnenschein?
Hört's näher und näher brausen;
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n
Und gellende Hörner erschallen darein,
Erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!

So sang in den Jahren 1814 und 1815 die deutsche Jugend, und noch lange nachher fiel im Chore der Baß der reiferen Männer ein, welche jene Heldenzeit mit durchgekämpft hatten. Wer von den Jungen kennt nicht die Kampflieder Theodor Körners, und wer von den Alten erinnert sich nicht mit gehobenem Herzen, als sie aus dem Munde ihrer Väter von der unvergeßlichen deutschen Frühlingszeit erzählen hörten, wie diese zum Schwerte oder zur Büchse griffen und als freiwillige Jäger hinausgezogen in den heiligen Streit?

Nachdem der Heldengeist unsres Volkes im großen Jahre der Erhebung Preußens 1813 zu kräftiger That sich ermannt hatte, ward es auch in den folgenden Jahren 1814 und 1815 Tausenden und aber Tausenden von Jünglingen zu enge im Vaterhause. Sie hatten gesehen und sahen es fortwährend, wie ältere Männer, wie Väter Haus und Hof, Weib und Kind verließen, daß Fürstensöhne die Flinte ergriffen und sich mit dem Tornister beluden, um in den Reihen der gemeinen Krieger zu kämpfen. Das kriegegeübte Heer hatte bald eine kräftige Stütze an der nicht weniger tapferen Landwehr Preußens gefunden, aber die jungen Leute unter zwanzig Jahren waren noch nicht zum Waffendienst verpflichtet. Sollten sie mit dem leichten Sinn und dem mutigen Herzen zu Hause bleiben, fortstudieren oder länger am Schreibpult hocken, als es galt, die Freiheit zu erkämpfen und die Unterdrücker sobald als möglich aus dem Lande zu vertreiben? Für den äußersten Notfall sollten freilich alle Waffenfähigen als Landsturm zusammentreten. Aber seit dem Aufrufe des Königs hatte sich ja ganz Preußen in ein einziges großes Heerlager verwandelt. Die Streiter, für die heilige Sache der Freiheit in den Kirchen eingesegnet, verließen unter Glockengeläute ihre Sammelplätze und zogen begeistert die Straßen entlang. Dies alles verfehlte nicht, wunderbaren Eindruck auf die jugendlichen Gemüter zu machen, und auch ihre Herzen loderten in Kampfesmut auf, vom unbärtigen Knaben bis zum studierenden Jüngling, von dem spielenden Mädchen bis zur herrlich erblühten Jungfrau. Und mächtiger, immer mächtiger schlugen empor die Flammen der Begeisterung für das Vaterland. Wer mochte zurückbleiben, nachdem der verheerende Sturm losgebrochen, dem Napoleons Herrschaft unterlag?

Horch, die Trompeten werben!
Vorwärts, auf Leben und Sterben!
— — — — — — — — —

Die deutsche Jugend folgte dem Schlachtenruf.

Während, wie ich euch erzählt habe, die vornehmsten Heerführer der verbündeten Russen und Preußen ihre Kräfte mit denen Napoleons und seiner berühmtesten Marschälle maßen, hatte es ein deutscher Mann, der preußische Major von Lützow, unternommen, die den Franzosen feindlich gesinnten Deutschen aus allen Teilen des ehemaligen Reichs zu einem Korps zu vereinigen, welches Anfangs April bereits 1000 Mann Fußvolk und 400 Reiter stark war. In demselben dienten ehemalige Offiziere, die früher schon mit Auszeichnung gefochten, und die sich nun mit angesehenen jüngeren und älteren Staatsbeamten, mit Professoren, Gelehrten und Künstlern, vermögenden Gutsbesitzern, aber auch mit manchem heißblütigen Abenteurer zusammengefunden hatten, um gemeinsam als Freiwillige den Franzmann zu bekämpfen. Ihr, der sogenannten „Schwarzen Schar", wie Lützow sein Korps nannte, strömte vornehmlich die studierende Jugend zu.

Der erste Freiwillige von Ruf und Bedeutung, der sich meldete, war Friedrich Ludwig Jahn, der später jedem Turner wohlbekannte „Vater Jahn".

Dieser kernhafte deutsche Mann, der schon seit Jahren allen, die es hören wollten, frisch, frank und frei gepredigt hatte, daß nur in einem gesunden, kräftigen und gewandten Körper eine mutige und freie Seele wohnen könne, war in der Vormark in jenem Winkel, den die Elbe zwischen Preußen und Mecklenburg bildet, in dem Dorfe Lanz geboren, wo Friedrich Ludwigs Vater Pfarrer einer wohlhabenden Bauerngemeinde war. Von dort aus, auf mit Hopfen beladenen Leiterwagen, machte der Knabe seine ersten Fahrten in die Welt. Reiter, die ins Dorf kamen, lehrten ihn reiten, von einem Grönlandsfahrer lernte er schwimmen, das Springen sah er den Tieren ab, das Klettern den Affen vor dem herzoglichen Schlosse zu Ludwigsburg. Bald kannte er die Wege und Stege besser als irgend einer, kurz, seine Sinne wurden fein und scharf gleich denen eines nordamerikanischen Wilden. Die Abendstunden hingegen blieben der geistigen Ausbildung gewidmet. Mit besonderer Aufmerksamkeit folgte er dem Geschichtsunterricht des Vaters. Durch Wort und Beispiel pflanzte der wackere Pfarrherr ein untilgbares Gefühl für Recht und Unrecht in seines Sohnes Brust.

Im Jahre 1796 bezog Friedrich Ludwig die Universität zu Halle, um Theologie zu studieren. An den deutschen Hochschulen herrschte damals ein wildes und rohes Leben; zahlreiche Vereinigungen, sogenannte „Landsmannschaften", bestanden unter den Studenten, die sich gegenseitig zu fortwährenden Schlägereien herausforderten und mehr in Unmäßigkeit zu wetteifern suchten als in wissenschaftlichem Streben; Kenntnisse waren bei ihnen gering geschätzt. Leicht hätte Jahn bei seiner Körperkraft und Gewandtheit als Landsmannschafter etwas gelten können; allein sein unverdorbener Sinn wandte sich entrüstet von dem wüsten Treiben ab. Ja, er wagte es, ihm offen den Krieg zu erklären, und zog sich dadurch zahllose Händel und Verfolgungen seitens der Kommilitonen zu. Die Verkehrtheiten, die er damals kennen lernte, lenkten zuerst sein Nachdenken auf die notwendige Hebung und Umgestaltung des Studententums, woraus sich in dem gereiften Manne die großartige Idee einer Umgestaltung des ganzen Erziehungswesens der Jugend, ja des gesamten deutschen Volkes entwickelte.

Das Studium der Theologie kostete die geringsten Opfer, und weil des Vaters Mittel beschränkt waren, hatte sich unser Friedrich Ludwig dazu bequemt,

dieses Fach zu studieren. Mehr als mit den theologischen Wissenschaften beschäftigte er sich von Anfang an mit vaterländischer Geschichte und Sprachforschung. Dabei durchstreifte er in den Ferien alle Gauen der Heimat und besuchte hierbei fast sämtliche deutsche Universitäten. Das Reisegeld zu diesen Fußwanderungen erwarb er sich durch Unterricht am Franckeschen Waisenhause.

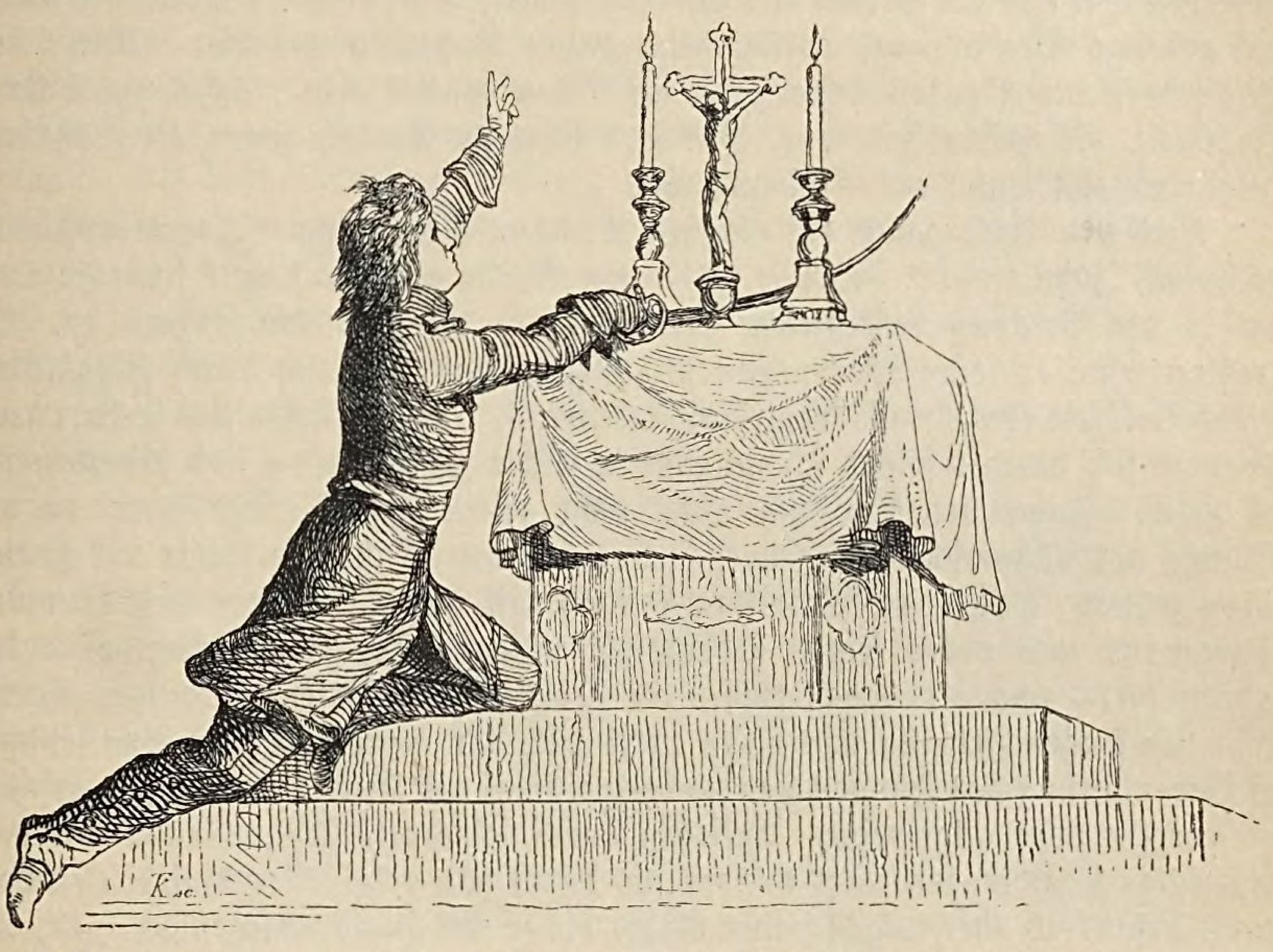
Nach vollendeten Studien widmete sich Jahn gänzlich der Erziehung der Jugend. Schon als Lehrer einer Bildungsanstalt zu Berlin kam er immer und immer wieder auf die Notwendigkeit der Körperkräftigung zurück; zuerst, weil solche an und für sich eine Pflicht für jeden vernünftigen Menschen sei, dann aber auch, weil er in einer gleich tüchtigen körperlichen wie geistigen, einer echt deutschen Heranbildung unsrer Jugend oder, wie man sich ausdrückt, in einer „nationalen Erziehungsweise“ eines der großen Mittel erblickte, zur Unabhängigkeit Deutschlands zu gelangen und die Fesseln der Fremdherrschaft zu zerreißen. Nicht geworbenen Soldaten sollte das Vaterland die Verteidigung seiner Ehre und Unabhängigkeit anvertrauen, nein, die deutsche Jugend jedes Standes sollte die eigne Kraft kennen und gebrauchen lernen, sollte wehrhaft gemacht werden, um die Unterdrücker mit den Waffen in der Hand zu verjagen, sobald die Stunde der Befreiung schlüge. Auf demselben Gedanken beruhte, wie wir gesehen haben, auch die Einrichtung, welche der treffliche Scharnhorst und seine Freunde durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht geschaffen, und die siegreiche Erhebung des preußischen Volkes im Jahre 1813 ist nur eine Folge der gemeinsamen Bestrebungen gleichgesinnter edler Männer aus den Jahren, in welchen unser Jahn und seine Genossen wirkten, lehrten, ermahnten und nicht müde wurden, die Trägen aufzurütteln. — Um seinen Worten und Ermahnungen die rechte Grundlage zu verschaffen, sollte ihnen die That auf dem Fuße folgen, und so rief Jahn jene gemeinschaftlichen Leibesübungen der Knaben und Jünglinge ins Leben, welchen er den altdeutschen Namen „Turnen“ gab.

Als Lehrer an der Plamannschen Anstalt versammelte er im Frühling des Jahres 1810 zuerst nur etliche Schüler um sich, die an den schulfreien Nachmittagen mit ihm hinauszogen in Wald und Flur. Bald wuchs ihre Zahl. Es wurden die ersten einfachen Übungen vorgenommen, dann Räuber-, Wanderer- und Soldatenspiele gespielt. Jahns Ziel war und blieb die Wehrhaftmachung der Jugend. Zur Erreichung dieses vornehmsten Zweckes versäumte er keine Gelegenheit, von den Großthaten der Väter zu erzählen und die Gesinnungen der Vaterlandsliebe in den jungen Herzen wach zu rufen. Drollig genug war freilich dabei seine Art. Beim Auszuge aus der Stadt pflegte er die unter dem Brandenburger Thore angelangten Neulinge zu fragen: „Woran denkst du jetzt?“ Wußte der Knabe nichts zu antworten, so gab er ihm eine derbe Ohrfeige und sagte: „Daran sollst du denken, wie wir die Viktoria mit ihren vier schönen Pferden, die einst auf diesem Thore standen und von den Franzosen nach Paris geschleppt worden sind, von dort wiederholen sollen.“

Und das Viergespann ist wiedergeholt worden!

Von Tag zu Tag wurden die Übungen ernster und mannigfaltiger. Die erwachsenen Turner, an ihrer Spitze Ernst Eiselen und Friedrich Friesen aus Magdeburg, bildeten einen Turnkünstlerverein zur wissenschaftlichen

Ausbildung des Turnwesens. Zugleich mit dem Leibe stählte sich auch die Seele der turnenden Jünglinge. Welcher Hort im Turnen verborgen lag, welcher „sinnige Ernst im scheinbaren Spiele“, dies offenbarte sich beim Aufruf König Friedrich Wilhelms III. an sein Volk. Sämtliche waffenfähigen Turner eilten als Freiwillige zu den Fahnen. Der Berliner Turnplatz stand völlig verwaist. Zahlreiche teure Opfer hat er in den drei Kriegsjahren dem Vaterlande gebracht „Sie ruhen in der Erde gebettet“, sagt Jahn, „auf den Schlachtfeldern von den Thoren Berlins bis zur feindlichen Hauptstadt.“



Ich schwöre dir, o Freiheit, auch
Zu dienen bis zum letzten Hauch,
Du bist des Mannes höchstes Gut,
Mit Herz und Seele, Mut und Blut! —

Ihr alle wißt, daß die edle Turnkunst heute einen wichtigen Bestandteil der deutschen Jugenderziehung bildet; die edle Turnerei ist zu einem prächtigen Stück deutschen Volkslebens gediehen.

Daß dies so geworden, das haben wir den unermüdlichen Anstrengungen Vater Jahns zu danken. Deswegen wird von allen Turnern und guten Deutschen seine Name immerdar in Liebe und Verehrung genannt werden.

Jahn blieb sein ganzes Leben lang ein urdeutscher Mann; seine Liebe zum Vaterlande hat freilich die schwersten Proben zu bestehen gehabt. Er konnte mit Recht von sich sagen: „Als Kind habe ich für das Vaterland in frommer Ergebung gebetet, als Knabe dafür geglüht, als Jüngling geschwärmt, als Mann geredet, geschrieben, gestritten und gelitten.“ — Jahn, seine Schüler und Anhänger haben ihren Schwur, dem Vaterlande sich hinzugeben, getreulich gehalten.

Keiner hat sich in der Zeit der Erniedrigung Preußens Not und Ungemach so zu Herzen genommen, als unser damals noch nicht dreißigjähriger Turnvater. In den schlimmen Tagen von 1806 sind ihm aus Kummer und Sorge über Nacht die Haare grau geworden. Grimmer Haß gegen Napoleon und das Verlangen nach Befreiung Deutschlands vom Joche der Fremden lebte fortan in seiner Seele. Als Prediger der Vaterlandsliebe und kernhaft deutschen Wesens zog er vielfach umher, bald mit gefahrvollen Aufträgen betraut, bald auf eigne Faust, meist mit leerem Beutel; denn das Glück hatte den wackeren Mann mit irdischen Gütern gerade nicht gesegnet. Schon seit dem Jahre 1810 belebte sein Wort den von ihm im Verein mit Gleichgesinnten gestifteten „Deutschen Bund“, eine geheime Verbindung, vornehmlich gegen Napoleon gerichtet. Unter den Mitgliedern des Bundes hatte Jahn im stillen bereits eine „Schwarze Schar“ gesammelt, die entschlossen war, Gut und Blut im Kampfe gegen die verhaßten Bedränger des Vaterlandes hinzugeben.

Nach dem Untergange der Großen Armee auf den Schneefeldern Rußlands brach auch Jahn am 13. Februar 1813 von Berlin auf und führte seine Freunde dem in der Bildung begriffenen Freikorps des Majors von Lützow zu. In Breslau setzte er seine Werbungen mit Erfolg fort, zugleich durch Flugblätter an das Volk die erwachende Kampflust anfeuernd. Auch Blücher und Scharnhorst bedienten sich damals seiner schwungvollen Feder zu Aufrufen und Anreden für das Heer. Jahn beteiligte sich aber nicht allein als Mitbegründer an der Bildung der Lützowschen Freischar, sondern er durfte für die Seele des ganzen Korps gelten. Das dritte Bataillon bestand fast nur aus seinen Schülern und Anhängern, und unter seinen Oberbefehl schlugen sich seine Freunde in den Jahren 1813 und 1814 gar tapfer an verschiedenen Orten. Dagegen machte Jahn den kurzen Feldzug von 1815 nicht mit. Er wurde aber im Spätsommer auf Veranlassung des Fürsten Hardenberg einmal als Kurier nach Paris geschickt und erregte dort allgemeines Aufsehen durch seine altdeutsche Tracht mit dem umgelegten Hemdkragen nicht minder als durch sein originelles Auftreten überhaupt, besonders aber wegen seiner Rede, die er bei jener Gelegenheit hielt, als die berühmten vier ehernen Pferde, welche die Franzosen aus Venedig entführt hatten, vom Triumphbogen Napoleons herabgenommen wurden.

Noch ein andrer, jüngerer, doch gleich begeisterter Vaterlandsfreund, der talentvolle Dichter Theodor Körner, war von Wien aus nach Breslau geeilt, um sich Lützow anzuschließen. Vielfache körperliche Übungen, schon während des frühsten Knabenalters, hatten den jungen Mann mit Kraft und Gewandtheit ausgerüstet; er galt für einen dreisten Reiter und guten Schwimmer, für einen geschickten Fechter und Tänzer. Dazu traten ungewöhnliche Talente und Herzenseigenschaften, deren Besitz seinem ganzen Leben eine höhere Richtung verlieh. Wiewohl fürs bergmännische Fach ausgebildet, gab sich der strebsame Theodor mit dem ganzen Feuereifer seines jugendlichen Alters der Dichtkunst hin. Auch liebte er die Musik und zeichnete nicht übel. Schon seine ersten dichterischen Versuche fanden Beifall, und selbst Altmeister Goethe würdigte Theodor Körners Dichtungen. Kein Wunder, wenn sich dem reichbegabten jungen Mann in Wien, wohin er sich gewandt, die Gunst der gebildeten und vornehmen Welt zuneigte.

Die glänzende Kaiserstadt mit ihrer frischen, heiteren Bevölkerung, ihren vielfachen anmutigen Beziehungen und Anregungen, ihren feinen und geselligen Kreisen wirkte überaus wohlthätig und erhebend auf unsern Körner.

Der Minister und Gesandte Preußens, der edle Wilhelm von Humboldt, sowie der verdienstvolle Gelehrte Friedrich Schlegel kamen dem vielversprechenden Jüngling freundlich entgegen, als derselbe mit jedem neuen Tage immer gewaltigere Kraft auf dem Felde der Dichtkunst zu zeigen begann. Rasch nacheinander hatte er mehere dramatische Arbeiten: „Die Braut", „Der Nachtwächter", „Toni", „Die Sühne", drucken lassen, welche auf den Wiener Theatern unter rauschendem Beifall aufgeführt wurden. Ihnen folgte eine meisterhafte Darstellung des ungarischen Leonidas, „Zriny", ein Trauerspiel, das überall die größte Begeisterung wachrief. — Allen wohlberechtigten schönen Hoffnungen mußte Körner entsagen, wenn er den schwarzen Rock der Lützower anzog, den Tschako mit dem Totenkopf aufsetzte und zu den Waffen griff. Als jedoch die Besten unter den wehrhaften Jungen und Alten zum heißen Kampfe sich in Reih' und Glied stellten, da mochte auch unser Körner nicht fehlen. Entschlossen, für die große Sache der Befreiung des geliebten Vaterlandes alles, was ihm teuer war, Gut und Blut hinzugeben, traf er bei Lützow ein.

Bald war es ihm gelungen, durch freundliches Wesen und regen Diensteifer die Achtung und Liebe seiner Waffenbrüder und Vorgesetzten zu gewinnen. Allen zeigte er sich als treuer Gefährte in Freude und Leid. War irgendwo Hilfe nötig, so scheute er weder Aufopferung noch Gefahr; die fröhlichen Zirkel belebte er durch seine Heiterkeit und fröhliche Laune. Aus der Zeit seines Eintritts in das Lützowsche Korps ist uns ein Brief von ihm bekannt geworden. In demselben schildert er den Eindruck, welchen der Ernst des beginnenden kriegerischen Lebens auf ihn machte. Er schrieb damals: „Eine große, herrliche Stunde habe ich am Sonnabend verlebt. Wir zogen in Parade aus Zobten nach Rochau, einem lutherischen Dorfe, wo die Kirche zur feierlichen Einsegnung der Freischar einfach, aber geziemend ausgeschmückt war. Nach Absingung eines Liedes, das ich zu dieser Gelegenheit verfertigt hatte, hielt der Prediger des Ortes eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen, und zu siegen oder zu sterben für die gerechte Sache. Wir schworen. Darauf warf er sich auf die Kniee und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmütig schlugen. Der feierlich vorgesagte und von allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Offiziere geschworen, und „Eine feste Burg ist unser Gott" bildeten das Ende der herrlichen Feierlichkeit, die zuletzt noch mit einem donnernden Vivat, das die Krieger der deutschen Freiheit ausbrachten, gekrönt wurde, wobei alle Klingen aus der Scheide flogen und helle Funken das Gotteshaus durchsprühten. Diese Stunde hatte um so mehr Ergreifendes für uns, da die meisten mit dem Gefühl hinausgehen, es sei ihr letzter Gang."

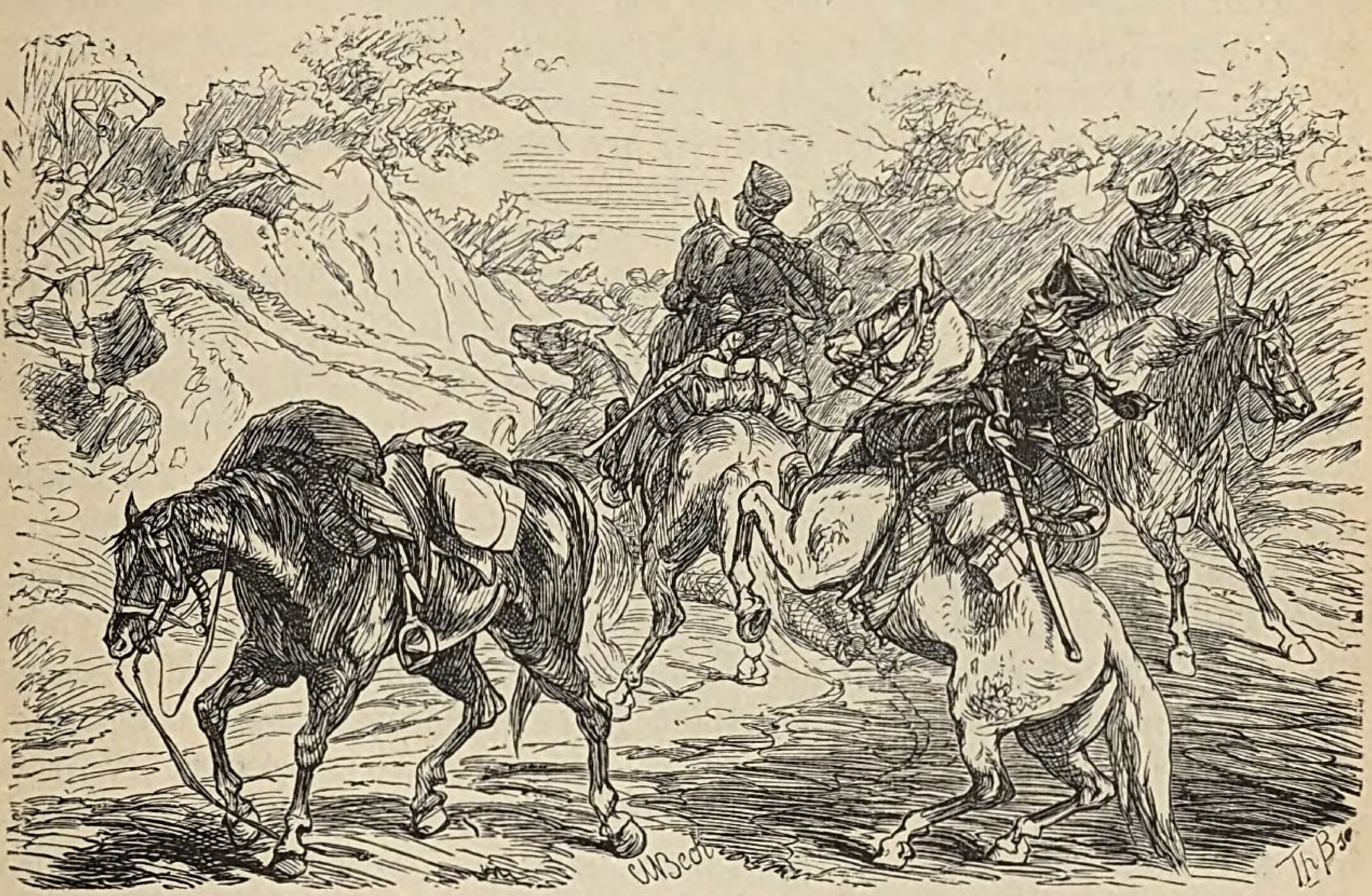
Ein andrer jugendlicher Held verdient noch der Erwähnung, der vorhin schon genannte stattliche Friesen, hochverdient um die Ausbildung der Turnkunst.

Ihm hat Jahn jenen herrlichen Nachruf gewidmet, der mit Recht als ein Meisterstück deutscher Beredsamkeit gepriesen wird. Er sagt: „Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher, eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den jung und alt gleich lieb hatten. Ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein Reiter, in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hing. Von welscher Tücke fiel er bei finsterer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampf keines Sterblichen Klinge gefällt. Keinem zu Liebe und keinem zu Leide: aber wie Scharnhorst unter den Alten, so ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen." Fürwahr herrliche, ehrende Worte!

Lützows Korps hatte sich bald durch Aufhebung von Transporten, von schwächeren Militärposten sowie einer Anzahl von Kurieren ꝛc. bemerkbar gemacht. Infolge des beträchtlichen Schadens, welchen es ihm zugefügt, beehrte es Napoleon, kurze Zeit nach seinem Auftreten schon, mit seinem unauslöschlichen Hasse. Er schwor, wie der verwegenen Schillschen, so nun auch der Schwarzen Schar den Untergang. Das Mittel dazu ist — schändlicher Verrat gewesen.

Beim Abschluß des Waffenstillstandes zwischen Preußen und Russen einerseits und den Franzosen anderseits war bestimmt worden, welche Gebiete die beiderseitigen Armeen bis zum Ablauf der Waffenruhe besetzt halten sollten. Als das Lützowsche Korps, das weit vorgeschoben auf dem feindlichen Gebiete stand, diese Nachricht ereilte, machte es alsbald kehrt, um hinter die neutrale Grenzlinie zurückzugehen. Ungehindert gelangte es bis Kitzen, einem Dorfe nahe bei Leipzig. Da aber der von hier aus noch zurückzulegende Rest des Weges dicht von Franzosen besetzt war, hatte der Major von Lützow, um der Gefahr eines feindlichen Zusammenstoßes vorzubeugen, einen Adjutanten zu dem Kommandanten der französischen Garnison von Leipzig gesandt, um mit diesem wegen des ungehinderten Weitermarsches seiner Schar eine Vereinbarung zu treffen. Inzwischen hatte aber jener bereits von Napoleon bie bestimmte Weisung erhalten, die „schwarze Räuberbande" einzufangen und niederzuhauen. Der Adjutant Lützows wurde in Leipzig zurückgehalten, eine starke französische Abteilung und ein Teil des württembergischen Korps unter dem General von Norman brachen gegen die viel schwächere Lützowsche Schar auf und überfielen die nichts Ahnenden bei dem Dorfe Kitzen, wo sie, wie gesagt, weiterer Weisungen gewärtig, Halt gemacht hatten. „Waffenstillstand haben wir für alle, nur nicht für Sie!" rief man dem wackeren Major von Lützow entgegen, als dieser bei dem Anrücken der weit überlegenen feindlichen Heeresmacht vorsprengte, um unter Hinweis auf die Bedingungen des Waffenstillstandes um Aufklärung über den Grund des feindlichen Vorgehens zu bitten. Kaum hatte er Zeit, zu den Seinigen zurückzueilen, als der schmachvolle Angriff, dessen Ausgang bei der Überlegenheit der Franzosen und Württemberger und bei der Überraschung der Lützower nicht zweifelhaft

sein konnte, auf mehreren Seiten gleichzeitig begann. Wahrhaft heldenmütig, aber vergeblich war der Widerstand der kleinen Schar; nach kurzem Ringen war der verhängnisvolle Ausgang entschieden. Zahlreiche tapfere Kämpfer deckten den Kampfplatz, in verzweifeltem Ansturm schlugen sich die Überlebenden durch. Ein trauriges Los harrte der meist verwundeten Gefangenen, welche den Franzosen in die Hände gefallen waren; auf Festungen und Galeeren geschleppt und gleich Räubern behandelt, wurden sie viele Monate lang in unerhört grausamer Gefangenschaft gehalten; erst der Pariser Friede vom Jahre 1814 gab ihnen die Freiheit wieder. Der Major von Lützow gehörte zu den Glücklichen, die bei dem verräterischen Überfalle entkamen; bereits umringt und vom Pferde gerissen, wurde er zwar glücklich befreit, gleich darauf aber durch den neuerdings von allen Seiten eindringenden zahlreichen Feind von den Seinen getrennt.



Überfall der Lützower.

Er gelangte trotzdem, wenn auch erst nach großen Anstrengungen, in Sicherheit. Theodor Körner war in dem erbitterten Kampfe durch einen Säbelhieb über den Kopf schwer verwundet worden. Es gelang ihm, sich trotz seiner Verwundung in ein nahes Gehölz zu schleppen; doch glaubte er, durch den starken Blutverlust erschöpft, sein Ende herannahen zu fühlen. In diesem bangen Augenblick dichtete er seinen „Abschied vom Leben“, in welchem es heißt:

„Die Wunde brennt — die bleichen Lippen beben —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben.“

Noch hörte er bis kurz vor Mitternacht von Zeit zu Zeit den Ruf der verfolgenden Feinde, die in seiner Nähe den Wald durchsuchten; dann schwanden

seine Kräfte — er sank in ohnmächtigen Schlummer. Beim Erwachen am andern Morgen sah er zwei mitleidige Bauern vor sich stehen, die ihm ihren Beistand anboten.

Seine Retter verschafften ihm stärkende Lebensmittel und führten ihn heimlich auf abgelegenen Wegen nach dem Dorfe Großzschocher, anderthalb Stunden von Leipzig. Deutschgesinnte Bewohner des Ortes erklärten sich zu jeder Hilfe bereit. Denn unter diesen schlichten Landleuten gab es keinen Verräter, ungeachtet die feindlichen Reiter, welche Körner auf der Spur waren und sogar wußten, daß er eine bedeutende Kasse der Lützowschen Freischar bei sich führte, es an Drohungen und Versprechungen nicht fehlen ließen. Von Großzschocher wurde der Verwundete heimlich fortgeschafft, verkleidet in einer Vorstadt von Leipzig in Sicherheit gebracht und dort sorgsamer Pflege übergeben. Nach fünftägiger trefflicher Fürsorge fühlte der junge Held sich so weit gekräftigt, um Leipzig verlassen zu können. Glücklich gelangte er nach Karlsbad und von da, nach wiedererlangter Gesundheit, in vierzehn Tagen über Schlesien und Berlin zu seinen alten Waffengefährten, die nun auf dem rechten Elbufer, oberhalb Hamburg, standen und, dem Korps des Generals von Wallmoden zugeteilt, des Wiederausbruchs der Feindseligkeiten harrten. Sie empfingen den Totgeglaubten mit lautem Jubel.

Bald standen die „Schwarzen" wieder vor dem Feinde, und das alte Leben begann von neuem. Im Norden von Deutschland ging man, nachdem der Waffenstillstand zu Ende war, dem Feinde nach Möglichkeit zu Leibe. Man versperrte dem Marschall Davoust den Weg, als er aus Hamburg hervorbrach, und Lützows racheatmende Schar, welcher der gefährliche Vorpostendienst zugefallen war, befand sich von nun an fast täglich im Kampfe. Der Führer hatte den 28. August zur Ausführung eines kühnen Streifzugs im Rücken der Feinde bestimmt.

Am Abend erreichte die Freischar einen Ort, wo für ein Regiment Franzosen Quartier und Beköstigung bestellt war. Die Schwarzen setzten sich an die für die Feinde gedeckten Tische und trabten hierauf gestärkt und frischen Mutes weiter bis in die Nähe von Rosenberg. Hier, in einem Gehölze, machte man Halt und schickte Kundschafter aus, um ein nicht zu entferntes Lager der Franzosen zu belauschen, dessen Überfall man bezweckte. Während man auf die Rückkehr der Kundschafter harrte, gewahrten einige im Dorngebüsch einer nahen Anhöhe lauernde Kosaken um 7 Uhr morgens einen feindlichen Transport von Munition und Lebensmitteln, begleitet von zwei Kompanien Fußsoldaten. Sogleich beschloß man, ihn aufzuheben. Kosaken sollten den Feind von vorn angreifen, Lützow selbst wollte mit seinen Schwarzen ihm in die Flanke fallen. Körner blieb als Adjutant dem Major zur Seite.

Eine Stunde zuvor entstand, während der Rast im Gehölze, der letzte Gesang unsres Dichters, das Schwertlied.

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heit'res Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurra!"

„So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide,
Heraus mein Schwert, heraus!
Führ' dich ins Vaterhaus.
Hurra!"

Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin wurde man mit dem Feinde handgemein. Die napoleonischen Truppen, obschon zahlreicher als man geglaubt

hatte, flohen. Körner stürmt unter den kühnsten Verfolgern voran; aber die Feinde senden diesen aus dem Dickicht einen Hagel von Flintenkugeln entgegen. Eine derselben durchbohrt den Hals von Körners Pferde, dann ihm selbst den Unterleib. Der tödlich Getroffene sinkt vom Pferde, ihm entschwinden augenblicklich Sprache und Empfindung. Einige Augenblicke später und — der herrliche Jüngling ist verschieden. Theodor Körner hatte den schönsten Tod gefunden, den Tod, den er so oft mit Begeisterung in seinen unsterblichen Liedern gepriesen — den Tod im heiligen Kampfe für das Vaterland.



Körners Tod bei Wöbbelin.

Mit Eichenlaub geschmückt, wurde die teure Leiche bei dem Dorfe Wöbbelin unter einer alten Eiche von seinen Kameraden feierlich bestattet; den Namen des patriotischen Sängers gruben sie in die Rinde des Baumes ein. Durch ein einfaches Denkmal wurde später die geweihte Stelle geschmückt.

Wenige Tage vor seinem Ende hatte der Held den gewaltigen Schlachtgesang:

„Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich flammende Blitze:
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!“ u. s. w.

gedichtet und durch denselben glühende Begeisterung in den Herzen aller Freiheitskämpfer hervorgerufen. Seine und viele andre Schlachtgesänge und Kampflieder, bald nachher in Musik gesetzt, drangen rasch nach allen Teilen Deutschlands vor und entzündeten fort und fort die Herzen der Männer zum heiligen Streite sowie die Herzen der Jünglinge zur Vaterlandsliebe.

Es war, als ob mit einem Mal ein neues Heldengeschlecht entstanden sei. Festes Vertrauen auf ihre Kraft belebte seit den großen Schlachttagen von Großbeeren, Wahlstatt und Dennewitz die preußische Armee.

Die anfänglich oft genug gering geachteten Landwehren ließen, wie wir gesehen haben, keine Gelegenheit vorübergehen, ihre Tüchtigkeit darzuthun. Nicht ohne ein Gefühl der Bewunderung hören wir erzählen, mit welcher Tapferkeit jene braven Männer fochten, die alles, was ihnen lieb und teuer war, verließen und verlassen mußten. Doch sie haben in Ehren ihr großes Examen bestanden, sie haben sich gleich den besten Grenadieren geschlagen. Der Ausdruck „Kreuzbauer", mit welchem die Liniensoldaten die Landwehrmänner beim Beginne des Feldzugs verhöhnt hatten, ward nicht mehr gehört, der Spott war der innigsten Waffengemeinschaft gewichen.

Der Hochsinn, welcher das Leben gering achten läßt im Kampfe für das Vaterland, wirkt wie ein zündendes Feuer. Solch einen sterbenden Landwehrmann hat man auf die Verbandstätte gebracht. Ein Arzt kann für den zum Tode Verwundeten nichts mehr thun. Dieser empfiehlt seine Seele dem Herrn der Heerscharen, welcher der Menschen Thun nicht nach ihrer Geltung auf Erden wägt. Herbei eilt der fromme Diener des Evangeliums, um dem Sterbenden die letzten Augenblicke durch Worte des Glaubens zu erleichtern. Der brave Landwehrmann dankt dem liebreichen Feldprediger; ehe er aber die Augen schließt — auf immer! — richtet er sich noch einmal empor und spricht: „Gern geb' ich mein Leben hin für meinen König und das Vaterland, wenn nur die Unsrigen gesiegt haben!" Und so sprachen Tausende und aber Tausende dieser einfachen Männer. Konnte man ihnen den Sieg verkündigen, so verklärte eine selige Freude die matten Züge, sie zogen die Feldmütze ins Gesicht, die bleichen Lippen stammelten noch ein „Gott sei Dank!" und die Seelen dieser Spartaner waren eingegangen in die Gefilde des ewigen Friedens!

Aber nicht nur Männer waren Helden geworden, nein, auch die Frauen durchglühte das Feuer der Vaterlandsliebe. Die Mütter sendeten ihre Söhne in das Feld, die Bräute rissen sich von der Brust des Geliebten los, ja selbst mehr als eine mutige deutsche Jungfrau griff im heiligen Zorn zu den Waffen. Die Geschichtsbücher nennen uns unter den mutigen Frauen jener Zeit ein Dienstmädchen, Johanna Stegen, welches, wie wir bereits erzählten, bei der Einnahme Lüneburgs den anstürmenden Preußen im dichtesten Kugelregen den Schießbedarf zutrug. Dies fand zu Anfang des Krieges statt. Im September desselben Jahres fiel Lützows Schwarze Schar über einen französischen Heerhaufen her und trieb denselben auseinander. Unter den mutigsten Streitern hatte sich auch ein jugendliches Bürschchen von mittlerer Größe, mit lebensfrischen Wangen, im Kampfe wacker hervorgethan. Jetzt lag der todbleiche Jäger bei den Schwerverwundeten der Freischar. Beim Verbinden fand es sich,

daß es ein Mädchen war, welches die Todeswunde fürs Vaterland erhalten. — Die begeisterte Jungfrau hieß Eleonore Prohaska und war die tugendhafte Tochter eines Musiklehrers in Potsdam. Von der allgemeinen Begeisterung ergriffen, hatte sie im Frühjahr das väterliche Haus verlassen und sich verkleidet den Lützowern beigesellt.



Eleonore Prohaskas Tod.

Die am weitesten vorgeschobene Abteilung der Nordarmee unter Wallmoden konnte zwar Hamburg nicht wieder erobern, kämpfte aber mit Erfolg am 16. September bei Göhrke im Lüneburgischen gegen die Franzosen unter General Pechaux. — Bei diesem Treffen befand sich Eleonore unter den ersten, welche die vom Feinde besetzte Anhöhe stürmten. Sie hatte bis dahin unerkannt unter dem Namen August Renz in den Reihen der Männer auf das tapferste gefochten und sich durch Pflichttreue und gesittetes Wesen allen lieb und wert gemacht. In Ruhe und Fassung starb die Heldin am folgenden Tage zu Dannenberg unter den heftigsten Schmerzen.

Zu derselben Zeit trat noch eine andre heldenmütige norddeutsche Jungfrau in die Reihen der tapferen Lützower. Sie hieß Anna Lühring und war die Tochter eines geachteten Bremer Bürgers, des Zimmermeisters Lühring.

Als nämlich am 15. Oktober die Truppen der Verbündeten unter dem Wirbeln der Trommeln und dem Schmettern der Hörner ihren Einzug in die alte Hansestadt Bremen hielten und dieser Tag daselbst, wie nach langer Nacht der erste heitere Sonnenblick, mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt ward, da reifte in der kühnen Mädchenseele der längst gehegte Gedanke zum festen Entschluß. Mit der ehemaligen Dienerin des Elternhauses, die sich an einen Hornisten verheiratet hatte und und dem Korps als Marketenderin gefolgt war, verließ sie heimlich das Vaterhaus. In Münster schaffte sie sich Uniformstücke an und erreichte in der rauhesten Jahreszeit, allen Schwierigkeiten zum Trotz, das dritte Bataillon der Lützower Fußjäger. Sie gab sich für einen Studenten aus und ward unter dem Namen Eduard Krause bereitwillig in das Korps aufgenommen.

Standhaft unterdrückte sie das geheime Grauen, dessen sie sich doch nicht ganz erwehren konnte, als sie sich in dunkler Nacht zum erstenmal unter den äußersten Vorposten befand. Glücklich überstand sie alle Mühen des höchst beschwerlichen Dienstes und wankte nicht, als im ersten Gefecht mehrere ihrer nächststehenden Kameraden durch eine Stückkugel hinweggerafft wurden. Endlich ward der langersehnte Marsch nach Paris angetreten. Doch hatte mittlerweile der große Kampf ausgetobt; die tapferen Lützower traf der Befehl zum Rückmarsch. Bisher hatte sich Anna Lühring, durch einen Brief verraten, nur ihrem Hauptmann entdeckt, aber wie erstaunte sie, als ihr beim Austritt gesagt wurde, daß das ganze Offizierkorps längst ihr Geheimnis gewußt, ohne daß dies irgend einer, weder in dienstlichen Anforderungen noch im sonstigen Benehmen, hatte merken lassen. Die Jungfrau kehrte nach dem Frieden in ihre Heimat zurück und lebte noch in den sechziger Jahren hochbetagt von einer kleinen Pension in ihrer Vaterstadt.

Noch haben wir einiger andrer Freiheitskämpferinnen zu gedenken, so jener Marie Werde, die an der Seite ihres Gatten in das Pleßsche Freikorps eintrat und unerschrocken alle Mühen und Gefahren des Feldzugs mit ihm teilte; dann die beiden Jungfrauen Marie Buchholz und Friederike Krüger aus Friedland in Mecklenburg, die durch ihre Kühnheit und Unerschrockenheit das höchste Ehrenzeichen des Freiheitskampfes, das Eiserne Kreuz, sich errangen. Die letztgenannte, Friederike Krüger, die unter den Namen „Lübeck" in die Reihen der freiwilligen Kämpfer eingetreten war, wurde sogar zum Unteroffizier befördert und erhielt nach Beendigung des Feldzugs in den ehrendsten Ausdrücken ihren Abschied. Ein Jahr später führte sie ein wackerer Kampfgenosse, der gleichfalls mit dem Eisernen Kreuz dekorierte Unteroffizier Karl Köhler, als Braut zum Altar. Dem tapferen Paare, das in der Garnisonkirche zu Berlin am 5. März 1816 getraut wurde, richtete General Borstell selbst die Hochzeit aus.

Wie trefflich paßt auf die genannten Heldinnen jene Strophe aus Klopstocks „Vaterlandslied":

„Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein gutes, edles, stolzes Herz
Schlägt laut empor
Beim süßen Namen Vaterland!"



# Halb Europa gegen Napoleon.

## Bülows erster Sieg bei Großbeeren.



Auszug der Heere. Kosaken und Kirgisen. Zögern des Kronprinzen von Schweden. Berlin von Oudinot bedroht. Bülow und Tauentzien beschließen, zur Rettung der Hauptstadt eine Schlacht zu wagen. Der 23. August, Ehrentag der Preußen.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was gibt uns die ganze unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden?
Frei woll'n alle das Vaterland seh'n
Oder heim zu den glücklichen Vätern geh'n:
Ja, glücklich und frei sind die Toten!

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung nunmehr dem Hauptkriegsschauplatze zu, wo jetzt, nachdem die Einigkeit der Herrscher Preußens, Österreichs und Rußlands zur Thatsache geworden war, die Ereignisse rasch einer Entscheidung entgegendrängten. Die drei Monarchen hatten sich, um den Fortgang der Kriegführung besser überwachen zu können, zu ihren Heeren begeben. Allerdings traten, wie kaum anders zu erwarten, gleich anfangs kleine Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen zu Tage, weil bei der Feststellung des genaueren Feldzugsplans ein jeder sein Land soviel wie möglich geschont wissen wollte; doch waren dieselben schnell ausgeglichen, als Kaiser Alexander den verständigen Vorschlag machte, dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, die endgültige Feststellung des Feldzugsplans zu übertragen, weil

dieser am unparteiischsten dabei zu verfahren vermöchte. Das war nun zwar nicht ganz, aber doch in gewissem Sinne richtig; Friedrich Wilhelm und Kaiser Franz fügten sich dem Vorschlage Alexanders und gaben ihre Zustimmung zu dem Bernadotteschen Kriegsplan, dessen trefflicher Grundgedanke übrigens nicht ihm, sondern in erster Linie dem österreichischen Generalstabschef Grafen Radetzky als Verdienst anzurechnen ist. Auch der russische General Toll und preußischerseits der General Knesebeck waren dabei in hervorragender Weise beteiligt.

Abgesehen von solchen vorübergehenden leichten Mißhelligkeiten aber zeigte sich die Einigkeit der verbündeten Monarchen doch nachhaltiger, als Napoleon erwartet haben mochte. Auch die Engländer rührten sich; sie bestritten einen Teil der Kriegskosten und sandten den Preußen 4½ Millionen, den Russen sogar 8 Millionen Thaler. Außerdem sorgten sie für Uniformen, Waffen und Schießbedarf; unter anderm lieferten sie 100 Stück prächtige Kanonen und versprachen, bald noch mehr zu schaffen.

Die Heeresmacht der Verbündeten bestand aus drei großen Armeen, deren Stärke und Zusammensetzung nach den zuverlässigsten Angaben folgende war:

**Die Nordarmee,** von Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden, befehligt, über dessen Charakter und Absichten oben das Nötigste gesagt worden ist, umfaßte zwei preußische Armeekorps unter Bülow und Tauentzien, zusammen 78000 Mann; zwei russische Korps unter Wintzingerode und Woronzow (24000 Mann); ein zumeist aus Hannoveranern bestehendes Korps unter Wallmoden (28000 Mann) und endlich die Schweden in der Stärke von etwa 20000 Mann, was eine Gesamtstärke der Nordarmee von 150000 Mann ergibt, ungerechnet eine etwa 4000 Mann starke Kosakenabteilung unter Tschernytschew.

**Die Schlesische Armee** zählte nur 95000 Mann; aber sie bestand zum Teil aus den besten und erprobtesten Kräften und hatte in Blücher einen Oberbefehlshaber, durch den sie bald zur treibenden Kraft des Krieges gemacht werden sollte. Sie umfaßte zwei russische Korps unter Langeron und Sacken, zusammen 50000 Mann, zwei kleinere russische Abteilungen unter Korff und Pahlen, etwa 10000 Mann, und das I. preußische Armeekorps unter York in der Stärke von 40000 Mann.

**Die Böhmische Armee** unter dem Oberbefehl des Fürsten Schwarzenberg umfaßte die sämtlichen österreichischen Korps, einschließlich der vom Großfürsten Konstantin kommandierten Reserve, zusammen 155000 Mann stark, ferner ein russisches Korps unter Wittgenstein in der Stärke von 33000 Mann und endlich das II. preußische Armeekorps unter Kleist, einschließlich der bei der Reserve stehenden 7000 Mann preußischer Garde etwa 48000 Mann, so daß demnach die gesamten Streitkräfte dieses böhmischen Heeres — auch das große Heer oder das „Hauptheer“ genannt, sich auf rund 230000 Mann beliefen.

Mit Geschützen waren die einzelnen Heeresteile reichlich versehen; der Nordarmee standen etwa 380 Kanonen zur Verfügung, die Schlesische Armee führte deren 350, die Hauptarmee gegen 700 mit sich.

Der Oberbefehl über sämtliche Streitkräfte der Verbündeten war nach längeren Verhandlungen dem Feldmarschall Fürst Karl von Schwarzenberg

übertragen worden. Derselbe hatte allerdings noch nicht Gelegenheit gehabt, sich als Führer großer Truppenkörper in hervorragender Weise auszuzeichnen, aber seine Besonnenheit und immerhin bedeutende kriegerische Erfahrung, seine vornehme Herkunft — mit Rücksicht auf die Anwesenheit der drei Monarchen im Hauptquartier ein nicht zu unterschätzender Umstand — vorzüglich aber sein ehrenwerter und stets zur Vermittelung geneigter Charakter ließen ihn unter den obwaltenden Verhältnissen vor allen zu dieser Stellung geeignet erscheinen.



Vorposten von Kosaken und Baschkiren. Zeichnung von Aug. Beck.

Anfänglich hatte Kaiser Alexander, der seine militärische Befähigung weit zu überschätzen leicht geneigt war, nicht übel Lust gezeigt, persönlich den Oberbefehl über die verbündeten Streitkräfte zu übernehmen, doch wußte man ihn schließlich zu bewegen, von diesem Plane abzustehen, dem auf seiten Österreichs und Preußens berechtigte Bedenken nicht nur militärischer, sondern auch politischer Natur entgegenstanden.

Die Gesamtzahl der Krieger, welche die Verbündeten in offener Feldschlacht gegen Napoleon verwenden konnten, betrug nach der obigen Zusammenstellung etwa 480000 Mann mit 1400 Kanonen; doch konnten die Verbündeten im Notfall fernerhin über eine Armee von 40000 Russen unter Bennigsen verfügen, die damals noch in Polen stand, während eine österreichische Armee unter Hiller in Steiermark sich sammelte, um gegen Italien aufzubrechen;

eine andre Armee unter dem Prinzen Heinrich von Reuß sollte von Österreich aus gegen Süddeutschland vorgehen. Außer dieser Heeresmacht hatten die Verbündeten noch Belagerungstruppen nach den Weichsel- und Oderfestungen entsendet; auch waren die Schweden näher gerückt, und Kaiser Alexander erwartete zahlreiche Scharen Kosaken und andre Reitervölker aus den entferntesten Provinzen seines weiten Reiches.

Jeder weiß aus Bildern jener Zeit, wie die Kosaken aussahen und es ist weiterhin männiglich bekannt, daß diese Käuze im Grunde mehr Ungeziefer als schlechte Gemüter hatten. Kinder liebten sie sogar ungemein. Aber der Kaiser befahl auch noch andern berittenen Scharen, Baschkiren, Tataren und Mongolen, ihrem Wüstensande den Rücken zu kehren und herauszureiten aus ihren heimischen Steppen. Unter diesen Barbaren befanden sich ganz unmanierliche Helden mit geschlitzten, schielenden Augen, struppigen Haaren und hervorstehenden Backenknochen. Die Kerle stahlen wie die Raben, äußerten ganz besondere Liebhabereien in bezug auf Essen und Trinken, verzehrten in größter Seelenruhe ein halb Dutzend Unschlittlichte zum Frühimbiß und waren nicht selten notdürftig nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Aber als Vortruppen und zu leichten Dienstleistungen, wie Überfälle und dergleichen, war auch diese unregelmäßige Reiterei zu gebrauchen. Alles in allem ließ sich bei Ablauf des Waffenstillstandes die Stärke der Verbündeten auf etwa 600000 Mann, unter denen sich 120000 Reiter befanden, und ihre Artillerie auf 1800 Geschütze veranschlagen. Preußen hatte seine Landwehr völlig ausgerüstet, und es befand sich die gesamte Kriegsmacht des Kaisers Franz auf den Beinen. Rechnet man aber hinzu die Engländer und Deutschen, die Spanier und Portugiesen, welche gleichzeitig auf der Pyrenäischen Halbinsel gegen die Franzosen fochten, so mochte die Masse der Streiter, welche Napoleon bekämpften, sich immerhin auf dreiviertel Millionen belaufen.

Wären die Mitglieder des großen Bundes gegen Napoleon diesem so derb zu Leibe gegangen, wie Blücher und seine Freunde es wollten, die Herrschaft der Franzosen würde schon früher zu Ende gegangen sein.

Als der Krieg von neuem beginnen sollte, konnten die Verbündeten mit Übermacht dem gefürchteten Kriegsmeister gegenübertreten, aber diese Übermacht war keineswegs eine so erdrückende, wie die Franzosen und namentlich die Bewunderer Napoleons die Welt haben glauben machen wollen. Denn von jenen dreiviertel Millionen, welche in Deutschland, in Italien und Spanien den Gewaltigen bekämpften, konnten, wie gesagt, auf dem Hauptkriegsschauplatze in Deutschland zunächst nur 480000 Mann mit 1400 Kanonen in offener Feldschlacht verwendet werden, und diesen vermochte Napoleon zum mindesten 420000 Mann mit 1300 Kanonen entgegenzustellen; auch auf den andern Kriegsschauplätzen mochte das Verhältnis so ziemlich das gleiche sein. Zudem begünstigten Napoleon mehrere wesentliche Umstände. Er befand sich im Besitze der meisten Festungen Deutschlands bis zur russischen Grenze und hatte bei Dresden eine sehr vorteilhafte Stellung eingenommen, welche ihm erlaubte, seine Scharen schnell nach allen Seiten hin zu entsenden. Von hier aus wollte er daher auch seinen Gegnern zu Leibe gehen und womöglich einen nach dem andern zerschmettern. Er hatte seine ganze Armee in 16 große Heeresteile oder Armeekorps geteilt. Ein Korps, unter

Marschall Davoust, stand in und um Hamburg gegen die äußerste Abteilung der Nordarmee unter dem russischen General Wallmoden. Drei Armeekorps, unter dem Marschall Oudinot, sollten die übrige Nordarmee beschäftigen und die Hauptstadt Berlin besetzen; ein andres Korps unter dem Marschall Ney sollte gegen die Schlesische Armee unter Blücher fechten. Ebenfalls vier Korps standen gegen die große Hauptarmee der Verbündeten in Waffen; das eine derselben harrte bei Zittau, ein zweites bei Pirna, das dritte und vierte zwischen Pirna und Zittau unter dem Marschall Victor und dem General Vandamme der Befehle des Imperators. In Italien hatte sich gegen General von Hiller Napoleons Stiefsohn, der Vizekönig Eugen, in Bewegung gesetzt. — Als Hauptstützpunkt ihrer Macht betrachteten die Verbündeten Prag. Ihren Bewegungen lag der Plan zu Grunde, die Franzosen durch häufige beschwerliche Märsche sowie durch einzelne Gefechte zu ermüden und zu schwächen, auf eine Hauptschlacht aber sich erst dann einzulassen, wenn man mit größter Wahrscheinlichkeit einem sicheren Erfolge entgegensehen könnte. Dieser Plan, den man mit Rücksicht auf die in den früheren Feldzügen gemachten Erfahrungen gefaßt hatte, und der auch der bekannten Kampfweise Napoleons gegenüber der allein richtige war, wollte freilich der ungestümen Tapferkeit und Kampfeslust namentlich des preußischen Heeres und seiner Führer anfänglich gar nicht recht zusagen. Namentlich Blücher, dem allerdings dabei die undankbarste Rolle zugefallen war — er sollte nur durch Scheinmärsche und auf die Täuschung des Gegners berechnete Bewegungen die Unternehmungen der Hauptarmee unterstützen, sich aber nur auf direkten Befehl aus dem Hauptquartier auf eine Feldschlacht einlassen — fluchte und wetterte über ein solches Ansinnen, das ihn zu ruhmloser Unthätigkeit verurteilte. Ja, er drohte sogar, unter solchen Umständen den Oberbefehl über die Schlesische Armee lieber ganz niederlegen zu wollen, und beruhigte sich erst, als man ihm das Zugeständnis machte, daß er sich auch einmal auf eigne Hand in einen Kampf einlassen dürfe, wenn er des Erfolgs ganz sicher sei. Wir werden sehen, welchen rühmlichen Gebrauch der greise Held, der bald zur treibenden Feder des ganzen Krieges werden sollte, von diesem Zugeständnis machte.

Wir haben nun zunächst die fast ausnahmslos glücklichen Kämpfe zu verfolgen, welche der entscheidenden großen Hauptschlacht vorhergingen, und wollen mit denjenigen der Nordarmee beginnen.

---

Nach Ablauf des Waffenstillstandes hatte Napoleon seinem Marschall Oudinot befohlen, mit 70000 Mann gegen die preußische Hauptstadt vorzugehen. Dieselbe war dem Schutze der Nordarmee unter dem Befehle des Kronprinzen Karl Johann von Schweden, wozu, wie wir wissen, das Glück den ehemaligen französischen Marschall Bernadotte erhoben hatte, unterstellt worden. Trotz allen kronprinzlichen Schutzes wäre jedoch Berlin sicherlich in die Gewalt des Feindes gefallen, wenn nicht dem Nordheere jene zwei ruhmreichen preußischen Heerführer mit angehört hätten, welche zur Rettung des Vaterlandes das Äußerste wagten. Bernadotte, der sich nicht zu einer Schlacht entschließen konnte, machte kein Hehl daraus, daß er unter Umständen selbst im stande sei, Berlin preiszugeben und sich hinter die Hauptstadt zurückzuziehen. Diese Zaghaftigkeit

erschien aber dem preußischen General von Bülow unerträglich, und derselbe war fest entschlossen, eine solche Schande nicht auf sich zu laden. „Mich bekommt er nicht gutwillig zum Rückmarsch hinter Berlin!“ sagte er beim Wegreiten aus dem Kriegsrate zu seinen Offizieren; „unsre Knochen sollen vor Berlin bleichen und nicht rückwärts!“ Wie Bülow sprach, so dachten auch Tauentzien und das ganze preußische Armeekorps: Landwehr und Linie wollten kämpfen für die Hauptstadt des Landes, vor deren Thoren fallen, nicht aber feige das Kleinod des Landes dem Feinde ohne Schwertstreich überlassen. Vergeblich zeigten sich jedoch alle Vorstellungen, mit welchen man den Kronprinzen von Schweden bestürmte.

„Was ist Berlin?“ hatte Bernadotte gefragt; „eine Stadt! Nichts mehr!“

„Aber die Hauptstadt von Preußen!“ fiel ihm Bülow ungestüm ins Wort; „kein Preuße wird über die Brücke gehen, die ihn hinter die Stadt führt.“

Zwei Tage nachher ward es Ernst. Bülow war entschlossen, Berlin zu verteidigen, und sein Kriegsgefährte Tauentzien wollte erst recht nicht weichen, vielmehr ging er beherzt auf den Feind los, wodurch sich Bülow veranlaßt sah, ihm zu Hilfe zu eilen. Auf diese Weise kam es eine Woche nach Ablauf des Waffenstillstandes am 23. August zur denkwürdigen Schlacht bei Großbeeren, einem Örtchen etwa zwei Meilen von Berlin auf der Straße nach Jüterbogk und Torgau.

Das Land um den genannten Ort ist eben und öde. Sumpfige Brüche und Moore, die infolge des schon seit mehreren Tagen anhaltenden Regens fast ungangbar waren, durchziehen die Gegend nach verschiedenen Richtungen. Nur düstere Tannenwälder unterbrechen die Einförmigkeit der Landschaft.

Es mochte wohl gegen 5 Uhr abends sein. Dichter Regen fiel bereits stundenlang ohne Unterbrechung vom aschgrauen Himmel nieder. Die Wege waren fast bodenlos geworden, die Soldaten durchnäßt und verdrießlich, Pferde und Menschen ermattet. Infolge dieses Unwetters überließ sich der Feind der Sorglosigkeit und bemerkte das Heranziehen der Preußen nicht, wiewohl sie sich dem Heeresteil des Generals Reynier, unter dessen Kommando die Sachsen fochten, schon bis auf eine Stunde Wegs genähert hatten. Unbesorgt um seine Sicherheit, war dieser General nur darauf bedacht, sich und seine 20000 Mann so rasch wie möglich unter Dach und Fach ins Trockene zu bringen; der Himmel wollte ja noch immer keine freundliche Miene zeigen. Bülow indessen dachte anders. Er sah wiederholt zu den dunklen Regenwolken empor und meinte, sie seien seine besten Verbündeten. Denn er beabsichtigte, Reynier und sein Korps zu überfallen, und, bevor noch das französische Hauptheer demselben zu Hilfe kommen könne, den unachtsamen Gegner zu schlagen, womöglich zu vernichten.

Doch langsam nur konnten seine durchnäßten Krieger vorwärts kommen. Erst nach Überwindung größter Mühsal ließen sich bei dem in Strömen sich ergießenden Regen die Geschütze auf den grundlosen Wegen vom Flecke schaffen; mit äußerster Anstrengung arbeiteten sich die Reiter durch den aufgeweichten Boden. Bereits war es abends 6 Uhr, als bei Reynier wiederholte Meldungen vom Heranrücken der Preußen eintrafen. „Es ist nichts, die Preußen werden heute nicht kommen“, sagte er zu seinen Offizieren. Ihm schien das Wetter zu unfreundlich, die Zeit zu vorgerückt, als daß er einen ernstlichen Angriff besorgen sollte.



Kampf bei Großbeeren.

Aber horch! Die Preußen kommen doch, sie melden sich schon an.

Um die Herzen froher zu stimmen, ließ Bülow nämlich die Trommeln rühren und die Hörner blasen, deren kriegerische Töne, untermischt mit dem von fern herüberklingenden Schlachtgesang der Preußen, den französischen General schließlich überzeugten, daß er, wie einst der römische Feldherr Varus im Teutoburger Walde, bei Regenwetter zwischen Sumpf und Wald den Kampf mit einem schlachtbegierigen Feinde werde zu bestehen haben.

Endlich waren die 62 preußischen Geschütze bis auf 1800 Schritt Entfernung vor Großbeeren aufgefahren, und es begann alsbald ein solch furchtbarer Kanonendonner, daß in Berlin das ununterbrochene Rollen der Geschützsalven deutlich vernommen wurde. Da kein Gewehr sich während des Regens abschießen ließ, so beschränkte sich der erste Kampf auf dieses Geschützfeuer, welches die Franzosen vom Windmühlenberge aus mit ihren 44 schweren Kanonen kräftig beantworteten.

Ringsum schien der dunkle Horizont im Feuer zu stehen, hier und dort leuchteten rote Feuergarben auf, und wohin man sah, spritzte der Kot der Pfützen infolge der einschlagenden Kugeln auf. Die Kanonade hatte wohl eine Stunde gedauert und manchen Tapferen niedergestreckt: jetzt gaben Hörner und Trommeln das Zeichen zum Angriff. Gleichzeitig verdoppelten auch die Kanonen ihre Wut und rissen mit ihren Kugeln tiefe Lücken in die Schlachtreihen. Als die Angreifenden nahe genug herangekommen waren, erhob sich ein entsetzliches Handgemenge. Mann focht gegen Mann, die vorderen Glieder fällten die Gewehre, andre drehten dieselben um, und da keine Flinte losgehen wollte, so kämpfte man nur mit Bajonett und Kolben. Wie scharf und dumpf fielen da die Hiebe; welch grelle Töne, wenn Bajonett an Bajonett niederfuhr; wie

dröhnte es von den schweren Kolbenschlägen! „Immer drauf! Hurra!" riefen die Wehrmänner in dem wirren Getümmel. „Es lebe der König!" die einen, „Vive l'Empereur!" die andern; zwischendrein erscholl der Zuruf der Ermutigung „Hurra Berlin!" — Hier war es, wo ein tapferer Held, um seinen Kameraden eine Gasse zu bahnen, sich die Bajonette von vier Feinden in die Brust bohrte. Den Namen dieses preußischen Arnold von Winkelried hat allerdings kein Heldenbuch aus jener Zeit aufgezeichnet.

Mannhaft wehrten sich die Feinde, furchtbar wüteten die Kartätschen ihrer Kanonen; aber die Preußen drangen unaufhaltsam vorwärts bis ins brennende Dorf, erstürmten die rauchenden Gehöfte und warfen sich mit gleichem Kampfeseifer auf jedes frisch heraneilende Bataillon, das Reynier ihnen entgegenschickte.

Abends 8 Uhr war der Hauptkampf vorüber, der Feind auf allen Punkten geschlagen; doch konnte Bülow seinen Sieg nicht nach Wunsch ausbeuten, da infolge des Regens die Dunkelheit zeitiger hereingebrochen war. Außerdem mußte man jeden Augenblick darauf gefaßt sein, ein zweites französisches Korps zur Unterstützung des arg bedrängten aus dem Walde hervorbrechen zu sehen. In der That erschienen auch bereits 2000 Reiter, welche aber von den schwarzen Husaren und Ulanen nach kurzem Gefecht zersprengt und verfolgt wurden.

Hiermit endigte die Schlacht. Bald loderten die Wachtfeuer rings um das brennende Dorf und die ermüdeten Sieger suchten die Ruhe. Tiefe Finsternis lag auf dem Schlachtfelde, auf dessen nassem Boden so manches junge Herz sich verblutet hatte, mancher Sterbeseufzer ungehört verweht, mancher Verwundete mit zerschmetterten Gliedern liegen geblieben war, sich windend in namenlosem Schmerz und Gott anflehend, als Erlöser ihm den Tod zu senden.

Die Berliner hatten die fieberhafte Spannung, mit welcher sie dem Gange der Schlacht gefolgt waren, nicht länger ertragen können: zu Fuß, zu Roß und zu Wagen kamen einzelne, um sich nach dem Stande des Kampfes zu erkundigen. Und als spät in der Nacht noch die 14 eroberten Kanonen, 60 Pulverwagen und 2000 Gefangene in die Stadt gebracht wurden, da erhob sich unendlicher Jubel; man stürzte aus den Häusern auf die Straßen, umarmte sich, beglückwünschte einander und pries den herrlichen Sieg des wackeren Bülow. Mit dem frühen Morgen des andern Tags aber eilten zahllose Karren und Wagen, Frauen mit Körben, Männer mit großen Päcken nach Großbeeren; denn jeder Berliner wollte die Retter der Hauptstadt erfrischen: der eine brachte Wein, der andre Bier, dieser Lebensmittel, jener Binden und Wundfäden, und den Verwundeten wurde nun Hilfe und gute Pflege von den Frauen zu teil. In der hohen Siegesfreude vergaß man aber auch den Feind nicht. Er fand dieselbe Sorgfalt wie der Freund. — Auch der Kronprinz von Schweden erschien, allerdings spät genug. Er besah sich das Schlachtfeld, lobte die Tapferkeit der Preußen, denen er gestern noch jede Hilfe versagt hatte, und ließ in den Zeitungen bekannt machen, daß er den Befehl zur Schlacht gegeben habe, wiewohl er im Gegenteil dem braven Bülow den Rückzug zugemutet hatte. Der Kronprinz von Schweden verfolgte eben nur seine eignen ehrgeizigen Pläne und hat überhaupt der deutschen Sache bei weitem mehr geschadet als genützt. Seine Unthätigkeit bildete den auffallendsten Gegensatz zu Blüchers ungestümer Thatkraft.



Bei Hagelsberg.

# Feuerprobe der Landwehr bei Hagelsberg.

Die Generale Hirschfeld und Puttlitz gegen Girard. Gelungener Angriff des Obersten von Bismarck. Rückschlag. Kosaken kommen zu Hilfe. Entscheidung. Glänzender Sieg. Rückzug der Franzosen.

Nicht mehr um Eichenkränze
Ficht Jüngling nun und Greis:
Nun gilt es um das Leben,
Es gilt das höchste Gut;
Dran setzen sie und geben
Mit Freuden hin ihr Blut.

Die Vorsicht schien bei dem schwedischen Kronprinzen mit dem errungenen Erfolge nur gewachsen zu sein. Eine ernstliche Verfolgung des geschlagenen Feindes fand von seiten des Hauptkorps der Nordarmee nicht statt; nur von den beiden gegen die Lausitz und Magdeburg vorgeschobenen äußersten Flügelkorps derselben läßt sich im Anschluß an den errungenen Sieg von ferneren glücklichen Unternehmungen berichten.

Von der gegen die sächsische Grenze vorgeschobenen Abteilung des Tauentzienschen Korps wurde am 28. August das vom Feinde stark verschanzte Luckau angegriffen und die Besatzung, in der Stärke von 27 Offizieren und 1012 Mann mit 8 Kanonen und 60 Pferden, zur Übergabe gezwungen. Den beiden unter Führung der Generale Hirschfeld und Puttlitz gegen Magdeburg und die Niederelbe aufgestellten Abteilungen war es dagegen schon tags vorher gelungen, die aus Magdeburg vorgebrochene feindliche Abteilung unter General Girard bei Hagelsberg fast bis zur Vernichtung zu schlagen. Dieses Gefecht verdient besondere Erwähnung, weil es fast ausschließlich von der neu errichteten Landwehr, welche hier eine ernste Feuerprobe bestand, geliefert ward.

General Girard, der französische Befehlshaber, hatte schon seit seinem Abmarsch aus Magdeburg mit wenig Glück operiert und eine Reihe von Gefechten

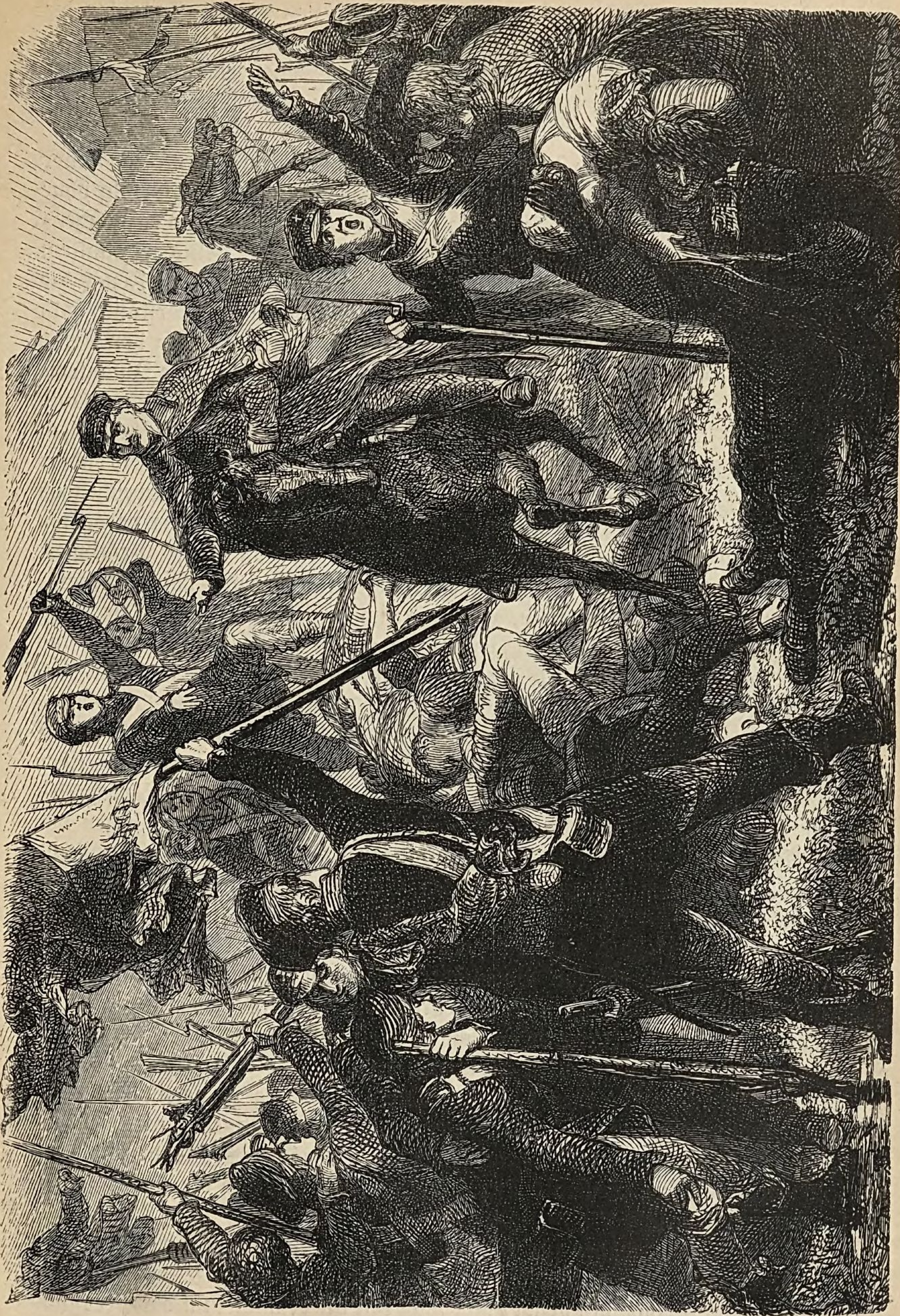
zu seinem Nachteil endigen sehen müssen. In einem Zusammentreffen bei Zitz am 24. August war es dem Rittmeister von Erxleben mit nur 30 Reitern des 5. kurmärkischen Landwehrregiments gelungen, trotz heftigster Gegenwehr eine ganze feindliche Kompanie teils niederzuhauen, teils gefangen zu nehmen und in eigner Person eine Regimentsfahne zu erbeuten.

Die beiden preußischen Korps unter Hirschfeld und Puttlitz zählten 11000 Mann, hatten jedoch nur 11 Kanonen bei sich, während die feindliche Abteilung, etwa 10000 Mann Kerntruppen, deren 16 führte. Trotzdem fand Hirschfelds, des Oberbefehlshabers, Ansicht, den Feind anzugreifen, die freudigste Zustimmung bei den Unterbefehlshabern, und die Truppen, in gehobener Stimmung infolge der Kunde von dem glänzendem Siege ihrer Kameraden bei Großbeeren, brannten vor Verlangen, sich gleichen Ruhm wie jene zu erwerben.

Schon seit 2 Uhr früh befand sich am Morgen des 27. August das Hirschfeldsche Korps in vollem Anmarsch wider den Feind, von dessen Aufstellung bei Lübnitz dem preußischen Führer von flüchtigen Landleuten sichere Kunde überbracht worden war. Gegen 11 Uhr vormittags langte es bei dem eine Viertelstunde westlich von Lübnitz gelegenen Vorwerk Steindorf an, von wo man das hinter jenem Dorfe errichtete feindliche Lager übersehen konnte. Die Gelegenheit zum Angriff konnte kaum günstiger sein. Die Aufmerksamkeit der Franzosen war nach der entgegengesetzten Seite hin gerichtet, von der zuweilen infolge einer vom General Girard selbst gegen das Städtchen Belzig unternommenen Rekognoszierung der dumpfe Schall eines fernen Kanonenschusses herübertönte.

Die freiere Gegend nördlich und nordöstlich von Lübnitz, also auf der dem französischen Lager gegenüberliegenden Seite des Dorfes, erschien zu einer regelrechten, schulgemäßen Entwickelung des preußischen Korps vorzüglich geeignet. Daher wurde beschlossen, mit den durch den Nachtmarsch auf ungebahnten und vom Regen aufgeweichten Wegen zwar ermüdeten, aber trotzdem kampflustigen Truppen unverzüglich dorthin aufzubrechen. Bei Steindorf ließ man, behufs Ausführung eines den beabsichtigten Hauptstoß unterstützenden Flankenangriffs, nur eine Abteilung von drei Bataillonen, einer Eskadron und einer Kanone unter dem Befehl des Obersten Prinz von Reuß zurück. Den Marsch trat das Hauptkorps, um vom Feinde nicht bemerkt zu werden, nicht auf dem nächsten und kürzesten Wege an, sondern man wählte einen in weitem Bogen um die feindliche Stellung herumführenden, so daß es bereits gegen 2 Uhr nachmittags war, als man endlich bei der Höhe „die Platte" nordöstlich von Lübnitz wieder aus dem Walde herauskam, um die von dem Oberbefehlshaber, dessen Kriegstalent vornehmlich auf ein schulgemäßes Richten, Aufstellen und Vorgehen hinauslief, angeordnete Aufstellung einzunehmen. Bevor sich dies jedoch hatte ausführen lassen, entriß ein Zufall dem preußischen Heerführer — zum Glück, möchte man sagen — die Leitung seines Korps.

Eine feindliche, nach dieser Richtung vorgeschobene Reiterabteilung bemerkte nämlich, freilich sehr spät erst, die drohende Gefahr. Überrascht suchte sie sich derselben über Hals und Kopf durch schleunigste Flucht zu entziehen. Ihrem Alarmsignal antwortete sofort aus dem Dorfe und dem Lager das Wirbeln der Trommeln und das verworrene Geschrei: „Aux armes! Des ennemis!"



Treffen bei Hagelsberg. General Hirschfeld, begrüßt von der siegenden Landwehr.

Der die preußische Reiterei befehligende Oberst von Bismarck glaubte die augenscheinliche Bestürzung des Feindes benutzen zu müssen und erteilte dem sechsten Regiment den Befehl zum Angriff; kaum aber schmetterten dessen Trompeten das Angriffssignal, so stürmten auch die andern Regimenter in tollem Jagen auf den Feind los.

Wäre dieser wilde Reitersturm gleich von Steindorf aus in die auf jener Seite unbeschützte feindliche Stellung hereingebrochen, so würde sein Erfolg ohne Zweifel ein entscheidender gewesen sein. Da aber die Reiter durch das dazwischenliegende Dorf verhindert wurden, in schnellem Angriff über den Feind herzufallen, so fand dieser Zeit, eine Batterie aufzufahren, deren nachdrückliches Feuer die preußischen Regimenter in Unordnung brachte. Diese Kanonade unterstützte bald darauf ein lebhaftes Flankenfeuer aus dem Dorfe von vorn und von der Seite, und so sahen sich die preußischen Reiterscharen genötigt, auf die eigne Infanterie zurückzuweichen, die unter jubelndem Hurra den Reitern nachgefolgt war und nun durch deren Zurückprallen in Verwirrung geriet. Der Feind benutzte diesen Vorteil aufs nachdrücklichste und ging nun seinerseits zum Angriff über, indem er auf einer Anhöhe noch eine zweite Batterie auffuhr, welche die zurückweichenden Preußen von der Seite bestrich und auch die Angriffe des aus seiner verdeckten Stellung hervorgebrochenen Detachements des Prinzen von Reuß zurückwies.

So schien das Treffen verloren, noch ehe es eigentlich begonnen hatte. General Hirschfeld wollte schier verzweifeln, zumal er sich vergeblich abmühte, die durch das Tirailleurfeuer und die gut aufgestellte feindliche Artillerie in Unordnung gebrachten Regimenter wieder zu ordnen. Um das Mißgeschick noch zu vergrößern, rückte nun auch die feindliche Abteilung, die nach Belzig hin die Rekognoszierung unternommen hatte, heran, wodurch der Feind bedeutend an Stärke gewann, so daß auch die zur Unterstützung herangezogene Reserve der Preußen dem Gefecht kaum eine günstige Wendung zu geben vermochte. Außerdem begünstigte den Feind noch der Umstand, daß seine durch Lederdeckel gegen den Regen geschützten Flinten den Schuß sicher abgaben, während die schlechten und seit Tagesanbruch dem Regen ausgesetzten Gewehre der Preußen fast ohne Ausnahme versagten.

Ein die Wiederkehr des Glücks verheißender Umschlag des Gefechts schien eingetreten zu sein, als Major Bornstädt mit seinem Bataillon stürmend auf Lübnitz losschritt. Die nächsten Landwehren schlossen sich diesem Angriff an, und der Feind ward ohne große Schwierigkeit aus dem Dorfe geworfen; auch die hinter diesem aufgestellte Artillerie fuhr jetzt plötzlich ab und suchte vor den andringenden Preußen den Weg nach Hagelsberg zu gewinnen, wobei diesen eine Haubitze in die Hände fiel. Der Grund dieses eiligen Zurückweichens zeigte sich den nachfolgenden Preußen in einer von Belzig heranrückenden Kosakenabteilung des russischen Generals Tschernytschew, von der sich die Franzosen im Rücken bedroht sahen.

Sie erachteten es daher für ratsam, sich in der Richtung nach Hagelsberg zurückzuziehen. Ermutigt durch diese unerwartet eintreffende Hilfe und durch das Zurückweichen der Feinde mit neuer Zuversicht erfüllt, drängte nun das preußische

Fußvolk unaufhaltsam nach; Hagelsberg ward im Fluge weggenommen, ebenso das benachbarte Dorf Klein-Glien. Hinter diesem Orte hielt jedoch der Feind, welcher auf dem Triftberge seine gesamte Artillerie von neuem aufgestellt hatte, stand und empfing die Preußen so nachdrücklich, daß diese stutzten, und weil sie sich auf ihre Waffen nicht verlassen konnten, scheu zurückwichen. Da die vordersten der preußischen Bataillone ohne rechten Schluß in aufgelösten Reihen vorgedrungen waren, so vermochten sie den Angriff der jetzt unter dem Schutze ihrer Artillerie in geschlossener Ordnung gegen sie anrückenden feindlichen Kolonnen nicht auszuhalten, sie zogen sich vielmehr in größter Unordnung zurück und rissen auch die nachfolgenden Bataillone bis über Hagelsberg hinaus mit sich fort. Das Gefecht schien nun erst recht verloren, denn die preußischen Kanonen waren hinter Lübnitz zurückgeblieben, und das lebhafte Geschützfeuer der Franzosen konnte daher nur notdürftig mit der einen, der Abteilung unter Reuß beigegebenen Kanone beantwortet werden.

Wiewohl die Wagschale des Sieges um diese Zeit zu gunsten der Franzosen sich neigte, so mochte doch der seit einer halben Stunde in Strömen herabstürzende Regen es dem Feinde wünschenswert erscheinen lassen, das Gefecht abzubrechen; wenigstens verfolgte General Girard die errungenen Vorteile nicht ernstlich. Dadurch gewannen die Preußen Zeit, sich wieder zu sammeln und zu ordnen. Zudem war Erbitterung und Wut der wackeren Landwehrmänner durch die erfahrene blutige Zurückweisung aufs höchste gesteigert worden und die „Schlag un de Düvel“ und „Dunderwetter“, womit sie vorläufig ihrem racheschnaubenden Grimm Luft machten, durften für den Feind als böse Vorbedeutung gelten. Hatten sie auch gegen den letzteren wiederholt den kürzeren gezogen, so hielten sich doch die starrköpfigen Burschen noch lange nicht für besiegt.

Um dem neuen Angriffe der Preußen die Spitze abzubrechen, sollten sich nunmehr auf Anordnung des Generals Girard zwei französische Bataillone in dem Belziger Busch festsetzen; kaum aber waren sie dort eingedrungen, als die zuvor mit einem Male ganz unsichtbar gewordene Kosakenabteilung aus ihrem Versteck hervorbrach und sich auf die Kavallerie warf, welche dem im Marsche befindlichen feindlichen Fußvolke zur Deckung diente. Im Nu war dieselbe auseinander gesprengt. Das „Hurra! Hurra!“ der Steppenreiter fand alsbald im Walde lauten Widerhall, und mit demselben Rufe überraschten jetzt die dort hervorbrechenden Preußen die abgesandten beiden Bataillone, die sich des Angriffs nicht versahen und im ersten Schreck der Überraschung auf den Zuruf des Leutnants Hergaß — 1353 Mann vor 300 Preußen — die Waffen streckten. Auch die übrigen preußischen Bataillone waren indessen mit Hurra wieder auf den Feind eingedrungen, der sie, da auch seine Gewehre jetzt versagten, mit dem Bajonett empfangen wollte, aber vor den hochgeschwungenen Kolben der wie wütend alles niederrennenden Landwehrmänner nicht stand zu halten und kaum seiner Artillerie das Entkommen möglich zu machen vermochte. Ein feindlicher Schlachthaufen nach dem andern wurde zersprengt und geworfen, Hagelsberg wiedergewonnen und der darin Widerstand leistende Feind mit dem Kolben niedergeschlagen.

Jeder Widerstand feindlicherseits hatte jetzt aufgehört, doch die Wut der Sieger rastete nicht eher, als bis der letzte noch lebende Feind in Hagelsberg niedergestreckt worden. Erst das Erscheinen Hirschfelds unter den sturmerhitzten Truppen setzte dem entsetzlichen Würgen eine Grenze; eine Verfolgung der nach Klein-Glien geflüchteten Reste des Feindes konnte infolge dieses Aufenthalts und der Zerstreuung der Truppen gar nicht angetreten werden. Ein vollständiger Sieg krönte die Tapferkeit der braven Landwehrmänner, in deren Hände zwei Adlerfahnen fielen; 6000 feindliche Gewehre, 5 Kanonen und 2 Haubitzen wurden erbeutet und 1800 Gefangene gemacht. Bedeutend höher würde die Zahl der letzteren gewesen sein, wenn die erbitterten Sieger Pardon gegeben hätten. Die Kosaken hatten dem Feinde noch eine Kanone und ungefähr 1000 Gefangene abgejagt. General Girard, selbst schwer verwundet, erreichte Magdeburg mit Mühe und Not, nur mit 1700 Mann Infanterie und 45 Reitern. Der Verlust der Preußen wird auf 37 Offiziere und 1722 Mann angegeben, eine Einbuße, deren Größe nur von der Hartnäckigkeit zeugt, mit welcher von beiden Seiten gekämpft worden war.

Auf die gleichzeitig oder unmittelbar nach den Kämpfen von Großbeeren und Hagelsberg auf den andern Kriegsschauplätzen, in Schlesien, in Böhmen und in Sachsen, stattgefundenen Schlachten und Gefechte kommen wir in einem folgenden Abschnitt zurück. Des besseren Zusammenhangs wegen werden wir alsbald von einer dritten glänzenden Ruhmesthat der Nordarmee berichten.

Der preußische und vor allem der Bülowsche Heeresteil war es wieder, der an dem Waffenerfolge des 7. September, dem herrlichen Siege von Dennewitz, den rühmlichsten Anteil hatte.

Ein bedeutsames Ergebnis der Tage von Großbeeren und Hagelsberg war es, daß Davoust sich genötigt sah, seine von Hamburg aus bereits angetretene Angriffsbewegung gegen das in Mecklenburg aufgestellte Korps von Wallmoden zu unterbrechen. Das Wichtigste aber war, daß die Absichten Napoleons gegen die Marken und die Hauptstadt Preußens in allen Einzelheiten mißglückt waren; ein hoch anzuschlagender militärischer wie moralischer Erfolg war damit errungen, ein frischer Mut und neue Zuversicht durchdrang die Reihen der preußischen Freiheitskämpfer, denen der Dichter zurief:

Ein eisern Kreuz soll leuchtend vor uns schweben,
Die Zeit ist eisern, gottvertrau'nd der Sinn!
Geweiht zum Freiheitskrieg ward dieses Zeichen,
Du gehst voran, du wirst das Ziel erreichen.



# Bülows zweiter herrlicher Sieg bei Dennewitz.

Tauentzien in Gefahr. Kampf vor Jüterbogk. Bülows Eintreffen. Bei Niedergersdorf und Göhlsdorf. Niederlage des Feindes. Die HauptHelden der Nordarmee. Bülows Jugend. Seine militärische Laufbahn und Persönlichkeit. Tauentzien. Borstell. Kleists militärische Laufbahn vor dem Jahre 1813.

Hurra! auf! ein jeder Arm
Schwinge Spieß und Säbel!
Warte, Prinz von Moskowa!
Woll'n dir helfen schleichen.
Tauentzien, der Held, steht da,
Läßt dich nicht entweichen.

Bülow kommt, ergreifet ihn,
Faßt ihn in der Seiten;
Borstell, Thümen — alle glüh'n,
Fliegen her und streiten.

Schleud're du nur Blitz auf Blitz!
Magst vor Wut du schäumen:
Dennoch mußt du Dennewitz
Noch vor Abend räumen!

Ch. Niemeyer.

Der Kronprinz von Schweden hatte sich, wie wir sahen, nach der Großbeerener Schlacht keineswegs beeilt, den geschlagenen Feind zu drängen. Er begnügte sich vielmehr, bedächtig gegen die Elbe vorzurücken, so daß die Nordarmee auf einer langen Linie von den Höhen bei Wittenberg bis in die Nähe von Potsdam zerstreut stand. — Um die Scharten von Großbeeren und Hagelsberg auszuwetzen und die inzwischen auch auf den andern Kriegsschauplätzen erlittenen Niederlagen wett zu machen, dann aber auch, weil ihm am Besitze Berlins außerordentlich viel gelegen war, vereinigte Napoleon Anfangs September unter Ney, einem seiner bewährtesten Marschälle, dem Tapfersten der Tapferen, gegen 77 000 Mann mit dem Befehle, von Wittenberg aus auf der Straße nach Jüterbogk rasch auf Preußens Hauptstadt loszugehen und dieselbe zu besetzen.

Auf diesem Wege stand dem französischen Feldherrn zunächst nur das schwache Korps von Tauentzien entgegen, welcher noch dazu sich gerade beim Kronprinzen von Schweden befand, als die Seinen mit Übermacht bei Zahna angegriffen wurden, so daß sein Unterfeldherr Dobschütz sich nach Jüterbogk zurückziehen mußte, nachdem er eine Zeitlang mit seinen Landwehren, 10000 Mann gegen 50000, tapfer standgehalten hatte.

Bernadotte bereitete auch diesmal das Schicksal Berlins wenig Kummer. Um so mehr Bülow. Er wußte, wie viel auf dem Spiele stehe, und seine Wachsamkeit verdoppelte sich mit der steigenden Gefahr für die Hauptstadt; waren doch die französischen Heere derselben bis auf wenige Meilen nahegerückt.

Der Sieger von Großbeeren hatte von einem Sandhügel hinter Marzahna das Vorgehen ansehnlicher Kolonnen beobachtet und sofort erkannt, wie sehr Berlin wiederum bedroht war. Er meldete dies alsobald ins Hauptquartier, aber der Kronprinz wollte nichts von einer Schlacht wissen, obschon Tauentziens Korps aufs äußerste gefährdet schien. Als Bülow endlich die Erlaubnis ertrotzt hatte, auf eigne Gefahr den Kampf zu wagen, befahl der Kronprinz, daß ein Dritteil des Bülowschen Korps, die Brigade Borstell, nicht an der Schlacht teilnehmen, sondern als Reserve mehrere Meilen entfernt stehen bleiben solle. Da faßte Bülow einen verzweifelten Entschluß. In seiner Eigenschaft als Borstells nächster Vorgesetzter sendete er an diesen die strengsten Befehle, ihm die Hand zu reichen, obschon Bernadotte dies untersagt hatte. Nach kurzem Überlegen folgte der wackere Borstell dem Rufe zur Schlacht. Sah er doch gleichfalls ein, wie notwendig diese zur Rettung der preußischen Hauptstadt sei. Bülow ermutigte gleichzeitig den schwer bedrängten Tauentzien zu kräftigem Widerstande, indem er dem tapferen Waffengefährten melden ließ, daß er den Feind von der Seite und im Rücken angreifen werde.

Um sein Versprechen erfüllen zu können, gönnte der Feldherr den Seinen wenig Ruhe und Rast, vielmehr ließ er sie die ganze Nacht hindurch marschieren. Am andern Morgen stellte er dann seine Truppen bei Eckmannsdorf so geschickt auf, daß sie den Franzosen, die in geringer Entfernung, ohne des Feindes Nähe zu ahnen, in dichten Marschkolonnen gegen Jüterbogk heranzogen, in der linken Seite standen. Tauentzien war hocherfreut, im Verein mit Bülow den Franzosen wieder eine Schlappe beibringen und einen Beweis von der kraftvollen Tüchtigkeit seiner „schmutzigen“ Wehrmänner geben zu können. Er besetzte den Windmühlenberg bei Jüterbogk und zog dann mit seinem Hauptkorps in der Richtung nach rechts ab, um sich mit Bülow zu vereinigen. Doch verhinderte der schnelle Angriff der Franzosen von Dennewitz aus die Ausführung dieses Vorhabens und er sah sich daher gezwungen, bei dem Mühlberge die Schlacht anzunehmen.

Während Bülow seine Brigaden hinter Kaltenborn sammelte und von der Höhe des Kirchturms dieses Dorfes den Marsch der Feinde beobachtete, wurden Tauentziens 10000 Mann von einer zweifach überlegenen feindlichen Abteilung um 9 Uhr ungestüm angegriffen.

Die Hügelwellen links hinter den Dörfern eigneten sich ganz besonders zur Aufstellung von Batterien, aber nur bei Dennewitz und Rohrbeck führten Brücken über den das Schlachtfeld in zwei getrennte Hälften teilenden Aabach.

Mannhaft wehrte sich die Landwehr gegen den über die Aa andringenden Feind und ließ sich nicht durch den Kugelregen irre machen, mit dem sie überschüttet wurde.

Sobald Bülow Kanonendonner vernahm, gab er, wiewohl Borstell noch nicht herangekommen war, seinen Truppen Befehl zum Aufbruch, indem er ihren Mut durch die eben eingetroffene Nachricht von der inzwischen von Blücher geschlagenen siegreichen Schlacht an der Katzbach zur Begeisterung entflammte.

Mit unendlichem Jubel ward die Großthat der Schlesischen Armee aufgenommen, und von dem heißen Verlangen erfüllt, es jenen gleichzuthun, zogen Bülows Krieger dem überlegenen Feinde entgegen. Immer lebhafter dringt indessen der Kanonendonner an das Ohr der Heraneilenden. Bülow, dem der Marsch nicht rasch genug geht, eilt voran, um den Stand der Dinge zu überschauen.



Bülow bei Dennewitz.

Zu seiner Freude bemerkt er, daß der Feind von dem Anrücken seines Armeekorps keine Ahnung hat; als er aber wahrnimmt, wie hart Tauentzien bedrängt ist, entschließt er sich, ihm Erleichterung zu verschaffen, indem er sich dem Feinde anmeldet und dessen Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Er läßt daher schon in weiter Entfernung sein Geschützfeuer eröffnen, welches die Franzosen unangenehm genug überrascht. Tauentziens Truppen aber flößt das Rollen des Kanonendonners frischen Mut ein, so daß sie, die nach vierstündigem Kampfe bereits langsam zurückzuweichen begonnen hatten, sich nun mit frischer Kampflust wieder zum Angriff wenden. Mit lautem Hurra jagt die Reiterei gegen den Feind, durchbricht das erste Treffen, sprengt einige Vierecke des zweiten, wirft sich auf die feindliche Kavallerie, haut sie in hartnäckigem Handgemenge auseinander und zwingt die feindliche Linie bei Dennewitz zum Zurückweichen in das Dorf.

Unterdessen hatte sich die feindliche Division Durutte in zwei Treffen zwischen Niedergersdorf und Göhlsdorf aufgestellt und empfing in guter Stellung die heranrückende Brigade Thümen mit einem furchtbaren Geschützfeuer, das weite Lücken in die Reihen der Preußen riß, welche ihr Geschütz nicht durch die hinter ihnen liegende Schlucht hatten mitbringen können. Vergeblich ist da alle Tapferkeit, vergeblich das heldenmütige Beispiel der Offiziere; die preußischen Bataillone müssen weichen. Doch bieten sie hierbei dem hartnäckig nachdringenden Feinde öfters die Stirn, indem sie ihn durch wiederholte Bajonettangriffe fernzuhalten suchen. In einem Augenblick der Mutlosigkeit, wo die bedrängten Kolonnen sich zur Flucht wenden wollen, ruft Thümen, welcher die vorderste Brigade führt: „Ein Hundsfott, wer noch einen Schritt zurückgeht!" und siehe, die Reihen standen wie eingemauert.

Beim Zurückweichen sieht das schwarze Husarenregiment auf dem rechten Flügel plötzlich große Haufen polnischer Ulanen in gestrecktem Galopp gegen sich ansprengen. Es sind dies die Lanzenreiter, welche beim Vorrücken Tauentziens geworfen worden waren, und die nun nach dieser Seite hin durchbrechen wollen. Aber wie eine Sturmwolke fliegen dem Feinde Sandrarts Husaren entgegen und zersprengen den Haufen, so daß einzelne Trupps sich mitten hinein in die preußische Schlachtordnung verirren, ja dem Generalstabe so nahe kommen, daß dieser zum Degen greifen muß. Nun lenken zwar die Ulanen ab und wirren sich aus den Infanteriekolonnen heraus, fallen aber der Reiterei unter Oppen in die Hände, welche die Polen vernichtet. — Endlich gelang es den preußischen Kolonnen, bei Niedergersdorf sich festzusetzen, freilich erst, nachdem manch braver Mann sein Leben gelassen.

Bülow hatte mittlerweile dem noch immer schwer bedrängten Tauentzien einige Verstärkungen gesandt und für sich russisches Geschütz herangezogen; der unermüdliche Thümen vermochte nun zu erneutem Angriff auf die Höhen hinter Niedergersdorf vorzugehen, wo sich ein hartnäckiger Kampf entspann. Major von Weyrauch führte drei ostpreußische Landwehrbataillone ins heftigste Feuer. Mit Todesverachtung gingen die begeisterten Wehrmänner dem Verderben entgegen; selbst Verwundete zeigten ihre Heldennatur noch darin, daß sie sich weigerten, sich fortschaffen zu lassen, damit durch den Aufenthalt die Kameraden nicht vom Kampfe zurückgehalten würden. Der hochherzige Führer war überall zugegen. Dort ermutigte er die Unentschlossenen, hier ordnete er die in Unordnung geratenen Bataillone; zwei Pferde wurden ihm dabei unter dem Leibe erschossen.

Und hüben und drüben donnern fort und fort die Kanonen, fliegen Kartätschen und Granaten, welche bei ihrem Aufschlagen von der pommerschen Landwehr mit lautem „Hurra!" oder freudigem „Vorwärts!" begrüßt werden. Jetzt jagen Reitergeschwader durch die Staub- und Rauchwolken, welche das Schlachtfeld verhüllen und nur von Zeit zu Zeit sich lichten, um die Kanoniere und Plänkler ihr Ziel sehen zu lassen. Dort treibt Major von Polczinski ein feindliches Bataillon von dem eignen Geschütz hinweg und Landwehrreitern zu, welche die Feinde niederreiten und zusammenhauen; hier stürzt das Dragonerregiment Prinz Wilhelm siegreich auf eine viel stärkere Reiterschar; des Dragoners Schwarz verwundetes Pferd bricht zusammen und Feinde umringen ihn

er aber entschlüpft ihnen, nimmt Gewehr und Patronentasche eines Toten und kämpft als Plänkler weiter fort. Doch wer könnte alle Großthaten melden, die preußischer Heldenmut an diesem Tage vollbrachte!

Der Feind war an Geschütz und Fußvolk doppelt, ja fast dreimal so stark, wie die unverdrossen um den Sieg ringenden Preußen, und dennoch gelang es der Brigade Thümen, über Niedergersdorf hinaus und gegen Dennewitz vorzudringen, wo sie jedoch auf gewaltige feindliche Vierecke stieß. Die Divisionen Lecocq und Sahr sind es, welche bei Göhlsdorf die Brigade Krafft mit Übermacht in der Flanke angegriffen hatten.



Heldenmut des Unteroffiziers Haak vom Kolberger Regiment.

Der Major von Siöholm stürmt mit seinen Bataillonen das Dorf, verliert es wieder, dringt unter furchtbarem Handgemenge von neuem hinein, wird wieder vertrieben und behauptet es erst nach dem vierten Sturme. Die Begeisterung der Truppen ist so groß, daß einige die Schuhe ausziehen, um schneller vorwärts zu kommen, daß freiwillige Jäger sich mit aufgepflanzten Hirschfängern den Sturmkolonnen anschließen, daß der Unteroffizier Haak vom Kolberger Regiment einem Tambour die Trommel wegreißt, weil dieser ihm zu langsam geht, und sturmschlagend voranschreitet. Mittlerweile erklimmen zwei Bataillone die Höhen und versuchen in das Dorf Dennewitz einzudringen. Fürchterliches Kugelwetter empfängt sie, der Major von Mirbach sinkt zu Boden, der Fahnenträger findet den Heldentod und es zerbricht bei seinem Fall die Fahnenstange

— da nimmt Hauptmann von Hülsen den Stumpf derselben, dringt durch Kartätschen- und Kleingewehrfeuer bis dicht vor das feindliche Viereck und seine Tapferen schlagen die Feinde mit den Kolben nieder. Immer weiter vorwärts führt ihr Ungestüm die Landwehren; sie folgen der weichenden Division Durutte hinter das Dorf. Dort war es, wo das pommersche Bataillon des Majors von Podewils, obschon es sehr viele Leute verloren hatte, nicht einmal so weit zurück will, um mit dem Nebenbataillon gleiche Front zu halten, sondern ausrief: „Lieber zu Grunde gehen, als einen Schritt weichen!" Fortan ist den Preußen das Schießen zu umständlich; sie brechen in die feindlichen Linien ein und stechen und schlagen diese nieder, ja sogar auf die Reiterei stürzen sie mit dem Bajonett und treiben sie in die Flucht.

Da infolge des letzten entscheidenden Angriffs der Preußen die Franzosen über Dennewitz hinaus bis Rohrbeck zurückweichen mußten, so war auf dem linken preußischen Flügel der Sieg so gut wie errungen; aber der rechte befand sich in einer um so schwierigeren Stellung; denn vor Göhlsdorf sammelten sich so viel feindliches Fußvolk und Reiterscharen, daß 47 französische Bataillone gegen 17 preußische standen. Ein erbitterter Kampf erhob sich um den Besitz dieses bereits in hellen Flammen stehenden Dorfes. In Gassen und Häusern, in der Kirche sogar ward mit der hartnäckigsten Tapferkeit gestritten. Da kracht es von brechenden Balken, von Gewehrsalven, von platzenden Bomben, da ertönt ringsum in den Gärten und auf den Straßen Trommelwirbel, Hörnerklang, Kommandoruf und Hurrageschrei; da wirbelt Staub, Pulverdampf und Rauch um die kämpfenden Haufen, da liegen ringsum Tote und Verwundete, über welche die Lebenden hinwegsteigen müssen. Das Dorf wird genommen und wieder verloren; hier im wildesten Kampfe finden sich Preußen und Franzosen friedlich am Brunnen mitten im Dorfe zusammen, umsaust von Kugeln, um den Durst zu löschen und dann von neuem gegeneinander zu streiten. Wohl wirft Major Friedrich von Bülow mit seinem Bataillon in blutigem Handgemenge drei feindliche Bataillone nieder, neben und hinter ihm wetteifern die Streiter an Tapferkeit; doch müssen die Preußen endlich der Übermacht weichen, behaupten sich indessen im Graben vor dem Dorfe.

Jetzt, im Augenblicke höchster Not — aber es ist schon fast 4 Uhr — erscheint Borstell mit seiner Brigade als Retter. Avancier-Trommelschlag und ein weithin schallendes Hurra verkünden es den ermüdeten Truppen.

Der Kronprinz von Schweden hatte auch diesmal die erbetene Hilfe versagt, und nur einige russische Geschütze, zwei russische Reiterregimenter und Jäger langten gegen das Ende der Schlacht an; sie hatten sich jedoch von den Schweden gewissermaßen wegstehlen müssen. Nun ward der Kampf erneut — noch tobender; denn lange Reihen französischer Batterien hatten Göhlsdorf im Halbkreis umstellt und überschütteten es mit Kugeln und Brandgeschossen, so daß auch Borstells Anstrengungen, das Dorf zu erstürmen und zu behaupten, erfolglos blieben.

Siehe! da zieht plötzlich die Division Oudinots ab. Ney hatte sie nach Rohrbeck gerufen, wo Bertrand und Durutte sich nur mit Mühe des Anstürmens von Tauentzien und Krafft erwehren, welche schon die Brücke über den Aabach in Besitz genommen hatten. Nun hat Borstell Luft; er läßt Göhlsdorf von neuem angreifen, seine Kolonnen stürzen im Sturmschritt gegen die Eingänge desselben; trotz des

Kartätschenhagels treiben sie mit Bajonett und Kolben die Feinde aus dem Dorfe und zwingen sie, wie nicht minder Arrighis Reiterscharen, zum Rückzuge.

Auch die pommerschen Husaren und Ulanen hauen kräftig ein auf das feindliche Fußvolk, welches sich bei Öhna vergebens wieder aufzustellen versucht. Jetzt wird der Rückzug der Franzosen zur regellosen Flucht. Ebenso, wie vorher Reynier, ergeht es nun auch Durutte und Ney, und Oudinot erscheint nur, um in die Flucht mit fortgerissen zu werden. Die preußische Reiterei verfolgt den Feind bis in die Nacht hinein. Erst als alles entschieden war, langte in stolzem Heereszuge das Hauptkorps der Russen und Schweden an. In bester Schlachtordnung folgten sie den beiden preußischen Heeresteilen, die es sich nicht nehmen ließen, den bis zur Vernichtung geschlagenen Feind vor sich herzutreiben.

An diesem denkwürdigen 7. September hatten 30000 Preußen über 70000 Franzosen gesiegt, 10000 der Feinde waren getötet oder verwundet, 15000 gefangen, 80 Kanonen, 400 Pulverwagen und 4 Fahnen erobert worden. Doch auch der Verlust der Sieger bekundete, wie heiß von beiden Teilen hier gerungen worden war. Die Tauentziensche Abteilung allein hatte 100 Offiziere und 3000 Mann eingebüßt, der Bülowsche Heeresteil zählte 300 Offiziere und nicht viel weniger als 6000 Mann an Toten und Verwundeten.

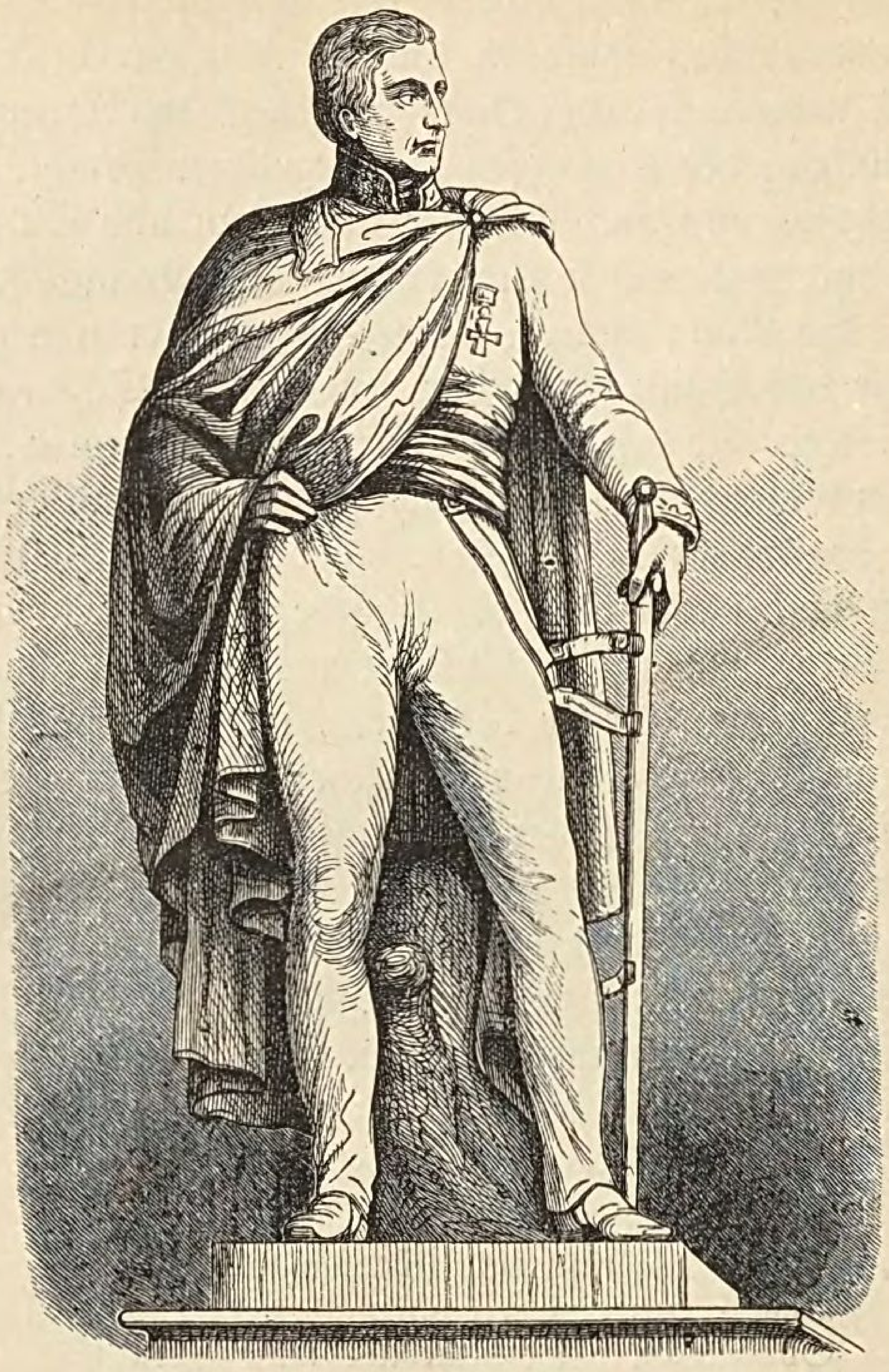
Dies war die Ehrenschlacht der Landwehr, die hier den Ausschlag gab! Ney, über die Elbe fliehend, mußte nach Magdeburg melden: „Ich bin nicht mehr Herr meiner Truppen, sie versagen mir den Gehorsam und haben sich aufgelöst. Gänzlich geschlagen, weiß ich nicht, ob sich mein Heer wieder gesammelt hat.“

Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zorngemut mit scharfem Hieb
Dem Trutz des Fremdlings wehrt;
So blieb die Schlacht als letzt' Gericht
Auf Leben und auf Tod;
Und wenn die Not nicht Eisen bricht,
Das Eisen bricht die Not.

Gehobenen Mutes feierte die Nordarmee am Tage nach der Schlacht den erkämpften Sieg unter Lobgesang, Kanonendonner und Hurra zu Ehren des Königs, Bülows und seiner Tapferen.

Wie aber Herr Bernadotte nach der Schlacht von Großbeeren des eigentlichen Siegers Berichtigung durch die Zeitungen zu verhindern wußte, so nahm er auch diesmal wiederum den Ruhm des Tages für sich in Anspruch. Heute weiß es freilich jedermann, daß Bülow die Schlacht von Großbeeren begann, um Preußens Hauptstadt zu schützen, und daß er den zweiten herrlichen Sieg von Dennewitz fast gegen den Willen des Kronprinzen von Schweden errungen hat.

Vor den Thoren Berlins erhebt sich seit Jahren ein einfaches Denkmal, wo alljährlich der Ehrentag von Großbeeren festlich begangen wird. Dem Helden Bülow aber, dem bald nach der Schlacht von seinem Könige der Titel eines Grafen Bülow von Dennewitz verliehen wurde, hat die dankbare Nachwelt bei Dennewitz das verdiente Denkmal errichtet. Im folgenden Abschnitt wollen wir ihn und seine ruhmbedeckten preußischen Waffengefährten von der Nordarmee dem Leser durch einen kurzen Lebensabriß etwas näher bringen.



Friedrich Wilhelm von Bülow, Graf von Dennewitz.

Es schallt auf allen Wegen
Nun frohes Siegsgeschrei,
Und sie, die wackern Degen,
Sie waren auch dabei.

Nächst Blücher und Gneisenau strahlt der Name **Friedrich Wilhelm von Bülow** unter den zahlreichen Trägern preußischen Waffenruhms am glänzendsten hervor. Von dem greisen Blücher oder „Marschall Vorwärts" bringen wir in der dritten Abteilung dieses Buches einen Lebensabriß. Auf den nächsten Seiten möge derjenigen gedacht sein, welche nächst ihm und seinem Generalstabschef **Gneisenau** das meiste gethan haben, die französische Herrschaft in Deutschland zu brechen.

Der Vater unsres **Bülow von Dennewitz** hatte unter Friedrich dem Großen im ersten Schlesischen Kriege rühmlich gefochten, dann aber seinen Abschied genommen und sich auf sein Erbgut Falkenberg in der Altmark zurückgezogen. Hier verheiratete er sich mit der Tochter eines Superintendenten, mit der er in glücklicher Ehe lebte, bis er, durch den Tod seiner beiden Brüder tief erschüttert, und durch Streitigkeiten, in denen er unterlegen war, in seinem

Vermögen geschädigt und schwer gekränkt, in Schwermut und Geistesverwirrung verfiel, die zuweilen an wirklichen Irrsinn grenzte.

Er starb 1791. Man fand ihn eines Morgens tot, aufrecht an einem Tische lehnend, auf den er beide Hände gestemmt hatte. Dieser sonderbare Mann hatte fünf Söhne. Friedrich Wilhelm, der dritte der Brüder, war am 16. Februar 1755 geboren. Die Brüder genossen eine verständige Erziehung, wenn es auch hier und da an einigen Sonderbarkeiten nicht fehlte. So wollten die drei ältesten einst, um ihr Glück auf eigne Hand zu versuchen, das elterliche Haus verlassen. Der Vater willigt unter der Bedingung ein, daß sie nicht vor vier Wochen zurückkehren. Er gibt jedem eine Flinte und eine Summe Geldes und entläßt sie. Kaum war indessen die Hälfte der bestimmten Zeit abgelaufen, da klopften sie eines Abends wieder an die Thür des Vaterhauses. Der Vater ließ jedoch nicht öffnen, die Mutter mußte die jungen Abenteurer heimlich durch eine Hinterpforte einlassen.

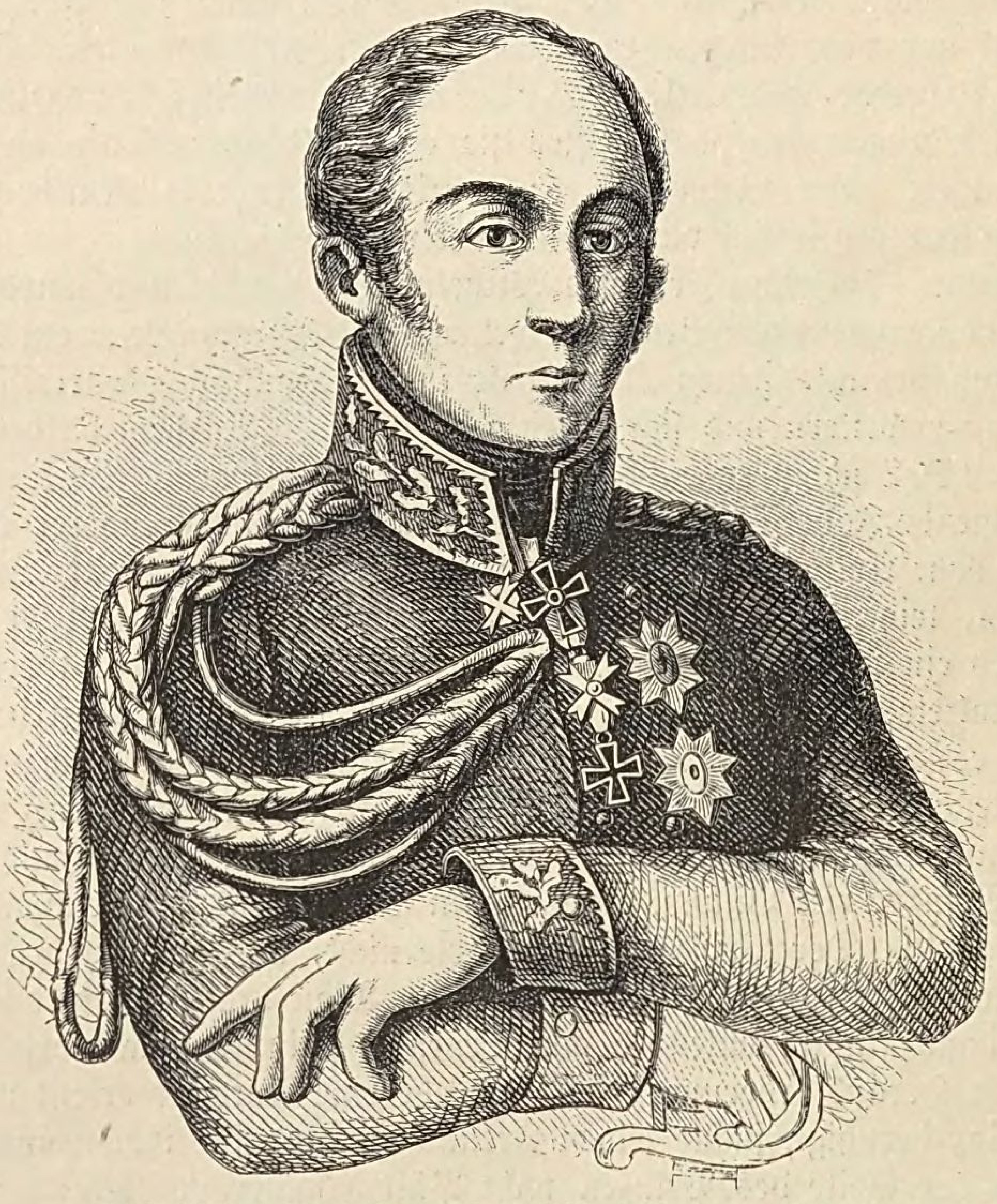
Im Jahre 1768 kam Friedrich Wilhelm nach Berlin und wurde Fahnenjunker in dem Regiment von Braun, in welchem er 1778 zum Leutnant avancierte. Der Jüngling benutzte seinen Aufenthalt in der Hauptstadt vortrefflich, seine Kenntnisse zu erweitern und sich allseitig zu bilden. An dem Feldzuge in der Champagne 1792 nahm er nicht teil, sein Regiment war in Berlin geblieben. Erst das folgende Jahr führte ihn ins Feld, und zwar in besonderer Anstellung, die als eine hohe Auszeichnung gelten durfte, nämlich als Begleiter und Freund des genialen, leidenschaftlichen und ungestümen Prinzen Louis Ferdinand. Es war dies ein schwieriges Amt, das, so günstig sich auch das Verhältnis zu Anfang gestaltete, doch dann und wann zu recht ärgerlichen Auftritten führte. So geschah es, daß Bülow bei einem Wortwechsel, den der Prinz mit seiner Mutter hatte, auf deren Seite trat. Darüber erzürnt, stieß der Prinz verletzende Worte aus und fuhr, dicht zu Bülow herantretend, ihm mit der Hand nach dem Gesicht. „Prinz“, rief Bülow, „unterstehen Sie sich das noch einmal, so greif' ich zum Degen!“ Der Prinz sah und hörte nicht, und wirklich drang Bülow mit gezogenem Degen auf den Wütenden ein. Man brachte beide auseinander, Louis Ferdinand stürzte wütend hinaus. Wenige Minuten später erhielt Bülow von ihm eine Herausforderung, doch noch ehe eine Antwort erteilt war, hatte sich der Prinz beruhigt, suchte seinen Freund auf und fiel ihm weinend an die Brust. An der Seite des Prinzen focht Bülow später vor Mainz, wo jener durch eine Kartätschenkugel am Schenkel verwundet wurde.

Nach dem Baseler Frieden erhielt Bülow eine Kompanie in der zweiten ostpreußischen Füsilierbrigade. Mit Bildung eines neuen Bataillons beauftragt, zeigte er dabei sein ausgezeichnetes organisatorisches Talent. Überall sah er nur auf das Wesentliche, im Kriege Bedeutsame. — An dem Kampfe in Thüringen im Jahre 1806 nahm Bülow nicht teil, wohl aber bestand er 1807 mehrere rühmliche Gefechte in Ostpreußen. Im folgenden Jahre wurde er Generalmajor und Brigadekommandeur. Schwierig wurde seine Stellung gegen Ende des Jahres 1812 und Anfangs 1813 bei dem Rückzuge der Franzosen durch jene Provinz und bei dem Nachdringen der russischen Truppen. Aber während er rastlos für Ergänzung und Ausrüstung der Armee thätig war, wußte er sich

allen Anforderungen, welche Russen wie Franzosen an ihn stellten, geschickt zu entziehen, bis der Tag der Entscheidung kam.

„Bülows äußere Erscheinung“, sagt sein Biograph Varnhagen von Ense, „machte den angenehmsten Eindruck; er war von mittlerer Größe, von feinem, aber dabei festem Körperbau.

„Der Kopf war bedeutend, die Gesichtsbildung edel, besonders die etwas gebogene Nase. Die tiefblauen Augen hatten einen lebhaften und leicht wechselnden Ausdruck; sie konnten Zornesblitze sprühen und mild-anmutig lächeln.



Friedrich Boguslaus Emanuel Graf Tauentzien von Wittenberg.

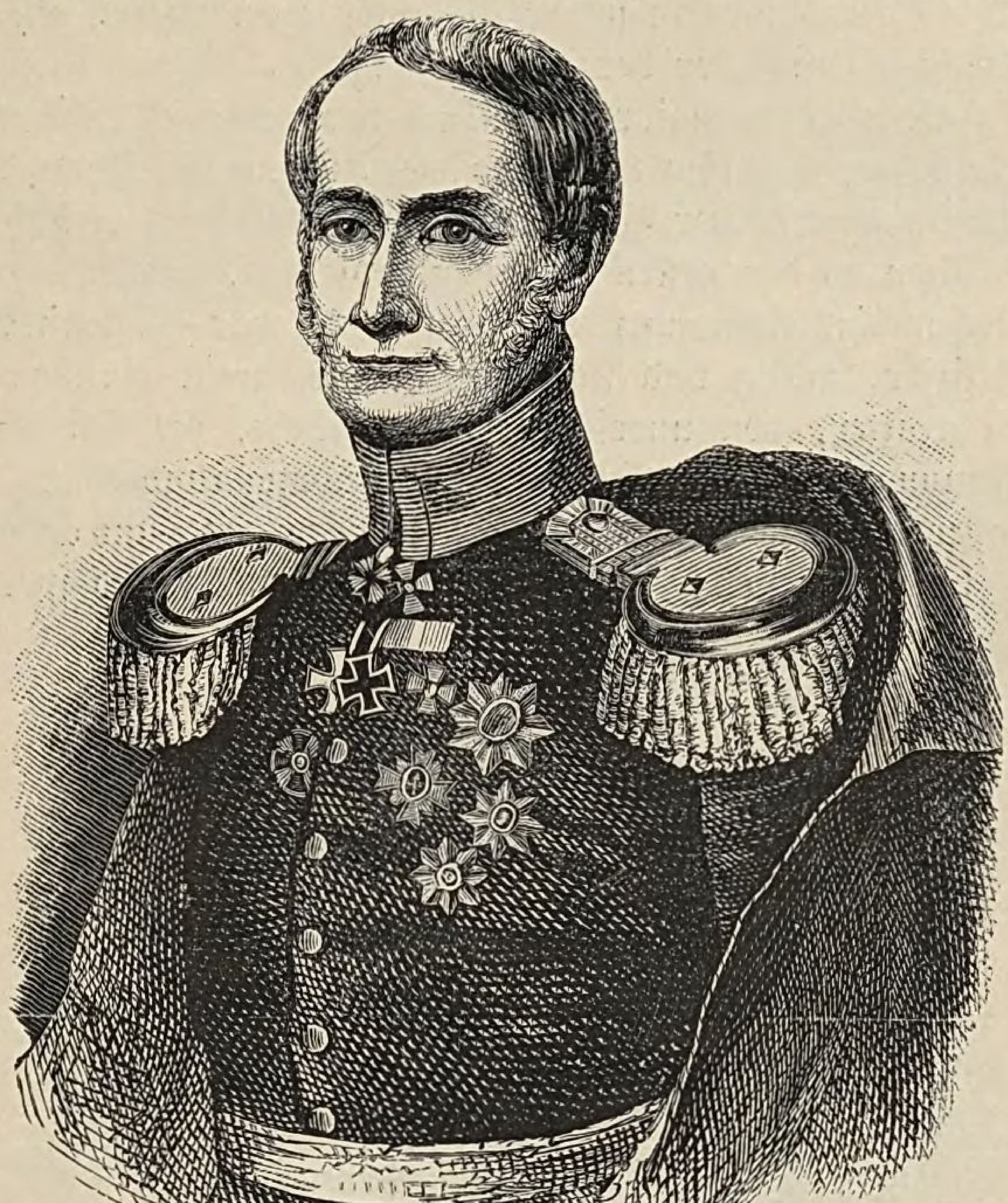
In den Kriegsjahren saß er oft, den Kopf in die Hand gestützt, still vor sich hinschauend; dann hatte seine Erscheinung etwas Großartiges, Antikes. — Mit hellem und starkem Verstande besaß er viel Phantasie und überhaupt große Beweglichkeit des Geistes. Sein Gemüt war ursprünglich heiter und freundlich, aber auch der heftigsten Leidenschaft fähig; sein aufbrausender Zorn im ersten Augenblicke furchtbar, aber dann leicht und bald begütigt, kein Groll blieb zurück.“

Bülows ausgezeichnetster Gehilfe ebensowohl als heftigster Nebenbuhler war Friedrich Boguslaus Emanuel Graf Tauentzien von Wittenberg, Sohn des berühmten Verteidigers von Breslau, geb. am 15. September 1760 in Potsdam. Im Jahre 1806 befehligte er als Generalmajor das in Baireuth

aufgestellte preußische Beobachtungskorps und eröffnete am 9. Oktober den Feldzug mit dem Gefecht bei Schleiz. In der unglücklichen Schlacht bei Jena stand er an der Spitze der Vortruppen der Hohenloheschen Armee.

Nach dem Tilsiter Frieden finden wir ihn als Chef der brandenburgischen Brigade. — Im Jahre 1813 zum Militärgouverneur von Pommern ernannt, fiel ihm die oberste Leitung der Belagerung von Stettin zu.

Der dritte der hervorragendsten Helden der Nordarmee war Ludwig Georg Leopold von Borstell. Er begann seine militärische Laufbahn 1788 im Kürassierregiment von Ilow und hatte schon als zwanzigjähriger Jüngling Gelegenheit, sich im Felde auszuzeichnen.



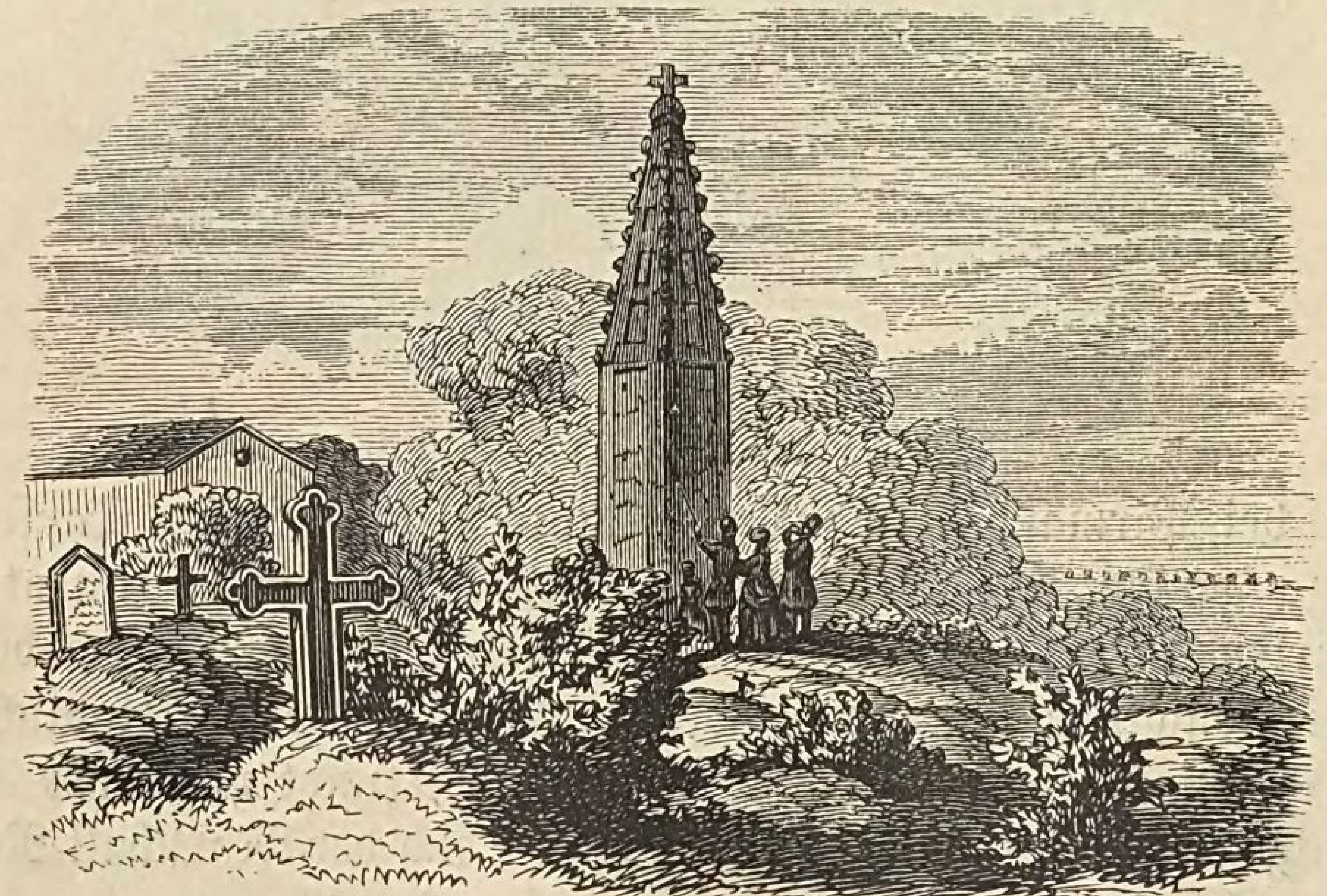
Ludwig Georg Leopold von Borstell.

Seiner bei Pirmasens und Kaiserslautern bewiesenen Tapferkeit hatte Borstell es zu danken, daß er 1806 schon als Major im Regiment Garde du Korps mitwirken konnte. Wiederum that er sich 1807 vor Königsberg hervor, wo er, als die königliche Familie bei dem Andringen zweier feindlicher Armeekorps in die höchste Gefahr kam, den Feinden mit nicht mehr als 800 Mann Kavallerie entgegengesandt wurde. Wirklich ließ sich der Marschall Ney von ihm täuschen und schloß dann, in der Meinung, daß er der Avantgarde eines ganzen preußischen Korps gegenüberstehe, mit Borstell einen Waffenstillstand ab. Nach dem Tilsiter Frieden nahm dann Borstell an der neuen Organisation des Heeres teil; er war Generalmajor, als der Krieg von 1813 ausbrach.

Glänzen jene drei in den glorreichen Kämpfen auf den sandigen Ebenen der Mark, so hat Emil Friedrich Graf Kleist von Nollendorf seinen schönsten Lorbeerkranz auf den Höhen des Erzgebirges und in den böhmischen Thälern gepflückt. Zu Berlin 1762 geboren, zeichnete auch er sich schon in den Rheinfeldzügen aus und befand sich bereits 1806 als Generaladjutant in der unmittelbaren Umgebung des Königs. Der unglückliche Feldzug von 1806 und 1807, den er als Oberst mitmachte, gab ihm in seiner bescheidenen Stellung keine Gelegenheit, sein überlegenes militärisches Talent den preußischen Oberbefehlshabern gegenüber zur Geltung zu bringen. Nach dem Frieden von Tilsit nahm er, durch Überanstrengung in seinem Berufe und durch den Schmerz über das Unglück des Vaterlandes in seiner Gesundheit erschüttert, auf unbestimmte Zeit seinen Abschied, trat aber bereits 1808 in den aktiven Dienst wieder ein und lebte nun als Generalmajor und Chef der niederschlesischen Brigade in Frankfurt a. d. Oder, bis ihm nach Chazots Abgang die Kommandantur von Berlin übertragen ward. Der Beginn des Freiheitskrieges rief ihn von neuem ins Feld, und schon an den ersten Kämpfen desselben, namentlich bei Bautzen, nahm er mit hoher Auszeichnung teil. Graf Kleist war ein kenntnisreicher und umsichtiger Offizier, mutig und standhaft in Gefahren, ein von Grund aus ehrenwerter Charakter, von unerschütterlicher Ruhe, die sich schon in seiner äußeren Erscheinung im Augenblicke der Entscheidung kund that.

Sie alle aber, die Helden einer schweren Zeit, erwärmte und erhob wunderbar jene gläubige Zuversicht, welche sie nach aufwärts blicken und sprechen ließ:

Mit Gott das Schwert zur Hand!
Mit Gott hineingefallen!
Laßt laut die Losung schallen:
Gott! Freiheit! Vaterland!



Denkmal von Dennewitz.



# Der Marschall Vorwärts an der Katzbach.

Napoleon gegen Blücher. Rückkehr nach Dresden. Blücher gegen Macdonald. Zustand der schlesischen Landwehr. Schlacht an der Katzbach. York und sein Korps während des Angriffs. Blücher an der Spitze seiner Truppen. Flucht der Franzosen über Neiße und Katzbach. Glänzender Sieg.



Der Regen rauscht. Wild brausen Wogen;
Die Katzbach schäumt und brüllt.
Ein Leichentuch hat grau umzogen
Das düstere Gefild.

Hervor durch Nebel, Sturm und Regen
Bricht jach das Heldenheer.
Hei! welch ein Guß von Kolbenschlägen,
Und Klang von Schwert und Speer!

„Hinab! hinab zu Fuß, zu Pferde!
Im Wasser kühlt den Mut!“ —
So stürzen sie die ganze Herde
Hinunter in die Flut.

Chr. Niemeyer.

Während auf dem Boden der Mark so mannhaft und glücklich, weniger erfolgreich dagegen bald nachher von der Hauptarmee um Dresden gestritten wurde, erwarb sich der Hauptheld der Befreiungskriege, der greise Blücher, zwei seiner Ehrennamen: „Marschall Vorwärts“, unter welchem ihn Soldat und Volk kannte, und „Fürst Blücher von Wahlstadt“, jenen Titel, welchen ihm sein König zum Gedächtnis des glänzenden, am 26. August erfochtenen Sieges an der Katzbach verlieh.

Gleich nach Wiederausbruch der Feindseligkeiten war Blücher gegen die Elbe vorgedrungen. Die Marschälle Ney und Macdonald, welche gegen ihn in Schlesien standen, wurden von ihm bis über die Katzbach, den Bober und Queis zurückgedrängt. Napoleon schäumte vor Zorn: er beschloß, den „versoffenen Husaren" zu züchtigen, und eilte selbst mit einer weit überlegenen Macht nach Schlesien. Allein Blücher wich dem Schlage aus und zog sich, hartnäckigen Widerstand leistend, Schritt für Schritt zurück; fast täglich galt es, ernste Gefechte zu bestehen. So waren die Preußen bereits bis Jauer zurückgegangen, als Blücher merkte, daß der Eifer der Franzosen bei der Verfolgung merklich nachließ, und daraus schloß, daß Napoleon mit den herangeführten Truppen wieder abgezogen sei.

In der That war Napoleon in Löwenberg umgekehrt und hatte den einen Teil seiner Truppen in Eilmärschen nach Dresden gesandt, wo just um dieselbe Zeit seine Stellung von der böhmischen Hauptarmee bedroht und angegriffen ward. Einen zweiten Teil seiner Streitkräfte ließ er zu dem Korps stoßen, welches unter Ney von der Elbe aus den, wie wir bereits wissen, verunglückten Vorstoß gegen Berlin machen sollte; den Rest von ungefähr 80 000 Mann stellte er unter den Oberbefehl des Marschalls Macdonald. Dieser bewährte Heerführer sollte den „ungebärdigen Husaren" in Schach halten, der auf die Kunde von Napoleons Rückmarsch alsbald beschloß, den bisherigen Rückzug nicht nur nicht fortzusetzen, sondern angriffsweise gegen den französischen Marschall vorzugehen.

Blücher hatte indessen einen schwierigen Stand. Seine Bewegungen sollten von denen des Hauptheeres abhängig sein, er selbst in allen Fällen demselben gewissermaßen als Notnagel dienen. Zum Glück hatte er jenes Zugeständnis des Oberbefehlshabers, bei ganz sicherer Aussicht auf Erfolg auch einmal auf eigne Hand in eine Feldschlacht sich einlassen zu dürfen, und „der Alte" war deshalb fest entschlossen, bei der ersten Gelegenheit den Feind zu fassen und zu schlagen. Derselben Meinung war auch Gneisenau, der an Scharnhorsts Stelle getreten war und fortan die Seele des Blücherschen Generalstabes bildete.

Mancherlei Schwierigkeiten bereiteten Blücher dagegen seine drei Unterfeldherren. Denn diese — auch York nicht ausgenommen — erwarteten nichts Gutes von Blüchers Kampfbegier und Gneisenaus Kühnheit, und führten daher seine Befehle nicht selten nur mit Widerwillen und Zögern, ja oft gar nicht aus.

Dazu kam, daß schon in der ersten Woche unaufhörliche Vor- und Rückmärsche bei Tag und Nacht, ohne daß eine Schlacht geliefert worden wäre, die Truppen mutlos, zum Teil selbst kampfunfähig gemacht hatten.

Blücher hielt es daher an der Zeit, daß der gesunkene Mut seiner Truppen durch ein kühnes, und, wie er sicher hoffte, von glücklichem Erfolge gekröntes Wagnis gehoben werde. Denn die Beschwerden, mit denen die schlesische Armee unausgesetzt zu kämpfen hatte, überschritten fast jedes zu ertragende Maß. In der erbärmlichsten Ausrüstung marschierten diese zumeist wenig geübten Soldaten nun schon tagelang im Unwetter und übernachteten, in Schmutz begraben, unter freiem Himmel; gar oft fehlte es selbst an Brot, da die Proviantwagen in den aufgeweichten Straßen stecken blieben.

Allerdings bestand, wie oben bereits erwähnt wurde, die schlesische Armee zum Teil aus den besten und erprobtesten Kräften des ganzen Heeres; aber den

verhältnismäßig wenigen Regimentern kriegsgewohnter und geübter Kerntruppen stand eine weit überwiegende Anzahl von Landwehrbataillonen zur Seite, die zumeist noch niemals im Feuer gewesen waren. Nun hatten sich freilich solche Landwehrbataillone auf andern Kriegsschauplätzen bereits bestens bewährt und die Erwartungen, die man von ihrer Leistungsfähigkeit gehegt hatte, weit übertroffen; immerhin aber gab der Zustand gerade der schlesischen Landwehr, welche Blücher befehligte, zu vielfachen Klagen und Befürchtungen Anlaß. Ihre Ausrüstung war ebenso übereilt als ungenügend vor sich gegangen. Für sie waren 20000 österreichische Gewehre angekauft worden, aber es fand sich, daß man in diese die Zündlöcher zu bohren vergessen hatte; so mußten denn die zwei ersten Glieder dieser Bataillone vorerst mit Piken aufmarschieren. Die Bekleidung war nicht minder mangelhaft. Als Schutz gegen Wind und Wetter besaßen die armen Leute nur einen kurzen Tuchrock, der bei Regen stark einlief; als Kopfbedeckung dienten leichte Mützen, die nicht einmal den Regen abhielten und natürlich im Kampfe gegen Säbelhiebe und dergl. noch viel weniger Schutz gewährten; die leinenen Beinkleider schützten ebensowenig gegen Kälte als gegen Nachtfröste; Mäntel und Tornister fehlten gänzlich, und die statt der letzteren gelieferten Quersäcke trugen wahrlich nicht zur Zierde des Soldaten bei. Das erbärmliche Schuhwerk blieb während der starken Märsche größtenteils im Kote stecken.

Die schon vorausgegangene Erhöhung der preußischen Feldarmee von 42000 auf 128000 Mann und die Aufstellung von mindestens 20000 Freiwilligen, dazu noch die Verpflegung der verbündeten russischen, wie zuvor schon der feindlichen Heere, endlich alle die sonstigen unermeßlichen Kriegsleistungen hatten in der That die Kräfte des ohnehin so sehr in seinem Wohlstande zurückgekommenen Landes in einem solchen Grade erschöpft, daß von Erhebung weiterer Ansprüche an dasselbe kaum noch die Rede sein konnte. Vorzugsweise aus Schlesien hatten sich jedoch viele Freiwillige gestellt; wer aber irgend Anspruch auf bessere Bildung machen durfte, war in die Feldregimenter eingetreten, bevor noch die Landwehren gebildet worden. So fand es sich, daß man bei vier Landwehrkompanien nicht einen Feldwebel hatte, der schreiben konnte; ebenso zeigte sich an erfahrenen Offizieren empfindlicher Mangel. Die Leute waren allerdings willig und gelehrig; indessen meist aus den ärmeren Gegenden der Provinz, aus den Weber- und Fabrikdistrikten gebürtig, standen sie an körperlicher Kraft dem jungen Volke aus den ackerbautreibenden Provinzen weit nach. Kurz, Blücher befehligte die schlechtesten Landwehren des ganzen Landes. Und dennoch — was leisteten diese braven Menschen mit zerrissenen Kleidern, aber ganzem, vollem Herzen bei Verteidigung ihrer heimatlichen Provinz und später noch bei Wartenburg, Möckern und an andern Orten!

Nur verdrossen und widerwillig waren sie bisher zurückgewichen; mit Jubel vernahmen sie daher, daß es jetzt wieder vorwärts gehen solle. Infolge des seit mehreren Tagen anhaltenden Regens waren jedoch die Wege durchweicht und so kotig, daß selbst den besser ausgerüsteten Leuten die Schuhe stecken blieben. Mühsam, unter Peitschenhieben, schleppten die Pferde Kanonen und Wagen hügelauf und hügelab, mühsam arbeitete sich die Reiterei durch den Lehmboden; aber die wieder auflebende Begeisterung ließ die Soldaten alle Schwierigkeiten überwinden.

York war schon um 5 Uhr in der Frühe des 26. August von Jauer aufgebrochen und hatte, die wütende Neiße entlang marschierend, obschon der Regen sich in Strömen ergoß, doch sein Korps auf der Hochebene vereinigt, die mit steilem Rande nach der Neiße abfällt, welche sich dort in die Katzbach ergießt. Hier wollte Blücher seinen Gegner Macdonald in die Enge treiben. Letzterer, über die Stellung des Feindes getäuscht und denselben wohl gar noch auf dem Rückzuge vermutend, hielt, gleich seinem Kollegen Reynier, in dem furchtbaren Unwetter einen bevorstehenden Kampf nicht für glaubhaft. Wie jener, so sollte auch er bald die Bedeutung seines Irrtums inne werden.

Blücher, wie gesagt zum Äußersten entschlossen, hatte Vorkehrungen getroffen, mit den preußischen Truppen die Franzosen von vorn anzugreifen; Sacken sollte ihnen mit seinen Russen seitwärts zu Leibe gehen.

Das Unwetter dauerte fort. Vergebens versuchten Yorks Truppen Feuer anzuzünden, um sich ihr Mittagsbrot zu kochen, wie es Blücher angeordnet hatte, und doch sollten sie um 2 Uhr schlagfertig sein. Mittlerweile waren die Vortruppen über die Neiße und die nahe Katzbach gegangen, die beide im Sommer leicht zu durchwaten sind, und hatten jenseit der letzteren große Haufen von französischen Reitern und Fußvolk angetroffen, von denen sie heftig angegriffen wurden. Noch hitziger ging es an den Orten zu, wo sich die Preußen unterdessen festgesetzt hatten; vergeblich überschütteten die Franzosen die Dörfer mit Granaten und Kartätschen; vergeblich sprengten mehrere Reiterregimenter gegen die Verteidiger jener Ortschaften an: die tapferen Leute ließen die Feinde bis auf fünfzig Schritt herankommen und streckten dann ihrer viele um so sicherer zu Boden. Massen von Menschen und Pferden wälzten in wirrem Knäuel sich am Boden. Doch nun rückten gewaltige Heeresmassen, wohl 40000 Mann, zum Sturme vor. Wiewohl durch den Anprall erschüttert, wichen dennoch die Preußen nur Schritt für Schritt über die Katzbach, dann über die nahe Neiße zurück; hierauf zogen sie sich die Hohlwege nach der Hochebene hinauf, wo ihr alter Feldherr dem heftig nachdrängenden Feinde einen schlimmen Empfang zugedacht hatte. Die Franzosen hatten unterdessen in ihrem Verfolgungseifer etwas nachgelassen; denn von hundert zu hundert Schritt zeigte das zurückweichende Fußvolk dem Gegner die Stirn und benutzte jede geeignete Örtlichkeit, dem Feinde neue Hindernisse zu bereiten. So langte es nach mehrstündigem Kämpfen bei Brechtelshof an, wo es unterdessen gelungen war, die von andrer Seite her angerückten Kolonnen in eine vorteilhafte Stellung zu bringen.

Blücher hatte inzwischen auch an York den Befehl gesandt, das Vorrücken des Feindes geschehen und so viel Feinde herankommen zu lassen, als er glaube schlagen zu können. York befand sich jedoch in übelster Laune und fuhr den meldenden Adjutanten an: „Reiten Sie doch hin und zählen Sie, wie viel das sein können: ich kann bei dem miserablen Wetter meine eignen Finger nicht zählen.“ — Etwa um 2 Uhr nachmittags, unter strömendem Regen, welcher kaum hundert Schritt weit zu sehen erlaubte, rückten die preußischen Kolonnen vor. Unsägliche Anstrengung kostete es den Artilleristen, die Kanonen vor die Front zu bringen, um den vordringenden Feind nachdrücklich zu beschießen. Auch für die Reiterei war es kein geringes Stück, dem Fußvolke voranzustürmen; freilich erging’s dem

französischen Fußvolk auch nicht besser; ihm zogen gleichfalls große Reitermassen voran, welche jedoch trotz aller Hindernisse durch die Schluchten und Hohlwege eilig emporstürmten, um sich oben auf der Hochebene freier bewegen zu können.

Blücher und Gneisenau waren unterdessen vorgeritten, um, soweit das Wetter es möglich machte, den Gang der Dinge zu übersehen.



Der Marschall Vorwärts.

Jetzt begann die eigentliche Schlacht. An 100 Kanonen donnerten gegen die Franzosen, dunkelrot beleuchteten ihre Blitze den grauen Flor des Nebels, welcher den Horizont umdüsterte. Durch das eintönige Rauschen des nieder=gießenden Regens klangen helle Trompetensignale, dumpfer Trommelwirbel und halb verwehte Kommandorufe. Blücher, von Regiment zu Regiment reitend, befeuerte jedes derselben mit kurzer, kräftiger Anrede und verhieß gewissen Sieg.

Als genug Franzosen die Abhänge heraufgeklommen waren, befahl er, ohne weiteres dem Feinde mit dem Bajonett auf den Leib zu gehen. „Vorwärts, Kinder! Jetzt sind genug Franzosen herüber! Vorwärts!“ so schloß er seine Rede. Ein lautes Hurra! war die Antwort, und die Bataillone rückten vor, trotz des Regens, durch den man des Feindes lange Linien nur undeutlich bemerken konnte.

York kam zuerst an den Feind und stieß auf drei Bataillone im Viereck mit vier Geschützen vor denselben. Da durchzuckte alle heiße Kampflust; sie fühlten keine Müdigkeit, keinen Regen, keinen Frost mehr, nun sie dicht vor dem Feinde standen. Jubelnd stürmte ein Brandenburger Bataillon durch den Kartätschenhagel hindurch und stürzte sich unter Hurraruf mit gefälltem Gewehre auf die feindlichen Reihen. Diese standen wie eingemauert, kein Schuß fiel: aber einen starren Wall von Bajonetten streckten sie den Angreifern entgegen. Bis auf zwei Schritt waren diese herangestürmt, dann hielten sie einen Augenblick, man sah einander Auge in Auge. Plötzlich rief ein Offizier: „Kinder, nehmt die Kolben! Drauf! drauf!“ und im Nu waren die Gewehre umgekehrt.

Jetzt treibt er mit der Eisenfaust
Die Feinde zu der Katzbach Ufern —
Hei, wie die Flut entgegenbraust
Den fluchtgehetzten „Kiwi“-Rufern!
Und weil dort vom Himmel das Gewässer
Das Pulver hat verdorben, faßt
Der Pommer das Gewehr, wie's paßt,
Beim Lauf — schlägt mit dem Kolben zu.
Und Blücher ruft: „Was machst denn du?“
„Herr General, so fluscht et besser!“

Das grauenhafte Handgemenge mit Kolben und Bajonett dauerte nur wenige Minuten, dann ist die Blutarbeit gethan. Die umzingelten Vierecke bilden nur noch einen wirren Haufen ächzender, zu Boden geschlagener Menschen. Und „Hurra! Hurra!“ schallt es weiter rechts und links, denn immer neue Bataillone stürzen sich auf den Feind; Landwehr und Linie dringen unaufhaltsam vor. Das war ein Würgen und Stöhnen. Der Kanonendonner diente den Sterbenden als Grabgeläute. Die Bunzlauer Wehrmänner brechen mit gefälltem Bajonett gegen die heransprengenden berittenen Jäger vor und treiben dieselben in die Flucht.

Keiner dachte jetzt an den Tod, sondern nur an den Sieg, den Vater Blücher verheißen. Mit hochgeschwungenen Säbeln und Piken jagten die westpreußischen und litauischen Dragoner durch den aufspritzenden Kot auf die feindlichen Geschütze los, hieben deren Bedienung nieder und drangen tiefer, immer tiefer in die feindlichen Linien ein, Schwadronen und Vierecke niederreitend. So wenig vermögen sie ihr Ungestüm zu mäßigen, daß sie zuletzt gänzlich aus Reih' und Glied kommen, und da unterdessen Massen von Fußvolk und Kavallerie die Hohlwege heraufgekommen waren, so mußten die kühnen Reiter schließlich freilich zurückweichen. Ihnen folgten kampfbereit wieder neue französische Scharen. Sich wütend auf das preußische Fußvolk und Geschütz werfend, drohen sie die errungenen Vorteile in Nachteil zu verwandeln.

Kaum bemerkt Blücher die Bedrängnis der tapferen Reiter, so sammelt er rasch einige Schwadronen, stellt sich an ihre Spitze und ruft sein „Vorwärts!“

„Vorwärts! Hurra!“ lautet die Antwort aus Hunderten von Kehlen. Und vorwärts geht es! „Eingehauen!“ heißt's nach wenigen Minuten, und im Nu ist der Feind zurückgeworfen. Doch dieser sammelt und verstärkt sich durch frische Scharen, macht kehrt und treibt nunmehr die Preußen zurück hinter das Fußvolk. Aber auch jetzt sind glücklicherweise 20 Schwadronen Landwehrreiter, Husaren und Ulanen, bei der Hand. An ihre Spitze stellt sich wiederum „der Alte“ selbst. Unter lautem Schlachtruf geht es von neuem auf den Feind los, der zugleich von Sackens Husaren und Kosaken im Rücken und in der Seite angegriffen wird. Dem ungestümen Angriffe wich der Feind; in Unordnung ging's die Schluchten hinab, wobei seine Reiterei die eigne Infanterie in Verwirrung brachte, die Wege sperrte und ringsum Schrecken unter den eignen Leuten verbreitete.



Blücher stellt sich wieder an die Spitze.

An 8000 Reiter hatten sich auf dem weichen Boden herumgetummelt und bekämpft; gestürzte Pferde und Menschen, umgeworfene Kanonen und zerschlagene Pulverwagen bedeckten denselben. Hier wälzt sich ein Roß in Todesschmerzen, dort stöhnt ein Reiter, mit gespaltenem Haupte am Boden liegend, oder sucht ein Verwundeter aus dem Getümmel heraus sich zu retten.

In dichten Massen werfen sich nun die allseitig vorrückenden Preußen auf das immer eiliger zurückweichende französische Fußvolk und schlagen nieder, was noch zu widerstehen wagt. Unter Schreien und Fluchen der Pferdelenker poltern Haubitzen, Kanonen und Wagen in wilder Hast durch die Hohlwege und Schluchten hinab. Ihnen folgen Schwadronen, Fußvolk und Pulverkarren. Mit jeder Minute wird die Unordnung größer, denn von den Höhen herab sausen preußische

Kanonenkugeln und Kartätschen in die wirren Massen. Hier stürzt eine Kanone, dort sperrt ein Wagen den Marsch; schreiend sucht die Infanterie sich den Weg zu bahnen, während die Reiter bestürzt von den nutzlos gewordenen Pferden springen, so daß ein grauenvolles Durcheinander von Leichen, zerquetschten Menschen und Tieren, umgestürzten Wagen und aufgelösten Soldatenhaufen die Schluchten füllt.

Diejenigen, welche endlich glücklich bis zur Neiße gelangten, fanden den Fluß, der noch am Vormittag zu passieren gewesen war, durch den fortdauernden Regen hoch angeschwollen, versuchten ihn zu durchwaten oder zu durchschwimmen, wurden aber von den wildrauschenden Fluten fortgerissen und sanken unter. Andre drängten in dichten Scharen mit solcher Eile über die Brücke, daß viele in den Fluß hinabgestoßen wurden.

Ein herrlicher Sieg war erkämpft, und er kostete den Preußen und Russen nur 2500 Mann. Unter strömendem Regen wollten sich die ermüdeten Streiter jetzt niederlegen, aber Unwetter und Ermattung brachten sie um die wohlverdiente Erholung. Nach den furchtbaren Anstrengungen machte die Natur zuletzt ihre Rechte doch geltend. Die Leute sollten freilich gleich wieder vorwärts, den flüchtigen Franzosen auf dem Fuße folgen; aber es ging nicht, die todmüden Landwehrleute verlangten nach Ruhe, und als man ihnen solche nicht verstattete, da liefen sie auseinander. So schmolzen die Bataillone fast auf die Hälfte zusammen. Aber entschieden drang Blücher darauf, dem Feinde keinerlei Rast zu gestatten. Er wußte recht wohl, daß man den Sieg auch benutzen müsse, wollte man große Erfolge erringen. Schon nachts 2 Uhr sollte York über die Katzbach gehen, welche unterdes zum Strome geworden war. Doch wagte dieser nicht, in der Dunkelheit den hoch angeschwollenen Fluß zu überschreiten. Weitere zwei Tage noch hielt der Regen an und erschwerte Freund und Feind das Fortkommen.

York konnte erst am Nachmittag des folgenden Tages, und zwar unter ganz außerordentlichen Schwierigkeiten, den Übergang über die Neiße bewerkstelligen. Daher war es nicht möglich, den Feind so zu verfolgen, wie der ungestüme Blücher es wünschte. Doch machte man reiche Beute; die Franzosen, deren viele vor Erschöpfung gleichfalls nicht weiter konnten, wurden zu Tausenden gefangen genommen; Geschütze, Wagen, ja selbst ihre Kassen hatten sie im Kot stecken lassen; überall trafen die Verfolger auf Spuren der Verwirrung und Mutlosigkeit, die infolge ihrer Niederlage unter den Feinden Platz gegriffen hatte.

Die Niederlage an der Katzbach kostete den Franzosen 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, 18000 Gefangene, 12000 Tote und Verwundete. Die Truppen Macdonalds flohen in völliger Auflösung der großen Dresdener Straße zu. Napoleon, der inzwischen durch sein energisches persönliches Eingreifen dem Hauptheere der Verbündeten bei Dresden eine schwere Niederlage beigebracht hatte, eilte selbst von Dresden aus herbei. Was er sah, erregte seinen Unmut in hohem Grade. Schon bei Bautzen strömten ihm haufenweise Unbewaffnete in buntem Gemisch, mit bleichem Antlitz entgegen. Mit Mühe verbiß er seinen Ärger. Auf der Heerstraße konnte Napoleon noch die Spuren der Verwüstung bemerken, die ein starker, von den Kosaken am Tage vorher in die Luft gesprengter Munitionstransport hervorgebracht hatte. Die Truppen wurden indessen gleich an der Straße wieder geordnet; jetzt kamen ihnen Wagen mit Kisten entgegengefahren.

Man glaubte, sie wären mit Zwieback gefüllt, aber anstatt der Speise wurden den Hungrigen neue Waffen gereicht. — —

In stummes Nachdenken versunken, begab sich Napoleon von Bautzen hinweg und ritt mit dem Marschall Macdonald nach einem Pfarrhause, wo er, ohne Ruhe finden zu können, übernachtete. Dann kehrte er, von der Unmöglichkeit überzeugt, mit seinen entmutigten Truppen die erlittene Scharte auszuwetzen, nach Dresden zurück. Die Kunde davon veranlaßte Blücher, der sich auf die Nachricht von dem herben Mißgeschick der Hauptarmee hinter die Neiße zurückgezogen hatte, von neuem vorzudringen. Und als er nun bald darauf erfuhr, daß die Franzosen bei Kulm gänzlich geschlagen seien, daß dem erneuten Vormarsch der Hauptarmee nichts im Wege stehe, setzte er sich, der erhaltenen Weisung gemäß, mit seinem ganzen Heere gegen die Saale zu in Bewegung, um den Ring schließen zu helfen, der sich Verderben drohend immer enger und enger um Napoleon zog.



Schlacht an der Katzbach. Flucht der Franzosen.

Der 26. August gehört zu den unvergeßlichen Ehrentagen aus der Zeit der Befreiungskämpfe: die Schlacht an der Katzbach war ja, wenngleich wir sie erst etwas spät an dieser Stelle erzählen, nächst jener bei Großbeeren der erste große Sieg, welchen die Heere der Verbündeten davontrugen. Im ganzen Volke stieg seitdem das Vertrauen zur gerechten Sache, in der Armee das Gefühl wiedergekehrter Kraft. Die Truppen blieben trotz allen Regens, Frierens und Hungerns in freudiger Siegesstimmung. Vom Schlachttage an der Katzbach rührte der Zauber her, der alle an Blücher fesselte. Ja, unter den Kosaken entstand die Sage, der „alte Husar“ sei gar nicht in Mecklenburg, sondern am russischen Fluß Don geboren, also selbst ein Kosak, und nur durch besondere Schicksale in seiner Jugend nach Preußen gekommen. Die älteren russischen Soldaten nannten ihn den „kleinen Suworow“. Von ihnen ging auch später sein schönster Ehrenname „Marschall Vorwärts“ aus.

Wie die Nachricht vom Siege an der Katzbach Bülows tapfere Streiter zu jenem zweiten Triumphe, welchen sie kaum 14 Tage später bei Dennewitz davontrugen, begeisterte, haben wir bereits erzählt.

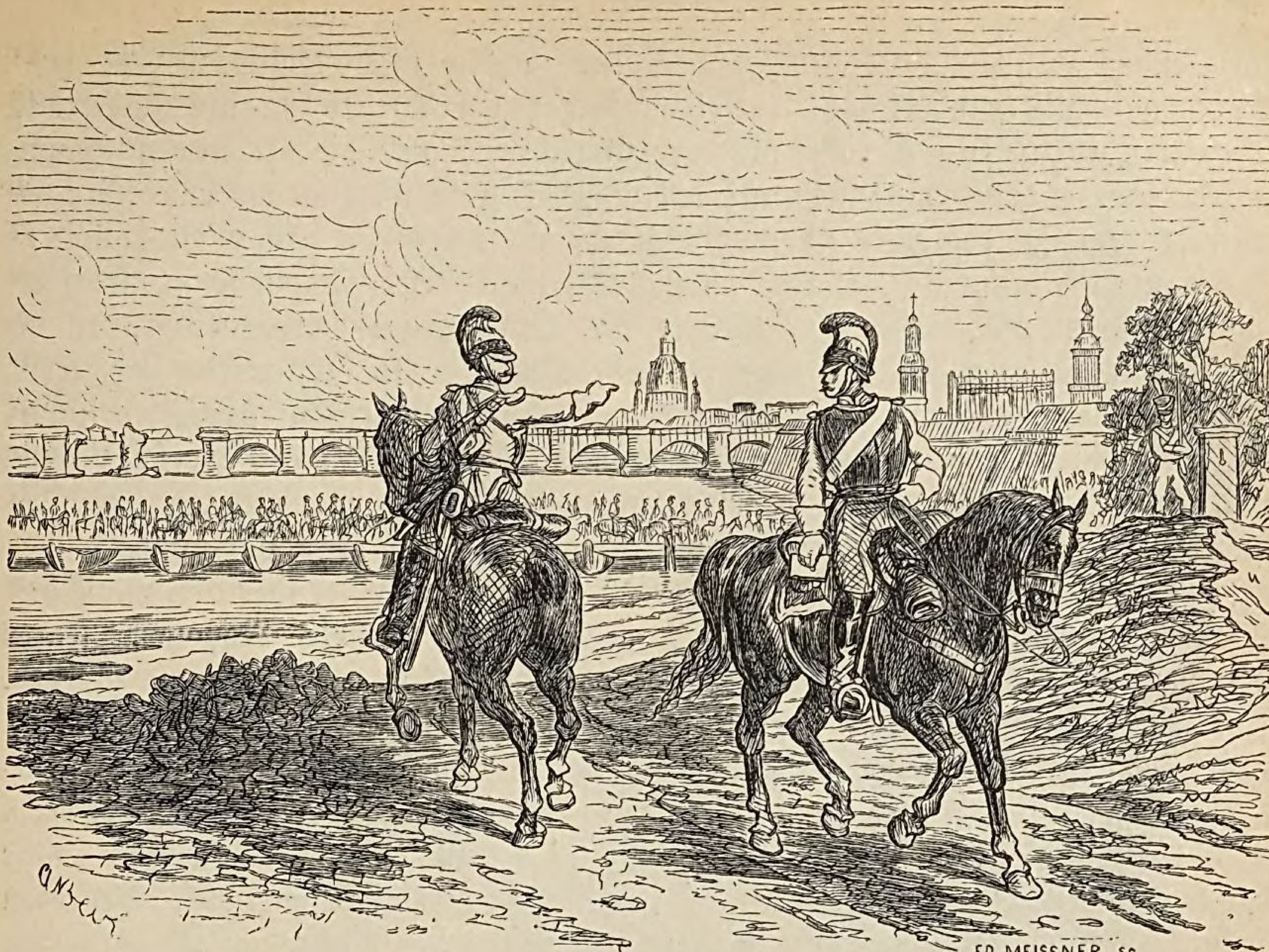
Schon auf seinem Marsche nach Schlesien hatte Napoleon die Kunde von bedenklichen Bewegungen des Hauptheeres der Verbündeten erreicht. Der Kaiser schwankte; zwei Möglichkeiten standen ihm offen. Anfänglich beabsichtigte er, über Pirna die Grenze von Böhmen und die Rückzugslinie der Verbündeten zu gewinnen und dann in einer Schlacht den Feind zu vernichten. Doch entweder fehlte ihm zur Ausführung dieses kühnen Gedankens der rücksichtslose Mut seiner Jugend, oder die eingehenden Nachrichten von dem drohenden Falle Dresdens veranlaßten ihn, den gefaßten Plan aufzugeben. Um so mehr beeilte er sich nun, seinem bedrohten Hauptquartier die so nötige Hilfe zu bringen.

Werfen wir jetzt unsre Blicke auf das Kriegstheater, auf welchem die Hauptarmee operierte, und wo, wie bereits angedeutet, ein schwerwiegender Mißerfolg die auf den andern Kriegsschauplätzen errungenen Erfolge zu gefährden drohte.

Die Trommel ruft, es lockt des Jägers Horn! —
In eure Kraft gießt euren ganzen Zorn,
Steh' jeder seinen Mann! Thut eure Pflicht!
Vorwärts — weiter! — Ein Rückwärts gibt es nicht!



An der Katzbach.




Übergang über die Elbe bei Dresden 1813. (Sächsische Reiterei.)

# Dresden und Kulm.

Die Schlachttage am 26. und 27. August. Moreaus Tod. Rückzug der Alliierten. Vandamme versperrt den Verbündeten die große Straße nach Böhmen. Ostermanns und Prinz Eugens tapferer Widerstand. Kleist bei Nollendorf. Glänzender Sieg.

Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt düster durch die Nacht —
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Erklingen wie Triumphgesang: —
Lebt wohl, ihr gefallenen Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Als Napoleon sich von Dresden aus mit seiner Hauptmacht gegen Blücher nach Schlesien gewandt hatte, glaubte man im Hauptquartier der Verbündeten diese günstige Gelegenheit benutzen zu müssen, um sich der schönen Elbstadt, des Mittelpunktes von Napoleons Stellung, zu bemächtigen und, wenn dies gelungen, die Verbindungslinien des Feindes am linken Elbufer zu durchschneiden.

Allerdings war Dresden während des Waffenstillstandes auf der zunächst gefährdeten Seite von den Franzosen stark verschanzt worden, und die Lage und die Verteidigungsmittel der Stadt waren derart, daß selbst eine verhältnismäßig schwache Besatzung hinreichend erschien, ihre Wegnahme durch einen feindlichen Handstreich zu verhindern. Nichtsdestoweniger hielt man sich im Hauptquartier der Verbündeten in anbetracht der gewaltigen, zur Verfügung stehenden Streitkräfte überzeugt, daß einem Versuche, der sächsischen Hauptstadt mit

stürmender Hand sich zu bemächtigen, der Erfolg nicht fehlen werde, denn Napoleon hatte zum Schutze derselben nur gegen 40000 Mann unter dem Marschall Gouvion Saint-Cyr zurückgelassen, und die verbündete Hauptarmee konnte daher mit mehr als dreifacher Übermacht zum Sturme schreiten, wenn es gelang, denselben zu unternehmen, ehe Napoleon seinem Marschall zu Hilfe zu eilen vermochte. Leider gelang das nicht. Die für ein so großes Heer ohnehin schon mühevolle Übersteigung des Erzgebirges, namentlich aber die Fortschaffung der zahlreichen Geschütze und Munitionskarren, wurde andauernd durch die heftigen Regengüsse, unter denen auch die schlesische Armee so schwer zu leiden hatte, noch ungemein erschwert; nur langsam und unter großer Mühsal und Anstrengung konnte die große Armee das Gebirge überschreiten und über Peterswalde, Seyda, Marienberg und Annaberg in Sachsen vordringen.

Während seines Rückmarsches sah er sich immer dringender von Marschall Saint-Cyr um Hilfe angegangen; infolgedessen mutete Napoleon seinen Truppen unerhörte Anstrengungen zu und ließ sie Tag und Nacht marschieren. Endlich sandte er den König von Neapel mit einigen Reiterregimentern voraus, um seine nahe bevorstehende Ankunft zu melden, die Besatzung mit neuer Zuversicht zu erfüllen und zur äußersten Anspannung aller Kräfte anzuspornen.

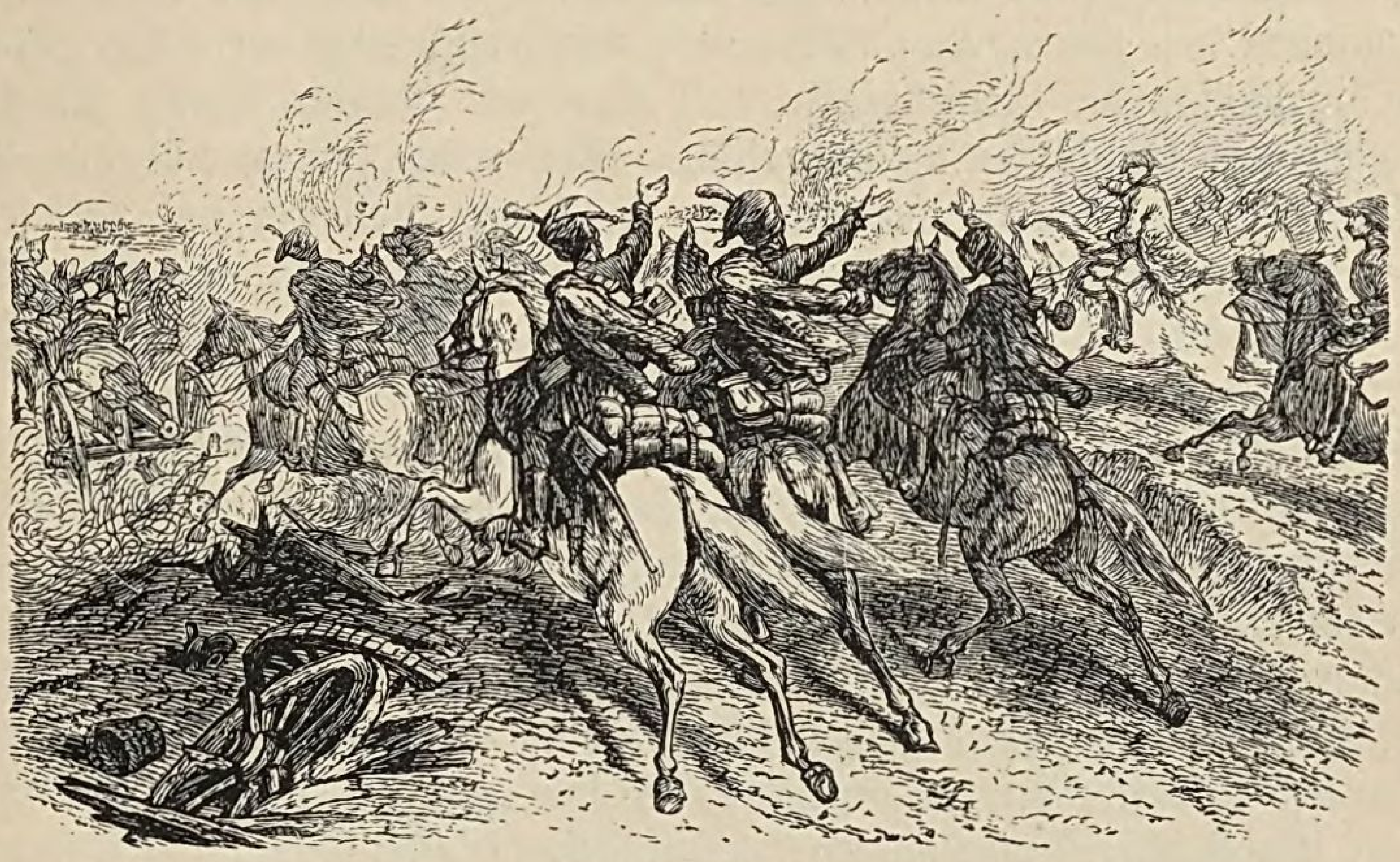
Gegen den zum Angriff auf Dresden entworfenen Plan hatten zwar einige der bewährtesten Heerführer im Hauptquartier der Verbündeten schwere Bedenken geäußert; er hatte indessen in allen seinen Teilen die Billigung des Generals Moreau, des Siegers von Hohenlinden, gefunden, der auf Einladung Kaiser Alexanders aus Amerika herbeigeeilt war, um diesem mit seinem militärischen Rate zur Seite zu stehen und dadurch auch an seinem Teile zum Sturze seines alten Widersachers Napoleon beizutragen, der ihn, den hochverdienten General, wegen seiner republikanischen Gesinnungen haßte und verbannt hatte.

Anfänglich ging alles nach Wunsch. Weit hinaus über die Stadt und das Elbthal tönte von den Türmen Dresdens die dritte Stunde des Nachmittags am 26. August: da donnerten in der Gegend von Nöthnitz, im Hauptquartier der Verbündeten, drei Signalschüsse, und gleich darauf zog drohend und mächtig eine unabsehbare schwarze Wolke, die preußische, österreichische und russische Armee, in sechs Angriffskolonnen, jeder von ihnen 50 Kanonen voran, von den Anhöhen herab gegen die zitternde Königsstadt. Die heranstürmenden furchtbaren Massen werfen alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellt, und dringen mit glühender, unwiderstehlicher Wut bis zu den Palissaden der Redouten. Alsbald sind sämtliche Reserven des Marschalls Gouvion Saint-Cyr im Gefechte. Der Angriff ist furchtbar, der Widerstand außerordentlich.

Von beiden Seiten ringt man mit Todesmut, weithin dampft und bebt die Erde. Der Kanonendonner wird bald so furchtbar, daß sich die ältesten Schlachtenkundigen eines gleichen nicht zu entsinnen vermögen. Unter dumpfem Trommelwirbel und donnerähnlichem Sturmgebrüll werfen sich ungarische Grenadiere mit gefälltem Bajonett auf die Redoute Moszinski, weiter rechts werden die französischen Batterien am Freiberger Schlage gestürmt. Heldenmütig werfen die Preußen vom Großen Garten her alles vor sich nieder — bereits kämpfen sie in den Gassen der Pirnaer Vorstadt. Mit Gekrach stürzt das Thor von Plauen ein; rings um die

Stadt arbeiten an den Palissaden die Äxte der Sappeure, zahllose Kugeln durchkreuzen die Luft, Schornsteine und Mauerwände stürzen donnernd in die Straßen, hier und da steigt die Feuersäule blutrot aus den friedlichen Wohnungen. Alles scheint verloren, der furchtbarste Schrecken verbreitet sich in der Stadt.

Die Bewohner irren verzweifelnd die Straßen auf und ab oder flüchten in die Keller, allerorten dringt der Sensenmann siegreich vor; der Kampf, die Verwirrung, das Geschrei von den Thoren her wird von Sekunde zu Sekunde betäubender, der Kanonendonner übertönt den wüsten Lärm. Der Boden, die Häuser zittern wie bei einem Erdbeben — es scheint die letzte Mauer des Widerstandes gebrochen, das Geschick der Stadt entschieden zu sein. Tausendstimmiges Siegesgeschrei erheben die durch die Palissaden hereingebrochenen Stürmenden.



Der Kaiser naht.

Schon aber ist der große Schlachtenlenker in Dresdens Mauern. Mit ihm, den man weit entfernt in Schlesien geglaubt und der nun so unerwartet wie ein Retter in der Not erscheint, kehrten Mut und Selbstvertrauen bei den Franzosen zurück. Die Nachricht von seiner Ankunft verbreitet sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt unter den Truppen bis zu den entferntesten Posten. Er aber hält auf dem Platz vor der katholischen Kirche, im kleinen Hütchen, auf seinem weißen Schlachtrosse.

Dem Kaiser folgend, ziehen die französischen Bataillone, die er zur Hilfe heranführt, in unabsehbaren Zügen über die Brücken. Von Minute zu Minute jagen Adjutanten herbei, den Kaiser vom Stande der Schlacht zu benachrichtigen. Ihre Berichte lauten immer bedenklicher. Doch Napoleon bleibt ruhig. Er läßt nur die Heranrückenden zur Eile mahnen. Umsonst nach Trunk und Labung lechzend, gänzlich erschöpft durch die starken Märsche, bei schlechter Verpflegung, werden jene Kindersoldaten (enfants soldats, wie die Franzosen sie nannten), die kaum dem Knabenalter entwachsenen Glieder der jungen Garde, durch die Stadt und auf das Schlachtfeld gejagt. Der Kaiser hat jetzt den anlangenden Divisionen ihre Stellung für den Ausfall angewiesen, seine Vorkehrungen sind getroffen. Ein Adjutant des Marschalls Saint-Cyr meldet, soeben sei das letzte Außenwerk genommen.

Der Kaiser selbst eilt nun aufs Schlachtfeld, und die Kriegsgöttin lächelt ihrem Günstling zu — als die Nacht hereinbricht, sind die Verbündeten in ihre erste Stellung zurückgedrängt. Um Mitternacht hofft Napoleon im Schlosse die nächtliche Ruhe zu gewinnen. Nachdem er seine Befehle für den morgenden Tag diktiert, tritt er ans Fenster. Es ist eine düstere Stunde; der Himmel überall mit Wolken schwarz verhangen. Der anfangs schwache Regen wird immer stärker; bald fließt er in Strömen hernieder. Von der Straße herauf tönt dumpfer Waffenlärm. Noch immer ziehen Massen französischer Kriegsvölker über die Brücke. Der Kaiser starrt mit umwölkter Stirn lange in das Dunkel hinaus.

In der Nacht ward seitens der Verbündeten der Rückzug nach Böhmen beschlossen; die französischen Heersäulen aber brachen, den Gegner zur Fortsetzung der Schlacht zwingend, schon am frühen Morgen zum Angriffe hervor und begannen den neuen Tag mit einem mörderischen Feuer. Der strömende Regen durchnäßte die Gewehre, so daß man mit blanker Waffe sich schlagen mußte, wo das Geschütz nicht ausreichte. Der rechte Flügel und das Mitteltreffen der Verbündeten behaupteten ihre Stellung, allein der linke Flügel ward durch einen Angriff des Königs Murat in Verwirrung gebracht und erschüttert. Mehrere Regimenter, die sich in Vierecke formiert hatten, wurden durch einen Reitersturm zersprengt und zum Teil gefangen.

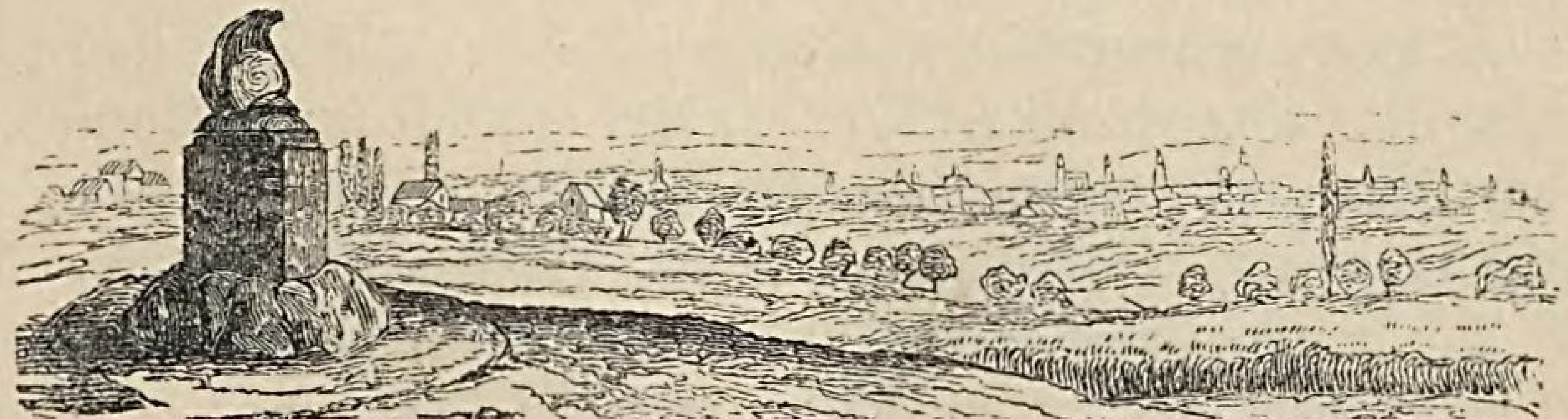
Hartnäckig wird von seiten der Verbündeten der Kampf fortgesetzt. Als aber von Ostermann die Nachricht eintrifft, Vandamme sei über die Elbe gegangen und bedrohe die Rückzugsstraße der Hauptarmee, hält Fürst Schwarzenberg auf freiem Felde um ein mit nassem Holze genährtes Feuer Kriegsrat; den Baldachin bilden die schwarzen Wolken des Himmels, der seit 13 Stunden unaufhörlich Regenbäche niedergießen läßt. König Friedrich Wilhelm, der Kronprinz und der Kaiser Alexander hatten Stühle, von denen sie keinen Gebrauch machten; ihre Fußbank war ein Brett, damit sie nicht im Schlamm stehen mußten. Der Rückzug, welcher jetzt unvermeidlich geworden, ward beschlossen; hatte man das verhältnismäßig schwach besetzte Dresden nicht im Sturme zu nehmen vermocht, so mußte nunmehr, wo die Besatzung den zum Sturme verfügbaren Kräften der Verbündeten annähernd gleich war, ein solcher Versuch vollkommen aussichtslos erscheinen, zumal nach der empfindlichen Niederlage, die man, wenigstens auf dem rechten Flügel, erlitten hatte. Auch eine regelmäßige Belagerung war unter den obwaltenden Umständen nicht durchzuführen, weil Krankheiten und Hunger gar bald unter den Truppen der Verbündeten eingerissen sein würden. Denn an eine genügende Zufuhr von Böhmen her über das Gebirge war bei den damaligen Wegen und Kommunikationsverhältnissen nicht zu denken.

Die Verluste während der beiden Kampftage um Dresden waren auf beiden Seiten sehr empfindlich. Die Franzosen zählten 12000 Mann an Toten und Verwundeten; die Verbündeten hatten noch stärker gelitten Ihr Verlust betrug mindestens 20000 Mann, darunter allerdings jene 10000 Österreicher, welche durch den erwähnten Angriff Murats abgeschnitten und gefangen genommen wurden. Außerdem verlor das verbündete Hauptheer 10 Kanonen und einige Fahnen. Unter den zahlreichen Opfern des letzten Tags befand sich auch Moreau. Er war den ganzen vergangenen Tag mit dem Kaiser von Rußland und dem

Könige von Preußen zu Pferde gewesen. Mitten im Feuer der Geschütze und während Bomben in seiner Nähe zersprangen, setzte er seine Beobachtungen eifrig fort. Noch abends 8 Uhr hatte er, um Kaiser Alexander I. genauen Bericht zu erstatten, unter einem Regen von Haubitzen und Kartätschen die Reihen der österreichischen Reiterei durcheilt. Am folgenden Tage befand er sich nach 1 Uhr des Nachmittags neben dem Kaiser, der bei einer österreichischen Batterie verweilte, auf welche die Franzosen ein starkes Feuer richteten. Er bat ihn, auf eine andre Anhöhe zu reiten, von wo die Schlacht besser zu übersehen war. „Glauben Sie meiner Erfahrung“, sagte er und ritt, das Pferd umlenkend, dem Kaiser voran. Kaum hatte dieser, ihm nachfolgend, einige Schritte gethan, als eine Kugel dem General den rechten Fuß zerschmetterte, das Pferd niederriß, und auch den linken Fuß des Generals schwer verletzte. Man beeilte sich, dem Verwundeten Hilfe zu leisten. Sobald derselbe zu sich gekommen war, sprach er: „Ich sterbe,... doch süß ist es, für eine gerechte Sache zu sterben!“ Ihm mußten beide Füße abgenommen werden. Er ertrug den Schmerz mit der Festigkeit eines alten Kriegers. Man brachte ihn hierauf nach Laun in Böhmen, wo er am 2. September mit Fassung verblich, nachdem er noch kurz vor seinem Ende mit sicherer Hand einige Zeilen an seine Gattin geschrieben hatte.

Frankreich sollte nicht mit Hilfe eines seiner Söhne besiegt werden! Moreau hatte sein herbes Schicksal schmerzlich empfunden. Als er einst über die gegenseitige Stellung der Armeen sich äußerte, sprach er: „Die Feinde können jene Bewegung machen“, doch plötzlich, indem sich seine Gesichtszüge veränderten, rief er bewegt aus: „Mein Gott! ich nenne sie Feinde, und unter ihnen befinden sich vielleicht 50000 Landsleute, in deren Reihen ich gefochten habe.“ Moreaus abgelöste Beine liegen unter dem Denkmale, das bei Räcknitz auf der Stelle, wo er fiel, errichtet worden ist. Es ist ein einfacher Granitblock mit einer kurzen Inschrift, oben mit eisernem Helm und Schwert geschmückt.

Der von den Österreichern gebildete linke Flügel war gesprengt. Abgesehen von den erlittenen schweren Einbußen war den Verbündeten die Möglichkeit eines sicheren Rückzugs durch das sächsische Erzgebirge abgeschnitten worden, denn Napoleon hatte sich durch Umgehung des linken Flügels der Verbündeten der Straße nach Freiberg bemächtigt und diese bequemere Rückzugslinie versperrt. Jene sahen sich daher hauptsächlich auf die Straße nach Teplitz und auf ebendahin führende Nebenwege angewiesen. Doch blieb es sehr zweifelhaft, ob Vandamme nicht auch die andre Hauptrückzugsstraße über Peterswalde schon besetzt halte und die Verbündeten sonach im Rücken oder in der Flanke bedrohe.



Moreaus Denkmal auf der Höhe von Räcknitz bei Dresden.

Die Gefahr der Umschließung und Gefangennahme der ganzen Armee mußte unter so bedenklichen Umständen für ebenso möglich als drohend erkannt werden.

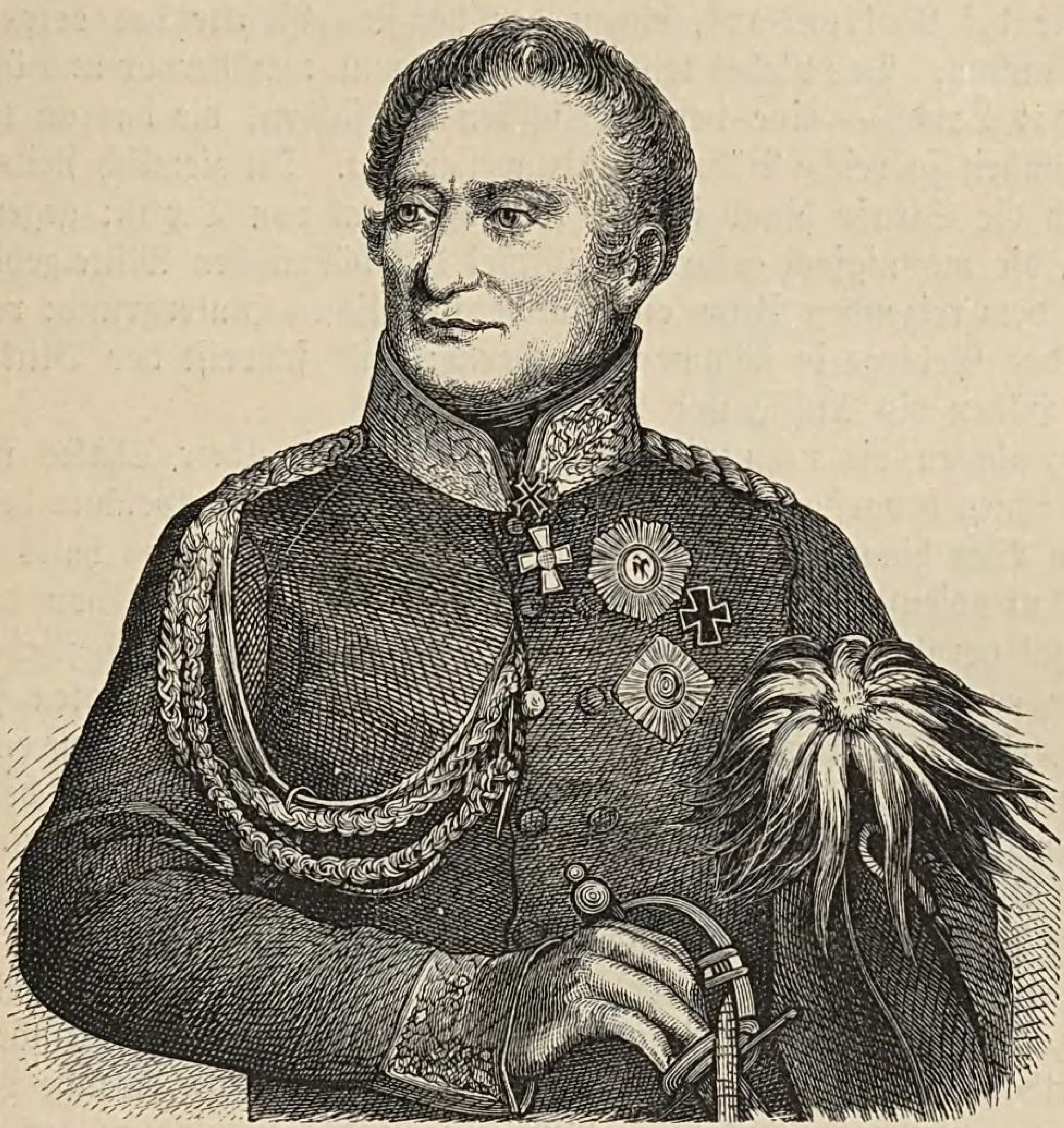
Der Rückzug der böhmischen Armee, am Nachmittag des 27. August begonnen, wurde während der Nacht fortgesetzt; aber welche Nacht war es! Der Regen goß in Strömen hernieder, der Sturmwind heulte; auf den ohnehin unwegsamen, von zahllosen Munitions- und Gepäckwagen und dem Geschütz verfahrenen Gebirgsschluchten kreuzten sich die Kolonnen; die Truppen kämpften mit Ermüdung, mit Hunger, mit der Nässe; ihre nicht selten unbedeckten Füße, vom steinigen Boden aufgerissen, bluteten. Es herrschte kaum zu beschreibende Not und Verwirrung. Nicht viel tröstlicherer Art waren freilich die Szenen und Auftritte, welche an diesem Abende das Innere Dresdens und das Schlachtfeld vor der Stadt den Blicken des teilnehmenden Beobachters darbot.

Alle Gassen waren zu Lagerplätzen geworden. Unter den Lindenreihen in der Neustadt brannten zahllose Wachtfeuer. Vor der Stadt lagen Haufen von Menschenleichen aus fast allen Ländern Europas, geplündert, nackt, unter toten Pferden oder im Schlamme, in Gräben und Schluchten! Habgierige Soldaten und gemeines Volk durchkrochen gespenstisch die entlegensten Winkel des unheimlichen Totenfeldes, und es graute ihnen nicht, einen blutigen Leichnam nach brauchbarem Zeuge, nach Geld und Uhr zu durchwühlen, während im Vordergrunde alt und jung umherstrich, Kugeln und Waffen einzusammeln. Vor und in den brennenden Dörfern aber versammelten sich die Landleute und starrten weinend in die Verwüstung ihrer Habe, ihrer Ernte.

Der Mann, der all dies Unheil angerichtet, war um 6 Uhr abends nach dem königlichen Schlosse zurückgeritten. Aus Ärmeln und Schößen seines Überrocks troff der Regen, und die Krempe seines Hutes hing ihm über den Nacken herab; doch aus seinen Mienen sprach hohe Befriedigung. „Ich denke eher in Böhmen zu sein als meine Gegner“, sagte er zum General von Gersdorf, fügte aber, wie in trüber Ahnung, hinzu: „Wie Sie sehen, bin ich sehr erfreut über das Ergebnis dieser Tage; wo ich nicht bin, geht es freilich schlecht. Was ich gegen Berlin gesendet, ist geschlagen, und ich fürchte für Macdonald; er ist brav, aber er ist nicht glücklich.“ — Der Leser weiß es bereits, daß an demselben Tage das von Napoleon Gefürchtete im vollsten Maße eingetreten war.

Ohne indessen von dem dort Geschehenen Kunde zu haben, rückte der Kaiser bereits am folgenden Tage mit seinen Garden nach Pirna. Plötzlich fühlt er einen heftigen Schauer, mehrfaches Erbrechen folgt, Bestürzung verbreitet sich unter seinem Gefolge. Doch hat der Krankheitsanfall keine weiteren Folgen. Napoleon steigt vom Pferde und setzt sich auf freiem Felde auf einen Stuhl, den man aus einer nahen Bauernhütte herbeigeholt hat. Die Divisionen der jungen Garde defilieren an ihm vorüber. Der Anblick erquickt ihn zusehends. Mehrere Landleute der Umgegend werden vor ihn gebracht. Er läßt sich von ihnen über die Ereignisse erzählen, die sich jüngst in der Umgegend zugetragen haben; er erfährt, daß Vandamme den Feind zurückgeworfen und die große Straße nach Prag besetzt habe. Endlich sagt er: „Pah, ich sehe keine Gefahr, man lasse die alte Garde nach Dresden zurückkehren, die junge Garde mag hier im Biwak bleiben!“ und dann läßt er seinen Wagen herankommen und kehrt nach Dresden zurück.

Wer vermochte zu ahnen, daß die falsche Sicherheit, in die sich der Kriegsmeister einwiegen ließ, dem Gegner die Mittel an die Hand geben würde, eines der besten französischen Armeekorps zu vernichten? Freilich waren auch Napoleons Truppen erschöpft, die Wege grundlos, der strömende Regen hinderlich; allein wo das geschlagene Heer sich Bahn brach, da mußten auch die Sieger folgen können. Da letztere es vorzogen, den Verbündeten nur einige Regimenter leichter Truppen nachzusenden, so konnten diese, im Rücken wenig belästigt, auf der beschwerlichen Straße nach Böhmen ohne besonderen Aufenthalt ihren Marsch fortsetzen.



Emil Friedrich Graf Kleist von Nollendorf.

Während der Dresdener Schlacht hatte Vandamme Pirna besetzt und sein Nachtlager auf dem Sonnenstein, in jenem zu einer Heil- und Pflegeanstalt für Gemütskranke verwendeten Schlosse, genommen. Hier wirtschafteten seine Kriegsgesellen auf heillos grauenvolle Weise. Ohne Rücksicht auf die Kranken, ließ Vandamme alle im unteren Stockwerk befindlichen Räume in Beschlag nehmen. In die Speisesäle, in die Bäckerei und andre Räume wurden Pferde, sechshundert an der Zahl, eingestellt. Der Küchenvorräte samt allem für die Pfleglinge bestimmten Fleisch und Zugemüse versicherten seine Leute sich als guter Beute und ließen die Kranken mit trockenem Brote abspeisen.

Während Kleist mit seinem Korps auf Nebenwegen seinen Marsch über die Höhenzüge der Straße von Peterswalde fortsetzte, stürzt Napoleons Unterfeldherr mit gewohntem Ungestüm in den Kessel von Nollendorf hinab.

Zweimal 24 Stunden nach der Ausplünderung des Sonnensteins — und der unter den französischen Heerführern am meisten Gehaßte, welcher geglaubt hatte, den ihm winkenden Marschallstab schon in Händen zu haben, war ein Gefangener der Verbündeten — verhöhnt und bedroht.

### Sieg bei Kulm und Vandammes Gefangennehmung.

(29. und 30. August 1813.)

Es war an einem Sonntag Morgen, den 29. August früh 7 Uhr, als Vandamme bei Nollendorf, einem der höchsten Punkte des erzgebirgischen Kammes, ankam. Der Nebel teilte sich, die Sonne trat hervor und öffnete den Blick in das Land — eine der herrlichsten Aussichten, die das an landschaftlicher Schönheit so reiche Böhmen aufzuweisen hat. In ziemlich steilem Abfall windet sich die Straße hinab in das liebliche Thal von Teplitz; gegenüber erheben sich die mannigfach geformten Gipfel des böhmischen Mittelgebirges und gewähren dem reizenden Bilde einen unvergleichlichen Hintergrund; rechts verliert sich das Gebirge in dämmernder Ferne; links schweift der Blick über die waldigen Höhen bis Aussig und Tetschen.

Noch ahnten die unglücklichen Bewohner des Kulmer Thales nichts von dem, was ihnen bevorstand. Friedlich zogen sie unter dem Geläute der Glocken den steilen Weg hinan zur Kapelle auf dem Horkaberge; schon hatte der sonntägliche Gottesdienst begonnen, als der Donner der Kanonen von den Höhen in das Thal herabkrachte. Schrecken erfaßt die Armen, schreiend fliehen sie aus der Kirche den Berg hinab nach ihren Wohnungen, schon geraten sie mitten unter die erbitterten Kämpfer — denn mit zähester Tapferkeit wehren die zum Schutze des Rückzugs der Hauptarmee dort aufgestellten Russen dem herabkommenden Feinde ein weiteres Vordringen. Mit dem Bajonett hatten sie den Paß nach Böhmen erstürmen müssen und am 28. Peterswalde erreicht.

Ihre Führer, der unerschrockene Graf Ostermann-Tolstoi und der bewährte Prinz Eugen von Württemberg, die auf den Schlachtfeldern von Borodino, Tarutino, Krasnoi, Bautzen und Reichenbach ihre militärische Tüchtigkeit dargethan haben, sind sich wohl der Gefahren bewußt, welche die zurückweichende Hauptarmee umringen. Auf Um- und Seitenwegen des Gebirges, mit zahlreichem Troß, Gepäck und Geschütz dahinziehend, muß jegliche Verzögerung, kann jeglicher Zwischenfall verderblich werden.

Der kleinen Schar von 8000 Kriegern stehen 30000 Mann gegenüber — bei solch überlegenen Streitkräften des Feindes sahen sich die russischen Heerführer in große Bedrängnis versetzt. Aber obgleich sie sich nicht verhehlen durften, daß sie dem Andringen endlich unterliegen müßten, beschlossen sie dennoch, ihre Stellung bei Kulm um jeden Preis zu behaupten; denn die Sicherheit ihres Kaisers, welcher sich bei dem Hauptheere befand, hing davon ab. Doch sandten sie sogleich an den Kaiser von Österreich die Nachricht, daß sie zwar ihre Stellung auf das hartnäckigste verteidigen würden, aber, von einem übermächtigen Feind bedrängt, ohne Unterstützung unmöglich lange standhalten könnten; der Monarch werde also seinen Aufenthalt in Teplitz ohne Gefahr kaum fortsetzen können.

Der Kaiser teilte diese Nachricht alsbald dem Könige von Preußen mit, welcher in diesen gefährlichen Augenblicken seine außerordentliche Besonnenheit und große Einsicht bewährte. Er beeilte sich, unverzüglich die nötigen Anstalten zur Unterstützung des russischen Korps zu treffen. — Mit wahrem Löwenmut hatten die Russen unterdessen jeden Fußbreit Boden verteidigt, aber ihre Reihen waren gelichtet — ihre Haltung erschüttert, als endlich gegen 6 Uhr abends Fürst Schwarzenberg, durch den König von Preußen auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht und zur höchsten Eile gemahnt, in der Nähe des Schlachtfeldes eintraf. Ein höherer Offizier, von dem bedrängten russischen Heerführer ihm entgegengesendet, schildert die Gefahr, die dem Heere der Verbündeten droht; denn man glaubt noch immer, Napoleon selbst folge Vandamme auf dem Fuße.



Graf Alexander Iwanowitsch Ostermann-Tolstoi.

„Viertausend Garden", berichtete der Bote, „liegen auf dem Schlachtfelde; Ostermann zum Tode verwundet; eine Kanonenkugel hat ihm den Arm zerschmettert. Alles scheint verloren!" — „Halten sich die Garden noch?" fragte der Fürst. „Ja", lautete die Antwort, „in diesem Augenblicke noch."

„Dann ist auch noch nichts verloren", erwidert der Fürst, „denn wir sind bei der Hand. Eilen Sie zum Kaiser Alexander, sagen Sie ihm, daß ich ihm Glück wünschen lasse, denn der 30. August wird einer der schönsten Tage sein."

Und so war es. Alsobald befahl Schwarzenberg, die Russen bei Arbesau zu verstärken und er ordnete den Heranmarsch der österreichischen Heerteile unter Bianchi und Colloredo an, welche bei Dux standen.

Vandamme sah das Ungewitter heranziehen.

Bei anbrechender Dunkelheit glaubte er ohne Gefahr den Kampf abbrechen und ein Lager beziehen zu können, für den nächsten Tag aber die Ankunft Napoleons oder wenigstens das Eintreffen des zur Verfolgung der feindlichen Hauptarmee abgesandten Korps unter Gouvion Saint-Cyr zuversichtlich erwarten zu dürfen.

Nun war zwar Napoleon am 28. bis Pirna vorgerückt, dann aber, wie wir wissen, wegen einer Unpäßlichkeit nach Dresden zurückgekehrt. Davon ahnte Vandamme freilich nichts, vielmehr hielt er sich zum folgenden Tage ganz bestimmt der Hilfe der nachdrängenden Marschälle versichert. Wie konnte er auch annehmen, sein kriegskundiger Herr und Meister werde ihn inmitten der feindlichen Heeresmassen aus dem Auge verlieren? Ihn berechtigte vielmehr alles zu der Hoffnung auf nahen Sieg und damit auf den verheißenen Marschallstab.

Inzwischen bereiteten sich die Heerführer der Verbündeten zu einem entscheidenden Schlage vor. Erst spät in der Nacht wurden die Dispositionen zur bevorstehenden Schlacht fertig und verteilt. Man entsandte Eilboten an General von Kleist, der auf Nebenwegen mit seinem Korps über Fürstenwalde heranzog, und ließ ihn auffordern, seinen Marsch zu beschleunigen.

Am andern Morgen um 7 Uhr begann das Gefecht auf allen Punkten. Erst nach beharrlichem Widerstande wichen die Franzosen. Doch hielten sie ringsum die steilen Höhen besetzt und benutzten den Vorteil ihrer Stellung mit Mut und Einsicht. Furchtbar hallte der Donner der Kanonen und der Schlachtruf der andrängenden Krieger in den Bergen wider. Es kostete zahlreiche Opfer, um die einzelnen Höhen zu erstürmen; denn sobald eine Bergkuppe erstiegen war, besetzten die Franzosen sofort eine zurückliegende, die sie mit gleicher Ausdauer zu behaupten suchten. Erst gegen Mittag ward der drohende Halbkreis, der das französische Heer umschloß, immer enger, und Vandamme, der vom Horkaberge aus den Gang der Schlacht beobachtete und lenkte, richtete nunmehr oft und mit steigender Besorgnis seine Blicke rückwärts, um zu sehen, ob die sehnlichst erwartete Hilfe bald erscheine. Endlich blinkten auf der Nollendorfer Höhe Bajonette und Säbel, und dunkle Massen von Kriegern tauchten auf. Er dachte an Gouvion Saint-Cyr oder Marmont, die Marschälle, welche er zunächst erwarten durfte. Auch mehrere der französischen Kolonnen erblickten die vermeintliche Hilfe, und weithin ertönte aus ihren mit neuer Siegeszuversicht erfüllten Reihen der Ruf: „Vive l'Empereur!“

Daß aber General von Kleist, später wegen seiner erfolgreichen Mitwirkung am Siege von Kulm Graf Kleist von Nollendorf genannt, mit seinen Preußen im Anzuge sei und nach seinem beschwerlichen Marsche auf dem Gebirgskamme den Franzosen den letzten Ausweg verschließen, daß also das Allerschlimmste eintreffen werde, was sich ereignen konnte: das hatte Vandamme nicht erwartet. Allein schon im nächsten Augenblick erkannte er das Verzweiflungsvolle seiner Lage. Preußische Signalhörner ertönten, die Farben der Fahnen und Standarten wurden erkennbar, die Massen ordneten sich in Sturmkolonnen, um im Rücken des französischen Heeres zum Angriff überzugehen. Vandamme sah sich umschlossen — es war um ihn geschehen. Ein heißes Ringen auf Leben und Tod entbrannte nun im Thale wie auf den Höhen. Mit endlosen Hurras begrüßten die Kämpfenden die heranstürmenden, zu Hilfe eilenden Waffenbrüder.



Vandammes Gefangennehmung bei Kulm.

Zum äußersten Rettungsmittel greifend, säumte Vandamme nicht, mit seiner Reiterei und den Regimentern, die nicht augenblicklich ins Gefecht verwickelt waren, sich auf die anrückenden Preußen zu werfen, noch ehe dieselben ihre Aufstellung zur Schlacht beendet haben konnten, um sich nach Nollendorf durchzuschlagen. Der Anfall wurde mit verzweifeltem Mute unternommen; die Feuerwaffe genügte nicht mehr, es entspann sich ein furchtbares Handgemenge mit Säbel, Bajonett und Kolben. Und in der That entkam auch ein Teil der Reiterei glücklich.

In diesem wichtigen Augenblicke ordnet Schwarzenberg einen Angriff auf alle feindlichen Linien an, um den Preußen Luft zu machen. Die feindlichen Vierecke werden von den Erzherzog-Johann-Dragonern gesprengt — nur wenigen gelingt es, durch die nahen Wälder zu entrinnen. Jetzt werden die Franzosen auch aus den letzten von ihnen noch besetzten Dörfern und Anhöhen vertrieben; die feindlichen Geschütze werden erobert, die Bataillone zersprengt oder niedergehauen.

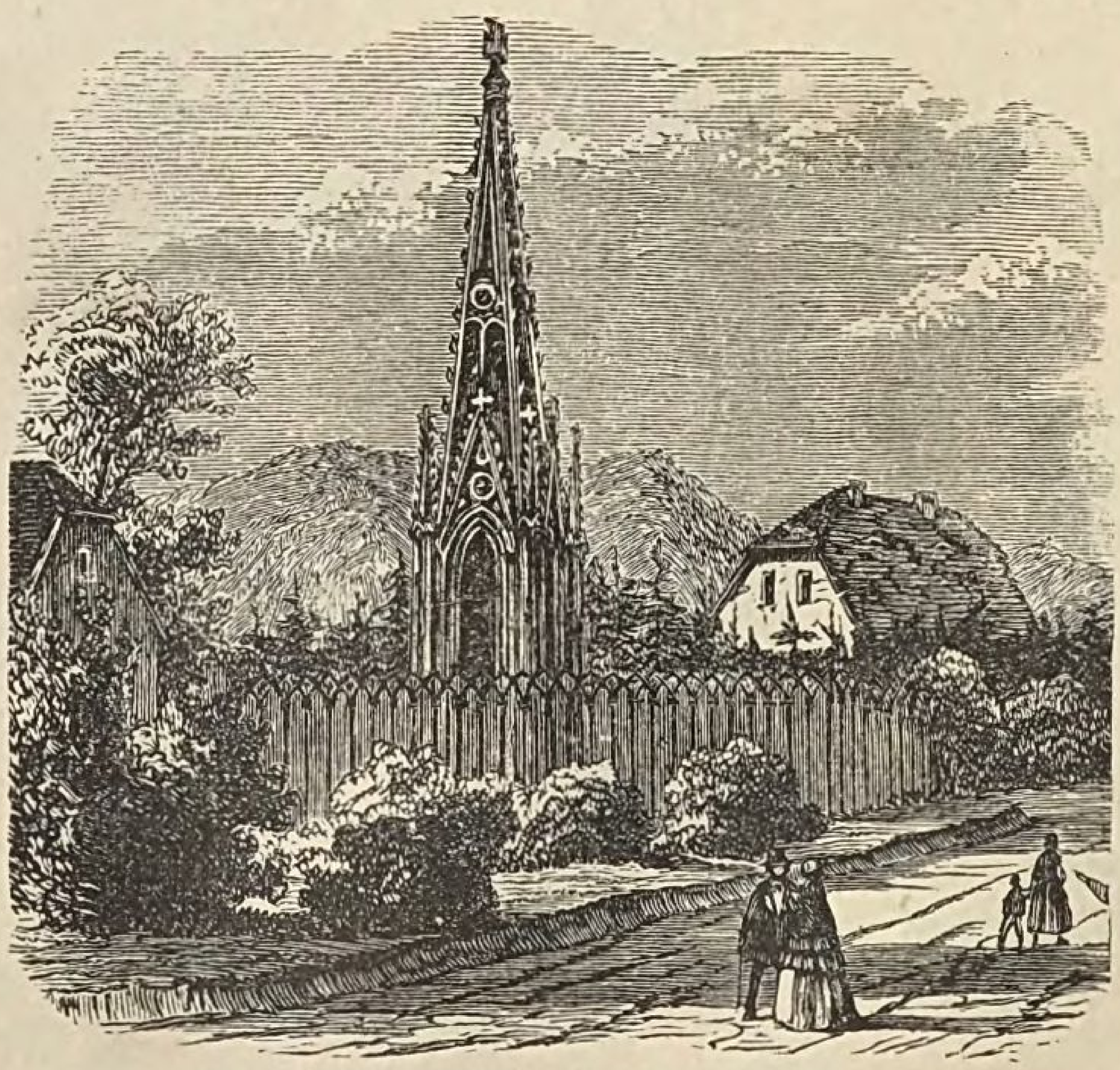
Vandammes Armee war vernichtet. Er selbst mußte sich mit drei andern Generalen und 10000 Mann gefangen geben; sein ganzes Geschütz, 81 Feldstücke, ging verloren; 5000 seiner Tapfern bluteten auf dem Wahlplatze.

Vandamme hatte sich in Norddeutschland, besonders durch seine Gewaltthaten in Bremen, unter allen französischen Generalen den übelsten Nachruhm erworben. Jetzt war es, als ob man ein wildes Raubtier erlegt hätte. Selbst im Heerlager der Franzosen gönnte man ihm sein Schicksal. Rückert dichtete ein Spottgedicht auf ihn, das mit den Worten beginnt:

General Vandamme,
Welchen Gott verdamme,
Da er in Breslau lag,
Trank er viel und aß er,
Das Bezahlen vergaß er ꝛc.

Da er bei Kulm verlor,
Kamen wir gegangen,
Führten ihn gefangen
Nach Breslau vor das Thor ꝛc.

Vandamme ward von hier nach Rußland abgeführt. — Drei eherne Denkmäler bei Arbesau, ein preußisches, dann ein russisches und ein österreichisches, bezeichnen die Stätten des blutig errungenen Sieges bei den böhmischen Thermopylen.



Preußisches Schlachtdenkmal bei Kulm.



Abbrechen der Pontonbrücke.

# Yorks Sieg bei Wartenburg.

(3. Oktober 1813.)

Übergang über die Elbe. Haltung des zweiten Bataillons des 2. ostpreußischen Regiments. Vor Wartenburg. Held Horn und das Leibregiment. Die schlesische Landwehr. Rückzug Bertrands.

Ahnungsgrauend, todesmutig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne, kalt und blutig,
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.

Brüder! euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernst zu dem heiligen Bunde,
Treu, so zum Tod, als zum Leben gesellt!

Th. Körner.

Der für die Verbündeten siegreiche Ausgang der Schlacht bei Kulm hatte die Gefahr abgewendet, von welcher, nach der schweren Niederlage des verbündeten Hauptheeres vor Dresden, der Ausgang des auf den andern Kriegsschauplätzen so glänzend und ruhmvoll begonnenen Feldzugs bedroht schien.

Napoleon hatte jetzt in der Hauptarmee der Verbündeten nicht mehr eine geschlagene Armee vor sich; die vor der sächsischen Hauptstadt erlittene Schlappe war verwunden, neuer Kampfesmut und vor allem die Begierde, jene Scharte auszuwetzen, beseelte auch diesen Teil des verbündeten Heeres. Dadurch war Napoleon genötigt, demselben auch fernerhin den bedeutendsten Teil seiner Streitkräfte gegenüber zu stellen; er konnte nicht, wie er gehofft hatte, alle ihm zu Gebote stehenden Truppen zu einem vernichtenden Schlage gegen die bisher siegreichen Armeen der Verbündeten, die schlesische und die Nordarmee,

zusammenfassen, und diesen war dadurch die Möglichkeit gegeben, nun ihrerseits um so kühner und energischer vorzugehen und das Netz um den gewaltigen Franzosenkaiser immer enger zusammenzuziehen. Die am 6. September von der Nordarmee geschlagene und in ihrem ruhmreichen Verlauf bereits weiter oben geschilderte Schlacht bei Dennewitz war die erste hochwichtige Folge dieses erneuten Vorgehens gewesen; gleichzeitig zog von Nordwesten her die schlesische Armee, die trotz ihres glänzenden Sieges an der Katzbach auf die Kunde von der verlorenen Dresdener Schlacht zeitweilig zurückgegangen war, immer drohender heran. Von den großartigen Erwartungen, welche Napoleon an seinen Sieg über die Hauptarmee geknüpft hatte, ging kaum eine einzige in Erfüllung; wohl aber gestalteten eine Reihe kleinerer Unfälle, welche zu den erlittenen großen Niederlagen hinzutraten, seine Lage immer mißlicher. Am 14. September war durch das Wallmodensche Korps, mittels geschickter Benutzung einer sich darbietenden Gelegenheit, eine Division vom Davoustschen Heeresteile in dem Treffen an der Göhrde beinahe gänzlich vernichtet worden. Das gleiche Los erlitten am 18. in einem Gefecht bei Mühlberg drei französische reitende Jägerregimenter durch die Landwehrreiterei des Generals Dobschütz, unterstützt von mehreren Kosakenabteilungen. Am 25. desselben Monats hatte ein unter dem Oberstleutnant von der Marwitz zu einem Streifzuge über die Elbe entsendetes kurmärkisches Landwehrkavallerieregiment die Stadt Braunschweig überrumpelt und bei diesem Unternehmen die Fahne eines westfälischen Linienregiments erbeutet sowie gegen 600 Gefangene davongeführt. Schon am 27. September schwärmten einzelne Scharen der Kosaken bis nach Kassel; am 28. September war die Hauptstadt Westfalens von dem russischen Streifscharenführer Tschernytschew durch Überraschung für die Verbündeten in Besitz genommen worden. Mit knapper Not entging König Hieronymus der Gefangenschaft. Die als Befreier begrüßten Kosaken verkündeten den erfreuten Hessen die Auflösung des Königreichs Westfalen, die allerdings erst einen Monat später zur Thatsache wurde. An demselben 28. September hatte auch der mit 8000 Mann französischer Kerntruppen gegen die im Rücken der französischen Armee herumstreifenden leichten Reiterkorps abgesendete General Lefebvre-Desnouettes im Kampfe mit denselben bei Altenburg eine schwere Niederlage erlitten. — Hoffnungsfreudiger sah nun manches deutsch fühlende Herz auch im Westen und Süden dem Tage der Befreiung entgegen. Bald nachher suchten die Soldaten der Rheinbundsfürsten haufenweise zu den Verbündeten zu gelangen.

Umsonst zog Napoleon im September noch einmal gegen Schwarzenberg nach Böhmen und gegen Blücher nach Schlesien aus: die böhmische Armee, wiewohl sie mehrfach aus dem jenseitigen Erzgebirge hervorgebrochen war, kehrte, sobald man Napoleons Nähe verspürte, stets dahin zurück, von wannen sie gekommen war. Der Versuch, sie auf ungünstigem Terrain, auf welchem die überlegene Reiterei der Verbündeten nicht zur Geltung kommen konnte, zur Schlacht zu zwingen, verursachte den Franzosen in mehreren Gefechten empfindliche Verluste, und als der Kaiser seine Verfolgung bis Kulm fortsetzte und den Schauplatz von Vandammes Niederlage betrat, erlitt er neue Einbußen. Er verlor binnen etwa 14 Tagen kaum weniger als 5000—6000 Mann; ja unter seinen Augen waren,

bei einem unglücklichen Zusammentreffen mit den Österreichern unter Colloredo, seinen Truppen ein Adler und drei Kanonen entrissen worden. Blücher dagegen fand der Kaiser, als er sich gegen ihn wandte, zwar in der Gegend von Bautzen zur Schlacht gerüstet, jedoch in einer Stellung, welche selbst dem Meister der Kriegskunst die Lust verdarb, den Kampf anzunehmen.

Inzwischen hätte dieser unentschiedene Zustand der Dinge noch lange dauern können. Die Hauptarmee der Verbündeten kam wegen der Schwierigkeit, angesichts des großen, nur auf eine günstige Gelegenheit zum Losschlagen lauernden französischen Heeres das Erzgebirge zu überschreiten, nicht vom Flecke. Und wiewohl nun auch die russischen Reserven unter Bennigsen heranmarschierten, so zögerte der unzuverlässige Kronprinz von Schweden doch, den Bestimmungen des Kriegsplanes von Trachenberg gemäß, die Elbe zu überschreiten.

Blücher, dessen Armee nach denselben Abmachungen auf ein ausschließlich abwartendes Verhalten angewiesen war, blieb es wiederum vorbehalten, alle jene einem entschiedenen Handeln entgegenwirkenden Bedenken zu zerstreuen. Im Hauptquartier der schlesischen Armee wurde nach dem Tage von Dennewitz der Beschluß gefaßt, über die Elbe zu gehen und dadurch auch der Nordarmee unter dem übermäßig vorsichtigen Bernadotte die Möglichkeit zu geben, ohne Gefahr diesen Fluß zu überschreiten und sich am jenseitigen Ufer mit der schlesischen Armee zu vereinigen. Gelang dies, so mußte sich Napoleon notwendigerweise entweder der vereinigten schlesischen und Nordarmee entgegenwerfen, und das große böhmische Heer gewann dadurch Zeit, in die Ebenen Sachsens hinabzusteigen; oder aber Napoleon blieb dem böhmischen Heere gegenüber bei Dresden stehen und setzte dadurch Blücher und die Nordarmee in den Stand, sich Leipzigs und damit des Schlüsselpunktes der Verbindungslinie des französischen Heeres mit Frankreich zu bemächtigen. Die Gefahr, gänzlich umzingelt und von den auf allen Seiten mit Übermacht anrückenden Feinden vernichtet zu werden, lag in diesem Falle für die französische Armee sehr nahe. Napoleon entschied sich deshalb für das erstere; aber als er nach längerem Schwanken zu diesem Entschlusse gelangte, war es bereits zu spät; denn Blücher hatte in der richtigen Erkenntnis, daß zum Gelingen seines Planes Schnelligkeit und entschiedenes Vorgehen die Hauptsache sei, die Ausführung desselben mit gewohnter Energie in Angriff genommen. Er war deshalb auch des glücklichen Erfolgs vollkommen sicher, und seine Zuversicht teilte sich seinem ganzen Hauptquartiere mit.

„Meine Herren", redete Gneisenau in jenen Tagen einmal seine Tischgenossen an, „wir werden noch in diesem Jahre Trauben am Rhein essen, wenn auch nur die letzten Trauben, die etwa im November noch am Weinstocke hängen."

Während der Kaiser, ohne zu einem schnellen Entschlusse gelangen zu können, in Dresden der kommenden Dinge harrte, schritt Blücher, nachdem er seinen Truppen gestattet hatte, sich in der Gegend von Bautzen zu erholen, am rechten Elbufer entlang, näherte sich in den letzten Tagen des Septembers der Nordarmee und schickte sich an, zwischen Torgau und Wittenberg die Elbe zu überschreiten. So geheim der Plan auch gehalten ward, so hatte doch die Überbrückung eines Flusses gleich der Elbe dem Feinde unmöglich verborgen bleiben

können; indes hatte man bei der schlesischen Armee weder von der Stärke noch von der Stellung des Feindes sowie von dem Terrain überhaupt genügende Kunde. Das Land um den vorspringenden Elbwinkel bei Wartenburg ist dermaßen mit Bäumen und Buschwerk bedeckt, daß sich schwer eine genügende Übersicht gewinnen ließ. Die Karte, welche man besaß, reichte nicht aus, und die Aussagen der Landbewohner waren höchst unzuverlässig.

Am Abend des 2. Oktober stand der alte Feldherr nach einem bewunderungswürdig schnell und geschickt ausgeführten Marsche bei Elster an der Elbe, über welche zwei Brücken geschlagen wurden. Tags vorher war diesem Punkte gegenüber, bei Wartenburg, der General Bertrand mit dem vierten französischen Heeresteil eingetroffen und hatte, geschützt durch Sumpf und Moor, Teiche, Dämme und Verbindungsgräben, bei dem genannten Städtchen eine fast unangreifbare Stellung eingenommen. Nichtsdestoweniger ward beschlossen, daß am 3. Oktober mit Tagesgrauen der preußische Heeresteil unter York um jeden Preis den Fluß überschreiten sollte, und daß dies geschehen werde, stand, vom Feldherrn bis zum jüngsten Trommelschläger, bei allen fest.

Der 3. Oktober war ein Sonntag. Mehrere Stunden lang drängte sich Fußvolk und Kavallerie über die lange Brücke; die Morgensonne beleuchtete die Waffen. Der Feind blieb hinter den mächtigen Eichenwäldern, die das Flußufer begrenzen, verborgen. Einzelne feindliche Kanonenkugeln schlugen in das Wasser ein; mehrere prallten auf der Oberfläche der Elbe ab und wurden zurückgeworfen oder sprangen in großen Bogen weiter; keine erreichte die Brücke: der Feind hatte seine Kanonen schlecht gerichtet. Gegen 8 Uhr überschritt zuerst Prinz Karl von Mecklenburg mit drei Bataillonen und einer halben Batterie die Pontonbrücke. Der Morgennebel verdeckte seinen Anmarsch. Auf dem Wege nach Wartenburg vorrückend, stießen die Tirailleurs jedoch bald auf feindliche Posten, die ihre Flinten abschossen und dann in den Wald zurückwichen. Gleich darauf hörte man lauten anhaltenden Lärm von Wartenburg her, dessen Zunahme auf eine bedeutende Besatzung des ziemlich ansehnlichen Ortes schließen ließ. Das Dorf selbst konnte man vor den Bäumen nicht sehen, da der Wald links und rechts vom Wege bis an den Fluß reichte. Soviel war klar, daß in diesem bewachsenen, von Wasserläufen durchschnittenen, morastigen Terrain mit drei Bataillonen nicht viel auszurichten sei. Der Prinz machte daher Halt und wartete die erbetene Verstärkung ab; dann drang er von neuem vor. Man verjagte die feindlichen Tirailleurs, gelangte durch den Wald auf eine von Gräben durchzogene und mit dichtem Buschwerk bewachsene Wiese, die sich, rechts von Wasser und Gehölz begrenzt, links bis zur Elbe hinaufzog. Hier wurden die Angreifenden von einem mörderischen Kreuzfeuer verdeckt stehender Geschütze — bei Wartenburg und rechts vom Walde — empfangen. Auf diesem Wege in das Dorf einzudringen, erklärten die mitgenommenen Landleute für unthunlich; es führe nur ein niedriger und nasser Dammweg dahin, der leicht ungangbar gemacht werden könne; aber weiter links könne man das Dorf umgehen. Der Prinz ließ daher hier vier Bataillone zurück und wandte sich dann mit den übrigen Truppen und dem Geschütz nach dem angegebenen Punkte, um die Umgehung zu versuchen. Hier zeigte sich jedoch das Terrain noch schwieriger und so dicht bewachsen, daß man

nach langem Hin- und Herziehen darauf verzichten mußte, an dieser Stelle vorzudringen. Auf den Rat der Führer schlug man nun im Schutze der Eichen des Elbdammes den Weg über Bleddin nach Wartenburg ein. Württembergische Tirailleurs, die sich hier dem Vormarsch entgegenstellten, wurden geworfen. Diese Begegnung wies auf einen gangbaren Weg hin, nach einer Wiese von 1000 Schritt Breite, rechts von Obstpflanzungen und Eichen, links vom Elbdamm begrenzt; gerade südwärts, eine Viertelmeile entfernt, sah man die Turmspitze von Bleddin über die Bäume hervorragen. Der Prinz glaubte jedoch auf diesem offenen Terrain, das ein feindlicher Posten mit Artillerie innehatte, nicht vorgehen zu dürfen. Er beschloß dagegen, einen Versuch zu wagen, um von hier aus nach Wartenburg zu gelangen. Aber ein heftiges Kreuzfeuer sowie neue Terrainschwierigkeiten nötigen zur Umkehr, zumal der Feind von Bleddin her drängte. Hier stand demselben das zweite Bataillon des zweiten ostpreußischen Regiments gegenüber. Es war dasselbe, das einst bei Löwenberg einen Augenblick gewankt hatte; York hatte es dafür hart gestraft, indem er sich, als es am Abend nach dem Gefechte an ihm vorübermarschierte, abgewandt hatte. Jetzt vor Wartenburg erbat sich das Bataillon den gefährlichsten Posten. Es harrte des Befehls etwa 30 Schritte vor dem Holze. Der Feind, hinter Bäumen verborgen, schoß die Angreifenden nieder, wie das Wild. Rechts und links stürzten die braven Leute, die übrigen sahen dem gleichen Lose ruhig und gefaßt entgegen. Da schien's, als sollten die ersten Bedenken, die York beim Vorgehen gehegt hatte, auf empfindliche Weise in Erfüllung gehen. Er selbst zog mit seinem Stabe an der Spitze frischer Truppen heran. „Prinz Eugenius, der edle Ritter" scholl's aus den Reihen der Anrückenden; unter den Klängen dieses alten Liedes eilten sie zur harten Blutarbeit. Drüben hielt Blücher und rief den Ankommenden zu: „Vorwärts, Kinder, und gut gehalten! Wer nicht siegt, muß in der Elbe ersaufen! Die Brücke lasse ich hinter uns abbrennen!" Einige Stimmen antworteten mit Jubel, andre mit Murren. Einige Soldaten riefen unwillig, so brauche man ihnen nicht zu kommen, sie würden ihre Schuldigkeit thun, ohne zu fragen, ob hinten die Brücke stehe oder brenne. Da rief „der Alte" zutraulich und herzhaft: „Aberst Kinder, seid doch keene dumme Deuwels nich un globt, dat ick dat im Ernst gemeent habe; ick weeß, dat ihr alle düchtige Kerls seid, ick habe ja man nur gespaßt." Ein schallendes Hurra war die Antwort, und jubelnd ging's vor zum Angriff.

York ritt unterdessen über den hohen Wald hinaus, um die Lage des Gefechts und das Terrain zu überschauen. Mittlerweile waren die Tirailleurs bis an den toten Elbarm vor Wartenburg vorgedrungen; freilich litten sie furchtbar unter dem verdeckten Kartätsch- und Gewehrfeuer des Feindes. Gleichwohl wagte sich York selbst zu ihrer Aufmunterung bis zu ihren Linien vor. Eine Kartätschenkugel traf seinen Adjutanten Delius in den Mund, dem Oberstleutnant Schmidt ward das Pferd erschossen, ein paar Leute von der Stabswache wurden verwundet — York überzeugte sich, daß ein Frontangriff auf Wartenburg nicht zum Ziele führen werde, daß nur links bei Bleddin durchzukommen sei und daß der Elbdamm die natürliche Straße zum Vorrücken bilde, freilich unter dem Feuer der feindlichen Batterien. — Während man hier vorging, hatte Steinmetz vor Wartenburg einen schweren Stand. Man sah, wie der Feind hier

eine Gelegenheit abwartete, um durchzubrechen; nur der äußerste Widerstand konnte die links vorgeschobenen Brigaden vor einer völligen Niederlage schützen.

Man rückte nun auf Bleddin los, aber es ward 2 Uhr, bevor man sich dort festzusetzen vermochte. Hier ließ der Prinz von Mecklenburg einen Teil seiner Truppen rechts schwenken und gelangte auf solche Weise, ohne den Feind zu erblicken, bis zu den Windmühlen, die etwa 800 Schritte westlich von Wartenburg standen; auch da sah man keine Reserven, keine Posten; offenbar hielt der Feind seinen Rücken für völlig sicher und wußte nichts von dem Rückzuge aus Bleddin; er mußte also wohl mit seiner ganzen Macht bei dem Hauptgefechte beschäftigt sein. In dasselbe alsbald einzugreifen, war man zu schwach. Nach einer halben Stunde endlich zeigte sich die Entscheidung. Jetzt waren auch Langerons Truppen herangekommen. Nach einer kräftigen Anrede hieß sie Blücher vorgehen. Da nahm Horn, was von seiner Brigade noch übrig war, zusammen; York befahl den entscheidenden Angriff. Die Landwehrbataillone drangen vor; der Feind hinter dem Damme empfing sie mit lebhaftem Feuer; Kartätschensalven von dem Walle rechts bestrichen den Raum vor dem Graben gleich einem Glacis. Doch die braven Landwehrmänner wichen nicht. Als Horn dies heftige Feuern zu seiner Rechten hörte, meinte er, die Hünerbeinsche Brigade nicht erst abwarten zu dürfen; York stimmte zu: „Na, Horn, jetzt ist es Zeit!“ Voran das zweite Bataillon vom Leibregiment, dann die Löwenberger Landwehr, zuletzt das erste Bataillon des Leibregiments. Den Vorgehenden rief York zu, sie sollten sich möglichst links halten, um nicht ins tiefere Wasser zu geraten. So ging es durch die Obstanlage, und mancher brach im Vorübergehen noch eine Pflaume vom Baum. Jenes zweite Bataillon ward, als es dem Graben nahte, ebenso wie die Landwehren zur Rechten, auf das heftigste beschossen. Wiewohl vorauszusehen war, daß mit dem Gewehr hier nichts zu erreichen sein würde, versuchte man es doch, das Feuer zu erwidern. Da fährt eine Paßkugel in die Brust des Pferdes, auf dem Horn reitet; das Tier stürzt tot unter ihm zusammen. Die Musketiere, die ihm zunächst marschieren, reißen ihm auf seinen Zuruf die Steigbügel von den Füßen; er springt auf, ergreift das Gewehr eines totgeschossenen Soldaten und setzt sich an die Spitze des Bataillons.

„Ein schlechter Kerl“, ruft er, „wer noch einen Schuß thut! Zur Attacke! Gewehr rechts!“ Er selbst dringt voran, ihm folgt das Bataillon, den vor ihm liegenden Morast durchwatend; der Wall wird erstiegen — die übrigen Truppen schließen sich an. Fünf feindliche Bataillone machen nun kehrt; man sieht einen General sich vergeblich abmühen, seine Leute zu halten; sie vermögen nicht einmal die Kanone zu retten, die ihnen beigestanden.

Der Kartätschenhagel hat ganze preußische Rotten niedergeschmettert, doch Horn bleibt unversehrt und ist der Erste in Wartenburg. Alles, was sich zur Wehr setzt, wird von den Musketieren des Leibregiments mit dem Bajonett niedergestoßen und das Dorf im Sturme erobert. Was südlich gestanden, flüchtet jetzt in der Richtung der Windmühlen hinter Wartenburg. Aber hier stand bereits, wie wir wissen, eine preußische Abteilung von Fußvolk und Artillerie. Leutnant Stern hatte, als das Flüchten begann, zweilötige Kartätschen geladen; er ließ den regellosen Haufen auf 400 Schritt herankommen und dann feuern. Da kamen

zwei Offiziere eiligst auf die Batterie zugeritten, Ordonnanzoffiziere Bertrands, der gemeint hatte, daß eine württembergische Batterie aus Versehen auf französische Truppen geschossen. Nur der eine der Adjutanten erkannte noch zur rechten Zeit den Irrtum, der andre ward gefangen. Auf des Zurückkehrenden Nachricht gab Bertrand das Gefecht völlig verloren und begann in ungeordnetem Rückzuge das Dorf zu räumen. — Der Sieg war errungen.



York bei Wartenburg.

Nach dem Gefecht zogen die Truppen an York vorüber; jeder Kommandeur wurde begrüßt; als aber das zweite Bataillon des Leibregiments kam, nahm York die Mütze ab, und das ganze Gefolge that ein Gleiches; entblößten Hauptes ließen sie das Bataillon vorüberziehen. Der General aber sprach zu seiner Umgebung: „Dies ist ein Bataillon, vor dem die ganze Welt Respekt haben muß!“ — Doch auch die andern Bataillone hatten im vollsten Maße ihre Schuldigkeit gethan. Die Landwehr verdiente und erhielt das Lob, wie alte Grenadiere

sich geschlagen zu haben. York sagte: „Nun hat die schlesische Landwehr mit allen Ehren auch das große Examen bestanden.“

Ebenso ehrenvoll äußerte sich Blücher über die schlesische Landwehr. „In der Ehrscht“, sagte er, „da war't man so, aberst hernach, da hab' ick keenen Unterschied mehr gespürt zwischen die Linienpatteljons und die Landwehrpatteljons.“

Am andern Tage, als die Generalität das Schlachtfeld besichtigte, erkannte sie mit Erstaunen die Schwierigkeit der gelösten Aufgabe. Die seltene Bravour, mit der sich das Yorksche Korps geschlagen, ward allgemein gepriesen.

„Der Horn jagt mit seinem Leibregiment den Teufel aus der Hölle heraus“, sprach Blücher schmunzelnd, während Graf Langeron den General York mit verbindlichen Worten überschüttete; „mon illustre camarade“, hieß es da ein Mal über das andre, während York dem feinen Russen nie anders als mit dem förmlichen „Ew. Exzellenz“ antwortete.

Der vollständigste Sieg war erstritten, 11 Kanonen und mehrere Hundert Gefangene bildeten die Trophäen desselben. Groß waren freilich auch die Opfer, welche der harte Kampf gekostet hatte. Die Sieger zählten nicht weniger als 67 Offiziere und 2041 Mann an Toten und Verwundeten. Wohl die Hälfte dieser Einbuße mochte auf die zwölf im Gefecht gewesenen Landwehrbataillone kommen. — Größer noch waren jedoch die Verluste auf seiten der Franzosen, obwohl die Preußen und Russen ihren Sieg nicht vollständig hatten ausbeuten können; denn die Beschaffenheit des Bodens und der Mangel an Kavallerie begünstigten das Entkommen des Feindes.

In hellen Haufen waren mit der zweiten Erstürmung Wartenburgs die tapferen Wehrmänner der hart an dem jenseitigen Ende desselben gelegenen Kirche zugeströmt. Der Küster, besorgt um sein Heiligtum, eilte herbei, um dasselbe vor Entweihung zu schützen. Doch Kopf an Kopf gedrängt fand er die Sieger vor dem Altar auf die Kniee geworfen im Gebet. Still nahm der Mann seinen Platz hinter der Orgel ein, und von tausend Stimmen klang es aus dem kleinen Gotteshause:

„Herr Gott, dich loben wir!“






# Die Völkerschlacht bei Leipzig

vom 16. bis 18. Oktober 1813.

Verlegung des französischen Hauptquartiers von Dresden nach Leipzig. Abfall Bayerns von Napoleon. Vorbereitung zum Entscheidungskampf. Stärke der Armeen auf beiden Seiten. Karl Philipp Fürst von Schwarzenberg, Oberbefehlshaber. Große Rekognoszierung am 14. Eintreffen Napoleons. **Der 16. Oktober.** Schlacht bei Wachau. Der Reitersturm unter Murat. Kampf bei Möckern. **Der 17. Oktober.** Waffenruhe. **Der 18. Oktober.** Die Entscheidungsschlacht. Eintreffen der Nordarmee. Übergang der Sachsen und Württemberger. Der Sieg ist gewonnen! Opfer der Schlacht.

Der Sieg bei Wartenburg hatte dem Kronprinzen von Schweden den letzten Vorwand zu fernerem Zögern genommen. Am 4. Oktober streiften die Vortruppen der schlesischen Armee schon bis an die Saale; am 5. Oktober ging Bülow bei Roßlau über die Elbe und am 6. folgte demselben, bei Dessau den Fluß überschreitend, die gesamte Nordarmee, mit Ausnahme des Korps von Tauentzien und der von demselben entsandten Truppen, welchen die Bewachung

der Elbübergänge und die Einschließung der noch vom Feinde besetzten Festungen Torgau und Wittenberg anvertraut ward.

Inzwischen hatten auch die Befehlshaber der verbündeten Hauptarmee die Zeit zu thatkräftigem Handeln für gekommen erachtet. Napoleon war durch die kühne und unerwartete Vorwärtsbewegung des schlesischen Heeres in seiner freien Entschließung offenbar gelähmt; er hatte den fernern Verlauf des Feldzugs, die Wahl des Kriegsschauplatzes nicht mehr in seiner Hand, er mußte abwarten, was seine Gegner unternehmen würden; und diesen günstigen Augenblick benutzend, setzte sich in den ersten Tagen des Oktobers das böhmische Heer in Bewegung. Ohne Widerstand zu finden, wurde der Kamm des Erzgebirges überschritten, und bereits am 5. Oktober befand sich das Hauptquartier des böhmischen Heeres in Marienberg. Ohne Aufenthalt wurde von hier aus, dem Höhenzuge folgend, nach Westen zu der Marsch fortgesetzt, anscheinend in der Absicht, dem schlesischen Heere in Thüringen die Hand zu reichen und Napoleon die Rückzugsstraße nach Frankreich zu verlegen. Diesem blieb einer so drohenden Gefahr gegenüber keine Wahl mehr; er mußte seinen Gegnern zuvorkommen und Leipzig, den Schlüsselpunkt dieser Rückzugsstraße, besetzen, ehe die gefürchtete Vereinigung in seinem Rücken stattfinden konnte. Am 7. Oktober setzte sich die französische Hauptarmee auf der Straße von Dresden nach Leipzig in Bewegung, doch ließ Napoleon eine starke Besatzung von 30000 Mann unter dem Marschall Gouvion St. Cyr in der sächsischen Hauptstadt zurück. Er wollte offenbar die wichtige Stellung in Dresden vor der Hand noch nicht aufgeben, denn noch immer glaubte er fest und sicher an die Wiederkehr seines Glücks, noch immer hoffte er, daß es ihm gelingen werde, die Heere der Verbündeten durch schnelle und energische Vorstöße von Leipzig aus einzeln zu fassen und zu schlagen. Kaum hatte er sich daher durch seine Rückwärtsbewegung den Besitz von Leipzig gesichert, als er sich mit einem großen Teile seines Heeres gegen Blücher wandte, den er bei Düben stehend vermutete und dem der erste Schlag gelten sollte. Ließ sich, so rechnete Napoleon, der „tolle Husar“ an jener Stelle auf einen Kampf ein, so mußte er notwendig der Übermacht unterliegen; zog er sich dagegen, was Napoleon gleichfalls für möglich hielt, wieder über die Elbe zurück, so geriet die weiter nordwärts stehende Nordarmee in die Gefahr, gänzlich aufgerieben zu werden, und dem Kaiser stand in diesem Falle die Möglichkeit offen, durch eine plötzliche Verlegung des Hauptkriegsschauplatzes nach Norddeutschland, mit dem Stützpunkte Berlin, alle Pläne der Verbündeten zu durchkreuzen und ihre Überraschung und Bestürzung zu seinem Vorteil auszubeuten.

Der Plan war gut. Der große Kriegsmeister hatte jedoch diesmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht; denn keine der beiden Voraussetzungen, an welche Napoleon die Hoffnung auf das Gelingen desselben geknüpft hatte, ging in Erfüllung. Allerdings hatte Blücher nach Überschreitung der Elbe die Absicht gehabt, sich bei Düben zu verschanzen und dort Napoleon zu erwarten. Er hatte auch bereits angefangen, Verschanzungen aufwerfen zu lassen, aber er war noch rechtzeitig den Vorsichtsmahnungen des Kronprinzen von Schweden, welche in diesem Falle berechtigt waren, gefolgt, hatte Düben verlassen, seine Verbindung mit der Nordarmee hergestellt und sich dann geradeswegs hinter

die Saale zurückgezogen. Als nun Napoleon am 10. Oktober in Düben eintraf, fand er zu seiner Überraschung den Ort verlassen und vernahm von den Einwohnern gerade dasjenige, was er am wenigsten erwartet hatte: Blücher habe seine Vereinigung mit der Nordarmee vollzogen und hinter der Saale bei Halle, kaum vier Stunden von Leipzig entfernt, eine feste Stellung eingenommen. Unschlüssig verweilte Napoleon, da ein Angriff auf die starke Position Blüchers nicht geraten schien, mehrere Tage an dem Orte, den er zum Schauplatz seines Triumphes zu machen gedacht hatte; jetzt erhielt er die Nachricht, das böhmische Heer, welches, wie erwähnt, von Marienberg aus anfänglich seinen Marsch in westlicher Richtung fortgesetzt hatte, habe sich plötzlich nordwärts gewendet und sei im Anmarsch auf Leipzig begriffen. Dem großen Schlachtenlenker blieb nun, da er das Netz, mit welchem die Heere der Verbündeten ihn umgaben, sich immer enger zusammenziehen sah, nichts andres übrig, als selbst in Eilmärschen nach Leipzig zurückzukehren, dort alle irgend verfügbaren Streitkräfte um sich zu vereinigen und mit diesen den großen Entscheidungskampf zu schlagen.

Napoleon wußte, was bei diesem Kampfe auf dem Spiele stand; unterlag er, so war es mit seiner Herrschaft in Deutschland, ja, bei der immer offener zu Tage tretenden unzufriedenen Stimmung des französischen Volkes vielleicht auch in Frankreich um seine Herrschaft geschehen. Zeigte sich ihm dagegen, wie er so oft gethan und wie Napoleon noch immer zuversichtlich hoffte, der Schlachtengott noch einmal hold, gelang es ihm, einen entscheidenden Sieg über die vereinigten Heere der Verbündeten zu erringen, so stand seine Herrschaft über Deutschland, über Europa fester denn je, alle Niederlagen und Unglücksfälle der letzten Monate waren dann vergessen, und der Begründung eines französischen Weltreichs unter einer napoleonischen Dynastie stand dann nichts mehr im Wege.

„Was der Mensch wünscht, das glaubt er gern", sagt ein altes deutsches Sprichwort. Auch Napoleon glaubte an die Wiederkehr seines Glücks, glaubte an den Sieg in dem bevorstehenden Entscheidungskampfe und an die glänzende Zukunft, die dieser Sieg ihm, dem ruhmgekrönten Imperator, und seiner Dynastie bringen mußte, glaubte an das alles mit der Zuversicht des verwöhnten Günstlings des Glücks, trotz aller Schwierigkeiten, welche sich gerade in diesen verhängnisvollen Oktobertagen mehr und mehr um ihn häuften. — Infolge des letzten ruhmvollen Sieges der Verbündeten bei Wartenburg hatte sich das Band, welches die noch in den Heeren Napoleons kämpfenden Rheinbundstruppen durch den Willen ihrer Souveräne an die französischen Adler knüpfte, vollends gelockert. Die Ungerechtigkeit, womit denselben in den französischen Schlachtberichten der Verlust des Treffens von Wartenburg, ebenso den Sachsen jener der Schlacht bei Dennewitz schuld gegeben ward, hatte zu dem Umschlagen der Stimmung beider Heeresteile mächtig beigetragen. Bereits am 23. September war ein Bataillon des sächsischen Regiments König zu den Verbündeten übergegangen; auch die Württemberger wankten in ihrer oft und eben erst noch bei Wartenburg bewährten Treue. Überall im weiten Vaterlande begann der freie Geist mit immer höherem Schwunge die Flügel zu regen. Das Königreich Westfalen befand sich seit dem Überfall vor Kassel in völliger Auflösung; eben war auch Bremen durch einen kühnen Zug der russischen leichten Reiterei unter Tettenborn sowie der

Lützowschen schwarzen Schar den Franzosen entrissen worden. Endlich hatte auch die bisherige Unschlüssigkeit des Königs von Bayern ihre Endschaft erreicht, und sein Bevollmächtigter schloß, freilich erst am 8. Oktober, am Vorabend des Riesenkampfes, mit Österreich den Vertrag von Ried, durch welchen er seine Truppen aus dem Heere Napoleons abzuberufen und dieselben den Verbündeten zur Verfügung zu stellen sich verpflichtete. Von den deutschen Fürsten verharrten jetzt neben dem Könige von Sachsen, der sich als willenloses Werkzeug in den Händen Napoleons befand, nur noch der König von Württemberg, die Großherzöge von Hessen und Baden, Frankfurt, und eine Anzahl andrer kleiner Fürsten in ihrer unseligen Verblendung! Nur einer hatte sich jedoch schon vor den denkwürdigen Oktobertagen auf die Seite geschlagen, wohin er gehörte: der Herzog von Mecklenburg. Es ist betrübend, daß dem, der die Schilderung jener glorreichen Kämpfe unternehmen will, nicht die peinliche Aufgabe erspart werden kann, von Siegen zu berichten, welche von Deutschen nicht nur über den fremden Unterdrücker, sondern auch über Stammesgenossen erfochten worden sind.

Mit Ausnahme der Türken waren alle Völker Europas bei dem bevorstehenden großen Entscheidungskampfe vertreten. Auf der einen Seite kämpften um die heiligsten Güter einer Nation voran Preußens Fürst und Volk, im Bunde mit dem Zaren, der aus den weiten Steppen Rußlands und Polens seine Völker herangeführt hatte, dann der Beherrscher Österreichs, dessen Doppeladler Deutsche, Slawen und Magyaren vereinte, endlich deren Bundesgenossen: Schweden und Engländer; auf der andern Seite die Franzosen mit ihren Bundesgenossen: Italiener, Polen, Schweizer &c., und die Hilfstruppen der treu gebliebenen deutschen Rheinbundsfürsten. — Letztere waren noch immer gegen 30000 Mann stark, bildeten also beinahe ein Viertel der gesamten französischen Streitmacht; dazu kamen weiterhin wohl auch noch einzelne spanische Truppenteile.

Die nun folgende gewaltige Schlacht steht daher auch in den Geschichtsbüchern unter dem Namen der großen Völkerschlacht verzeichnet.

Ehe wir indes in die Schilderung dieses ewig denkwürdigen Kampfes eintreten, mögen hier einige kurze Bemerkungen über die Stärke der auf beiden Seiten zur Verfügung stehenden Streitkräfte, über die Person des Oberbefehlshabers der Verbündeten, des Fürsten Karl von Schwarzenberg, über Lage und Beschaffenheit des Schlachtfeldes sowie über die den entscheidenden Kämpfen am 16., 18. und 19. Oktober unmittelbar vorhergehenden Ereignisse ihre Stelle finden.

Der oberste Befehlshaber der Heere der gegen Napoleon verbündeten Fürsten und Staaten, der Fürst Karl von Schwarzenberg, war ein bewährter, wenn auch vielleicht etwas zu vorsichtiger Feldherr, sowie er nicht minder für einen umsichtigen, geschickten Staatsmann galt. Er hatte zu Wien im Jahre 1771 das Licht der Welt erblickt und schon im Jahre 1789 als achtzehnjähriger Jüngling in dem Kriege gegen die Türken und von da ab mannhaft in allen Kriegen Österreichs gegen Frankreich gefochten. In der Schlacht bei Chateau-Cambresis (1794) trieb er an der Spitze seines Regiments den Feind in die Flucht und durchbrach eine Linie von 27000 Mann, wofür ihn sein Kaiser auf dem Schlachtfelde mit dem Theresienorden schmückte.



Fürst Schwarzenberg, Feldmarschall und Oberbefehlshaber der verbündeten Armee.

In der Schlacht bei Hohenlinden (1800) rettete er sein Korps mutvoll aus der drohenden Gefangenschaft, und als im Jahre 1805 bei Ulm alles verloren schien, gelang es ihm und dem Erzherzog Ferdinand, mit mehreren Reiterregimentern sich durchzuschlagen. Sie entkamen nach Eger, wobei Schwarzenberg mit seinen tapferen Leuten unter fortwährenden Gefechten in acht Tagen ca. 50 Meilen zurücklegte. Im Jahre 1808 finden wir ihn als österreichischen Botschafter in St. Petersburg, 1809 stritt er in den Schlachten bei Aspern und Wagram mit,

bei welcher Gelegenheit er zum General der Kavallerie ernannt ward. Nach dem Wiener Frieden begab er sich als Gesandter seines Kaisers nach Paris, und als Napoleon im Jahre 1812 seinen verhängnisvollen Zug nach Rußland antrat, kommandierte der Fürst das österreichische Hilfskorps auf dem äußersten rechten Flügel; das folgende Jahr brachte dem verdienten Manne den Marschallstab. Als es sich darum handelte, den Oberbefehl über die Heere der Verbündeten in die Hand einer allgemein geehrten Vertrauensperson zu legen, da richteten sich die Blicke unwillkürlich auf Schwarzenberg. Alle schätzten ihn; zugleich war er einer der wenigen, welche die französische Kriegführung vom ersten Auftreten Napoleons an genau kennen gelernt hatten. Im weiteren Verlauf der Ereignisse durfte es für ein besonderes Glück angesehen werden, daß, wie Blücher in Gneisenau, so auch Fürst Schwarzenberg in dem später so berühmt gewordenen Grafen Radetzky einen Mann an seiner Seite hatte, den man schon damals zu den tüchtigsten Offizieren der kaiserlichen Armee rechnete.

Außer dem großen Schlachtenlenker Napoleon hat wohl kaum ein neuerer Heerführer eine gewaltigere Armee befehligt als Fürst Schwarzenberg.

Die verfügbare Macht der Alliierten war während der denkwürdigen Oktobertage über 300000 Mann stark, von denen freilich am ersten Schlachttage, der bereits die eigentliche Entscheidung brachte, nur 190000 Mann zur Verwendung kamen. Die Übermacht der Verbündeten war demnach gerade an dem entscheidenden Tage keineswegs so groß, wie die Bewunderer Napoleons bis in die neueste Zeit hinein die Welt haben glauben machen wollen.

Mit dem Erscheinen des Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) und Bennigsens am zweiten Schlachttage brachten es die Verbündeten allerdings zu einer für den Feind erdrückenden Überlegenheit.

Die gesamte Streitmacht der Alliierten umfaßte folgende Heeresteile:

Die große Südarmee, unter dem direkten Befehle Schwarzenbergs, zählte 136000 Mann (vier österreichische Korps unter Colloredo, Meerveldt, Gyulai, Klenau mit einer Division Liechtenstein und einem Reservekorps unter Hessen-Homburg, etwa 70000 Mann);

das zweite preußische Armeekorps unter Kleist, 23000 Mann;

das russische Armeekorps unter Wittgenstein, 18000 Mann; das russische Reservekorps unter Miloradowitsch, 25000 Mann.

Das russisch-polnische Reserveheer unter Bennigsen, etwa 40000 Mann (unter Stroganow, Dochtorow, Tschaplitz, 32000 Mann; sowie die zweite leichte österreichische Division unter Bubna, 8000 Mann).

Die Nordarmee unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden — 68000 Mann (Schweden unter Stedingk 18000 Mann, Russen unter Woronzow 25000 Mann; das dritte preußische Armeekorps unter Bülow von Dennewitz 25000 Mann). Die schlesische Armee unter Blücher — 56000 Mann, nämlich zwei russische Korps unter Langeron und Sacken, 35000 Mann; das erste preußische Armeekorps unter York, 21000 Mann).

Die Streifkorps der Generale von Thielemann und von Mensdorff sollten Gyulai unterstützen, die Verbindung mit der schlesischen Armee aber durch das russische Korps des Generals St. Priest unterhalten werden. —

Das Heer der Verbündeten verfügte über 56000 Mann Reiterei und 1380 Geschütze, darunter eine englische Congrevesche Raketenbatterie, die damals dasselbe Interesse erregte wie in neuerer Zeit die gezogenen Feuerwaffen.

Nach den glücklichen Erfolgen der letzten Wochen war der Mut und die Zuversicht der Preußen, Russen und Österreicher täglich gewachsen, während in den Reihen der Franzosen, die bereits nicht weniger als 12000 Mann nebst 200 Geschützen eingebüßt hatten, das Vertrauen auf die Unüberwindlichkeit ihres gekrönten Anführers wankte, ja Entmutigung sich einzustellen begann.



Anmarsch der Truppen auf Leipzig.

Dagegen litt das gewaltige Heer der Verbündeten an manchen Schwächen, welche Folgen der Ungleichheit der Güte des Kriegsmaterials sind, noch mehr aber bei geringerer Tüchtigkeit und Kriegsgewandtheit einzelner Heerkörper hervortreten, und in noch höherem Grade fühlbar werden bei Geteiltheit der Führung, am empfindlichsten aber durch Uneinigkeit unter den leitenden Persönlichkeiten.

Der außerordentliche Mann, der sich anschickte, die alles in allem, mit Hinzurechnung der vor der Hand allerdings noch nicht eingetroffenen Nordarmee und der russischen Reserven, ihm fast um das Doppelte überlegenen feindlichen Kräfte zu vernichten, konnte kaum über mehr als 170000 Mann mit etwa 700 Geschützen verfügen, darunter viel junges Kriegsvolk. Er hatte um sich gesammelt neun Infanteriekorps unter Joachim Murat, König von Neapel, den Marschällen Ney, Victor, Lauriston, Marmont, Macdonald und Augereau, sämtlich bewährte Führer, gleich den kommandierenden Generalen Bertrand, Reynier und Poniatowski; seine Garden unter Oudinot und Mortier; fünf Reiterkorps (25000 Mann) unter Latour-Maubourg, Sebastiani, Arrighi, Kellermann, Pajol u. a.

Der Feldzugsplan der Verbündeten hatte sich immer deutlicher entwickelt, je enger von drei Seiten her der Kreis um die französische Hauptmacht gezogen ward. Im Rücken derselben schwärmten Kosaken und andre leichte Scharen, erschwerten dem Feinde die Verbindung, machten Gefangene und ansehnliche Beute. Nun war der Augenblick gekommen, den Gewaltigen in einer Hauptschlacht völlig niederzuwerfen. Vergebens suchte Napoleon die drohende Gefahr zu beschwören; seine ganze Kriegskunst, die Tapferkeit seiner Soldaten reichte dazu nicht mehr aus, nachdem er den Krieg in aller Völker Land getragen, deren streitbare Männer alle von seiner Kriegführung etwas gelernt hatten. Im Jahre 1813 standen ihm nicht bloß kriegsgeübte, sondern zum Teil in seiner Schule ausgebildete Truppen unter bewährten Führern gegenüber, gegen ihn stritt außerdem als deren bester Verbündeter die Begeisterung der Nationen.

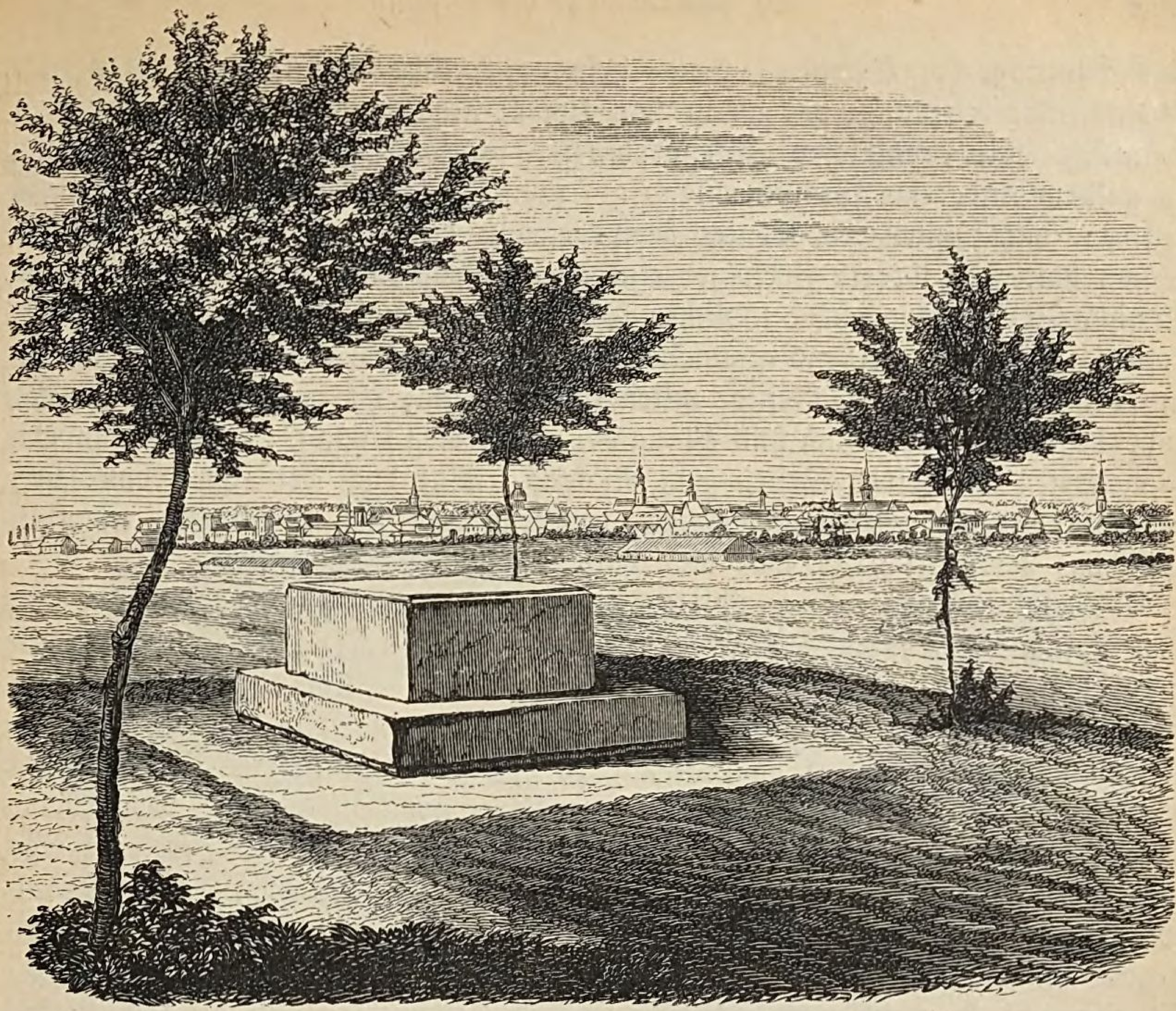
Was die Edelsten der Nation erstrebt und vorbereitet hatten, die so oft wiederholte Mahnung zur Waffenbrüderschaft aller Deutschen, zum Einstehen des einen für alle und aller für einen, es war zum Teil schon zur That geworden; die Vernichtung der Fremdherrschaft stand bevor.

Die großen Entscheidungstage, während derer eine halbe Welt in blutigem Waffengange unter sich rang, waren gekommen.

In der Gegend, wo die drei Flüsse Parthe, Elster und Pleiße sich vereinigen, wurde vom 16. bis 19. Oktober jene Reihe blutiger Schlachten geliefert, die, zusammengefaßt unter dem Namen der großen Völkerschlacht bei Leipzig in den Geschichtsbüchern für alle Zeiten eingezeichnet stehen und welche mit dem Sturze Napoleons, des ersten Kriegsmeisters der neueren Zeit, endigten.

Vom Turme des alten Schlosses Pleißenburg überblickt man die weite Fläche um Leipzig. Da sieht man nördlich die Höhen von Breitenfeld vor sich, wo zweimal im Dreißigjährigen Kriege heiß gekämpft wurde und ein Denkmal an Gustav Adolfs Heldenlaufbahn erinnert; im Südwesten befindet sich das noch denkwürdigere Schlachtfeld von Lützen, wo der Schwedenkönig Gustav Adolf sein Leben für die Sache der Glaubensfreiheit hingab, und wo auch Preußens tapfere Jugend in dem neubegonnenen Kampfe ihre erste Feuerprobe bestand. Im Nordwesten zieht die Hauptstraße nach Halle, zunächst an Gohlis, Möckern und Schkeuditz vorüber. Auf dieser mußte Blücher herankommen, während die große Armee auf der Straße von Altenburg, Borna und Pegau sich schon am 14. in der Ebene südlich der Stadt zeigte.

An demselben Abend, in der Nacht und am folgenden Tage strömten immer neue Kriegsvölker des Soldatenkaisers heran; der größte Teil der französischen Armee war jetzt in Leipzig eingerückt oder hatte vor den Thoren und in den nahen Vororten Aufstellung genommen. Von den Türmen herab blickten die beunruhigten Bewohner in das Gewirre heranziehender Truppen: ein nimmer aufhörendes Stampfen und Traben von Marschierenden und Reitenden, ein unaufhörliches Gerassel von Geschützen und Gepäckwagen, ein fortwährendes Trommeln, Blasen, Schreien und Toben! Jedem Korps folgte eine brüllende Herde meist geraubten Viehes, nebst Wagenreihen mit Vorräten. Dazwischen hindurch drängten sich wehklagend fliehende Landleute und Beraubte.



Blick auf Leipzig vom früheren Napoleonsstein aus.

## Am Vorabend der Schlacht.

Es lagen bestimmte Nachrichten vor, daß Napoleon entschlossen sei, unter allen Umständen eine Entscheidungsschlacht anzunehmen, und daß er in und unmittelbar um Leipzig seine ganze verfügbare Streitmacht sammle; daher stellte sich Fürst Schwarzenberg selbst an die Spitze zahlreicher Schwadronen und unternahm eine große Rekognoszierung. Man stieß bald auf feindliche Reiterscharen, bestehend aus Abteilungen von sechs Regimentern trefflicher Reiterei. König Joachim Murat, der berühmte Reiterführer, befehligte die feindliche Kavallerie. Sie war erst vor kurzem durch Augereau aus Spanien herbeigeführt und dadurch einem Mangel, der sich im Heere Napoleons schon seit dem Beginn des Feldzugs sehr fühlbar gemacht hatte, einigermaßen abgeholfen worden.

Es entspann sich sofort ein ritterlicher Kampf mit blanker Waffe und Geschütz. Bei Magdeborn, wo einst nach der Sage ein frommes Mägdlein eine klare Heilquelle zur Labung kranker Menschen entdeckt haben soll, auf den Höhen von Wachau und Liebertwolkwitz wogte das Gefecht hin und her ohne Entscheidung. Da blinkten die Lanzen der Ulanen und Kosaken, da klirrten die Säbel der Husaren, da rasselten die Geharnischten im tapferen Anprall gegeneinander.

Fürst Schwarzenberg sowie die übrigen Führer griffen im Getümmel wiederholt zur Waffe; auf der andern Seite stürmte der König von Neapel in

das Gedränge der Kämpfer. Seine hohe, ritterliche Gestalt, seine glänzende, phantastische Kleidung, vor allem sein kühner Reitermut machten ihn überall kenntlich. Ein preußischer Dragoneroffizier, Guido von der Lippe, unternahm in wildem Eifer eine förmliche Jagd auf ihn. In der Hoffnung, ihn zu fangen, ruft er, dicht hinter dem Könige hersprengend, diesem zu: „Halt an, König!“ Schon hatte der tapfere Verfolger eine derbe Hiebwunde erhalten, als ihm des Königs Stallmeister einen tödlichen Stoß versetzte und dadurch seinen Herrn rettete. — Bis zum Abend tummelten sich die Reiterscharen, wohl 14000 Mann, auf dem weiten offenen Gefilde miteinander herum; da löste endlich die gänzliche Erschöpfung von Roß und Mann den erbitterten Kampf, und die Trompeten schmetterten auf beiden Seiten zum Rückzug. War doch der Zweck von seiten der Verbündeten vollständig erreicht, nachdem man sich hinreichende Kenntnis über das verschafft hatte, was man hatte auskundschaften wollen.

Napoleon war in den Mittagsstunden in Leipzig eingetroffen, um dort den Besuch des Königs Friedrich August von Sachsen zu erwarten, dem er es, um seiner in der Stunde der Entscheidung vollkommen sicher zu sein, bei seinem Aufbruch aus Dresden zur Pflicht gemacht hatte, ihm alsobald zu folgen und seine Residenz nach Leipzig zu verlegen. Er umritt die Stadt und kam in dem Augenblicke an, als man von Liebertwolkwitz her den Donner der Kanonen vernahm. Sogleich ließ er Halt machen und verweilte auf freiem Felde, gegenüber der Stelle, wo sich ehemals das Hochgericht mit dem Galgen befand. Ein Feldstuhl und ein Tisch ward für ihn zurecht gestellt, die Karte der Umgegend mit Nadeln auf demselben festgesteckt. Während sich die ihn begleitende Abteilung Garde rechts und links lagerte, begann er in aller Ruhe das Schlachtfeld zu studieren, ohne von dem, was um ihn vorging, Notiz zu nehmen. Die Neugierde, den viel gehaßten, aber auch viel bewunderten Kriegshelden in der Nähe zu sehen, hatte zahlreiche Bewohner der Stadt herbeigelockt, welche man bis auf eine Entfernung von 20 Schritten ungehindert herankommen ließ. Nach einer Weile ruhigen Sinnens stand der gefürchtete Mann auf und ging, auf einen frisch geschnittenen Pappelzweig gestützt, mit Berthier auf und nieder. Lebhaft unterhielt sich der Imperator mit diesem über den Plan zur Schlacht und kehrte, als die Unterredung beendigt war, ruhigen Schrittes zu seinem Tische zurück, indem er den Pappelzweig, der ihm als Stab gedient hatte, von sich warf.

Inzwischen verkündigte ein langer Wagenzug von der Wurzener Straße her, das Knallen der Peitschen, die Menge geharnischter Reiter und stattlicher Grenadiere die Ankunft einer andern hohen Person. Es war Friedrich August von Sachsen nebst Gemahlin und Prinzessin Auguste, deren Tochter. Während der König vom Pferde stieg, eilte Napoleon an den Wagen der Königin.

Nach freundschaftlicher Bewillkommnung setzte sich der Zug nach der Stadt in Bewegung, in welche der König zu Pferde einzog, um in dem sogenannten Königshause seine Residenz aufzuschlagen. Napoleon aber nahm später sein Nachtquartier in der Vetterschen Sommerwohnung zu Reudnitz.

Am 15. in der Frühe stieg der Kaiser zu Pferde, besichtigte die Gegend nach der Pleiße hin, versammelte sodann auf einer Erhöhung seine Marschälle und Generale und teilte ihnen seinen Plan für die bevorstehende Schlacht mit.

Sein Äußeres war zwar ernst, aber ruhig, selbst zuversichtlich. Sein Vertrauen, seine Hoffnung auf den entscheidenden Sieg schien noch unerschüttert. Wenn er vorher geschwankt hatte, welche Richtung er in dem fortrauschenden Strome der Ereignisse einschlagen sollte, so hatte er jetzt wieder seine kalte, eiserne Entschlossenheit gewonnen. Auch schien es in der That, als ob ihm nach so mancherlei Unglücksfällen wieder ein günstigeres Geschick lächle. Was er mit aller Anstrengung herbeizuführen versucht hatte, war ja eingetreten: er sah sich zunächst nur der böhmischen Armee gegenüber: er konnte den einen Gegner fassen, niederschmettern, zermalmen, ehe dessen Streitgenossen ihm Hilfe zu bringen vermochten.



Ankunft des Königs von Sachsen.

Denn, wie es so oft geht, wenn man sich sicher am Ziele lang verfolgter Bestrebungen glaubt, die sorgfältigen Berechnungen, die Gesamtmacht der Verbündeten an einem und demselben Tage um Leipzig zu vereinigen, waren trügerisch gewesen. Bennigsen mit seinen Russen sah sich durch örtliche Hindernisse aufgehalten, und der ewig zögernde Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee mochte wohl auch gute Gründe haben, sich nicht zu übereilen; vielleicht erinnerte er sich seiner Herkunft und mochte als Franzose nicht dazu beitragen, der Übermacht Frankreichs den Todesstoß zu versetzen. Napoleon selbst hoffte, auch Blücher werde, um Berlin besorgt, nicht zur rechten Zeit eintreffen; allein als am Abend des 15. Oktober drei weiße Raketen südwärts aus dem Hauptquartier Schwarzenbergs gegen den dunklen Himmel aufstiegen, flammten nordwärts vier rote Raketen auf, als wollten sie sagen: „Habt keine Sorgen, der Alte kommt sicher."

Den 11., 12. und 13. hatte es fortwährend gestürmt und ein kalter Regen war wiederholt gefallen. Am 14. erhob sich ein furchtbarer Orkan, begleitet von eiskalten Regenschauern, welche die Wachtfeuer ringsum verlöschen machten. Die Erinnerung an die Schreckensnacht vom 14. auf den 15. ist in Leipzig

nicht geschwunden. Die völlige Dunkelheit erhöhte die nächtlichen Schrecken. Eine hohe Feuersäule leuchtete von Liebertwolkwitz her weit in die grausige, stürmische Nacht hinaus! In ihrer Not fingen die Soldaten an zu rauben und zu plündern, rissen das Gebälk von den Häusern und trieben die Bewohner aus den zum Teil brennenden Wohnungen. Jammernd irrten unter dem Aufruhr der Natur flüchtige Bewohner der ausgeraubten Dörfer mit Weib und Kind unter bleichen, erstarrten, fluchenden und vielfach notleidenden Kriegern umher.

Das traurigste Los war den auf dem Johanniskirchhofe eingesperrten, meist verwundeten Gefangenen beschieden. Da lagen die Bejammernswerten zwischen den Gräbern umher, ohne Schutz vor dem Unwetter, ohne Nahrung, ohne ärztlichen Beistand! — Entsetzliches Bild des länderverheerenden Krieges!

Auch der 15. Oktober verstrich gleich unfreundlich unter Zurüstungen von beiden Seiten. Truppenteile, die noch entfernt standen, zogen heran, erhielten ihre Stellung angewiesen und ordneten sich nach den Dispositionen, die der Oberfeldherr von dem Hauptquartier zu Pegau aus erließ. Die Anordnungen des Fürsten Schwarzenberg zielten dahin ab, mit der schlesischen Armee sich zu vereingen und Napoleon den Rückzug nach dem Rhein abzuschneiden. Die Aufgabe, die Franzosen aus Konnewitz zu verdrängen, war bei den engen Straßen des Ortes und wegen der gerade hier sehr sumpfigen Ufer des den Ort durchschneidenden Flusses allerdings schwierig; die Vereinigung mit Blücher, infolge des eigentümlichen Flußgebietes und der benachbarten dichten Holzungen, noch weit schwieriger. Dazu waren die Franzosen an dem Schlüsselpunkte ihrer Stellung der böhmischen Armee an Zahl überlegen, obgleich Ney und Reynier mit ihren Korps noch nicht in die Linie eingerückt waren. Napoleon durfte jedoch die nördliche Seite seiner Aufstellung nicht entblößt lassen, da er wußte, daß Blücher sich selten säumig zeigte. Er beorderte einen seiner tüchtigsten Feldherren dorthin, den Marschall Marmont mit seinem Korps.

Wiewohl sich annehmen ließ, daß ein jeder der Kämpfer in der bevorstehenden Schlacht seine Schuldigkeit thun werde, so ermunterte hierzu der Oberbefehlshaber der Verbündeten seine Scharen noch besonders. „Wackere Krieger!“ so begann der Aufruf desselben: „Die wichtigste Epoche des heiligen Kampfes ist erschienen. Die entscheidende Stunde schlägt! Bereitet euch zum Kampfe! Das Band, welches mächtige Nationen zu einem Zwecke vereinigt, wird auf dem Schlachtfelde enger geknüpft. Russen! Preußen! Österreicher! Ihr kämpft für eine Sache, für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit eurer Söhne, für die Unsterblichkeit eurer Namen. Alle für einen, jeder für alle! Mit diesem erhabenen Rufe eröffnet den heiligen Kampf. Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist unser!“

Am Abend des 15. überließen sich die müden Krieger der beiden Armeen, die im weiten Halbkreise südlich von Leipzig einander gegenüber lagerten, nach stürmischen Tagen endlich der ersehnten nächtlichen Ruhe, unbekümmert um die Gefahren, die am folgenden Tage ihrer harrten.



Beobachtungsposten der französischen Befehlshaber auf der Linde zu Wachau.

## Der 16. Oktober.

# Kampf bei Wachau und Güldengossa.

So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

Doch früh schon am 16. Oktober weckten Alarmschüsse die Hunderttausende, die sich rasch um ihre Waffen scharten. Ein grauer Nebel lag über der Gegend ausgebreitet; als aber der Kanonendonner die Luft erschütterte, zerteilte sich das Gewölk und die Sonne beleuchtete den Schauplatz der zunehmenden Zerstörung.

Bald rollte der Donner der Geschütze die gesamten Linien der Kämpfenden entlang. Die Verbündeten drangen auf dem linken Flügel stürmend vor, stießen hier jedoch auf entschlossenen Widerstand. Nach mörderischem Gefechte nahmen gleichwohl die Preußen unter Kleist von Nollendorf das Dorf Markkleeberg

und behaupteten es gegen alle Angriffe der Übermacht. Unterdessen hatten auch die Österreicher und Meerveldt einen Angriff auf Konnewitz unternommen.

Die sonst nicht sonderlich bedeutenden Flüsse Elster und Pleiße waren durch Regengüsse angeschwollen, ebenso die von ihnen ausgehenden Gräben und Arme. Daher mißlang jeder Versuch, die Pleiße bei Konnewitz zu überschreiten. Der Kampf währte bis zum Mittag, und der liebliche Frucht- und Wiesengrund zwischen den Flüssen ward ein Anger, wo gefällte Menschen ihr Herzblut vergossen.

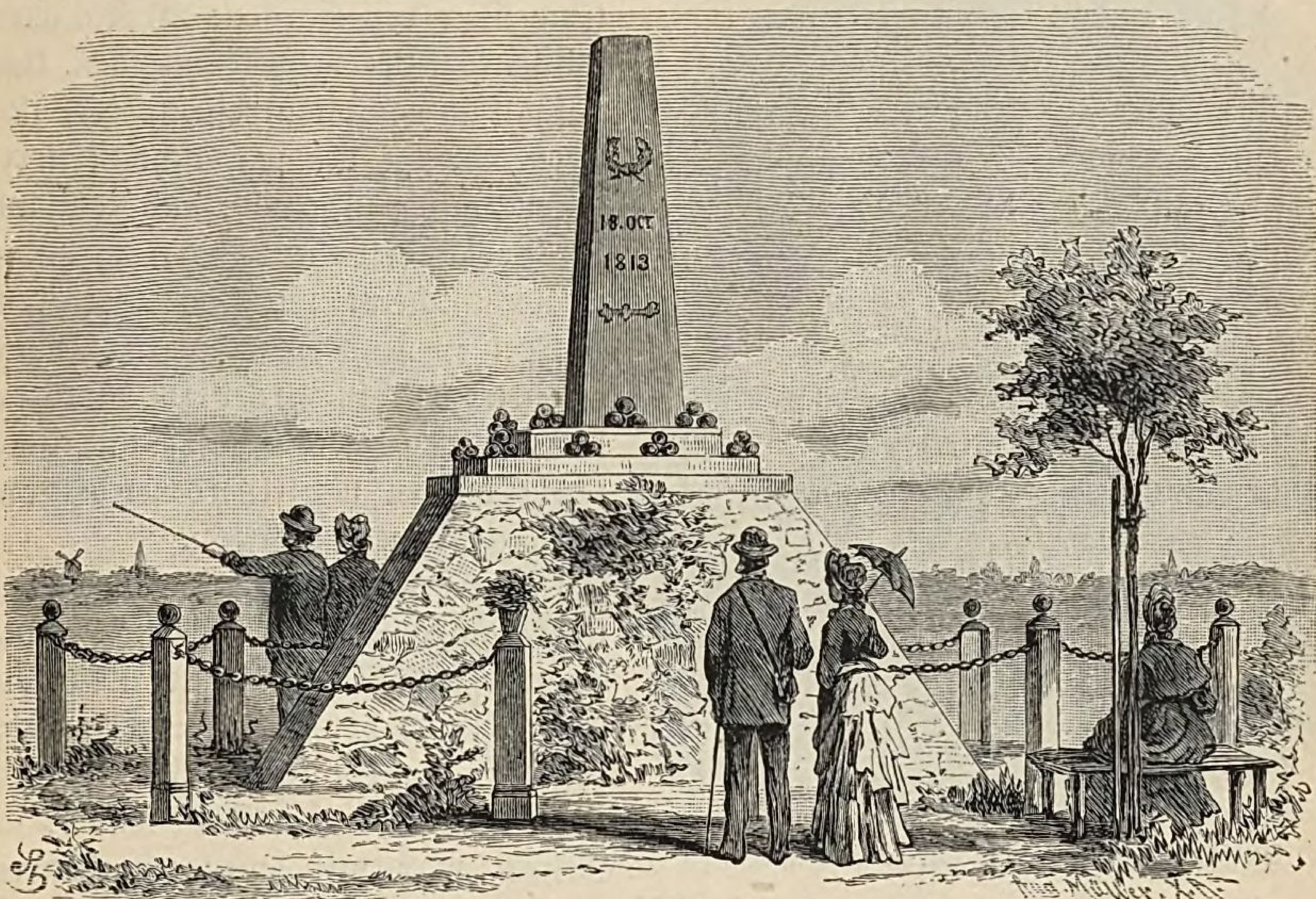
Es war dem scharfen Blicke des Schlachtenmeisters nicht entgangen, daß seine Gegner ihm ihre besten Kräfte entgegengeführt hatten; er gedachte nun ihre Linien an drei Punkten zu durchbrechen. Hinter Wachau auf einer Höhe schmiedete der Mann des Schicksals an unscheinbarem Feldtische seine Donnerkeile, durch welche die entschlossen andrängenden Gegner zerschmettert werden sollten. Da es ihm zunächst darauf ankam, bei Wachau die Verbündeten zu vernichten, so richtete er dorthin sein Hauptaugenmerk. Wie an schwülen Sommertagen hinter Berghöhen Wetterwolken sich zusammenziehen und plötzlich, vom Sturm getrieben, mit Blitz und zerstörendem Hagel über die Fluren hereinbrechen, so stürmten zwei gewaltige Heeressäulen, aus Infanterie, hauptsächlich aber aus Kavallerie und zahlreichem Geschütz zusammengeballt, rechts und links von Wachau aus gegen die Reihen der Verbündeten an. Es war Mittag, als diese gewaltigen Schlachtkeile hervorbrachen; wie zwei Vulkane sprühten ihre Geschütze Feuer und Rauch, Tod und Untergang. Eine unerhörte Kanonade hatte auf der ganzen Linie begonnen und ward von beiden Seiten ohne Unterbrechung fortgesetzt, fünf Stunden lang; die ältesten Veteranen erklärten, solch ein Massenfeuer noch nicht vernommen zu haben. Napoleon selbst kommt hierbei mit seinen Garden dem feindlichen Feuer so nahe, daß mehrere seines Gefolges den Geschossen erliegen. Es war in der That eine Unmöglichkeit, den ersten Anprall jener furchtbaren Gewalthaufen zu hemmen. Die Kämpfer, die sich bisher in Wachau so fest und todesmutig gehalten hatten, sahen sich genötigt, zu weichen; ihre Geschütze lagen zertrümmert am Boden. Standhafter behaupteten sich die Kolonnen hinter und bei Liebertwolkwitz. Nur langsam wichen sie zurück, jeden Fußbreit Boden mit zähester Tapferkeit verteidigend.

Mittlerweile war auch auf dem rechten Flügel der Verbündeten Marschall Macdonald mit dem 11. französischen Korps, dessen Verwendung auf diesem Teile des Schlachtfeldes nur die Saumseligkeit des Kronprinzen von Schweden verschuldete, sowie Mortier mit zwei Divisionen der jungen Garde immer weiter vorgedrungen. Sie erstürmten nach blutigen Kämpfen Seyffertshayn, den Krähenwald, den Kolmberg, wodurch die Österreicher endlich zum Rückzuge in ihre alte Stellung zwischen Groß-Pößna und dem Universitätswalde genötigt wurden. Während so in den Nachmittagsstunden der rechte Flügel der Verbündeten zurückgedrängt wurde, blieben auch im Mitteltreffen die französischen Kolonnen im Vorrücken. Im Sturm gewannen sie die wichtige Schäferei Auenhain und drangen schon in Güldengossa ein, bis zu welchem Dorfe einer der Helden von Kulm, Prinz Eugen von Württemberg, seine aufs äußerste erschöpften Leute hatte zurückziehen müssen. Dieser Ort bildet den Mittelpunkt der Stellung der Alliierten.

Hinter ihm waren auf einem Hügel die Monarchen von Rußland und Preußen mit zahlreichem Gefolge versammelt. Wenn auch dieses Dorf in Feindeshand fiel, so war das Mitteltreffen der Verbündeten durchbrochen.

Und grausig mäht der Tod auf Leipzigs Feldern
Und läßt sein markerschütternd Erntelied
Sich singen von den Sterbenden und Wunden:
Es jubelt Sieg der Feind! — Germania
Verhüllt das Haupt, der Freiheit Fahne sinkt,
Und eine Nacht der Qual liegt auf der Erde.

Die Schlacht schien jetzt bereits entschieden. Napoleon sendet um 3 Uhr nachmittags Siegesbotschaften an den König von Sachsen und läßt in Leipzig alle Glocken läuten. Doch von dem Kirchturm zu Gautsch hatten unterdessen die dort aufgestellten Offiziere des Fürsten Schwarzenberg die Not der Ihrigen wahrgenommen und davon dem Oberfeldherrn Meldung gemacht.



Denkmal auf dem Monarchenhügel bei Meusdorf.

Dieser verkennt nicht länger die Gefahr, seit er sich überzeugt hat, daß die Entscheidung der großen Schlacht nicht am andern Ufer der Pleiße, sondern bei Wachau liege, wo General Drouot, der berühmte Geschützmeister des Kaisers, auf dessen Befehl 170 Feuerschlünde vereinigt hatte. Schwarzenberg befiehlt daher, die ganze zur Unterstützung des linken Flügels bestimmte Reserve heranzuholen.

Es geschieht. Sie setzt über die Pleiße, um den Kampf wieder herzustellen, trifft aber an der Hauptstelle zu spät ein. Unterdessen war jedoch dem schwer bedrängten Kleist, der wie ein Verzweifelter fortfuhr, sich in Markkleeberg gegen die Übermacht zu wehren, bis er nur noch ein brauchbares Geschütz übrig hatte, Hilfe zugeführt worden. Nostitz nämlich, an der Spitze von sieben Kürassierregimentern, wendet sich gegen den Feind und drängt ihm Gröbern ab; von Weißenwolf rückt gegen Auenhain vor, und preußische Garden ziehen in

Güldengossa ein, dessen Verteidiger bisher ohne Wanken alle Angriffe zurückgeschlagen haben. Die bedrängten Truppen erholen sich; überall kommt der Kampf zum Stehen — mit wechselndem Glück wird fortgestritten.

Trompeten schmettern, Paukenschlag und Trommeln,
„Vive l'Empereur!“ und „Vorwärts! Gott mit uns!“
Da recken sich die dunklen Heeresmassen —
Kanonendonner und Musketen knattern —
Das Schicksal nimmt die Würfel in die Hand,
Die Erde dröhnt, der Himmel schließt die Augen,
Und aufgethan ist der Vernichtung Thor.

Da bricht plötzlich Napoleons Schwager, der König von Neapel, an der Spitze von 8000 Reitern bei dem Wäldchen östlich von Wachau hervor. Zwischen den Vierecken jagt der wilde Reitersturm durch, überreitet mehrere russische Bataillone, wirft die russische Kavallerie über den Haufen; 26 Kanonen müssen hier preisgegeben werden. Unaufhaltsam, wie ein reißender Waldstrom, dringt die feindliche Reiterei gegen Güldengossa vor: das Zentrum der Verbündeten ist durchbrochen, die Schlacht scheint unrettbar verloren. Schon ist der Feind kaum noch einige hundert Schritte von den beiden Monarchen entfernt, dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen.


Schwarzenberg auf dem Turme zu Gautsch.

„Sie erschöpfen ihre besten Kräfte und kommen außer Atem“, sagte Schwarzenberg zu Radetzky, als er die langen Linien der feindlichen Harnischreiter in vollem Jagen heranrasseln sieht. — Und in der That war es so. Murat war mit jener ungeheuren Kavalleriemasse, unter deren Gewicht die Erde zu erzittern schien, schon von Wachau aus im schnellsten Ritte vorgebrochen; über Sturz- und Stoppelfelder war dieselbe, alles vor sich niederwerfend, mit verhängtem Zügel dahingerast; jetzt konnte ein an Zahl viel geringerer Feind ihrem Weiterdringen Einhalt gebieten. Die breiten Schwerter der Kürassiere treffen mit den langen Lanzen der Männer der Steppen zusammen. Denn Schwarzenberg selbst führt 400 Mann Leibgardekosaken, welche die Begleitung des Monarchen ausmachten, gegen den Feind. Pahlen kommt mit dem freilich sehr gelichteten neumärkischen Dragonerregiment zu Hilfe.

Gerade in dem Augenblick, als der Feind im vollen Siegeslaufe weiter vorwärts stürmen wollte, schwenkte das Regiment auf den Ruf des heransprengenden Adjutanten: „Dragoner, vorwärts! gegen die Kürassiere! rettet die Schlacht!“ sogleich ab und sprengt mit der größten Entschlossenheit auf die

gepanzerten Gegner, ihre Zahl nicht achtend, los. Der Feind hatte Halt und Front gegen die Neumärker gemacht, sie blutig zu empfangen. Lange schwankte das Handgemenge. Von dem Mute und der Ausdauer der Kosaken und Dragoner hängt die Sicherheit des Königs und des Zaren ab. Endlich bringen die neumärkischen Dragoner die eherne Mauer zum Wanken, und ihr Erfolg wird durch das bewunderungswürdige Ausharren der Gardekosaken vollständig. Diese glorreiche Waffenthat bringt Rettung. General Zieten pflegte später das heldenmütige Dragonerregiment stets mit dem Gruße „Dragoner von Wachau" auszuzeichnen. Die Kürassiere weichen und stürzen, die kaum eroberten 26 Geschütze in den Händen des Feindes zurücklassend, durch die Vierecke des Fußvolks, deren Gewehrsalven ihnen in raschem Tempo das Geleit geben.



Scheitern von Murats Reitersturm.

Es war 4 Uhr nachmittags, als dieser Reitersturm scheiterte. Nachdem derselbe abgeschlagen und der verlorene Boden wiedergewonnen war, stand im Mittelpunkte der Aufstellung der Verbündeten die heiße Schlacht.

Doch lange noch wogt der Kampf hin und her. Gleichzeitig mit den geschilderten Vorgängen erstürmen die Österreicher die Schäferei Auenhain. Ringsum streitet man mit äußerster Erbitterung; Pardon wird nicht verlangt, nicht gegeben. Die Verteidiger sinken Mann für Mann unter den Kugeln und Bajonetten der Sieger.

Der rechte Flügel der Verbündeten hatte sich im Universitätsholze tapfer gewehrt; der Versuch, seine Stellung zu umgehen, war durch den Kosakenhetman Platow vereitelt worden. Die Österreicher unter Klenau warfen Macdonald aus dem eroberten Seyffertshayn, welches das tapfere Regiment Zach auch behauptete. Auf dem linken Flügel waren nach vielen mißlungenen Versuchen die Österreicher unter General Meerveldt bei Dölitz durch eine Furt über die Pleiße gedrungen; sie eroberten das Schloß des Dorfes; als der General aber in eine schmale, zum Teil überschwemmte Gasse geriet, stürmten von zwei Seiten

Polen und Franzosen auf ihn herein. Sein Pferd wurde erschossen; er stürzte zu Boden und mußte sich dem Feinde ergeben. Seine Bataillone wichen nun über die Pleiße zurück, behaupteten jedoch standhaft das Schloß gegen den Andrang der Feinde.

Jenseit der Elster kämpften Österreicher und Franzosen mit wechselndem Erfolge. Letztere verloren Leutzsch, behaupteten jedoch Lindenau, dessen Besitz für den möglichen Rückzug der französischen Armee notwendig war. Hier gebührt Bertrand die Ehre des Tages, denn er hielt sich von halb 11 Uhr in der Frühe bis zum Abend, und zwar erfolgreich gegen Liechtensteins Kolonnen sowie gegen Prinz Philipp von Hessen-Homburg und Thielemanns Scharen, unter dem Oberbefehl des Feldzeugmeisters Gyulai.

Bei Wachau, Konnewitz und Lindenau hatten 115000 Mann Franzosen gegen 130000 Mann verbündete Truppen gestritten. Die Nacht machte dem langen blutigen Ringen ein Ende. Ihre Schatten lagerten sich über die erschöpften Lebenden und die Tausende von Toten.

Die Stellung der beiden Heere war am Abend des Schlachttags fast dieselbe, wie beim Beginn des Kampfes; nur an einem Punkte hatten die Franzosen etwas Terrain gewonnen. Viel günstiger wäre ohne Zweifel der Ausgang des Kampfes an dieser Stelle für Napoleon gewesen, wenn er, wie er es auch beabsichtigte, im entscheidenden Augenblick hätte frische Truppen gegen die erschütterten Reihen der Verbündeten heranführen können. Das vermochte er aber glücklicherweise nicht, denn inzwischen war auf einem andern Punkte des Schlachtfeldes eine Entscheidung erfolgt, die alle Berechnung des Imperators über den Haufen warf und den vollständigen Sieg der Verbündeten am nächsten Schlachttage kaum noch zweifelhaft erscheinen ließ.




Schwedische Nachzügler.



# Die Preußen unter York bei Möckern.

Ob weit die Menge der Feinde sich dehnt: hinein!
Ob weit der Rachen der Hölle gähnt: hinein!
Wir fassen die Waffen mit heiliger Hand,
Mit Gott, für König und Vaterland,
Hinein, Hinein, Hinein!

Während der geschilderten Vorgänge bei der Hauptarmee war auch Blücher nicht müßig geblieben. Schon am frühen Morgen hatte er bei Schkeuditz den Kanonendonner vernommen; da reitet er die Reihen auf und ab, die Truppen in seiner derben Weise ermunternd. „Kinder, heute haut einmal auf altpreußische Art mordmäßig ein!" sagt er zu der ostpreußischen Kavallerie und läßt dann York den Befehl zugehen, mit seinem Korps nach Möckern vorzudringen, wo, wie wir wissen, der Marschall Marmont auf Befehl Napoleons mit einem starken Korps der anrückenden schlesischen Armee gegenüber Stellung genommen hatte.

York saß eben mit seinen Offizieren beim Frühstück, als er die Anordnung vernahm. Sogleich stand er auf, leerte mit den Worten: „Anfang, Mitte und Ende, Herr Gott zum Besten wende!“ das Glas und setzte es still hin. In ernster Stimmung ging man zur Schlacht.

Es ließ sich erwarten, daß die Franzosen unter Marschall Marmont jeden Fußbreit Boden tapfer verteidigen würden. Und so war es auch. Möckern wird von den Preußen zweimal vergebens gestürmt, denn der Feind hat sich stark verschanzt, jedes Haus ist zur Verteidigung eingerichtet. Zum drittenmale stürzen sich die preußischen Bataillone über die Leichen ihrer Brüder hinweg mit Hurrageschrei auf den Feind, können aber doch nur die letzten Häuser des Dorfes behaupten. York hält mitten im Kugelregen. Er sieht, seine Geschütze können gegen die viel schwereren der Franzosen nichts ausrichten. „Die Kerls sollen sich doch wundern“, sagt er und befiehlt einem Adjutanten, die eigne schwere Artillerie heranzuführen. Mit Hurra wird sie empfangen, und jetzt beginnt ein Kanonenfeuer, das in solcher Macht den meisten der Kämpfer zum erstenmal in die Ohren donnert. Ist es tapferen Scharen gelungen, sich in den Dorfstraßen festzusetzen, so hält sich der Feind doch mit gleicher Beharrlichkeit in Häusern, Ställen, Scheunen, feuert aus den Fenstern, von den Dächern und aus den Kellern. Jedes Haus muß einzeln erobert werden. Haufen von 30 bis 40 Mann Landwehr, Grenadiere, Jäger, wie man sich eben zusammenfindet, nehmen ein solches Stück Arbeit gemeinsam vor. Ist die Hofmauer genommen, das Thor eingeschlagen, die Hausthür endlich erbrochen, dann endigt das blutige Vernichtungswerk damit, daß jeglicher Feind, der sich im Hause befindet, ohne Erbarmen niedergestoßen wird. York läßt eben seine letzten Truppen aufbieten. Im Sturmschritt mit gefälltem Bajonett dringen dieselben bis dicht zum Feind heran; ein furchtbares Feuer, das eine Anzahl Offiziere tötet oder verwundet, macht sie stutzen; sie weichen — die Feinde rücken mit ihren Kanonen nach. Jetzt steht es schlecht um die tapferen preußischen Streiter; York mit seinen übrigen Bataillonen wagt noch eine verzweifelte Anstrengung. Doch auch der Feind rührt sich, seine Geschütze zeigen ihre ganze Fürchterlichkeit; 40 Kanonen donnern drein, dicht nebeneinander. Yorks beste Offiziere erleiden den Tod fürs Vaterland. Einer dieser Helden, obwohl von zwei Kugeln getroffen, schreitet dennoch seinen Grenadieren voran, bis er erschöpft zusammenstürzt. „Vorwärts Kinder!“ ist sein letztes Wort. Alles befindet sich in Spannung, außer dem Geschützdonner vernimmt man keinen Laut. In diesem Augenblicke kommt York mit verhängtem Zügel auf die seitwärts haltenden Husaren zugesprengt. „Major von Sohr, attackieren!“ so lautet sein Befehl. „Trompeter, Trab!“ antwortet Sohr. Das Signal erfolgt, das Regiment sprengt an, der Major selbst wird in den rechten Arm geschossen, als er zum Hurra seiner Husaren hoch den Säbel schwingt; er nimmt ihn in die Linke. Alles, was vom Fußvolk noch übrig ist, folgt mit dem Bajonett. — York gibt nun den Befehl zum allgemeinen Angriff und setzt sich selbst mit gezogenem Säbel an die Spitze der schwarzen Husaren. „Marsch, Marsch“, ertönt's; „es lebe der König!“

Gerade als der General seine letzten Truppen herangezogen, hatte sich auch Marschall Marmont selbst an die Spitze seines besten Fußvolks gestellt.



Schlacht bei Möckern. Major von Sohrs Reiterangriff.

In Begleitung einer Batterie rückt er vor. Plötzlich vernimmt man ein furchtbares Krachen: französische Munitionswagen sind in die Luft geflogen und zerschmettern die Bedienung der Artillerie. Der Marschall wird verwundet, seine besten Leute geraten in Unordnung — einige Augenblicke verhüllen Dampf und Rauch die Verwüstungen des gräßlichen Ereignisses; dann erst läßt sich die Größe des Unfalls übersehen. Erschreckt über die ringsum zunehmende Verwirrung fliehen die Franzosen in Unordnung aus Möckern, beinahe ihre sämtliche Artillerie fällt den Brandenburger Husaren in die Hände, die Infanterie wird nach zwei Seiten hin auseinander gejagt. Dies war der ausschlaggebende Augenblick, in welchem sich das Kriegsglück den Preußen vollständig zuwandte.

Der Sieg ist errungen, ein Sieg von größter Bedeutung. Wäre die Ehre des Tages den Franzosen geblieben, dann hätte Napoleon nicht nötig gehabt, bedeutende Streitkräfte gegen die schlesische sowie gegen die Nordarmee zu verwenden, er hätte seinen bei Wachau erkämpften Vorteil verfolgen, die Verbündeten wieder nach Böhmen zurückdrängen, sich mit den in Dresden zurückgelassenen 35000 Mann vereinigen und seiner Sache wohl noch eine ganz andre Wendung geben können.

Doch um welchen Preis war der Erfolg dieses Ehrentags erstritten worden! Yorks Korps hatte über ein Fünftel seiner Stärke eingebüßt, über 4000 Tapfere, darunter eine Menge höherer Offiziere. Daher herrschte nach dem Kampfe überall eine ernste Stimmung. Die Feldherren ritten über das blutgedrängte Schlachtfeld. Wie einst bei Leuthen, erklang feierlicher Gesang durch die stille Nacht.

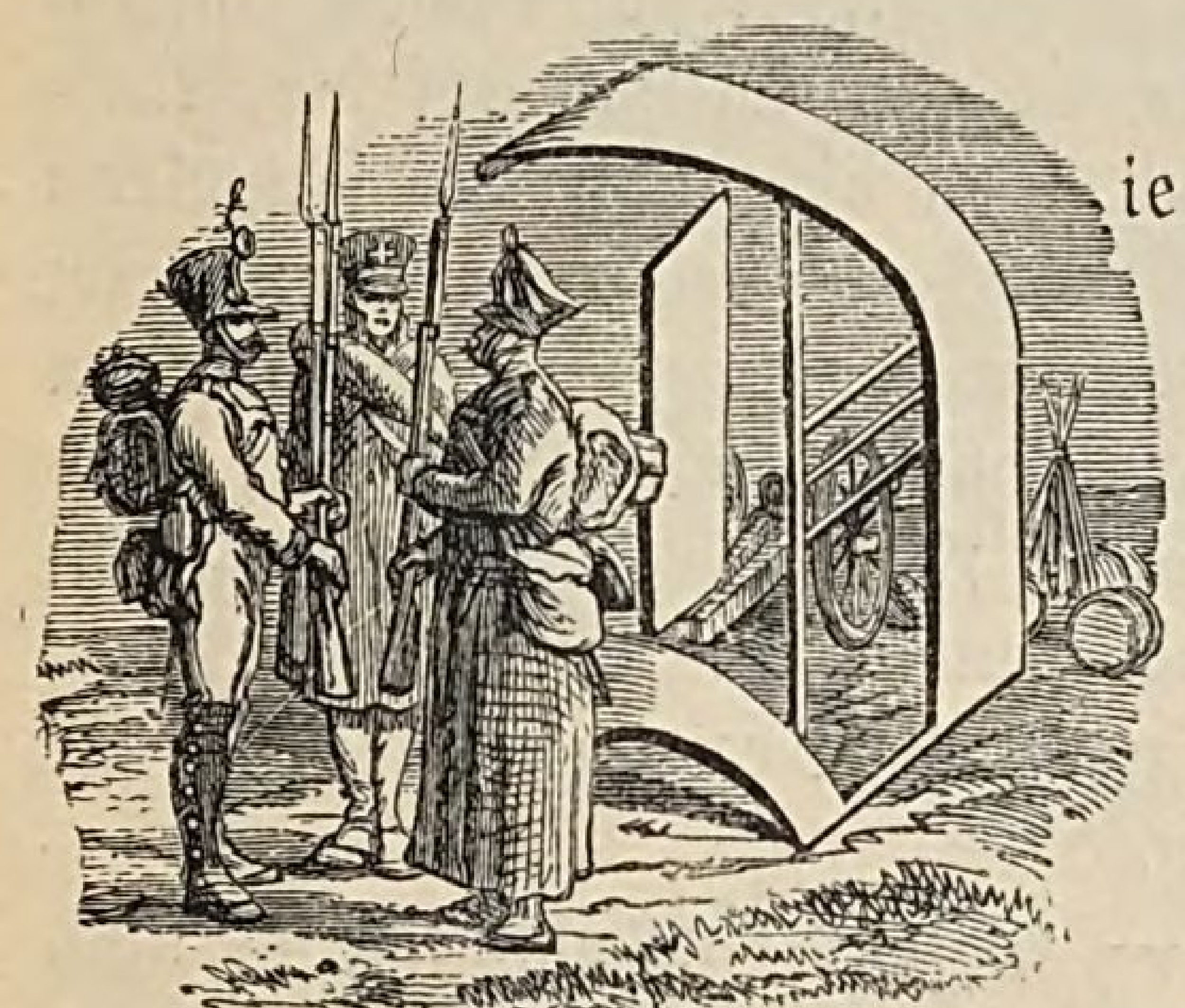
Und das würdige Haupt entblößend, ruft Blücher: „Ja, hier ging's heiß!
Nur Gott hat Sieg uns gegeben! Ihm allein sei Ehr' und Preis!“
Hell tönt durch die Reihen der Krieger des Alten ernstes Wort:
„Sieg, Sieg! Herr Gott, sei gepriesen!“ tönt es von Schar zu Scharen fort.
Von den Rossen steigen die Reiter, sie knie'n in des Herzens Drang,
Und hinauf zu den Sternen erschallt es in begeistertem Chorgesang:
„Nun danket alle Gott!“ (Th. Apel.)





In der Gasse von Möckern.

## Waffenruhe am siebzehnten Oktober.



ie Folgen dieses so blutigen Ringens bei Möckern bereiteten dem großen Schlachtenlenker am Abend des 16. schwere Sorgen, und düsteren Blickes ließ er sein Auge über das grausige Schlachtfeld schweifen.

Im weiten Kreise um Leipzig loderten unzählige große und kleine Feuer durch die schwarze Nacht empor. Acht Dörfer und Städtchen schlugen in Flammen zum Himmel auf: Eutritzsch, Lindenau, Markkleeberg, Dölitz, Liebertwolkwitz, Seyffertshayn, Gröbern und Wachau; dazwischen brannten die Wachtfeuer der großen Heere, die auf die geringe Entfernung weniger Stunden zusammengedrängt waren. Erst spät am Abend ließ Napoleon in einem der ausgetrockneten Teiche hinter Meusdorf bei der alten Ziegelscheune sein Nachtquartier aufschlagen. Es wurden die gewöhnlichen fünf Zelte hergerichtet, die Garden lagerten um ihn her. Am Wachtfeuer des Kaisers herrschte dumpfes Schweigen. Man brachte zu ihm an den Feldstuhl den gefangenen österreichischen General Meerveldt. Lange unterhielt er sich mit ihm auf das wohlwollendste! — Später ließ er ihn nochmals zu sich rufen und sandte ihn mit Friedensanträgen in das österreichische Hauptquartier. Er sei, ließ er seinem Schwiegervater,

dem Kaiser Franz von Österreich, melden, nunmehr bereit, die Feindseligkeiten einzustellen und mit seinem Heere über den Rhein zu gehen, wenn man nichts Entehrendes von ihm verlange. Aber zu oft hatte er die Völker und ihre Fürsten durch die Arglist seiner Worte getäuscht. Jetzt standen die Herrscher Österreichs, Preußens und Rußlands fest und einmütig zu einander. Einstimmig verwarfen sie angesichts der von allen Seiten heranziehenden Verstärkungen, die ihnen für den nächsten Kampftag den entscheidenden Sieg in fast sichere Aussicht stellten, die Anträge Napoleons, den offenbar nur die Absicht leitete, Zeit zu gewinnen und womöglich Zwietracht im Lager seiner Gegner anzustiften. Deshalb würdigten die verbündeten Herrscher den Kaiser nicht einmal einer Antwort; in peinigender Ungewißheit verbrachte Napoleon die Nacht und den Vormittag des folgenden Tages, des letzten, an dem er bei schnellem Entschluß und rechter Energie den Kampf noch mit der Möglichkeit des Erfolgs hätte aufnehmen können.

Die am Tage vorher erlittenen Einbußen sowie das Eintreffen neuer Heeresmassen auf seiten der Verbündeten hatten Napoleon gezwungen, sich auf einen etwa um eine halbe Meile engeren Halbkreis zusammenzuziehen. Innerhalb desselben hatte er im Laufe der Nacht alle verfügbaren Streitkräfte, vor allem auch die allerdings nicht zahlreichen Truppen, welche am 16. noch nicht im Gefecht gewesen waren, um sich versammelt. Weiteren Zuzug durfte er für die nächsten Tage nicht erwarten, und schon deshalb und weil wegen der günstigen Stellung, welche seine immerhin noch an 150000 Mann starke Heeresmacht inne hatte, ein rechtzeitig und mit der nötigen Energie unternommener Durchbrechungsversuch keineswegs aussichtlos gewesen wäre, hätte Napoleon in der Frühe des 17. Oktobers den Kampf wieder aufnehmen müssen. Statt dessen wartete er von Stunde zu Stunde bis zum Mittag auf die Rückkehr des Generals Meerveldt; als derselbe auch dann nicht kam und Napoleon sich endlich überzeugen mußte, daß man seinen Anträgen Gehör zu schenken im Lager der Verbündeten nicht geneigt sei, war es für ihn zu spät; er hatte den günstigen Augenblick zum Angriff versäumt und mußte nun abwarten, was seine Gegner unternehmen würden. Doch traf er für den Fall des vielleicht notwendig werdenden Rückzugs die nötigen Anordnungen, um durch Aufstellung eines starken Korps unter der Führung des getreuen Bertrand die Straße über Lindenau und Weißenfels offen zu halten.

Indessen wurde an diesem 17. Oktober — es war ein Sonntag — auch von seiten der Verbündeten nichts Ernstliches unternommen. Das Wetter war unfreundlich, und der immer heftiger und gegen Mittag in Strömen herniedergießende Regen durchnäßte die Leute bis auf die Haut. Mann und Roß, gering und vornehm, General wie Gemeiner litten unter der Ungunst des Wetters. Auch zu essen gab es wenig, und mit dem Trinken stand es nicht viel besser.

Die Truppen waren ermattet, daher verzögerten sich die von dem Oberbefehlshaber angeordneten neuen Aufstellungen, so daß schließlich der auf 2 Uhr mittags von den Alliierten festgesetzte Angriff ganz und gar unterblieb. Nur Kosakenpulks streiften gegen Baalsdorf, Panitz und Taucha. Doch wurde die Waffenruhe eifrig benutzt, um die Heeresteile, welche tags zuvor einzeln

gekämpft hatten, fester aneinander zu schließen, die entstandenen Lücken durch die sehnlichst erwarteten und gegen Abend endlich eintreffenden Verstärkungen, Österreicher unter Colloredo und Russen unter Bennigsen, auszufüllen und vor allem auch mit der nun endlich gleichfalls in Eilmärschen heranrückenden Nordarmee die Verbindung herzustellen.

Nur auf einem Punkte des Schlachtfeldes wurde die Waffenruhe, die angesichts der rauhen Witterung, der mangelhaften Verpflegung und des trübseligen Anblicks der haufenweise aufgeschichteten Toten für die Truppen gewiß wenig Erfreuliches bot, durch eine mit frischem Soldatenmut unternommene und erfolgreich ausgeführte kriegerische Unternehmung unterbrochen.



Reitergefecht vor dem Gerberthore zu Leipzig.

Der alte Blücher, den es schwer verdroß, daß der Kampf erst am nächsten Tage wieder beginnen sollte, veranstaltete, um dann wenigstens ohne Aufenthalt losschlagen zu können, im Laufe des Nachmittags eine Auskundschaftung des zwischen ihm und dem ihm gegenüberstehenden Feinde liegenden Terrains, und da er hierbei fand, daß der Feind Eutritzsch und Gohlis noch besetzt hielt, so meinte der alte Feldherr, hier biete sich Gelegenheit, seinen Tapferen heute auch etwas zu thun zu geben. Er befahl den Angriff auf jene Dörfer. Da jedoch Gohlis hartnäckig verteidigt ward, so ging das Vorrücken Sackens nur äußerst langsam von statten. Blücher entschloß sich nunmehr zu einem seiner beliebten Husarenstreiche. Er hatte zwar nur vier Regimenter russischer Kavallerie bei sich; dennoch befahl er diesen, unbekümmert um die feindlichen Infanteriemassen, gegen die französische Reiterei vorzugehen. Der Angriff gelang über alle Erwartung.

Die vier Husarenregimenter rückten, ohne sich durch das heftige Artilleriefeuer des Feindes schrecken zu lassen, zwischen Eutritzsch und Schönefeld vor; zwei derselben setzten sich gegen die französische Reiterei in Galopp; doch der Feind wartete den Angriff nicht ab, sondern Reiterei, Artillerie und Fuhrwesen stoben auseinander. Munter jagten die Russen hinterher, erreichten nahe bei der Stadt den Feind, machten Gefangene die Menge und eroberten eine Batterie von 5 Geschützen. Stillvergnügt sah der „Alte" dem Treiben der Geschwader zu, blies behaglich aus seiner kurzen Jagdpfeife blaue Wolken vor sich hin, und als er die Reiter nach der gelungenen Attacke wohlbehalten zurückkehren sah, sprang er vom Pferde und umarmte hocherfreut den General Wasiltschikow, ihren Führer.

In der That war es eines der glänzendsten Reitergefechte während des Feldzugs. Auf solch ein Gelingen that Blücher sich am meisten zu gute. Sich selbst an der Spitze seiner Schwadronen in das wildeste Getümmel zu stürzen, kam er stets in Versuchung, und nicht immer konnten gute Gründe ihn davon abhalten.

Auch in Taucha ward an diesem Tage mit abwechselndem Erfolge gestritten; doch gelang es den Franzosen, sich an der Parthe zu behaupten. Kosaken umschwirrten und beunruhigten die an diesem Fluß gelegenen Dörfer.

In der Nacht vom 17. auf den 18. war endlich, wie erwähnt, auch die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden von Landsberg aufgebrochen; von dort aus konnte sie ohne übergroße Anstrengung in den Vormittagsstunden des nächsten Tages die Breitenfelder Höhen erreichen und es war daher, da der Oberbefehlshaber für eine sichere Verbindung Sorge getragen hatte, auch auf das Eingreifen dieses Heeresteiles in den bevorstehenden großen Kampf mit Sicherheit zu rechnen.

Am Wachtfeuer Napoleons herrschte dumpfes Schweigen, während sich die Nacht auf die Hunderttausende von Streitern herabsenkte. Aber der Mann des Schicksals verlangte noch nicht nach Ruhe und Schlaf.

Schon in derselben Nacht ordnete er den Rückzug des Gepäcks an; er selbst brach früh um 2 Uhr auf und fuhr über Stötteritz nach Reudnitz, wo Marschall Ney lagerte. Unterwegs hielt er an der Stelle, an der sich die Straße nach Rochlitz mit jener nach Borna vereinigt; eine Feuerlinie von 200 angezündeten leeren Wagen warf durch die stürmische Nacht einen matten Schimmer auf die sich Leipzig immer mehr nähernden Truppen. Nach anderthalbstündiger Unterredung mit Ney begab sich Napoleon durch die Stadt nach Lindenau zu Bertrand. Nachdem er auch hier die nötigen Anordnungen getroffen, kehrte er gegen 8 Uhr nach Stötteritz zurück. Eben wollte er das Frühstück einnehmen, als das zunehmende Rollen des Kanonendonners ihm verkündigte, daß die blutige Arbeit von neuem beginne. Der Regen hatte aufgehört, der Sturm sich gelegt; die Nebel begannen sich zu zerstreuen, ein heller Tag stand in Aussicht.

Der Kaiser Napoleon trabte, während seine Garden sich links nach Stötteritz hin aufstellten, nach dem Hügel der Tabaksmühle, wo er den größten Teil des Tages sich aufhielt und von wo aus er die große Entscheidungsschlacht leitete, die am 18. Oktober schon gegen 8 Uhr durch heftigen Kanonendonner eingeleitet wurde.



Die ehemalige Quandtsche Tabaksmühle, Napoleons Hauptquartier am 18. Oktober.

# Der achtzehnte Oktober.

„Vorwärts!“ „Gott mit uns!“ Sturmkolonnen
Empörter Nationen brechen los.
Vom Tajo, von der Wolga kamen sie,
Vom Nordkap und vom Höllenschlund des Ätna. —
Seht! ihren Kindern winkt Germania
Und führt sie fort aus ihres Feindes Reih'n. —
„Der Bruder kennt den Bruder endlich wieder.“
Lobsingt dem Herrn, ihr deutschen Siegeslieder!
Die Fahne hoch! Der Freiheit Tag ist da!
Am Himmel strahlt dein Sieg, Germania!

Fr. Hofmann.

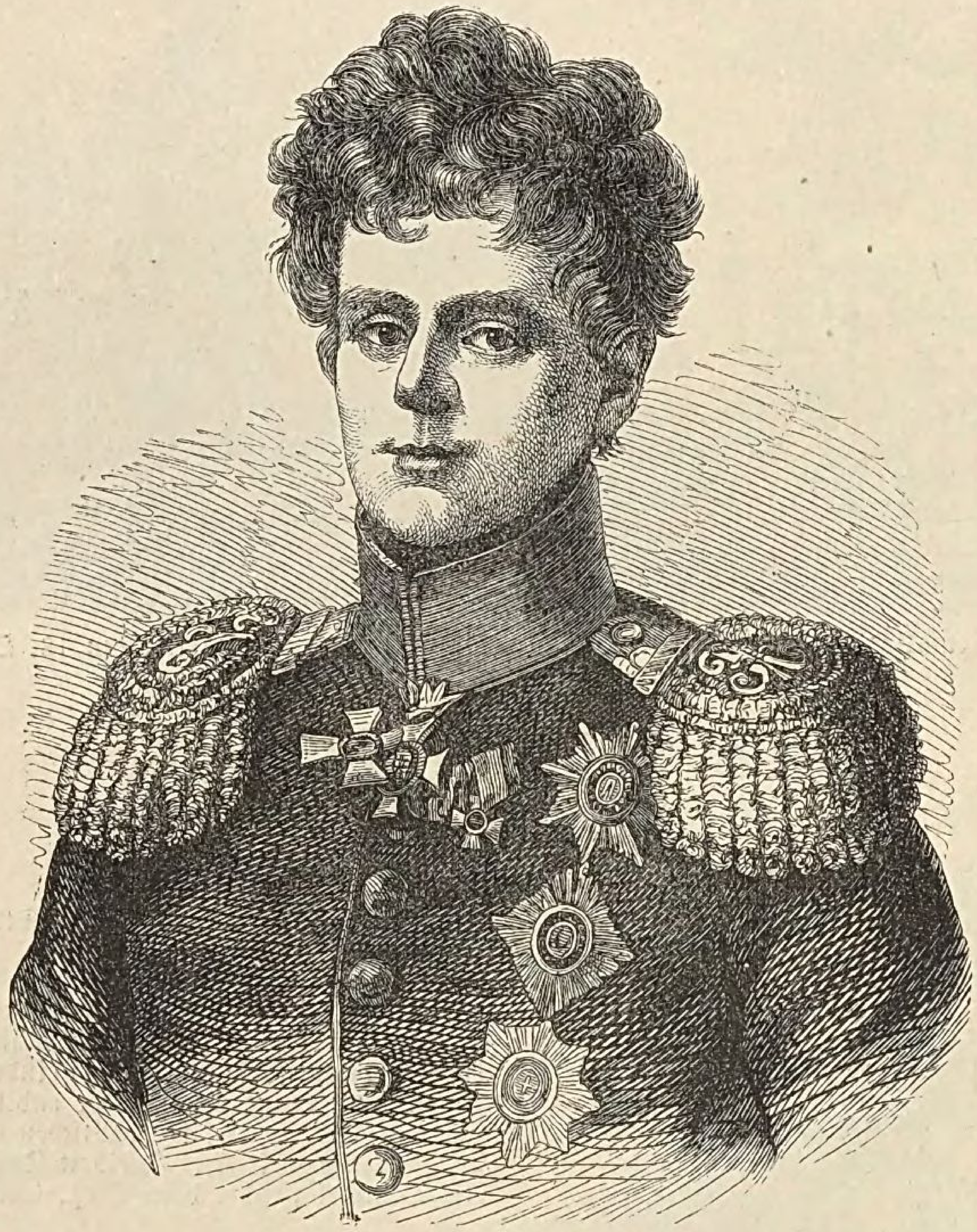


Es waren die Geschütze des Prinzen Ludwig von Hessen-Homburg, der mit den Österreichern gegen Dösen, Dölitz und Lösnig vordrang. Sie eröffneten das Kampfspiel. Hier auf der äußersten Schlachtlinie der Franzosen kommandierte ein wahrer Held, achtungswert auch als Mensch, der edle Fürst Poniatowski an der Spitze seiner Polen. Lange wurde auf das hartnäckigste gefochten, der Prinz von Hessen-Homburg ward selbst verwundet; doch konnte trotz der Heranziehung ansehnlicher Verstärkungen auf Seite der Verbündeten hier nicht ein fußbreit Boden gewonnen werden.

Die Russen und Preußen hatten sich etwas später in Bewegung gesetzt.

Beim Anrücken derselben zogen sich die Franzosen aus Wachau und Liebertwolkwitz zurück; man drang nun gegen Probstheida vor. Es war schon 2 Uhr nachmittags geworden, als zwei preußische Brigaden und das Korps des Prinzen Eugen von Württemberg zum Sturm auf das ebengenannte Dorf vorrückten. Hier hatten sich die Franzosen, weil der Besitz dieses Ortes, von dessen Behauptung die Sicherheit des Rückzugs abhing, für Napoleon von äußerster Wichtigkeit sein mußte, zur hartnäckigsten Verteidigung in Bereitschaft gehalten.

Batterien schützten das Dorf zu beiden Seiten; in mehrere aus Stein gebaute Häuser sowie in die Gartenmauern hatten die Franzosen Schießscharten gebrochen.



Prinz Eugen von Württemberg.

Die Marschälle Victor und Lauriston vereinigten ihre Heerscharen zur Sicherstellung des wichtigen Ortes, und hinter diesen mächtigen Schlachtsäulen bildeten noch die Garden, unter Napoleons persönlichem Befehl, eine feste Stütze.

Probstheida bot vier Eingänge. Unter lautem Hurraruf drangen die Preußen und Russen in das Dorf ein. Vereint in edlem Wettstreite rangen hier zwei edle Prinzen aus deutschen Königsgeschlechtern um die Ehre des Tages. Unter den Augen des Prinzen Eugen von Württemberg verrichteten die herangeführten Krieger Wunder der Tapferkeit, und es gelang den Preußen, welche dem zweiten russischen Infanteriekorps zugeteilt waren, das der Prinz kommandierte, sich eines Teiles von Probstheida zu bemächtigen.

Doch der Feind setzte alle Kräfte in Bewegung, die in stetem Vorwärtsschreiten begriffenen Tapferen von dem errungenen Boden wieder abzudrängen. Es gelingt, die Preußen weichen. Kaum gewahrt Prinz August von Preußen die Not, in die seine tapferen Landsleute gekommen, als er auf die Zurückweichenden zueilt. „Haltet an! Kameraden!" ruft er und weiß seine Scharen durch Mut und Beispiel erst zum Stehen, dann wieder vorwärts zu bringen. Dem heldenmütigen Prinzen folgen zuerst nur die Entschlossensten, dann aber ganze Reihen. Immer mehr dringen nach. Die Lehmmauern des Dorfes werden erstiegen, ein Teil des Ortes wird zurückerobert.



Sturm der Österreicher auf das Dölitzer Schloß.

Aber auch die Franzosen lassen nicht nach; frische Bataillone verstärken die Reihen der ermüdeten Kämpfer und machen es den Preußen unmöglich, das Eroberte zu behaupten. Hin und her wogt der Kampf. Eine Zeitlang scheint es, als sollten die Verbündeten Herren des Dorfes werden; schon eilen zahlreiche Franzosen fliehend dem Thonberg zu, Scharen von Verwundeten strömen nach: — da gibt Napoleon mit seinen Garden den Ausschlag. Die Stürmenden werden überwältigt und müssen über Haufen von Verwundeten und Sterbenden den Rückmarsch antreten. Die Führer der hier streitenden verbündeten Heere lassen sich jedoch durch das Mißlingen ihrer Bemühungen nicht zurückschrecken.

Sieben Stürme werden unternommen. Hunderte von Feuerschlünden wettern durch die Gassen und auf das Feld hinaus. Hügel von Verwundeten und Toten bedecken die Zugänge des Dorfes; die Kämpfenden können kaum noch über die Leichen hinwegsteigen. Alles vergeblich.

Inmitten des hartnäckigsten Ringens von beiden Seiten waren die Verwundeten und Toten zum Teil in die leerstehenden Häuser und Scheunen gebracht worden. Diese Gebäude gerieten aber, von den feindlichen Wurfstücken entzündet, in Brand. Tausend Unglückliche, denen Kugel und Schwert noch das Leben gelassen hatten, fanden nunmehr qualvollen Tod in den Flammen. Herzzerreißendes Jammergeschrei ertönt aus den Gebäuden — doch die Hilfe bleibt aus.



Sturm der Preußen auf Probstheida.

Die Waffenbrüder kämpfen in den Gassen um ihre eigne Sicherheit! Sie haben hinlänglich zu thun, das Gefecht aufrecht zu erhalten; von ihnen dürfen die dem Tode Geweihten keine Hilfe erwarten. Alle Batterien diesseits und jenseits sind auf das Dorf gerichtet; das unaufhörliche Krachen macht den Boden zittern. Der Löwe verteidigt in Probstheida seinen letzten Schlupfwinkel. Die verbündeten Monarchen geben endlich den Versuch auf, ihn daraus zu vertreiben. Dagegen strengen auch die Franzosen sich vergeblich an, aus dem Dorfe hervorzubrechen und die Verbündeten zu zersprengen. Sobald ihre Divisionen Anstalt machen, weiter vorzudringen, werden sie vom feindlichen Geschützfeuer niedergeschmettert.

Ein schreckliches Bild der Zerstörung bot das Schlachtfeld in den Mittagsstunden dar. In tausend gräßlichen Gestalten wütet der Tod durch die Reihen der Streiter. Mehr als 1500 Feuerschlünde speien ihre mörderischen Gluten; die Donner der Geschosse vereinigen sich wie zu einem entsetzlichen Gewittersturm.

Graue, undurchdringliche Rauchsäulen steigen nach allen Richtungen des Schlachtfeldes empor, wälzen sich über die weite Ebene und verhüllen ein unaufhörliches grausiges Würgen und Ringen, welches nur auf Augenblicke von den zuckenden Blitzen erhellt wird. Treibt der Wind die Dampfwolken auseinander, dann sieht man aus denselben Bajonette, Schwerter und Kürasse blinken.



Gefecht um Lindenau.

In der Luft zischen platzende Granaten, Paßkugeln schlagen auf und zertrümmern, an der Erde fortwühlend, alles, was sich ihrem Laufe entgegensetzt. Lafetten und Räder fliegen zerschmettert in Stücken umher und verwunden oder töten die Bedienung der Geschütze; Mann und Roß stürzen getroffen zusammen.

Das Schlachtgetümmel wird immer furchtbarer. Die ihrer Reiterei entledigten Pferde sprengen zurück; hier eins mit zerschossenen Gliedern, dort ein andres mit aufgerissenem Leibe. In Flammen stehen die Dörfer, in welchen die Krieger den Kampf der Vernichtung kämpfen. Haufen toter, sterbender oder verwundeter Soldaten bedecken die Walstatt, Blutlachen dampfen auf dem Gefilde, wo sonst

der friedliche Ackersmann seine Furchen zog. Und dennoch — umgeben von diesen Schrecknissen — es ist kaum glaublich, aber von Augenzeugen verbürgt — spielten russische Soldaten, welche rückwärts in Reserve standen, Blindekuh und trieben andre Kurzweil nach dem Takte einer mißtönigen Schnarre.

Während in und bei Probstheida durch die wiederholten ungestümen Sturmläufe der Preußen und Russen die besten Kräfte Napoleons beschäftigt sind, gelingt es den übrigen Heeresteilen der Verbündeten, an mehreren Punkten vorzudringen und die Entscheidung herbeizuführen. Der nun auch in der Schlachtlinie eingerückte Kronprinz von Schweden überschritt die Parthe gemeinsam mit Blücher, der, um dem ehemaligen französischen Marschall jeden Vorwand zur Unthätigkeit zu nehmen, diesem einen Teil der eignen Truppen überlassen hatte. Nun wurden die Franzosen bis Schönefeld und Paunsdorf zurückgedrängt.

Hier war es, wo die Sachsen und Württemberger, 8000 Mann mit 38 Geschützen, zu den Verbündeten übergingen. Nicht länger ließ sich das erwachte Gefühl der Zusammengehörigkeit in den unter Napoleons Fahnen kämpfenden Deutschen zurückdrängen. Die wackeren Sachsen zumal legten die Worte ihres Königs, „daß gerade jetzt jeder brave Mann mit erhöhter Anstrengung für das Wohl des Vaterlandes kämpfen müsse", in ihrem Sinne aus, und so benutzten zuerst zwei sächsische Reiterregimenter eine freiere Stellung beim Vorwerk „Der heitere Blick", um, den Säbel in der Scheide, zum Blücherschen Korps hinüber zu traben. Ein Schützenbataillon folgte dem Beispiele der Reiter, bald nachher die gesamte sächsische Artillerie und Infanterie sowie die württembergische Reiterei unter General von Normann. Letzterer äußerte den Wunsch, sogleich auf seiten der Verbündeten gegen die Franzosen kämpfen zu dürfen, erhielt aber von Gneisenau die würdige Antwort: „Auf dem General haftet der Schandfleck, daß er während des Waffenstillstandes das Lützowsche Korps überfiel und niederhauen ließ; weder er noch ein einziger Mann seiner Brigade soll der Ehre teilhaftig werden, in den Reihen preußischer Krieger zu fechten." Auch die Sachsen wurden entgegen ihrem laut geäußerten Wunsche, sogleich gegen die Franzosen geführt zu werden, in die Reserve verwiesen und kamen an diesem und dem folgenden Tage nicht mehr ins Gefecht. Nichtsdestoweniger haben später französische Schriftsteller, um die Niederlage Napoleons zu beschönigen, dem Abfall der Sachsen und Württemberger die Hauptschuld an derselben zugeschrieben und die Zahl der übergegangenen Truppen bis auf 30000 vergrößert!

Ihre Anzahl betrug aber höchstens 7000—8000 Mann, und der Abfall einer im Verhältnis zu den streitenden Hunderttausenden so unbedeutenden Truppenmacht konnte unmöglich ausschlaggebend auf die Entscheidung des Tages wirken.

Für den an jener Stelle kommandierenden Marschall Marmont hatte der Übertritt allerdings mißliche Folgen; denn er konnte die in der französischen Schlachtlinie entstandene Lücke nicht sogleich ausfüllen, sah sich vielmehr — was freilich auch ohne den Abfall der Württemberger bald nachher hätte eintreten müssen — genötigt, sich nach Schönefeld zurückzuziehen. Um dieses Dorf entspann sich nun ein mörderisches Gefecht. Doch waren auf diesem Flügel die Verbündeten zu übermächtig; denn sie drangen unaufhaltsam weiter gegen Leipzig vor; vergebens bemühte sich Marschall Ney, die Angriffe der feindlichen Reiterei abzuwehren.



Fürst Schwarzenberg verkündet den Monarchen den Sieg.

Die erschütterten französischen Vierecke gerieten in immer größere Verwirrung, so daß eine Niederlage unabwendbar erschien. In diesem Augenblicke langte Napoleon mit seinen Garden an; er stellte zwar die Ordnung wieder her, mußte jedoch selbst gleich darauf den Rückzug auch an dieser Stelle anordnen. Die Verbündeten folgten jetzt den zurückweichenden Feinden auf allen Teilen des Schlachtfeldes und rückten den Vorstädten Leipzigs immer näher.

Auf dem rechten Ufer der Parthe eroberte um dieselbe Zeit die fünfte und schwächste Heeressäule der Verbündeten die Dörfer Gohlis und Pfaffendorf und stürmte gegen das Gerberthor, wo indessen das mörderische Feuer mehrerer wohl aufgestellter Batterien einem weiteren Vordringen Schranken setzte. Wäre hier eine größere Macht bei der Hand gewesen, so hätte man schon an diesem Tage die Stadt erobern und dem Rückzuge der Franzosen die verderblichsten Hindernisse in den Weg legen können. Blücher hatte darauf gedrungen, und nur des Kronprinzen von Schweden Weigerung hatte sein Vorhaben vereitelt.

Die Lage der Franzosen begann eine verzweifelte zu werden. Die Einbuße an Mann und Roß war bereits eine außerordentlich empfindliche geworden; noch mehr Sorgen aber bereitete den französischen Generalen der Mangel an Munition, der auf allen Teilen des Schlachtfeldes sich eingestellt hatte. Außerdem ließ der Abfall der Sachsen und Württemberger auch den der übrigen Rheinbundstruppen befürchten. Die Verbündeten dagegen waren im Norden von Leipzig fast bis an die Thore der Stadt vorgedrungen; Napoleon mußte in der That fürchten, die einzige Straße, auf welcher allein er sich noch retten konnte, einzubüßen; längeres Säumen brachte ihn der Gefahr nahe, mit seinem Heere gefangen genommen zu werden. Er beschloß daher den Rückzug und befahl, daß seine Truppen in der Nacht möglichst geräuschlos nach und nach abziehen sollten.

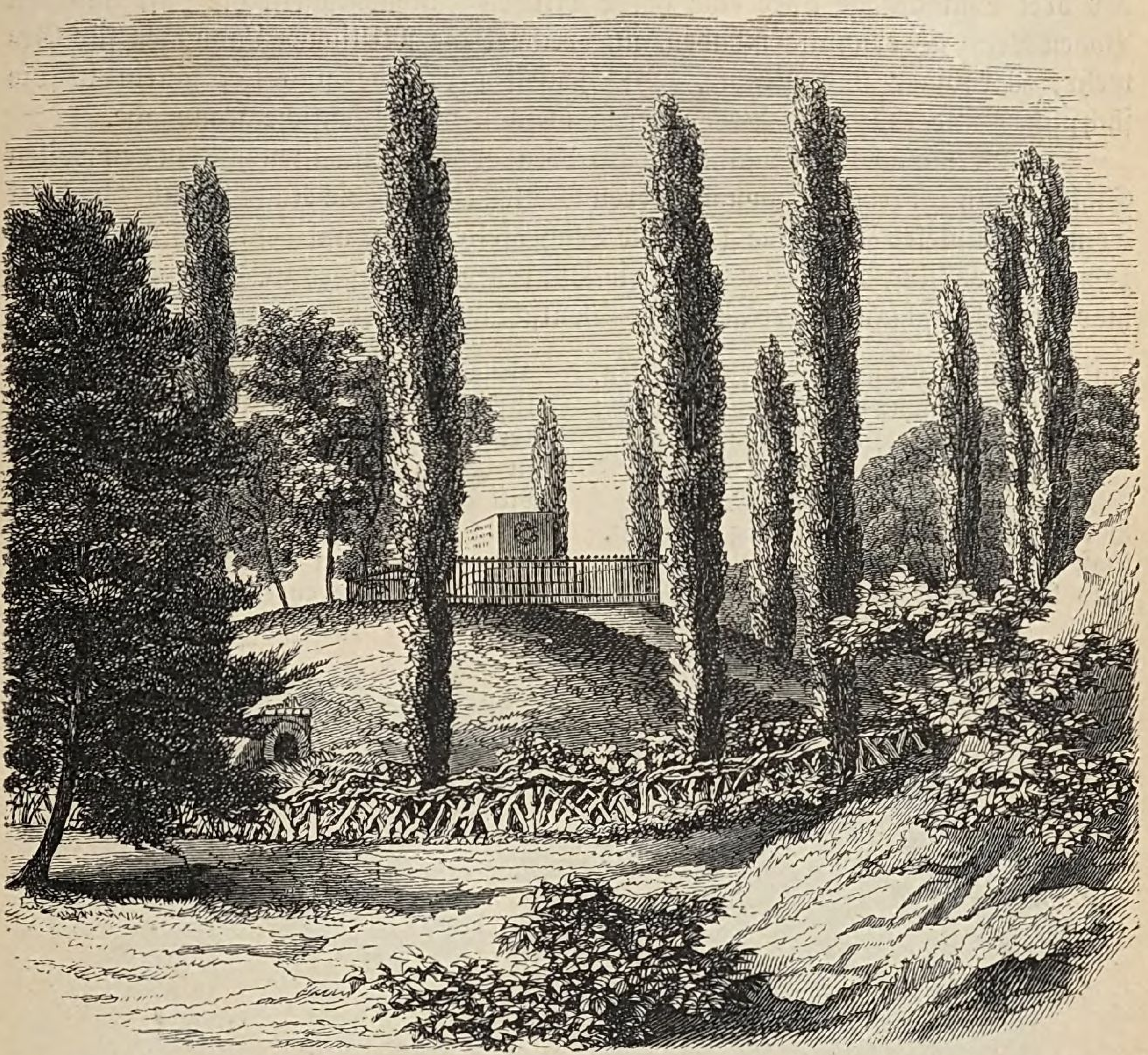
So endete am Abend des 18. die große Entscheidungsschlacht, in der Napoleon — die Gerechtigkeit gebietet es zu sagen — gegen einen fast doppelt so starken Gegner gekämpft hatte. Schon begann die Sonne zu sinken, da eilte im erhebenden Bewußtsein des großen Erfolgs Fürst Schwarzenberg, den errungenen Sieg verkündend, nach dem Hügel, von welchem aus er die Schlacht geleitet hatte, und wo noch die verbündeten Monarchen weilten. Noch immer sprengten Adjutanten heran, welche von verschiedenen Punkten des Schlachtfeldes aus weitere Vorteile meldeten. An der völligen Niederlage des Feindes war nicht mehr zu zweifeln, auf jedem Angesicht erglänzte freudige Genugthuung und stolze Zuversicht.

Die Herbstnacht lagerte sich über das Gefilde, zahllose Wachtfeuer begannen den Horizont zu erhellen; nach und nach verklangen die Stimmen der trotz aller Anstrengungen und Entbehrungen ungebeugten Krieger. Viele tapfere Kämpfer aber schliefen den ewigen Schlaf, andre ächzten und stöhnten vor Schmerz, denn bei der Menge der Verwundeten konnte für Verband und Pflege nur allmählich gesorgt werden. Tausende von verwundeten Franzosen lagen außerdem in den Spitälern der Stadt, in den Kirchen sowie auf dem Markte mit zerschmetterten Gliedern. Vielleicht nicht geringere Pein als diese erduldete Napoleon, dessen Ehrgeiz und Selbstgefühl durch die erlittene Niederlage tief verwundet worden war. Aber sie wütete nur in seiner Seele; kein Zucken auf seinem Marmorantlitz verriet die innere Bewegung. Noch weilte er bei der zerschossenen Windmühle, gefaßt,

ernst wie immer. Man hatte ihm einen hölzernen Schemel gebracht, auf dem er, erschöpft von den Anstrengungen der letzten Tage, kurze Zeit in Schlummer versank.

Seine Hände ruhten nachlässig gefaltet im Schoße; er glich in diesem Augenblicke jedem andern unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde.

Eine Batterie der Verbündeten hatte das hart neben dem Sitze Napoleons entzündete Wachtfeuer zum Zielpunkt genommen, und eine von dort herübersausende Kugel riß die Brände desselben auseinander. Der Kaiser schlug die Augen auf; mit einem langen, verwunderten Blick schaute er auf seine Umgebung.



Schwarzenbergs Denkmal bei Meusdorf.

Es schien, als könne er die Wahrheit und Wirklichkeit des Erlebten noch nicht fassen. Da wühlte ein zweiter eiserner Bote sich in die Feuerstelle ein, Funken und Holzsplitter stoben nach allen Richtungen hin auseinander. Schwankend, wie ein Träumender, ohne sich nach dem feindlichen Geschoß weiter umzusehen, erhob sich der Frankenheld... Rasch hatte er sich wiedergefunden.

Mit derselben unwandelbaren Ruhe wie in den Tagen seines Glücks wurden die letzten Befehle von ihm erteilt; nichts deutete in seinem ehernen Antlitz auf die Regungen seines Innern hin, als er das Pferd bestieg und nach Leipzig ritt.

Schwarzenberg aber versammelte die siegreichen Heerführer und teilte ihnen seine Anordnungen für den folgenden Tag mit. York ward mit den Helden von Möckern angewiesen, nach Halle zu marschieren, und der Kosakenhetman Platow, die Pleiße und Elster zu überschreiten, um den Rückzug der Franzosen zu beunruhigen.

Napoleons Artilleriepark war vor fünf Tagen mit über 235 000 Geschützpatronen herangezogen. Am Abend des 18. war diese Munition bis auf 16 000 Patronen verbraucht. Gewiß haben die Alliierten in derselben Zeit nicht unter 300 000 Schüsse abgefeuert, und man kann daher wohl annehmen, daß während der drei Schlachttage über eine halbe Million Kanonenkugeln die Luft und den Boden Leipzigs erschüttert haben, ungerechnet die Millionen Ladungen für Gewehr, Karabiner und Pistole. Bis jenseit der Elbe und tief hinein in die sächsischen und thüringer Berge vernahm man die entsetzliche Kanonade.

Pulverdampf und Qualm von 20 brennenden Ortschaften hüllten den weiten Schlachtplan im Umkreis von mehreren Meilen ein, als die Nacht sich über das mit dem Blute vieler Tausende gedüngte Leichenfeld senkte, auf dem noch nach Jahrzehnten der Pflug des Landmanns die Spuren des Kampfes zu Tage förderte, der hier um Deutschlands Freiheit, für Deutschlands Ehre gekämpft worden war.

An den Pflug gelehnt, mit starren Blicken,
Steht der Landmann rückwärts schauend da;
Längst vergess'ne blut'ge Tage rücken
Ihr Gedächtnis seinem Auge nah.
Bleichen Totenschädeln und Gebeinen
Hat die Pflugschar neuen Tag gebracht,
Daß sie mahnend unsrer Zeit erscheinen,
Uns beschwörend aus des Grabes Nacht:

„Unser Blut, das wir für euch vergossen,
Unser Leben, das wir euch geweiht —
Sei es nicht vergeblich hier geflossen
In der Völker wutentbranntem Streit;
Will die Zwietracht sich im Innern regen,
Droht von außen euch erneute Schmach,
Dann folgt tapfer so wie wir dem Degen,
Folgt dem Rufe eurer Führer nach!"





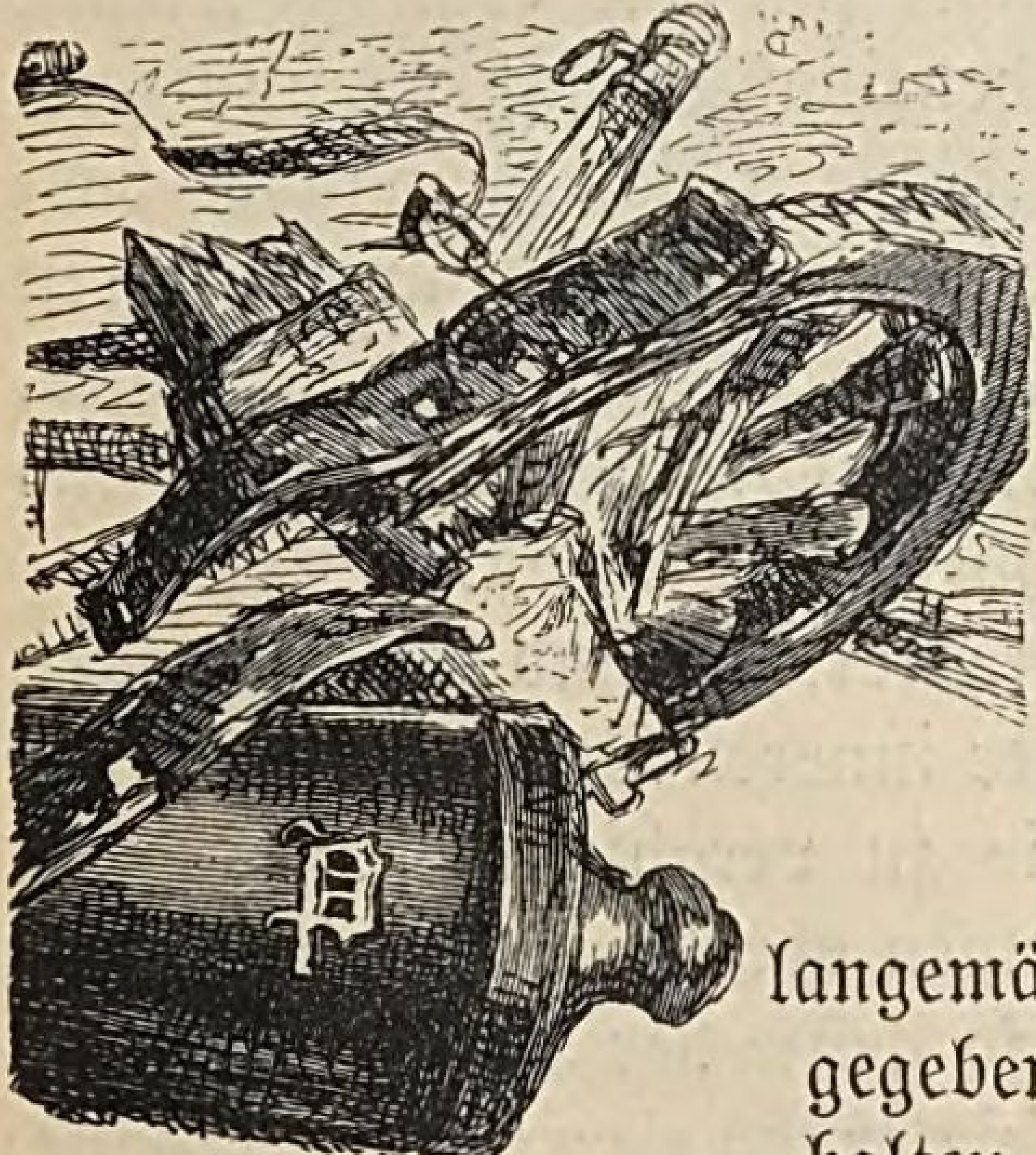
Sprengung der Elsterbrücke in Leipzig.

# Erstürmung von Leipzig.

Napoleons Abschied vom König von Sachsen. Erstürmung der Thore Leipzigs. Gedränge auf dem Ranstädter Steinweg. Sprengung der Elsterbrücke. Poniatowskis Tod. Die Königsberger Landwehr erstürmt unter Friccius das äußere Grimmaische Thor. Einzug der Alliierten in Leipzig.

Als hätten Gottes Blitze sie entzündet,
So lodern, wie ein lichter Flammenkreis,
Von Leipzigs Siegesstrahlen rings die Feuer
Durch alles deutsche Land. Solang' die Berge
Herniederschau'n auf deutsche Thäler, schlugen
So hoch die Herzen nimmermehr, so hoch
Ward noch kein Volk vom tiefsten Fall erhoben!
O blickt zurück! Das ganze **Reich** durchweht
Ein Glockenklang, ein Sang und ein Gebet!
Und selbst die Thränen um die Toten dringen
Vom Quell her, wo die Freudenthränen springen. —
Lebt wohl und vorwärts! — Vorwärts an den Rhein!
Der Marschall Vorwärts muß der Erste sein
Hinüber und in Feindesland hinein!

Fr. Hofmann.



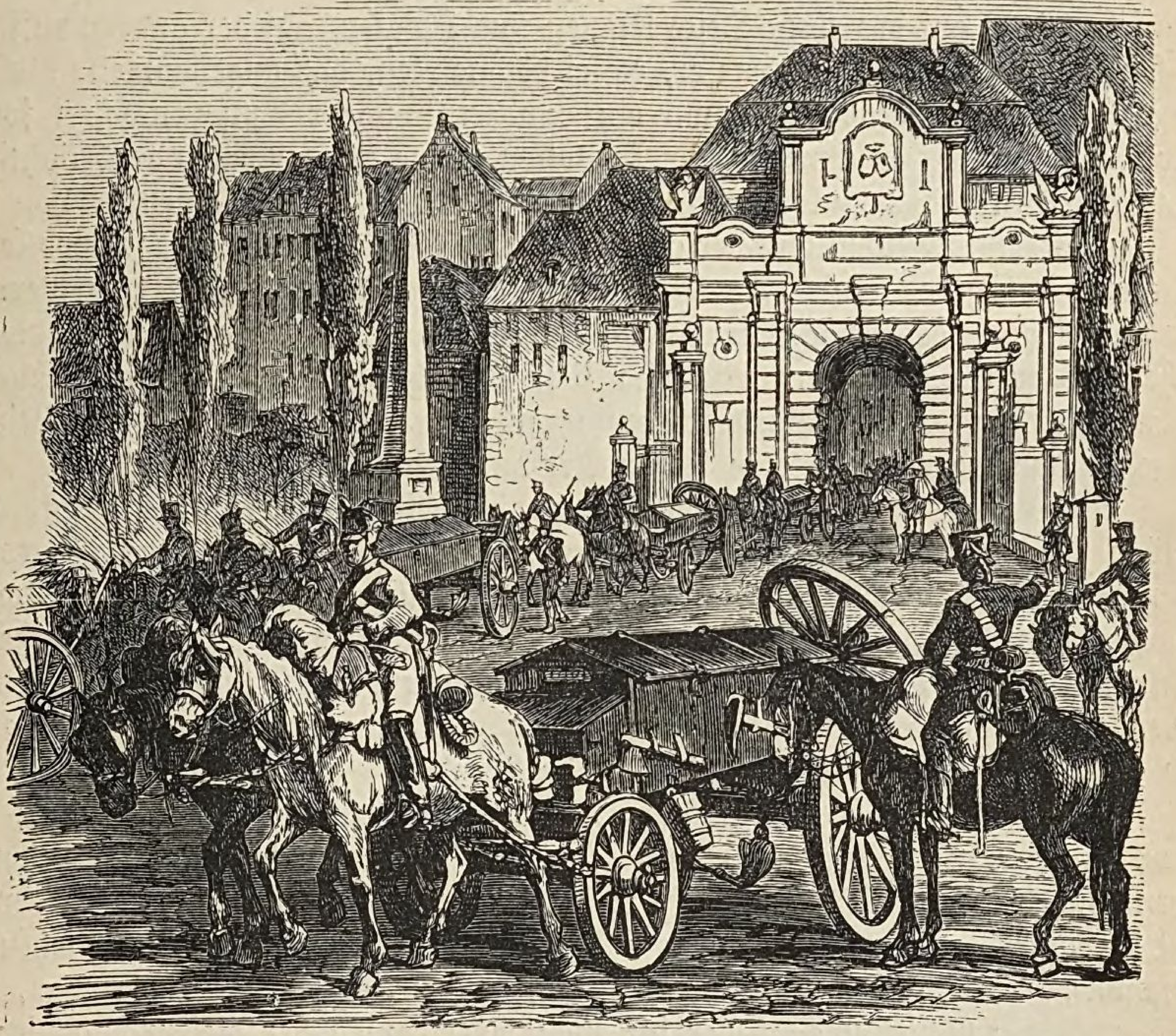
Plangemäß hatte Napoleon seinen Generalen den Befehl gegeben, den Abmarsch der Truppen möglichst geheim zu halten, und die Wachtfeuer der Franzosen waren deshalb die ganze Nacht hindurch sorgfältig unterhalten worden. Die Verbündeten glaubten daher nicht anders, als daß der geschlagene Feind am nächsten Morgen den Kampf erneuern werde; hatten doch die drei Monarchen sein Anerbieten, Leipzig unter der Bedingnng freien Abzugs räumen zu wollen, verworfen und

sich überhaupt geweigert, mit dem schlauen Widersacher auf deutschem Boden zu verhandeln, wiewohl derselbe noch immer die wichtigsten Festungen und aus der Reihe der großen Städte Hamburg, Danzig u. a. in Händen hielt. Doch wie erstaunte man, als die Sonne des 19. Oktobers den Herbstnebel durchdrang, daß die französischen Schlachtlinien verschwunden und nur noch in der Ferne die unablässig nach Westen dahinziehenden Krieger aller Waffengattungen zu sehen waren! Nach Frankreich zogen die gelichteten Reihen der alten Graubärte sowie der jungen Garde, und nach dem „Weg nach Frankreich" fragten die einzelnen Umherirrenden, die Versprengten und Verwundeten, ja selbst die im Sterben Begriffenen. Alle wollten womöglich den Rheinstrom erreichen, denn alle fühlten, daß in Deutschland ihres Bleibens nicht länger mehr sei.

Die Stadt selbst war bei den Kämpfen der vorhergehenden Tage bis auf die von einer Anzahl Kugeln, die sich nach den Vorstädten verirrt hatten, angerichteten Verwüstungen noch leidlich davongekommen. Aber schon am Abend des 18. boten die Straßen von Leipzig ein Bild grenzenloser Verwirrung. Fuhrwerke aller Art, Geschütze und Pulverwagen, unter Bedeckung von Truppen aller Zungen und Waffen, drängten sich in Eile um die Promenaden der Stadt, zwischen gelichteten Bataillonen hin, voran deren Tamboure mit vielfach durchlöcherten Trommeln, und vorüber an Verwundeten, welche an Zaunpfählen und Besenstielen sich fortzuschleppen suchten. Blessierte Reiter auf gesunden und unverletzte Kavalleristen auf lahmen und blutenden Rossen eilten nach dem Hallischen Thore hin, um den Ranstädter Steinweg zu gewinnen, während Ordonnanzoffiziere in ihren kleidsamen, hellblauen Uniformen, Befehle hin und her tragend, vorbeisprengten, flüchtende Bürger und Bauern zur Seite schiebend, vorüber an weggetriebenem Vieh, vollgepfropften Karren und Bagagewagen. Dem Trosse folgten Marketenderinnen und Soldatenweiber zu Pferde und zu Fuß: alles durcheinander schreiend, befehlend, wehklagend, fluchend, antreibend, lachend und tobend — wahrlich, Szenen für den Pinsel eines Höllen-Breughels. Besonders auf dem Grimmaischen Steinwege drängte sich eine zahllose Menge von Wagen, die immer zu zweien oder dreien nebeneinander fuhren und zeitweilig die Passage versperrten, wenn sie mit den Rädern sich ineinander verrannt hatten. Inmitten dieser Verwirrung brannte es in der Stadt an mehreren Punkten. Denke man sich hierzu die überall herumirrenden Kampfunfähigen, die zahlreichen auf den Straßen und Plätzen umherliegenden Verwundeten, und man hat ein ungefähres Bild der Stadt am Vorabend des 19. Oktobers.

Napoleon war, gefolgt vom König von Neapel, Berthier und Caulaincourt, am 19. früh gegen 9 Uhr aufgebrochen und nach der inneren Stadt geritten, um sich von der unglücklichen sächsischen Königsfamilie zu verabschieden. Er ließ dem Könige die Wahl, ihm nach dem Rhein zu folgen oder in seinem Lande zu bleiben. Da Friedrich August das letztere vorzog, so stellte der Kaiser es seinem Verbündeten anheim, einen Frieden abzuschließen, wie er ihn eben erlangen könne. Dann dankte er dem greisen Fürsten für seine ausdauernde Treue und sein redliches Ausharren bei dem geschlossenen Bündnis. Der Abschied ward dem eisernen Manne ersichtlich schwer; aber immer mächtiger erdröhnte der Kanonendonner, und Offiziere meldeten, der Feind sei schon an der Milchinsel in die Stadt gedrungen.

Und in der That stürmten die Verbündeten von allen Seiten auf Leipzig ein. Da sie jedoch die Vorstädte verbarrikadiert fanden und die Barrikaden den Gegnern den Eintritt wehrten, so gewann der Kaiser Zeit, seine Flucht ungefährdet zu bewerkstelligen. Doch zögerte er damit noch immer. Der König, die Königin und die Prinzessin Auguste baten den Kaiser, sich nicht, um sie zu trösten, persönlicher Gefahr auszusetzen. Napoleon gab nach und schied mit den Worten: „Ich wollte Sie nicht eher verlassen, als bis der Feind in der Stadt wäre; ich war Ihnen diesen Beweis der Ergebenheit schuldig. Aber ich sehe, wie meine Anwesenheit nur Ihre Besorgnisse vermehrt. Ich sage Ihnen daher lebewohl. Was immer geschehe, Frankreich wird die Freundschaftsschuld zahlen, die mir gegen Sie obliegt."



Französisches Fuhrwesen passiert das Peterstor von Leipzig.

Am Königshause entließ Napoleon die sächsische Garde, schied von ihr mit den Worten: „Adieu, braves Saxons!" und ritt quer über den Markt, dem inneren Ranstädter Thore zu. Hier konnte er sich von dem furchtbaren Durcheinander überzeugen, welches in allen Straßen der Stadt herrschte. Am Thore hatte sich der flüchtige Menschenknäuel in einem solchen Grade angesammelt, daß der Kaiser sich genötigt sah, wieder umzukehren. Er ritt nun Schritt für Schritt durch die Fleischergasse, Klostergasse, Burg- und Schloßgasse und von da zum inneren Petersthor hinaus. Hier wandte er sich links und munterte die Regimenter auf, die, schon in Auflösung begriffen, vom Roßplatz kamen und weiter fliehen wollten.

Darauf kehrte er um und ritt am Schlosse vorbei bis zum Ranstädter Steinwege. Aber auch hier herrschte entsetzliche Verwirrung, so daß der Kaiser sich genötigt sah, auf einem Umwege die Stadt zu verlassen.

Der Ausgang am äußeren Ranstädter Thore war so schmal, daß neben einem Wagen kaum ein paar Fußgänger Platz fanden. Und dennoch war dies der einzige Weg nach Westen, auf dem sich infolgedessen alles zusammendrängte. Aber schon hatten sich hier die Verfolger eingestellt. Niemand wußte, daß Napoleon angeordnet hatte, die Brücke am Ausgang des Ranstädter Thores in die Luft zu sprengen, sobald sich der Feind in einer den Rückzug bedrohenden Weise nähern werde. Des Befehls hierzu gewärtig, harrte dort ein Korporal mit brennender Lunte. Als nun dieser das Kleingewehrfeuer so dicht in der Nähe prasseln hörte, auf der einen Seite Ulanen und Kosaken, auf der andern russische Scharfschützen erblickte, glaubte er, es sei höchste Zeit, das angesammelte Pulver anzuzünden. Ein Knall! — und ein hundertstimmiger Entsetzensschrei folgte der ringsum alles zerschmetternden Explosion. Eine große Anzahl der Flüchtigen fand hier durch des Pulvers Macht einen grausigen Tod; Tausende, von der Rückzugsstraße abgeschnitten, verloren Leben oder Freiheit in dem angeschwollenen Wasser der Elster — die angerichtete Verwüstung verwehrte den Abgesperrten die Heimkehr in das ferne Vaterland. — Der dumpfe Knall drang an Napoleons Ohr, als er Lindenau durchritt. Er ließ sogleich die alte Garde in Schlachtordnung stellen und ihre Batterien auffahren. Doch den Getreuen, die in Leipzig abgeschnitten waren, konnte in keiner Art mehr Hilfe werden.

Alle Bande der Disziplin hatten sich in diesem ungeheuren Unglücke aufgelöst; die Soldaten verließen Geschütze und Bagage und rannten in großen Haufen, ohne Unterschied der Waffengattungen, durcheinander. Als es Poniatowskis und Macdonalds Scharen zum Teil gelungen war, über die Pleiße zu entkommen, und die wenigen Glücklichen, wiederum durch die Elster gehemmt sehend, eine Laufbrücke im Reichenbachschen Garten schlagen wollten, da stieg die grausige Verwirrung auf den höchsten Punkt.

Ein großer Teil der Flüchtigen, den Fluten der Pleiße entronnen, ertrank in der Elster. Diejenigen, welche gehofft hatten, sich über eine im Richterschen Garten geschlagene Notbrücke retten zu können, sahen sich ins Verderben mit hineingerissen; denn der schmale Steg brach unter der Last der Fliehenden zusammen. Sie versuchten nun, als kein Ausweg mehr zu sehen war, die Elster zu durchschwimmen, aber die meisten ertranken bei diesem Wagnis; so auch der Marschall Fürst Poniatowski, der letzte Sprößling des polnischen Königshauses, dem Napoleon die Wiederherstellung seines Vaterlandes versprochen hatte. Von den Russen heftig verfolgt, zumal seine reiche Kleidung und Ordenszeichen ihn kenntlich machten, war er, bereits verwundet, glücklich über die Pleiße gekommen, mußte jedoch den Fluten sein Pferd preisgeben. Aufs äußerste erschöpft, besteigt er ein andres und reitet, die russischen Scharfschützen an der Elster gewahrend, durch die zwischen beiden Gewässern gelegenen Gärten. Hier findet er die Ufer steil und sumpfig, aber die Breite des Flusses dünkt ihm gering; der bewährte Reiter spornt sein Roß zum Sprung, allein das Pferd schlägt im Wasser über — der edle Pole findet sein Grab in den



Poniatowskis Tod in der Elster.

Wellen. — Macdonald war glücklicher, ihm gelingt es, zu entkommen. Doch noch eine Menge Flüchtiger sinkt unter den Streichen ihrer Überwinder.

Nach und nach erlischt hier jeder Widerstand, während um die übrigen Zugänge zur Stadt der blutige Streit fortwütet. — Es hatten sich die Reihen der Verteidiger immer mehr gelichtet; denn auch die auf dem Markte aufgestellten Sachsen und mehrere Bataillone Rheinbundstruppen schlugen sich nunmehr auf die Seite, wohin sie gehörten; ebenso gingen am Abende des 19. acht polnische Regimenter zu den Verbündeten über.

Heiß und blutig ward bei Erstürmung der äußeren und inneren Thore Leipzigs gestritten, wo sich die Franzosen mit rühmlicher Ausdauer wehrten. Am Halleschen Thore stürmte Blücher heran, die Seinen fortwährend durch seinen berühmt gewordenen Schlachtruf „Vorwärts! Vorwärts!" anfeuernd; das hartnäckig verteidigte Thor, welches nach Schönefeld führte, ward von russischen Jägern genommen; die Preußen suchten in die Grimmaische Vorstadt einzudringen.

Die französischen Truppen hielten jedoch hier tapfer stand, und erst nachdem der Weg durch mehrere aufs Feld führende Gärten gefunden worden, konnten die Preußen festen Fuß fassen. Am wohlverteidigten äußeren Grimmaischen Thore langte das Königsberger Landwehrbataillon unter Anführung des tapferen Major Friccius als das erste des ganzen Heeres an. Der Korpsbefehlshaber, General Bülow, hatte den Mannschaften gestattet, sich zur Sicherung gegen das feindliche Feuer bis zum Beginn des Sturmlaufs auf den Boden niederzulegen. Ein paar Mann zeigten Lust, davon Gebrauch zu machen, doch auf den zürnenden Zuruf ihrer Kameraden richteten dieselben sich schnell wieder auf. „Die Königsberger Landwehr bückt sich nicht!" tönte der Ruf aus allen Gliedern.

Vor den überlegenen preußischen Geschützen hatte sich die feindliche Batterie in die Stadt zurückziehen müssen. In diesem Augenblicke sprengte der Prinz von Hessen-Homburg vor die Front des Bataillons. „Jetzt gilt's, Wehrmänner!" rief er diesen zu, „ich selber werde mich an eure Spitze stellen!" Im Sturmschritt und mit donnerndem Jubel ging es vorwärts. Allein vor dem Thore angelangt, fehlte es, um dasselbe zu öffnen oder die Mauern zu erklimmen, an Äxten, Leitern und Sturmwerkzeugen. Beim Vorgehen hatte man versäumt, das Bataillon hiermit auszurüsten. Hinter den geschlossenen Thorflügeln hervor, aus allen Maueröffnungen, ja selbst vom Turme der Johanniskirche pfiffen die feindlichen Kugeln.

Dem Pferde des Major Friccius ward von einer Kugel der Kiefer zerschmettert. Das durch den Schmerz rasend gewordene Tier bäumte und überschlug sich mit seinem Reiter, kaum daß dieser noch mit seinen Füßen den Boden gewinnen konnte. Trotz des drohenden Verderbens hatte sich mittlerweile ein Haufen mutiger Stürmer gegen das Thor gestürzt. In Ermangelung von Äxten und Beilen versuchten es die kühnen Männer, die Flügel desselben mit den Schultern zu sprengen. Andre strebten die feindlichen Gewehre, welche sich aus den in die Mauer gebrochenen Schießscharten vorstreckten, mit den Händen festzuhalten oder mit der ganzen Wucht ihres Leibes niederzudrücken. Hier fiel Leutnant Dulk, durch den Kopf geschossen; die meisten Offiziere des Bataillons wurden binnen wenigen Augenblicken verwundet.

Der Prinz von Hessen=Homburg, mit unter den vordersten Stürmenden, feuerte durch den Zuruf „Vorwärts! laßt nicht nach! Die ganze Armee sieht auf euch!“ seine Leute zu immer neuen Anstrengungen an.

„Dorthin, auf das Thorwärterhäuschen!“ hieß es jetzt. Adjutant Gädicke hatte den Major Friccius auf diesen schwachen Punkt zuerst aufmerksam gemacht.



Tod des Hauptmanns Motherby.

Dem Nächsten das Gewehr aus der Hand reißend, stürzte dieser nach dem bezeichneten Orte. „Hierher, Kameraden! Schlagt die Mauer ein!“ Kolbenstöße lockerten das Mauerwerk an einer Stelle, wo man versucht hatte, Schießscharten zu brechen. 20 Hände griffen zu, die entstandene Lücke zu erweitern. Mit abgerissenen Bajonetten und neuen kräftigen Kolbenstößen ward die Bresche vollends eröffnet. „Hurra! Das Thor ist unser!“ jauchzte und jubelte es durcheinander.

Unterdessen hatten sechs oder acht Mann einem begonnenen Bau sich zugewandt und von daher einen mächtigen Balken herbeigetragen. Dumpf dröhnte der Stoß des also gewonnenen Sturmwidders von den gesperrten Thorflügeln wider. Wohl warfen die feindlichen Kugeln den einen oder den andern jener tollkühnen Burschen nieder; doch andre traten an die Stelle der Gefallenen, um mit ihren Armen das Sturmwerkzeug weiter in Bewegung zu setzen.

Während dies vor sich ging, ertönte der Ruf: „Kinder, ihr werdet mich nicht verlassen; folgt mir!" Major Friccius hatte sich als der erste durch die in die Wand des Thorwärterhäuschens gebrochene Öffnung gestürzt; unter den Händen gleichsam war ihm jedoch zuvor schon der Wehrmann Maluga, ein kleines, behendes Kerlchen, vorausgeschlüpft. Ein paar Schüsse knallten aus dem Innern des Gebäudes; in der Bresche selbst brach, von einer Kugel in die Stirn getroffen, unter den Nächstfolgenden ein tapferer Kämpfer, der Hauptmann Motherby, zusammen. Mit der Gewalt eines angeschwollenen Sturzbachs ergoß sich nun hinter den Vormännern die Menschenwoge durch die Mauerlücke. Die das Thor verteidigenden Feinde hielten gegen den urplötzlich hervorbrechenden Strom der eindringenden Landwehren nicht stand, sondern flüchteten in Bestürzung und Verwirrung die zum inneren Grimmaischen Thore führende Straße entlang. Erst an der nächsten Straßenecke machten einige von ihnen Halt, um auf den diesseit des Thores sich sammelnden Haufen noch etliche Schüsse abzufeuern. Major Friccius folgte, um ein erneutes Sammeln des Feindes zu verhindern, mit dem nächst zusammengerafften Häuflein; der Rest der eingedrungenen Wehrmänner bemühte sich, die innere Verrammelung des Thores schnell zu beseitigen, um sich mit den draußen befindlichen Truppen in Verbindung zu setzen.

Die Stöße des Sturmbocks dröhnten von dort noch ununterbrochen; in der Stadt dagegen herrschte nach Verjagung der letzten hier noch standhaltenden Feinde Totenstille. Vorsichtig ward in einem der benachbarten Häuser ein Fenster geöffnet und ein niedlicher Mädchenkopf schaute heraus. Der Freudenruf des schönen Kindes ließ auch an den andern Fenstern Köpfe erscheinen.

„Preußen, Preußen! unsre Erretter, unsre Befreier!" jubelte es über die Straße. Die verschlossenen Thüren der Häuser öffneten sich, alte Mütterchen, Mädchen, Weiber, Männer, Kinder stürzten daraus hervor, um in der Freude ihres Herzens den willkommenen Siegern, was die eigne Not ihnen noch gelassen hatte, zuzutragen. — Erneutes Schießen von dem bis dahin unbeachtet gebliebenen Kirchhof ließ jedoch die erschreckten Einwohner wieder in ihre Behausung zurückflüchten. Die auf Befehl des Majors in die nächste Quergasse links eingebogene kleine preußische Abteilung stieß, bevor sie deren jenseitigen Ausgang noch erreichte, auf den zur Rückeroberung des Thores in dichten Massen heranstürmenden Feind. Auch von der nach dem inneren Grimmaischen Thore führenden Hauptstraße her wirbelte der französische Sturmmarsch, und Kopf an Kopf drängten sich dort die heranziehenden Feinde.

„Was da erst noch lange mit den Zahnstochern kitzeln; wart't, ihr Racker, euch soll ja die Schwerenot auf die Köpfe fahren!" Der schwarze Tiedtke, ein riesiger Landwehrmann und seines Zeichens ein Grobschmied war's, der so rief. Der nächste Franzose brach unter seinem wuchtigen Kolbenschlage mit zerschmettertem

Schädel zusammen; ein zweiter und dritter Gegner stürzte. Die Kolben knackten und krachten. Der Feind schwankte. Das jetzt im Sturmschritt ebenfalls durch das Thor eindringende zweite Bataillon des 3. ostpreußischen Regiments brachte die Entscheidung. In eine einzige wirre Masse zusammengepreßt, die Sieger auf den Fersen, wurden die Franzosen den Grimmaischen Steinweg entlang zurückgetrieben. Fast noch unter dem Thore war der Prinz von Hessen-Homburg von einer Kugel zwischen Brust und Schulter getroffen worden. „Laßt mich“, wehrte er denen, die ihn aufheben und zurücktragen wollten, „vorwärts, vorwärts! Die Landwehr nimmt es heute mit den ältesten Grenadieren auf.“

Auch das Gitterthor des Kirchhofs lag jetzt erbrochen, die Verteidiger hatten sich gefangen gegeben. Während man zur Entwaffnung derselben schritt, drängten frische feindliche Massen durch die Quergasse links heran und auch in der zur inneren Stadt führenden Hauptstraße war der Kampf von neuem entbrannt, erbitterter noch als zuvor; die Preußen, eben noch Sieger, mußten fast bis zum Thore wieder zurückweichen. Erst nach einem mörderischen Würgen mit Bajonett, Kolben und, wo das Gewehr entfallen war, nach wildem Ringen, erschienen auf dieser durch den Heldentod vieler Hunderte geweihten Stelle, nachdem die Hauptarbeit schon gethan war, die Schweden, welche in diesem Kriege überall zu spät kamen und hier nur noch durch ihre Kanonen die Reihen der zurückweichenden Franzosen lichten konnten.

Noch erschallt überall der Sturmmarsch, noch wogt in der Umgebung des Ranstädter Thors der Kampf aufs heftigste, noch ist selbst in der inneren Stadt das Kleingewehrfeuer nicht völlig verstummt, als der Kaiser von Rußland, der König von Preußen, Prinz August von Preußen, der Kronprinz von Schweden sowie der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, die Gefahr und Verwirrung nicht achtend, ihren feierlichen Einzug in Leipzig halten.

Unter dem Zujauchzen der freudig erregten Bürger, welche nach den Schrecken der letzten Tage im Gefühle wiedergewonnener Sicherheit frei aufatmen, unter dem Freudenjubel ihrer tapferen Truppen reiten sie, an französischen Bataillonen vorüber, welche mit noch geladenen Gewehren mechanisch präsentieren, nach dem Marktplatz.

Dort reichten sie einander die Hände und gelobten in ernster Stunde, getreulich und eng verbunden auszuharren, bis ein dauernder Friede den Völkern Ruhe und den Thronen Sicherheit gewähre. Aus allen Fenstern ertönten Lebehochs, überall schwenkte man Tücher und Hüte, überall wurden Thränen der Freude vergossen. Nach und nach erschienen alle die Helden des Kampfes. Aller Augen aber wendeten sich vornehmlich Blüchers greiser Heldengestalt zu, als er vom Halleschen Thor her nahte. Auf dem Marktplatz stieg er ab, Kaiser Alexander ging ihm entgegen, umarmte ihn, begrüßte ihn herzlichst und führte ihn seinem Könige zu, der ihm gerührt die Hand drückte.

Es war ein Augenblick, wie wenige in der Geschichte der Völker.

Die große Völkerschlacht war geschlagen, eine Schlacht, wie wir vor ihr eine ähnliche in den Büchern der Geschichte nicht aufgezeichnet finden. Eine halbe Million Krieger hatte tagelang vom frühen Morgen bis zur einbrechenden Dunkelheit im wildesten Kampfe miteinander gerungen.

Napoleon büßte bei Leipzig einen großen Teil seines Heeres, nämlich über 60000 kriegstüchtige Soldaten, ein. 15000 Mann lagen tot auf dem weiten Schlachtfelde, 15000 streckten noch in Leipzig die Waffen, 30000 Verwundete mußte er ihrem traurigen Schicksale überlassen. 370 Stück Geschütze, über 1000 Bagagewagen und eine Menge anderweitiges Gepäck fielen in die Hände der Sieger.

Die Opfer, welche die dreitägige Schlacht gekostet hatte, entsprachen der Größe dieses Preises. Die Preußen zählten an Toten und Verwundeten über 16000 Mann, darunter 620 Offiziere; die Russen über 21000 Gemeine und 864 Offiziere; die Österreicher berechneten mehr als 14000 Mann und 420 Offiziere. Die Schweden waren freilich mit dem bescheidenen Opfer von etwa 100 Mann weggekommen.

Die Stadt selbst hatte weniger, ihre Umgebung aber entsetzlich gelitten; gegen 3000000 Thaler Eigentum war vernichtet worden. Zwanzig brennende Dörfer, Trümmer jeder Art, herzzerreißender Jammer und unsägliche Not bezeichneten den Tag, an dem die bedrängten Völker an dem Unterdrücker Rache genommen und Ehre und Freiheit im blutigsten Kampfe wiedergewonnen hatten.

Teuer genug war also der Sieg der verbündeten Heere erkauft worden. Nie aber soll einem freiheitsliebenden Volke das größte Opfer zu groß dünken, welches es seiner Unabhängkeit darbringt. Denn:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.“



Erstürmung der Thore.



Der Kuhturm auf der Chaussee nach Lindenau.

# Rückzug und Verfolgung der Franzosen.

## Rheinübergang der Verbündeten.

Schreckensszenen in Leipzig nach Abzug der Franzosen. Napoleon und Blücher in Weißenfels. Ankunft Napoleons in Erfurt. — Die Schlacht von Hanau. — Die übrigen Rheinbundsfürsten gegen Napoleon. Stein in Frankfurt. Die Kleinmütigen treten wieder hervor. Der Rheinübergang wird beschlossen.

Des Corsen Reich ist nun zu Ende,
Er sinkt, er flieht im Flammenschein!
Erhebt zum teuren Schwur die Hände:
Der Freiheit wollen wir uns weih'n!
„Wir wollen sein ein Volk von Brüdern,
Nie soll uns ein Tyrann erniedern,
Auf, auf! und jagt ihn über'n Rhein!"



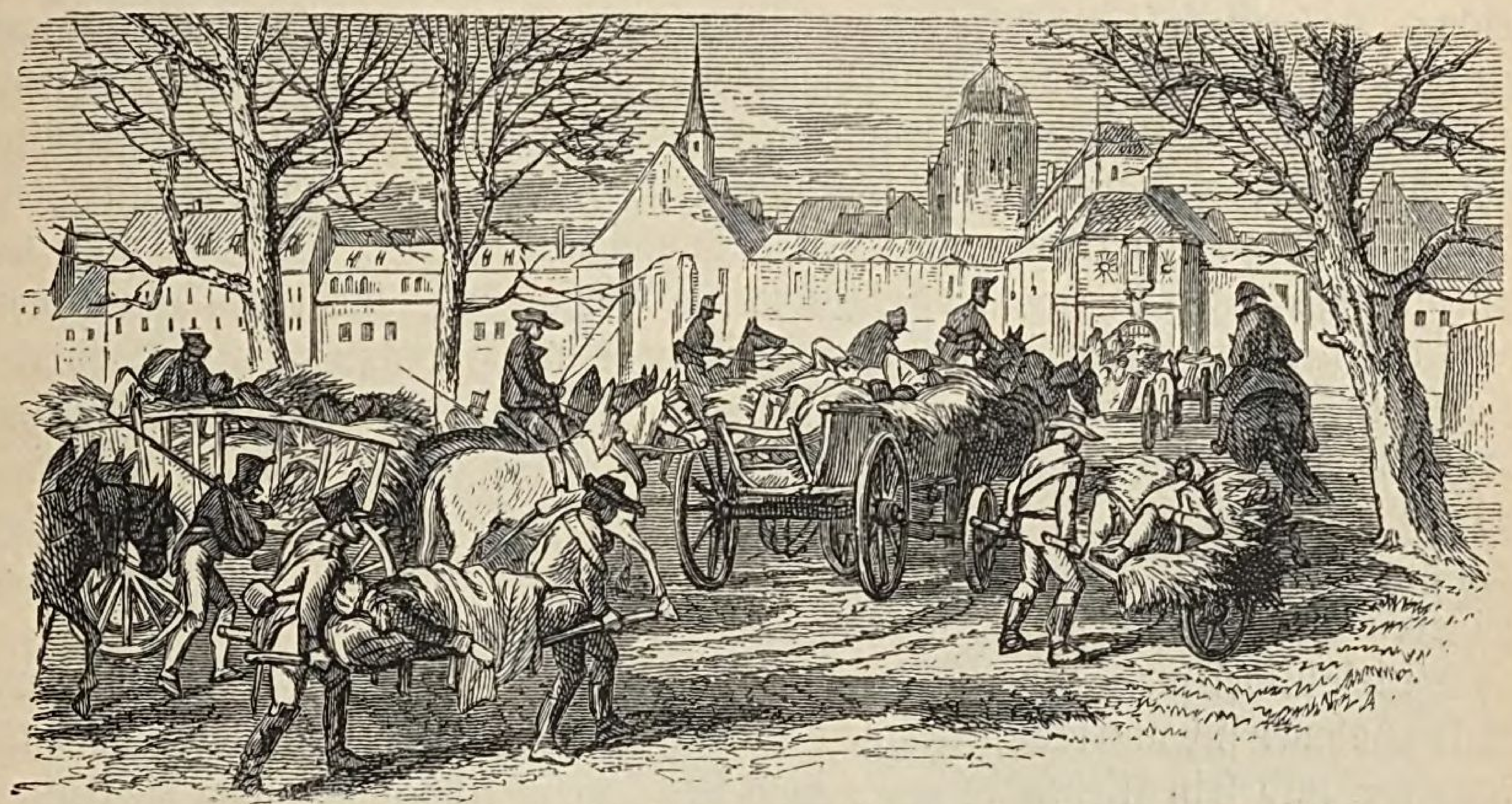
Am 19. Oktober des Jahres 1806 waren nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt die Franzosen zum erstenmal als Sieger in Leipzig eingezogen; ein seltsamer Zufall hatte es gefügt, daß genau sieben Jahre später, am 19. Oktober 1813, der französischen Fremdherrschaft über Deutschland in Leipzig ein Ende mit Schrecken bereitet wurde. Leider wurde die laute Freude, welche alle patriotischen Leipziger über den endlichen entscheidenden Sieg der guten Sache empfanden, erheblich gedämpft durch den Anblick der Schreckensszenen, die sich am 19. und den folgenden Tagen überall, wohin man blickte, vor den Augen der Bewohner abspielten.

Die Menge der eingebrachten Verwundeten, von denen gar mancher schon unterwegs starb, kann nur nach Tausenden veranschlagt werden. Alles, was sich noch bewegen konnte, hatte sich vom Schlachtfeld in die Stadt geschleppt; äußerst wenige konnten in den letzten Tagen hereingefahren oder getragen werden. Nur von den verwundeten höheren Offizieren brachte man in der Frühe einige in Betten herein und verschaffte ihnen ein Unterkommen bei den Einwohnern. Am Nachmittag des 19. nahm jedoch die Zahl der Verwundeten so sehr zu, daß für die große Zahl der abends und nachts anlangenden, zum Teil hohen Offiziere, welchen ganze Scharen zum Teil tödlich verwundeter Soldaten folgten, die alle Straßen und Plätze mit ihrem Geschrei nach Hilfe, Obdach und Labung erfüllten, Unterkunft und Hilfe nicht mehr beschafft werden konnte. Denn der in der Stadt herrschende Mangel setzte der Barmherzigkeit überall Schranken, und viele Unglückliche blieben daher ihrem Schicksal preisgegeben. Es starben viele in den unfreundlichen, meist regnerischen Nächten vom 19. und 20., fast ebenso viele vor Hunger, Kälte und Nässe, als an den Folgen der empfangenen Wunden.

Ebensowenig hatten die Franzosen daran denken können, die in den erbitterten Kämpfen um die Vororte Leipzigs Verwundeten mitzunehmen. Ihnen auch nur beizuspringen, war nicht möglich gewesen. Da lagen ihrer Hunderte, die sich nicht mehr fortbewegen konnten, in dem brennenden Probstheida, welches Napoleon schließlich hatte aufgeben müssen, die Hände ringend und die ganze lange Nacht vergeblich auf Hilfe und Rettung hoffend! Jetzt am frühsten Morgen des 19. ertönten von neuem die Signalhörner und Trommeln. Auch diesem Orte näherten sich die zum Sturm auf Leipzig vordringenden Truppen der Verbündeten: gestern noch die erbittertsten Feinde, heute die Erretter der armen Verlassenen, wahre Samariter. Es war der treffliche Kleist mit Preußen und Russen. Der Sieger von Nollendorf hielt in seinem Marsche an und befahl einem Bataillon, die unglücklichen Feinde aus dem brennenden Dorfe zu tragen, welches von seinen Bewohnern verlassen worden war.

Noch sieben Tage nach der Völkerschlacht wurden in Leipzig Menschen vom Schlachtfelde eingebracht, deren unverwüstliches Leben weder durch Verwundungen, noch durch kalte Nächte oder Hunger zerstörbar gewesen war. In der Stadt selbst befanden sich, obgleich die Preußen ihre Verwundeten meist nach Halle, die Österreicher die ihrigen meist nach Altenburg geschafft hatten, ungefähr 20000 verwundete und kranke Krieger aller Nationen. „Ich bin nicht im stande“, schreibt ein Augenzeuge, der aufopfernde Arzt Keil, „das Bild des Jammers auszumalen, wie man es hier in der Wirklichkeit vor sich sah. Die Verwundeten lagen teils in elenden Räumen und oft genug in dumpfen Spelunken oder in scheibenleeren Schulen und kalten Kirchenhallen, ja tagelang mußten viele der verwundeten Feinde im Freien und in denselben blutigen Gewändern, in welchen sie gekämpft hatten, liegen bleiben. Kaum einer der Tausende von Verwundeten konnte auch nur ein Hemd, Betttuch, einen Strohsack oder eine Decke erhalten. Die meisten in Sicherheit Gelangten hatten nicht einmal Lagerstroh, da die Stuben notdürftig nur mit Häckerling ausgestreut waren. Von den Schwerverletzten, mit zerbrochenen Armen und Beinen, denen die notwendigste Pflege abging, kamen daher nur wenige mit dem Leben davon.

„Viele konnten gar nicht, andre kaum alle Tage einmal verbunden werden. Die Binden waren zum Teil von grauer Leinwand, aus Dürrenberger Salzsäcken geschnitten, welche die Haut mitnahmen, wo sie noch unverletzt war. In einer Stube stand ein Korb mit rohen Dachschindeln zum Schienen der zerbrochenen Glieder. Viele Amputationen mußten versäumt werden, andre wurden von unberufenen Menschen gemacht, die kaum das Barbiermesser führen konnten und die Gelegenheit nützten, ihre ersten Versuche an den verwundeten Gliedern dieser unglücklichen Krieger zu machen. Amputationen wurden selbst mit stumpfen Messern vorgenommen; die braunrote Farbe der durchsägten Muskeln, die fast schon zu zucken aufgehört hatten, des Operierten unglückliche Lage und unzureichende Pflege gaben dem Berichterstatter wenig Hoffnung auf seine Erhaltung. An Wärtern fehlte es gänzlich."



Transport Verwundeter.

Jener wackere Arzt, der selbst, ein Opfer treuen Pflichteifers, bald darauf der Überanstrengung in seinem Berufe erlag, schließt seinen Bericht an den Reichsfreiherrn von Stein über den Zustand der verwundeten Feinde und sterbenden Vaterlandsstreiter wie folgt: „Hernach das gräßlichste Schauspiel, das mir kalt durch die Glieder fuhr. Auf dem offenen Hofe der Bürgerschule nämlich fand ich einen Berg, der aus Kehricht und Leichen meiner Landsleute bestand, die nackend dalagen und von Hunden und Raben angefressen waren .... So entheiligt man die Überreste der Helden, die fürs Vaterland gefallen sind!"

Bis endlich für die ungeheure Menge Verwundeter ausreichende Hilfe geschafft werden konnte, hatte die Mehrzahl dieser Unglücklichen ausgerungen. Zehn Tage nach dem letzten großen Kampfe wurden in einer Scheune zu Meusdorf 174 französische Soldaten gefunden, die verwundet dahin gebracht worden waren, und die nun, verblutet und verhungert, entseelt dalagen. Außer einer Katze, die unter den Leichnamen umherschlich, war kein lebendes Wesen in die Nähe der Unglücklichen gekommen.

Fürwahr — teuer, grauenhaft teuer war der Sieg über den Erbfeind erkauft worden!

Mit dem glücklich geretteten Reste seines Heeres, immer noch 90 000 Mann, hatte der gefallene Imperator den Weg über Weißenfels und Naumburg nach Erfurt eingeschlagen. Unaufhaltsam sollte es heimwärts gehen, und bunt genug ging es dabei zu. Wäre nicht durch die Gegenwart des Kaisers die Ordnung einigermaßen aufrecht erhalten worden: das bunte Durcheinander der Flüchtigen, die Stimmung unter den Soldaten, die unvermeidlich gewordene Auflösung der Regimenter und Bataillone, Hunger und Entbehrungen, dies alles hätte leicht Szenen wie beim Rückzug aus Rußland hervorrufen können. Oft schien die Straße geradezu versperrt, so daß, um nur vorwärts zu kommen, ganz bedeutende Umwege eingeschlagen werden mußten. Geschütze, Munitionskarren, selbst zierliche Reisewagen, welche von den Besitzern im Stiche gelassen worden waren, alles drängte sich auf den Chausseen und Feldwegen zusammen, soweit das Auge reichte. Daß eine solche Armee vorderhand nicht im stande war, einen neuen Kampf mit dem siegreichen Feinde aufzunehmen oder gar selbst einen solchen anzubieten, lag klar zu Tage, aber dennoch war es gerade das, was in seiner übergroßen Vorsicht der Oberbefehlshaber der Verbündeten, Fürst Schwarzenberg, fürchtete. Er sah in Napoleon immer noch den bezwungenen Löwen, den man nicht ungestraft aufs äußerste reizen dürfe, und die Verfolgung wurde deshalb keineswegs mit der von Blücher und den Offizieren seines Hauptquartiers geforderten Nachhaltigkeit ins Werk gesetzt. Indessen war auf des alten Feldherrn unablässiges Drängen wenigstens etwas geschehen. Dem tapfern York, der schon in der Frühe des 19. Oktobers mit einem kleinen Korps nach Halle aufgebrochen war, folgte noch am Abend desselben Tages der russische General Langeron mit einer etwas größeren Abteilung in der Richtung über Schkeuditz.

Diese beiden sowie der auf Blüchers dringende Bitte ihnen nachgesandte General Sacken nahmen sich nun die thüringische Stadt Freiburg zum Ziel, um dort womöglich Napoleon und sein fliehendes Heer noch vor seinem Übergange über die Unstrut zu ereilen. Zu statten kam ihnen bei der Ausführung ihres Planes der Umstand, daß bereits am 18. die Österreicher durch ein vorgeschobenes Korps sich der schwach verteidigten Stadt Naumburg bemächtigt, diese und die Pässe bei Kösen besetzt und dadurch Napoleon den leichteren Übergang über die Saale an dieser Stelle verlegt hatten. Dem Kaiser blieb daher kein andrer Ausweg, als bei Weißenfels diesen Fluß zu überschreiten, hinter demselben eine vorläufige Vereinigung seiner Heerestrümmer zu versuchen und mit diesen den Übergang über die Unstrut bei Freiburg nötigenfalls mit Gewalt zu erzwingen.

Napoleon hatte Befehl gegeben, nach Überschreitung der Saale bei Weißenfels die beiden dort über den Fluß führenden Brücken zu zerstören, aber die Verwirrung unter den Franzosen und ihre Furcht vor den nachrückenden Feinden war so groß, daß eine der beiden Brücken nur gekappt wurde, den Fluß hinunterschwamm, etwas unterhalb von den Truppen Langerons und Sackens aufgefangen und nun ihrerseits zur Überschreitung des Flusses benutzt wurde. Gleichzeitig hatte auch York etwas weiter nach Norden den Fluß überschritten und seine Vortruppen nebst einer reitenden Batterie von wenigen Geschützen nach Freiburg vorausgesandt, wo die flüchtige französische Armee wenige Stunden zuvor eingetroffen war.



Napoleon auf der Flucht aus Leipzig.

Das kleine Städtchen liegt tief im Unstrutthale, von hohen, steilen Bergen ringsum eingeschlossen. Von beiden Seiten führten enge, schlechte Wege hinab, die von hohen Weinbergen, Häusern und Gärten eingeengt waren. An ein Ausweichen, an einen Marsch in geschlossenen Zügen war hier nicht zu denken. Durch

diesen Engpaß mußte der größte Teil der französischen Armee mit Troß und Fuhrwerk seines Weges ziehen. Schon eine gute Viertelstunde vor der Stadt konnte der Kaiser, der bisher den Weg im Wagen zurückgelegt hatte, nicht weiter fahren; er mußte aussteigen und sich mit vieler Mühe durch den dichten Knäuel der Fliehenden in die Stadt eindrängen. Hinter ihm her zwängten sich Roß und Mann durch die Straßen hin. Die Kriegszucht hatte aufgehört; jeder wollte sein Leben zuerst in Sicherheit bringen. In diesem Augenblicke erschienen, um die Verwirrung vollständig zu machen, die Yorkschen Vortruppen auf der Höhe im Rücken der Franzosen, und die mitgeführte reitende Batterie sandte ihre Kugeln in die dichten Massen. Napoleon eilt nun selbst, um dem drohenden Unheil Einhalt zu thun, an eine der beiden Brücken, wo Offiziere und Unteroffiziere sich vergeblich abmühen, durch Säbelhiebe dem wilden Drange zu steuern. Seinem Machtwort gelingt es, die Ordnung einigermaßen wieder herzustellen. Zugleich läßt er, da er in Erfahrung gebracht hat, daß er es nur mit den Vortruppen des Feindes zu thun habe, eine starke Batterie ihr Feuer auf die von denselben besetzte Anhöhe richten und dieselbe durch mehrere Bataillone seiner Garde stürmen. Der Übermacht müssen die tapferen Yorkschen Streiter weichen, die Anhöhe wird von den Franzosen besetzt, der Übergang der fliehenden französischen Armee über die Unstrut scheint nun gesichert, und um 2 Uhr geht Napoleon selbst über den Fluß, um ohne Aufenthalt in der Richtung auf Erfurt weiter zu eilen.

Gegen Abend aber traf die Hauptmacht des Yorkschen Korps und fast gleichzeitig der Heeresteil Sackens und Langerons auf den die Stadt und die Brücken beherrschenden Anhöhen ein, und nun nahm die wilde Verwirrung unter den fliehenden Franzosen wieder überhand. „Alles suchte jetzt", erzählte ein Augenzeuge, „den Weg nach den Brücken, allein das Zusammendrängen und die herüberfliegenden Kanonenkugeln der Verbündeten übten die schrecklichste Wirkung auf jene Menschenmassen. Die unter der Bagage angerichtete Verwirrung läßt sich kaum schildern. Die Pferde rissen mit den Wagen aus und durchbrachen mehrere noch in leidlicher Ordnung befindliche Reihen und Züge. Die preußische Reiterei benutzte dies, stürzte auf die Zersprengten ein und hieb alles nieder, was der Säbel erreichte. Auf einmal stürzten auch die Brücken ein, die strömenden Fluten vollendeten das grausige Werk — es fehlte hier nichts als ein russischer Winter. Eine Viertelmeile weit vor der Stadt bis zur Unstrut sah man nichts als umgeworfene Bagagewagen, zertrümmerte Munitionskarren und Geschütztrümmer. Der französische Bericht gab den erlittenen Verlust freilich nur auf 11 Kanonen und 100 Wagen an; aber gewiß überstieg er das Dreifache dieser Ziffern, denn erst um 6 Uhr morgens hatten die letzten Flüchtlinge unter dem Schutze der Nacht den Fluß überschritten."

Indessen vermochten die tapferen Scharen Yorks und Langerons die bei Freiburg errungenen Vorteile leider nicht vollständig auszubeuten, denn beide Feldherren hatten den gemessenen Befehl erhalten, sich nicht zu weit vorzuwagen, vielmehr die Entschließungen des Hauptquartiers abzuwarten und stets mit dem Gros der Armee Fühlung zu behalten. So konnten sie, da erst am 20. im Hauptquartier der Verbündeten die allgemeine Verfolgung beschlossen wurde und

erst am 21. die Heere der Verbündeten sich nach Westen zu in Bewegung setzten, ihren Marsch von Freiburg aus nur langsam fortsetzen, und ohne weitere Gefährdung, nur von umherstreifenden Kosakenabteilungen hin und wieder beunruhigt, gelangte Napoleon und mit ihm die Scharen der fliehenden Franzosen nach Erfurt.

Unter dem Schutze dieser noch von den Franzosen besetzten Festung sammelte und ordnete Napoleon sein fast aufgelöstes Heer. Er hatte gehofft, daß die Truppen sich hier würden erholen können; aber die Lebensmittel, die man herbeischaffen konnte, langten nicht zu, die Ausgehungerten zu sättigen, viel weniger die Entmutigten zu Kräften kommen zu lassen. Er mußte mit ansehen, wie bei der Verteilung des Zwiebacks sich alle darum rissen, heftig zankten und schlugen.

Der Kaiser wohnte beide Tage, welche er in Erfurt zubrachte, in demselben Hause, welches ihn vor fünf Jahren während des berühmten Fürstenkongresses aufgenommen hatte. Welch ein Wechsel der Dinge! — Bei Regen, Wind und Dunkelheit verließ er auf die Nachricht von der Aufnahme der Verfolgung durch die gesamten Streitkräfte der Verbündeten am 25. früh um 3 Uhr schon wieder die Stadt, um seinem verhängnisvollen Geschicke weiter zu folgen; denn von der rechten Seite über Langensalza zog drohend die schlesische Armee heran, von der linken über Jena Schwarzenberg. Doch nur noch einmal gelangte jene, und zwar am 26. Oktober am Hörselberge bei Eisenach, dicht an ihn heran.

Eile that not. Nur unter fortwährenden Verlusten an Mannschaft und Geschütz konnten die Franzosen ihren Rückzug über Fulda weiter fortsetzen. Kosaken umschwärmten, leichte, bewegliche Korps beunruhigten die Flüchtigen, machten Gefangene in Menge, erbeuteten Fahnen, Geschütz, Kriegskassen und Gepäck. Der meilenlange Weg war mit Verwundeten und Kranken übersäet. Allüberall lagen in den Gebüschen Leichen oder im Sterben begriffene Menschen. Nervenfieberkranke liefen im Wahnsinn umher, halb Lebende saßen am Wachtfeuer auf toten, halb verbrannten Kameraden. Alle vermieden die Dörfer und Städte, aus Furcht, von den Einwohnern erschlagen zu werden. Oft stieg der den Franzosen folgende Blücher bei solchen Gruppen Elender vom Pferde, tröstete die Unglücklichen, reichte ihnen seine Flasche und gab willig alles, was er hatte, zu ihrer Erquickung her; weiterhin befahl er, die armen Menschen zu sammeln und für Sicherheit und Pflege derselben nach Kräften zu sorgen. Aber die flüchtigen Franzosen hatten längs der Straßen, auf welchen sie marschierten, die Einwohner ausgeplündert und alles, was diese an Lebensmitteln noch übrig hatten, aufgezehrt. Die verwundeten Feinde unterzubringen hielt daher oft schwerer noch, als sie vom Tode zu erretten.

Dieser Mangel am Nötigsten in Verbindung mit der bereits erwähnten übergroßen Vorsicht des Oberfeldherrn der Verbündeten, abgesehen von den Schwierigkeiten, welche an und für sich mit der Fortbewegung einer so großen Armee verknüpft sind, ist wohl die Hauptursache, weshalb die Verfolgung seitens der Verbündeten keineswegs mit der namentlich von Blücher unablässig geforderten Entschiedenheit stattfand. Indessen war immerhin schon viel damit erreicht, daß man sich gegenüber dem Wankelmute und der kleinlichen Gesinnung einzelner Friedensmahner im Hauptquartier der Verbündeten entschlossen hatte,

nicht eher zu rasten, als bis der Feind wenigstens aus den deutschen Landen vollständig verdrängt sei. Denn dieser Entschluß und das Bekanntwerden desselben mußte notwendig zur Folge haben, auch diejenigen deutschen Fürsten, welche bisher noch in unseliger Verblendung auf seiten des Landesfeindes ausgeharrt hatten, zum Abfall von Napoleon zu bewegen und sie der treulos verlassenen vaterländischen Sache wieder zuzuführen. Der König von Sachsen, der, allerdings halb gezwungen und nicht mehr Herr einer anderweitigen freien Entschließung, dem Kaiser Napoleon bis zum letzten Augenblick die in einer unglücklichen Stunde angelobte Treue bewahrt hatte, war schwer genug dafür gestraft worden. Nach dem siegreichen Einzug der Verbündeten in Leipzig zum Gefangenen und seiner Krone vorläufig für verlustig erklärt, war er zu strenger Bewachung nach Stettin übergeführt worden. Anderseits waren dem ehemaligen Könige Max Joseph von Bayern, der jahrelang — und wahrlich nicht zu seinem Nachteile — einer der eifrigsten Anhänger Napoleons gewesen war, aber doch noch den rechten Augenblick für seinen unvermeidlich gewordenen Abfall von demselben wahrgenommen hatte, überaus günstige Bedingungen zugestanden worden. In dem Vertrage von Ried, in welchem derselbe, wie erwähnt, seinen Übertritt zu den Verbündeten erklärt und sich zur Teilnahme an der Fortführung des Krieges gegen Napoleon verpflichtet hatte, hatte Österreich — freilich nicht ohne selbstsüchtige Nebenabsicht, wie wir später sehen werden — die Verbindlichkeit übernommen, beim Friedensschluß und bei den Verhandlungen über die Neuordnung der deutschen Verhältnisse für die volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit Bayerns mit allen Mitteln einzustehen; selbst der gegen früher um das Doppelte vergrößerte Besitzstand des neuen Königreichs von Napoleons Gnaden sollte im wesentlichen aufrecht gehalten werden. Diesem zwischen Bayern und Österreich geschlossenen Abkommen hatten Preußen und Rußland ihre Bestätigung nicht versagen können. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß dieses doppelte Beispiel — Sachsens einerseits und Bayerns anderseits — bei der derzeitigen anscheinend hoffnungslosen Lage Napoleons auf die Entschließungen der übrigen deutschen Fürsten bestimmend einwirkte. Ungesäumt folgten jetzt Württemberg, Baden und Darmstadt sowie die meisten übrigen Rheinbundsglieder dem Beispiele Bayerns: sie sagten sich von Napoleon los, verpflichteten sich zur Teilnahme am Kriege gegen denselben und erhielten dafür die Gewährleistung ihrer Souveränität und, mit geringen Einschränkungen, auch ihres Besitzstandes. Nur das Königreich Westfalen und das Großherzogtum Berg, die beide französische Herren hatten, blieben natürlich von dieser Vergünstigung ausgeschlossen; sie wurden für aufgelöst erklärt und ihr Gebiet den früheren rechtmäßigen Besitzern zugesprochen.

Durch die Auflösung des Rheinbundes und den Abfall der demselben zugehörenden deutschen Fürsten hatte Napoleon den letzten Halt in Deutschland verloren. Auf deutschem Boden konnte seines Bleibens nun nicht länger sein; er mußte so schnell als möglich den Rhein zu erreichen suchen, um im eignen Lande den Widerstand gegen die Verbündeten, deren Streitkräfte durch den Übertritt der Rheinbundsfürsten in demselben Maße wuchsen, als die seinigen dahinschwanden, zu organisieren. Aber noch erwartete ihn, nachdem er den

Verfolgern zumeist durch deren eigne Schuld glücklich entronnen war, am Main ein neuer Feind. Der König von Bayern hatte unmittelbar nach dem Abschluß des mehrerwähnten Vertrags von Ried seine gesamte Armee von etwa 30000 Mann, zu der ein kleines österreichisches Korps gestoßen war, nach Hanau entsendet, um die Straße, die Napoleon, wenn er bei Leipzig geschlagen wurde, vermutlich einschlagen würde, zu sperren.



Kosaken im Kreuzgange der Kathedrale zu Basel.

Dieses Heer stand unter dem Oberbefehl des bayrischen Generals Graf Wrede, eines der tüchtigsten Heerführer aus der Schule Napoleons.

Wie tüchtig derselbe aber auch als Soldat sein mochte, so viel kriegerisches Geschick besaß er doch nicht, um es mit seinem ehemaligen Lehrmeister aufnehmen zu können. Er versäumte es, die wichtigen Pässe bei Wertheim und Gelnhausen zu besetzen. Napoleon vermochte infolgedessen schnell und in ziemlich geschlossenen Massen durch dieselben hervorzubrechen und früher, als die auf den Kampf noch nicht einmal vollständig vorbereiteten Bayern es erwartet hatten, die Stadt

Hanau zu erreichen. Hier kam es nun am 30. Oktober zur Schlacht. Ergrimmt über den Abfall der Bundesgenossen in der Stunde der Not, stürzten sich die Franzosen, denen zudem ihre beträchtliche Übermacht zu statten kam, mit um so größerer Kampfeswut auf das bayrische Heer und die dasselbe unterstützenden österreichischen Truppen. Auch Napoleon richtete sich hier wie ein verwundeter Löwe noch einmal mit ganzer Kraft auf und legte aufs neue eine glänzende Probe seines Feldherrntalentes ab. Das Ende des zweitägigen Kampfes war, daß die Linien der Bayern und Österreicher, die dabei beträchtliche Verluste erlitten, von den Franzosen vollständig durchbrochen wurden und daß Napoleon ungehindert seinen Rückzug nach der nahen Grenze fortzusetzen vermochte. Freilich hatte auch ihn dieser letzte Kampf auf deutschem Boden schwere Opfer gekostet; die Armee, die er am 1. und 2. November, an welchem Tage er den deutschen Rhein zum letztenmal sah, über die Brücken bei Mainz führte, zählte nur noch 70000 Mann mit 120 Kanonen. Zwei Tage später traf Fürst Schwarzenberg mit seinem Hauptquartier in Mainz ein, in langen Zügen folgten die Heere der Verbündeten, und am 9. November wurde die Nachhut des französischen Heeres, die auf den Bergen bei Hochheim hinter festen Verschanzungen Stellung genommen hatte, vom deutschen Boden verjagt und zu schleunigem Rückzug über den Rhein genötigt. Indessen vollzog sich die Befreiung Deutschlands erst durch den Fall der Festungen, namentlich derjenigen an der Oder und Elbe. Während nun die beiden letzten Monate des Jahres 1813 eine Zeit wohlverdienter Ruhe für das große Bundesheer waren, ertönte in seinem Rücken noch der Kanonendonner vor den zehn deutschen und zwei polnischen Festungen, die sich noch in den Händen der Franzosen befanden.

Doch ehe das Jahr zu Ende ging, waren weitaus die meisten derselben den Feinden entrissen. Am 11. November ergab sich Gouvion St. Cyr in Dresden mit 35000 Mann und öffnete den Verbündeten die Thore der sächsischen Hauptstadt, am 21. November wurde Stettin mit 7000, am 26. Danzig mit 15000 Mann den Belagerern übergeben. Fast gleichzeitig fielen auch die polnischen Festungen Modlin und Zamosk, ihnen folgte am 26. Dezember Torgau mit 10000 Mann. Die meisten dieser Plätze wurden hartnäckig, zum Teil mit dem Mute der Verzweiflung, von den Franzosen verteidigt; namentlich gehört die Verteidigung, aber auch die Belagerung Danzigs zu den hartnäckigsten und ausdauerndsten, welche die neuere Kriegsgeschichte kennt. Erst nach elf Monaten konnten die Franzosen unter General Rapp zur Kapitulation gezwungen werden, und die ostpreußische Landwehr hat sich mit der endlichen Einnahme der wichtigen Festung einen ihrer schönsten Ruhmeskränze erworben. Am 13. Januar 1814 wurde Wittenberg durch den tapferen Tauentzien, dem zum ehrenden Andenken dieser Waffenthat der Ehrenname Graf Tauentzien von Wittenberg verliehen wurde, mit stürmender Hand genommen. Auch die Oderfestungen Glogau und Küstrin ergaben sich erst in den ersten Monaten des Jahres 1814. Unbezwungen dagegen blieben bis zum Friedensschluß Magdeburg und Hamburg; auch die Citadellen von Erfurt und Würzburg wurden, obgleich die betreffenden Städte schon längst in den Händen der Verbündeten sich befanden, erst nach dem Abschluß des Friedens übergeben.

So war nach schweren blutigen Kämpfen Deutschland wieder sein eigner Herr geworden. Der herrliche Rheinstrom, der schönste der Flüsse Europas, war wieder ein deutscher Strom. Das von den Verbündeten für aufgelöst erklärte Königreich Westfalen fiel von selbst auseinander.



Übergabe von Wittenberg.

Hieronymus, der Bruder Napoleons, kehrte seinem Lande den Rücken, und die ehemaligen Besitzer des so rasch verschwundenen Königreichs, der König von Preußen, die ehemaligen Fürsten von Hannover, Braunschweig, Hessen-Kassel, und Oldenburg, setzten sich wieder in den Besitz ihres Eigentums.

Die Siege, welche Napoleons Herrschaft über Deutschland gebrochen hatten, äußerten auch großen Einfluß auf die übrigen Länder Europas; denn kaum

hatten sich die Verbündeten der Grenze von Holland genähert, so verlangte auch hier das Volk seinen ehemaligen Statthalter aus dem Hause Oranien, welches so lange an der Spitze der vereinigten Provinzen gestanden hatte, zurück. Der König von Dänemark, welcher sich erst vor kurzem aufs engste mit Napoleon verbunden hatte, wurde vom Kronprinzen von Schweden zur Abtretung des Königreichs Norwegen an Schweden gezwungen und mußte Frieden schließen. Italien, wo Napoleons Stiefsohn, der Vizekönig Eugen, gegen die Österreicher mit größter Tapferkeit gekämpft hatte, wurde zu Anfang des Jahres 1814 von den Franzosen geräumt. Der König von Neapel, Joachim Murat, Napoleons Schwager, schloß mit den Österreichern ein Bündnis. Auf der Pyrenäischen Halbinsel war Wellington auf seiner Siegesbahn unaufhaltsam fortgeschritten; bereits am 21. Juni 1813 hatte die große Schlacht bei Vittoria hier die Entscheidung gebracht; noch vor Ablauf des Jahres stand der siegreiche britische Held auf französischem Boden. So fiel das Weltreich Napoleons noch viel schneller als es entstanden war, infolge der ruhmreichen Tage von Leipzig wieder auseinander.

Am 1. Dezember 1813 ließen die Verbündeten eine öffentliche Erklärung ausgehen, folgenden Inhalts: „Sie kämpften nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen dessen Kaiser, der gern alle seinem Machtgebot unterordnen möchte. Ein jedes Volk gönne Frankreich seine Unabhängigkeit, wolle aber auch selbst unabhängig sein. Man wünsche Frankreich groß, stark und glücklich zu sehen, und weil man nur den Frieden im Auge habe, so biete man ihm ein ausgedehnteres Gebiet an, als es jemals unter seinen Königen besessen habe. Aber vor allem gelte es, auch das Glück und die Ruhe der andern Völker zu sichern; es müsse daher eine solche Verteilung der Macht stattfinden, daß nicht ein Volk die Freiheit der übrigen bedrohen könne.“

Hätte Napoleon in richtiger Erkenntnis seiner bedrohten Lage diese Gesinnung seiner Gegner auch zu der seinigen machen wollen, so würde es ihm leicht geworden sein, einen für Frankreich ehrenvollen Frieden zu schließen. Doch darum war es dem Ehrgeizigen nicht zu thun. Er dachte auch jetzt nur daran, wie er sich die Vorherrschaft in Europa erhalten könne. Diejenigen Männer, welche aufrichtig zum Frieden rieten, schalt er Feiglinge, Verräter und Aufrührer. Herrischer und vermessener denn je trat der besiegte Imperator seinem nach Frieden verlangenden Volke gegenüber: „Ihr wollt den Frieden“, rief er den französischen Volksvertretern zu; „nun wohl, in drei Monaten sollt ihr den Frieden haben, oder ich werde nicht mehr sein!“ Einem so beharrlichen Trotze gegenüber mußten auch die Verbündeten energischer auftreten, um ihren bescheidenen und darum um so berechtigteren Forderungen Geltung zu verschaffen. Aber im Lager der Verbündeten hatte sich inzwischen leider manches geändert. Der Geist der Zwietracht begann sich zu regen, und abweichende Ansichten über das, was fernerhin zu geschehen habe, traten mit immer größerer Bestimmtheit zu Tage. Unter solchen Umständen war es ein Glück für die gute Sache, daß, wie Blücher unter den Feldherren, so Stein unter den Diplomaten und Staatsmännern stets das erste und nächste Ziel im Auge behielt und unablässig zur Eintracht und zu einmütigem Handeln mahnte.

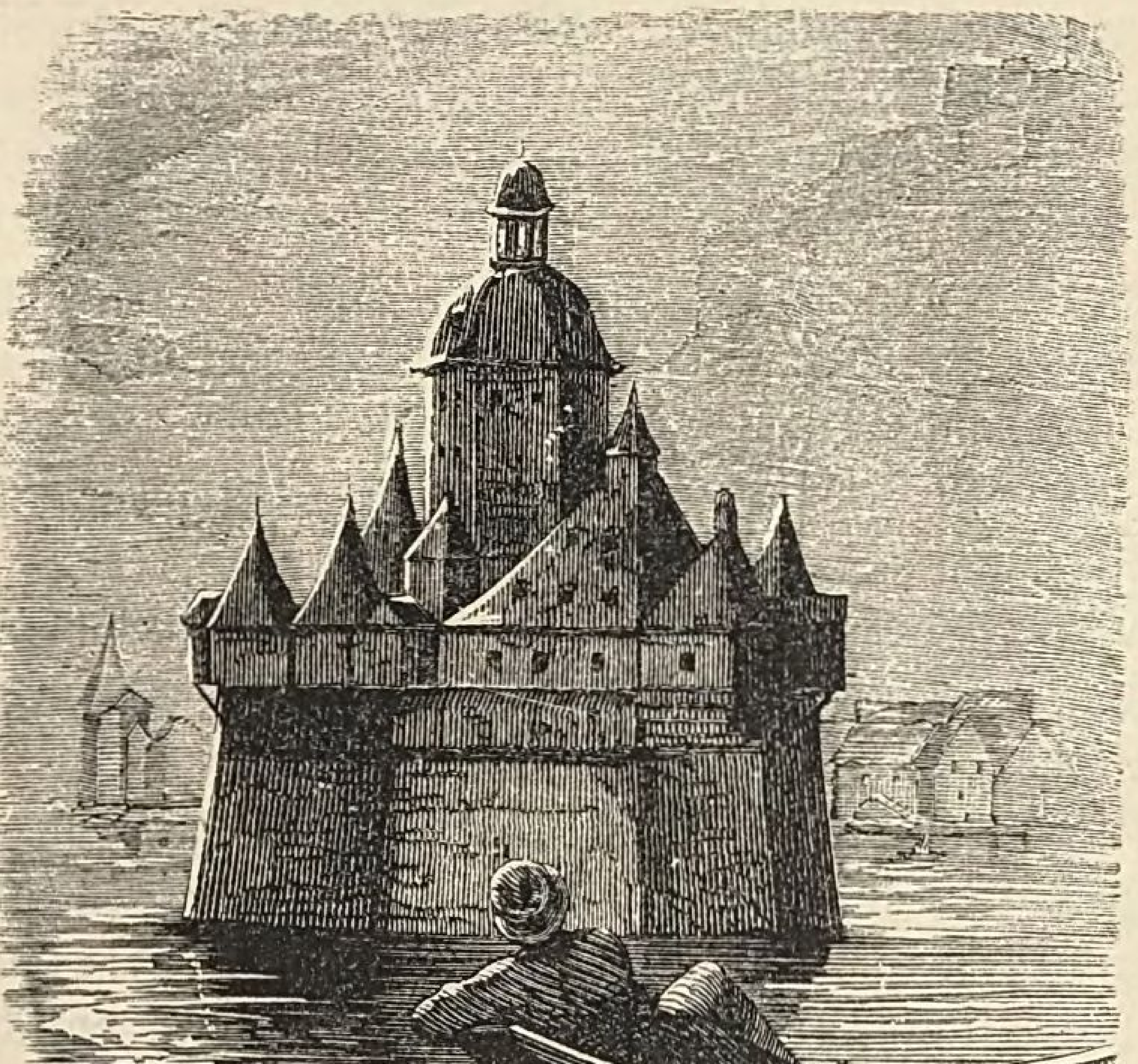
„Die Jubelbotschaft von der großen Leipziger Völkerschlacht, dem entscheidenden Siege über Napoleons letzte gewaltige Anstrengung, seine Herrschaft in Deutschland zu behaupten, durchdrang die deutschen Lande. Da gab es für einen so schöpferischen Geist wie Stein vollauf zu thun. Arndt ward zu ihm entboten; er traf den Reichsfreiherrn zu Leipzig. Dort und im folgenden Jahre zu Frankfurt am Main, wo auf Steins Betrieb eine deutsche Zentralverwaltung ins Leben gerufen worden war, arbeiteten beide Männer wieder emsig zusammen. Von den denkwürdigen Tagen von Königsberg, Breslau, Kalisch bis Leipzig und Frankfurt ist nichts Großes und Denkwürdiges geschehen, womit Steins Name nicht unlösbar verflochten wäre. Hatte er in rastloser, geduldiger Arbeit einst die Vorbereitungen zur Erhebung geleitet, so war er nun, da die Stunden des Erfolgs gekommen, mit gleicher Energie bemüht, die Schwäche und Mattigkeit zu bekämpfen."

Die verbündeten Monarchen waren in Frankfurt a. M., der alten Kaiserkrönungsstadt, eingezogen. Dorthin begaben sich auch der König von Bayern sowie der König von Württemberg und die andern großen und kleinen Herren. Viel ward hier über Verwaltung der besetzten Länder, über die zukünftige Gestaltung von Deutschland und den Frieden von Europa beratschlagt; aber man kam nicht recht vom Flecke, so sehr auch Stein und seine Gesinnungsgenossen drängten, aneiferten und ermahnten. Niemand empfand dies schmerzlicher als jener feurige Vaterlandsfreund, und er äußerte sich zu wiederholten Malen in seiner heftigen Weise darüber, daß die deutsche Nation, durch die unerhörten Opfer des preußischen Volks, durch das Blut seiner edelsten Söhne vom Joch des fremden Unterdrückers befreit, auf solche Weise schließlich im Innern ungeeinigt, unbefriedigt aus dem ungeheuren Kampfe hervorgehen würde. Und in der That, die Unterhandlungen, die man Ausgangs des Jahres 1813 mit dem noch immer gefürchteten Napoleon anknüpfte, mußten die ernstesten Besorgnisse selbst für die Sicherung des vaterländischen Bodens erregen.

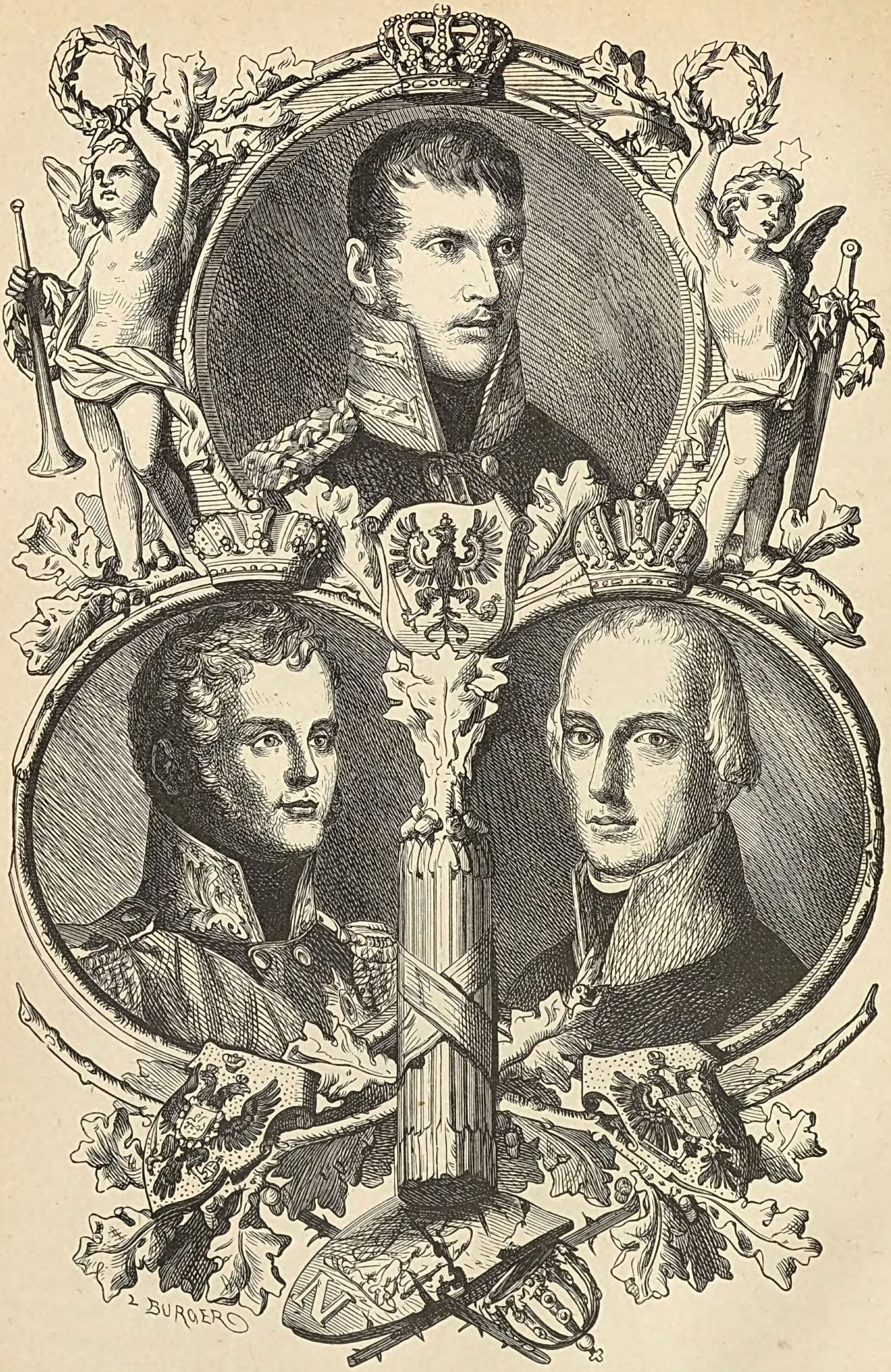
Zur Bekämpfung des Feindes im eignen Lande schienen vielen die Wintermonate ungeeignet, und die vorsichtigen Leute suchten jetzt um so mehr den Feldzug bis zur besseren Jahreszeit zu verschieben. Ja es schien sogar, als denke die Mehrzahl der Gegner Napoleons daran, sich mit ihrem alten Widersacher auszusöhnen und ihm die deutschen Lande auf dem linken Rheinufer nebst Belgien zu lassen. So kam es, daß die Friedenspartei, Graf Metternich an der Spitze, lauter denn je ihre Stimme erheben durfte. Ohne Steins entscheidenden Einfluß auf Kaiser Alexander wäre wahrscheinlich ein verderblicher Friede abgeschlossen worden. Nur ein Mann wie er konnte es durchsetzen, daß binnen sechs Wochen weitere 160000 Mann kampffertig dastanden, welche nach den unglücklichen Gefechten im Februar des Jahres 1814 ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale geworfen haben. Ohne Steins Drängen und energisches Mahnen und Warnen, ohne Blüchers Poltern und Donnern, ohne das unauslöschliche Feuer, welches die übrigen Helden und Führer des schlesischen Heeres, Gneisenau, York, Grolmann, die Prinzen Wilhelm und August und ihre Genossen rastlos vorwärts trieb, würde Napoleon trotz der doppelten Überzahl der verbündeten Heere Kaiser von Frankreich geblieben sein und in kürzester Zeit übermütiger als je die Grenzen seiner Nachbarn wiederum bedroht haben.

Das geschah nun glücklicherweise nicht, immerhin aber gewann Napoleon durch die Uneinigkeit und Unentschlossenheit im Lager der Verbündeten das, was er nötiger als alles andre brauchte, nämlich Zeit, alle Widerstands- und Angriffsmittel zu sammeln. Wären die Verbündeten mit ihrer gesamten Streitmacht unverzüglich dem fliehenden französischen Heere auf den Fersen nachgefolgt, so hätte ihnen Napoleon auf ihrem Marsche nach Paris kaum ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen vermocht. Dagegen hatte jetzt die mehrmonatliche Waffenruhe die Lage zu gunsten des Franzosenkaisers sehr wesentlich verändert, und mancherlei Schwierigkeiten gingen deshalb die Heere der Verbündeten entgegen, als endlich die Parole ausgegeben wurde: „Auf, nach Frankreich — über den Rhein!“

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, über'n Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!



Die Pfalz bei Kaub.




Vaterl. Ehrenbuch I. 5. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

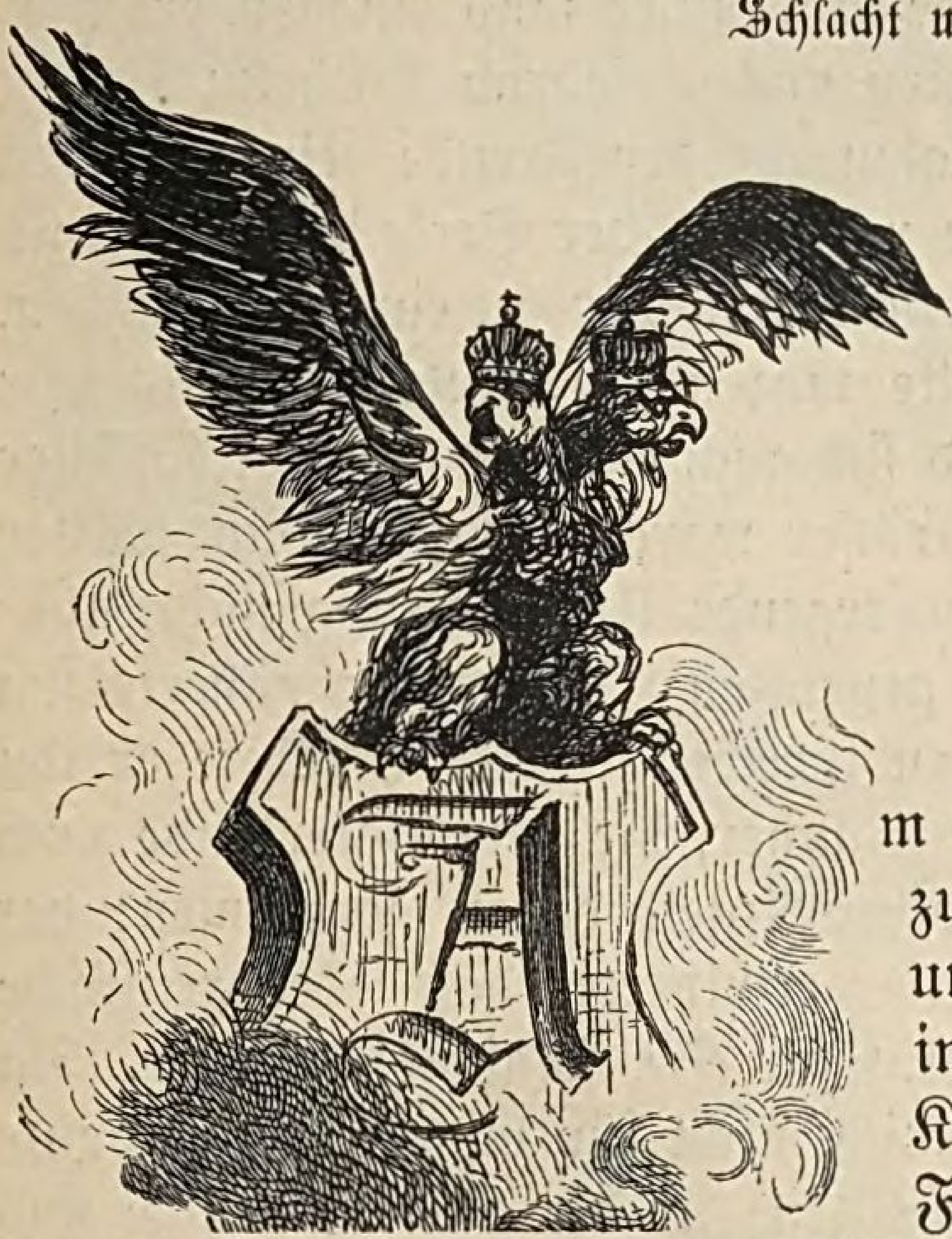
**Die drei verbündeten Monarchen.**

Kaiser Alexander I. König Friedrich Wilhelm III. Kaiser Franz I.



# Rheinübergang der Verbündeten. Feldzug im Jahre 1814.

Ganz Deutschland rüstet. Friedrich Wilhelm III. auf dem Balle zu Wiesbaden. Feldzugsplan der Verbündeten. Übergang Blüchers über den Rhein. Einmarsch der böhmischen Armee in Frankreich. Schlachten bei Brienne und La Rothière. Verluste infolge der Schlacht und Gefechte von Champeaubert, Montmirail, Chateau-Thierry, Etoges u. s. w. Von Montereau bis zur Trennung von Schwarzenberg. Friedenskongreß zu Chatillon. Selbständiges Vorgehen Blüchers. Schlacht bei Bar sur Aube, Blüchers Vereinigung mit Bülow und Winzingerode. Der Russen Ehrentag bei Craonne. Schlacht und Überfall bei Laon.



Ein blutig Ringen wieder;
Gefechte, Schlachten, Siege, Niederlagen
Bezeichnen hier der deutschen Kämpfer Pfad;
Denn furchtbar wehrte sich der grimme Aar
Um seines Hauptes allgewalt'ge Krone.
Da liegt das Babel, das die Welt zerdrückt,
Es gilt den letzten Kampf noch vor den Thoren.
Drob „Vorwärts" „Vorwärts!" heißet die Parole!

Am liebsten wäre der Marschall Vorwärts, ohne zu rasten, Napoleon auf dem Fuße gefolgt, um den Franzosen sobald wie möglich einmal im eignen Lande zu zeigen, wie schrecklich der Krieg ist, wenn ein aufs äußerste gebrachter Feind das Land überzieht. Indessen die Heere bedurften der Erholung und Ergänzung.

Noch einmal, Anfangs Dezember, hatten die Verbündeten Napoleon den Frieden unter der Bedingung angeboten, daß Frankreich die Alpen, die Pyrenäen, das Meer und den Rhein zu Grenzen haben sollte. Das Anerbieten war ehrenhaft, allein Napoleon schob seine bestimmte Erklärung hinaus, um die dadurch

gewonnene Zeit zu neuen Rüstungen zu benutzen. Nun wurden die Friedensunterhandlungen abgebrochen und die Alliierten schickten sich an, in Frankreich einzurücken, das seit der ersten Kriegsperiode keinen Feind gesehen und dessen Heer bisher stets auf fremde Kosten gelebt hatten.

Das Jahr 1813 ging seinem Ende zu. Noch immer hatte man vollauf zu thun, um die Armeen vollzählig zu machen, Geldmittel herbeizuschaffen, das Geschütz und die Waffen überhaupt zu ergänzen. Doch die Völker Deutschlands, im Hochgefühle des Sieges und der Befreiung, brachten willig jegliches geforderte Opfer. Außer den Deutschen, welche unter Preußens und Österreichs Fahnen fochten, rüsteten auch die kleineren Königreiche und Staaten über 100000 Mann aus. Die Jugend griff begeistert zu den Waffen; in allen Ländern bildeten sich freiwillige Jägerkorps.

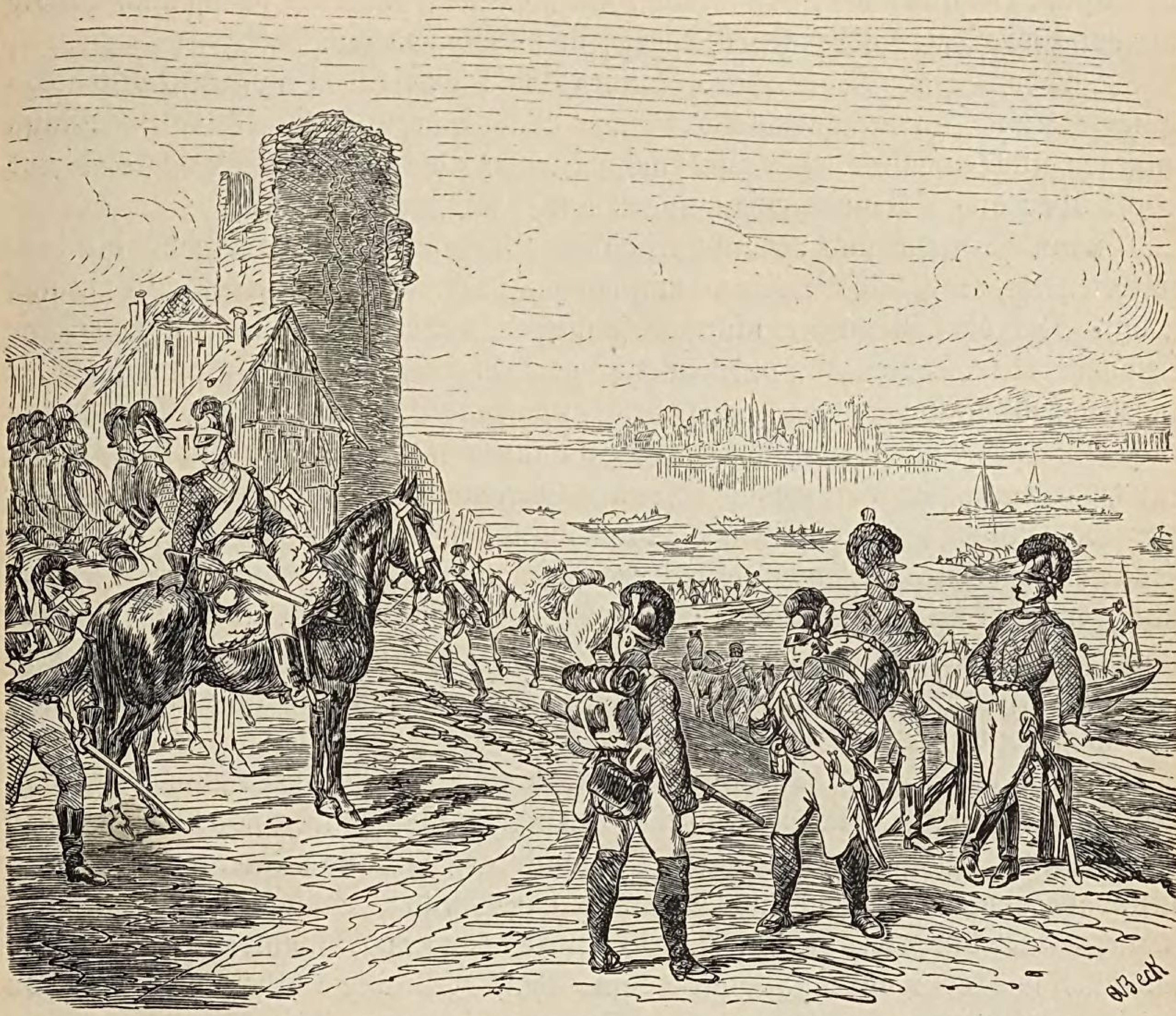
Es war eine große, herrliche Zeit!

Überall, von Basel bis hinauf an die holländische Grenze, im ganzen gesegneten Rheinlande war der Volksgeist erwacht — man fand es wunderbar, wie man so lange zum Reichsfeinde habe halten können. Während man längs der gesamten Rheinlinie den Befehl zur Überschreitung des vaterländischen Stromes erwartete, regnete es Feste über Feste, wo die Sieger von Leipzig sich nur hinwendeten. Insbesondere hochgefeiert waren der greise Marschall Vorwärts, der wortkarge York, der majestätische Gneisenau, der tapfere Bülow, der edelherzige Kleist und wie alle die Helden des Schlachtenjahres von 1813 heißen.

Aber diesen Jubel verdunkelten nur zu oft schmerzlich ergreifende Vorkommnisse, welche die ungeheuren Opfer erkennen ließen, mit denen die deutsche Erhebung hatte bezahlt werden müssen. Ende November fand ein großer Ball im Kursaale zu Wiesbaden statt. Dort erschien auch Friedrich Wilhelm III. in Begleitung der anwesenden Prinzen und nahm an der Freude seiner braven Offiziere den herzlichsten Anteil. Er lächelte recht aus der Seele vergnügt, als er Blücher und York, die so oft als „feindliche Brüder“ zu einander standen, diesmal in einer und derselben Kegelquadrille tanzen sah, welche damals sehr in Mode war. Unter den Anwesenden befand sich auch ein verwundeter Offizier mit noch verbundenem Kopfe; drei seiner Brüder waren gefallen, ein vierter hatte den Arm verloren. Der König liebte aufregende Unterhaltung nicht, aber sein Herz zog ihn immer zu dem so schwer geprüften Krieger; er näherte sich im mehrere Male in der Absicht, mit ihm zu sprechen. Endlich redete er ihn an: „Ihre Familie hat viel verloren, brave Männer, die dem Vaterlande noch gute Dienste hätten leisten können; habe großen Anteil daran genommen; hat mir sehr leid gethan, sehr leid.“ Der Offizier erwiderte, daß jede preußische Familie gleich der seinigen gern Gut und Blut für Se. Majestät hingebe. Da fiel der König ihm in die Rede: „nicht für mich, nicht für mich! Der Gedanke wäre nicht zu ertragen; aber nach Gottes Willen für die gerechte Sache und für das Vaterland; — ist auch das Einzige, was einen bei so großen Verlusten trösten kann.“ Die letzten Worte sprach er mit zitternder Stimme und entfernte sich gleich darauf.

Glücklicherweise entschieden endlich im Rate der Mächtigen die rechten Leute. Die Fortsetzung des Krieges ward beschlossen, und der Übergang über den Rhein

angeordnet. Wo? das wurde geheim gehalten. Blücher besonders that, als wolle er um Frankfurt herum sich für den ganzen Winter häuslich einrichten, um es sich mit seinen guten Freunden in der schönen Mainstadt gütlich sein zu lassen; aber mit dem letzten Glockenschlage des Jahres 1813 setzte er unter den Jubelgesängen seines Heeres und dem Zujauchzen der Landesbewohner bei Mannheim, Kaub und Koblenz mit seinen 85000 Mann über den Rhein.



Rheinübergang von Truppen des Hauptheeres unter Schwarzenberg. Nach A. Beck.

Horch, da schlägt die zwölfte Stunde
Und das Jahr beschließt die Bahn;
Jubel tönt von jedem Munde
Und die Gläser klingen an.

Blücher hört's mit dumpfem Grimme,
Daß ein langes Jahr vorbei.
„Vorwärts!“ ruft die Schlachtenstimme,
„Noch ist unser Rhein nicht frei!“

Den ganzen Neujahrstag währte der Übergang auf der erst halb vollendeten Brücke bei Kaub, wo Blücher, umgeben von seinen Offizieren, an einer erhöhten Stelle des Ufers, der Rheinpfalz gegenüber, lange verweilte und, sein Pfeifchen rauchend, schmunzelnd der bewegten Szene zuschaute.

Am Nachmittag des ersten Tages des Jahres 1814 stand die ganze schlesische Armee samt den mit ihr vereinigten Korps auf französischem Boden.

Der Rheinübergang des Hauptheeres unter Schwarzenberg, dessen Stärke sich auf 220000 Mann belief, fand am Oberrhein und durch die Schweiz bei Basel, Laufenburg und Schaffhausen schon in der Nacht vom 20. auf den 21. Dezember statt. Am 2. Januar 1814 setzten die Russen unter Wittgenstein bei Rastadt ebenfalls über den Strom, und ziemlich gleichzeitig drang auch Bülow mit der Nordarmee über den Niederrhein in Belgien ein.

In den ersten Tagen des Januars 1814 befanden sich 400000 verbündete Krieger in Feindesland, denen Napoleon zunächst 300000 Mann entgegenzustellen hoffte. — Frankreich sollte jetzt die Geißel des Krieges, die es so oft über andre Länder geschwungen hatte, selbst empfinden.

Man hat mehrfach behauptet, daß die Bevölkerung Frankreichs die verbündeten Heere gleich Befreiern empfangen habe. Das ist jedenfalls zu viel gesagt. Es darf vielmehr nicht verschwiegen werden, daß im Gegenteil die Bewohner der Provinzen, durch welche der Zug der alliierten Heere ging, die ungebetenen Gäste sehr scheel angesehen, ja daß die Landleute in der Champagne und selbst in den ursprünglich deutschen Landen sich außerordentlich feindselig, und zwar vorzugsweise gegen die Preußen benommen haben. In der Mehrzahl war das Volk *für* Napoleon. Man hatte, was er Großes zum Ruhme Frankreichs vollbracht, noch nicht vergessen, und wenn man es auch gewollt hätte, überall sprachen die Schöpfungen des Organisators Frankreichs für den wunderbaren Mann und dessen Berechtigung, den von ihm neu geschaffenen Staat zu regieren. Nur eine verschwindend kleine Anzahl begrüßte und bejubelte den einziehenden Blücher.

Daher kam es auch, daß die Verbündeten noch viel größere Schwierigkeiten zu überwinden hatten, als man vorher erwartet hatte. Zudem war viel kostbare Zeit verloren gegangen, und das Schlimmste: es fehlte an einer entschiedenen, mit ausgedehnter Vollmacht ausgerüsteten Oberleitung. Selbst der Oberbefehlshaber der verbündeten Heere, Fürst *Schwarzenberg*, konnte nicht immer so handeln, wie er wollte und wie es not that. Alle diese Übelstände sind von Napoleon bestens ausgenutzt worden. Mit ungeschwächter Rüstigkeit arbeitete sein unerschöpflicher Geist daran, die angeordneten Rüstungen zu beschleunigen.

Die Heere der Deutschen und ihrer Verbündeten durchzogen unter mancherlei störenden Zwischenfällen in den ersten Wochen des neuen Jahres die französischen Provinzen Elsaß, die Freigrafschaft, Lothringen, Champagne und Burgund. Um das Volk gegen die Verbündeten in Harnisch zu bringen, ließ der Kaiser in Frankreich die Nachricht verbreiten, die vereinigten Monarchen gingen mit der Absicht um, Frankreich zu zerstückeln, und wider Erwarten gelang es gerade in den ehemaligen deutschen Provinzen, dem Elsaß und Lothringen, den Zorn der Landleute aufzuregen. Zuletzt erhob sich das Landvolk mit den Waffen in der Hand gegen die deutschen Kriegsscharen und erschwerte denselben das Fortkommen.

Sobald der Kaiser 150000 Mann mustern konnte, stellte er sich selbst an die Spitze seines Heeres und warf sich, seiner erprobten alten Kriegsweise gemäß, mit ganzer Kraft und Entschiedenheit zuerst auf den gefährlichsten seiner

Gegner, den Marschall Vorwärts. Die beiden Hauptheere, das böhmische und das schlesische, hatten sich gegen Ende des Januar am Flusse Aube vereinigt; doch konnten sich diese ansehnlichen Streitkräfte nicht in geschlossener Ordnung fortbewegen. Die Jahreszeit und die Schwierigkeiten der Verproviantierung brachten es vielmehr mit sich, daß man nur in großen Zwischenräumen zu marschieren vermochte, während es Napoleon leicht fiel, seine Truppen näher beisammen zu halten.



Blücher im Schneesturm bei La Rothière.

Unweit der Aube gelang es nun dem sorgsam alle Schwächen des Feindes ausspähenden Napoleon, mit 70000 Mann seinen Hauptfeind Blücher, der über etwa 40000 verfügte, am 29. Januar zu überfallen, und zwar in der Nähe der Stadt Brienne, wo der Kaiser als Jüngling die Kriegskunst studiert hatte. Fast wäre Blücher bei diesem Überfall in die Hände der Franzosen geraten, während anderseits auch Napoleon nur wie durch ein Wunder den Händen der Kosaken entging. Nach der Schlacht bei Brienne war's, daß König

Friedrich Wilhelm und der Kronprinz in Begleitung Kaiser Alexanders durch die noch brennende Stadt ritten, welche wirklich eines der schrecklichsten Bilder des Krieges darbot. Tief ergriffen von all dem Elende, wandte sich der wackere Blücher sogleich zum Kronprinzen, der neben ihm, dicht hinter dem Könige ritt, faßte seine Hand und sagte: „Hier sehen Sie, mein gnädigster Herr, die Folgen des Krieges; wird indes der Krieg so gerecht geführt, als der unsrige, so heiligt der Zweck die Mittel; wird er aber aus Habsucht, Herrschsucht und ähnlichen Motiven geführt, dann wird jeder Tropfen Blut der Gefallenen, spät oder früh, zum siedenden Öle auf dem Gewissen des Regenten.“ — Der König wandte sich hierauf um und sagte: „Danke recht herzlich für die gute Lehre; mein Sohn wird sie gewiß nie vergessen.“

Infolge des unbefriedigenden Ausgangs des Kampftages von Brienne begann sich wiederum im großen Hauptquartier die Friedenspartei zu regen. Die ganze Schuld des schlechten Ausgangs ward Blücher in die Schuhe geschoben; er sei ein Wagehals, ein guter Haudegen wohl, aber kein Staatsmann, ja kaum ein Feldherr; so hieß es. Blücher seinerseits schimpfte in der gewohnten Weise auf die „Tintenkleckser“, die Diplomaten, welche mit der Feder verdürben, was mit vieler Mühe das Schwert errungen. „Nach Paris!“ müsse das Losungswort lauten und bleiben. Napoleon habe allen Hauptstädten Europas seine Visite abgestattet, man möge doch nicht weniger höflich sein als er. Bevor er nicht vom Throne gestoßen sei, werde man doch nicht zur Ruhe kommen. Und ohne sich weiter um die Zaghaften zu kümmern, ging der Held trotz Schneesturm und grimmiger Kälte wieder auf Napoleon los.

**Bei La Rothière.** Am 1. Februar vergalt er bei La Rothière dem Kaiser den ihm zugefügten Schreck und zwar wiederum unfern von Brienne. Heiß genug ging es an diesem Schlachttage her. Napoleon selbst setzte sich an die Spitze der Reiterei und führte die junge Garde persönlich ins Gefecht. Auf der andern Seite des Dorfes halten am Eingange die verbündeten Monarchen mit den beiden älteren preußischen Prinzen und begeistern die Streitlust ihrer Völker. Blücher und Gneisenau befinden sich im dichtesten Kugelregen. An der Spitze einer festgeschlossenen Kolonne, aus welcher ihm hundert Stimmen das „Hurra, der Marschall Vorwärts!“ zurufen, erwidert Blücher seinen Truppen: „Ihr nennt mich den Marschall Vorwärts. Nun, ich will euch zeigen, was Vorwärts heißt. Folgt mir! Vorwärts in Gottes Namen!“ Mit diesen Worten gibt er seinem Pferde die Sporen und sprengt in das wildeste Kampfgetümmel. Unter Trommelschlag und Trompetenschall und mit lautem Hurra stürmt alles hinter ihm her in das brennende Dorf hinein. Dem Kaiser Napoleon wird ein Pferd unterm Leibe erschossen; er besteigt ein andres und treibt zu erneutem Vorgehen an. Doch umsonst, seine Scharen sind erschöpft, sie weichen. Ein glänzender Sieg ist erfochten. Die Franzosen büßten in dem Kampfe 80 Geschütze ein. Der Kaiser Alexander umarmte den Grafen Nostitz, der die erste Meldung Blüchers den Monarchen überbrachte, mit den Worten: „Sagen Sie dem Feldmarschall, er habe allen seinen früheren Siegen die Krone aufgesetzt.“

Es war dies der erste große Sieg der Preußen auf französischem Boden. und derselbe wurde daher als gute Vorbedeutung auch um so freudiger begrüßt.

Im Schwarzenbergschen Hauptquartier fand man es indessen immer unthunlicher, zur Winterszeit mit so gewaltigen Heersäulen, wie die der böhmischen und schlesischen Armee, auf einer und derselben Straße rasch vorwärts zu kommen. Bereits machte sich der Mangel an Lebensmitteln und Futter für die Pferde überaus fühlbar. Man beschloß daher, daß Blücher und Schwarzenberg auf verschiedenen Wegen, jedoch gleichzeitig, auf Paris losrücken sollten, Blücher mehr nördlich, Schwarzenberg dagegen südlicher, beide der Seine entlang.



Yorck bei Montmirail.

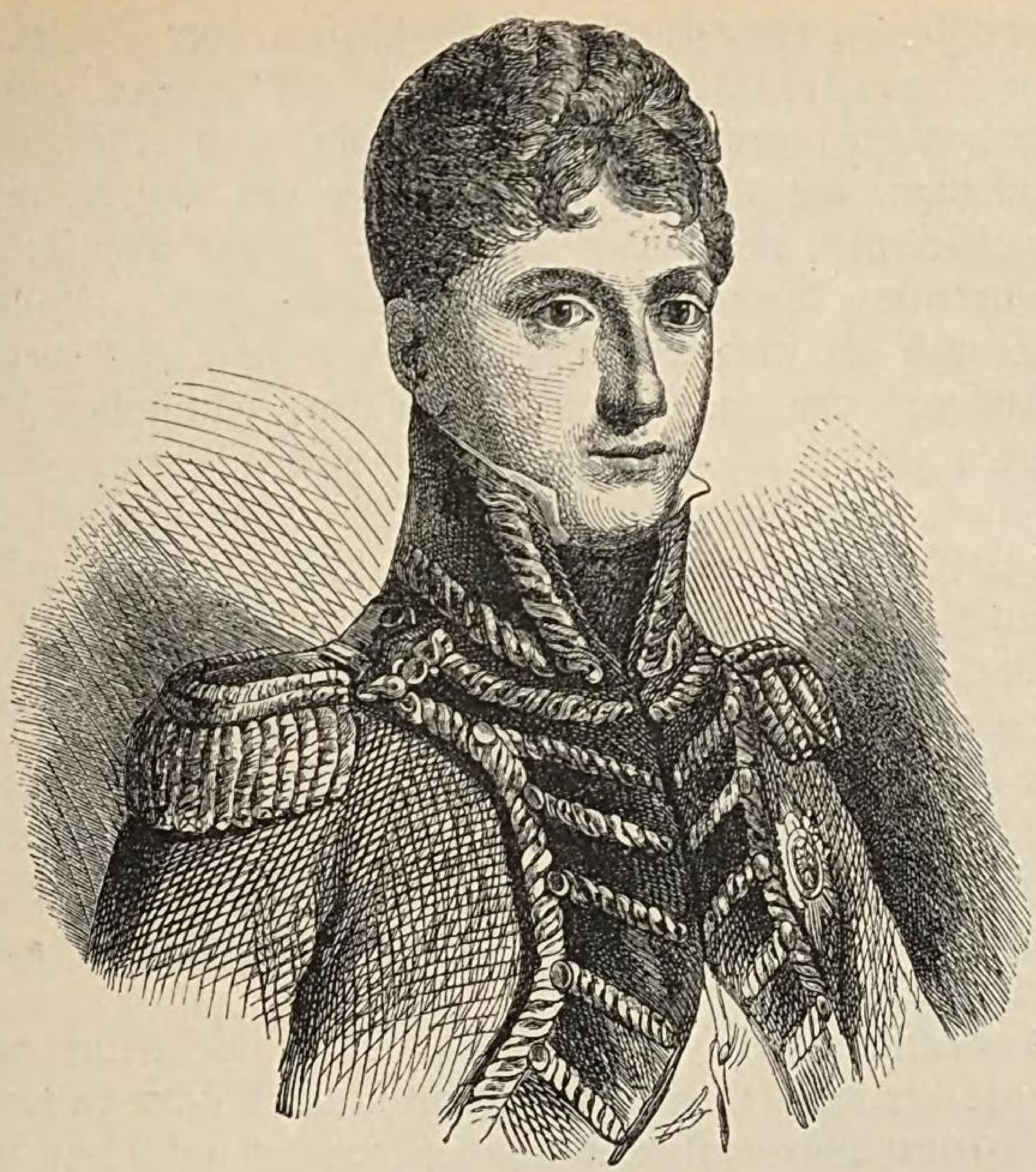
Doch zeigte sich auch während dieser Periode die Oberleitung des Krieges auf seiten der Verbündeten der Feldherrnkunst Napoleons keineswegs gewachsen; vielmehr sollte der Stern des gewaltigen Schlachtenlenkers noch einmal während einer Reihe blutiger Kämpfe vom 10. bis 18. Februar in hellem Glanze aufleuchten!

**Die schlimmen Tage vom 10. bis 18. Februar.** Vor dem Andrange der feindlichen Übermacht hatte sich nämlich Napoleon von Troyes bis Nogent an der Seine zurückgezogen, wo ein Teil seiner alten Garde zu ihm gestoßen war, die dem Heere wieder Haltung und Selbstvertrauen gab. Daselbst nahm er eine feste Stellung und behauptete sie, obgleich der rasch vordringende Feind ihn

auf beiden Seiten überflügelte. Wie ein starker, geübter Fechter lauerte er nun auf eine Blöße seines Gegners, und nicht umsonst. Während die große Armee unthätig an der Seine verharrte, war die schlesische unter Blücher wohlgemut in mehreren getrennten Abteilungen zwischen Aube und Marne gegen Paris vorgedrungen, als ob auch nicht der geringste Grund zu Besorgnissen vorläge. Diese Sorglosigkeit wußte Napoleon bestens auszunutzen. Mit Blitzesschnelle wandte er sich, nachdem er die Schwierigkeiten der grundlosen Wege überwunden, mit Übermacht gegen Blücher, den gefährlichsten seiner Gegner. Zuerst wurden die Russen bei Champeaubert geworfen und beinahe aufgerieben. Fast schlimmer noch wäre es Sacken bei Montmirail ergangen, hätte nicht York dem bedrängten Waffenbruder Rettung gebracht. Einen glücklichen Ausgang konnte er freilich nicht herbeiführen, wohl aber verursachte der eigne Rückzug empfindlichen Verlust. Bei völliger Unkenntnis von Weg und Steg diente der Lärm und das Aufschreien der Russen als Wegweiser. Unendliche Mühe kostete es, die Kanonen, Train- und Bagagewagen auf den grundlos gewordenen Wegen fortzuschaffen. Ganze Schwadronen mußten absitzen und ihre Pferde zum Vorspanndienste hergeben. Es war eine dunkle, unfreundliche Nacht; um sich einigermaßen zurecht zu finden, zündete man am Wege Feuer an. York machte sich auf das Schlimmste gefaßt, höchste Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Und in der That erreichten die Russer unter Sacken nur nach großen Anstrengungen Château-Thierry. Hier gingen sie über den Fluß und der Kampf begann von neuem, wobei den Preußen die Deckung des Rückzugs zufiel, der nur unter weiteren Einbußen fortgesetzt werden konnte.

Schlimmer noch als York erging's dem greisen Blücher bei Etoges am 14. Februar. An diesem unheilvollen Tage wollte „der Alte" schier verzweifeln; er hielt inmitten des dichtesten Kugelregens, als suche er den Tod. Erst nach schmerzlichen Verlusten konnte der Rettung verheißende Wald von Etoges erreicht werden. „Na, Gneisenau", rief Blücher, als man den größten Nöten entronnen war, „nun es heute nicht mit mir zu Ende gegangen ist, hat's damit wohl noch eine Weile Zeit; es wird nun schon wieder gehen, und wir werden noch alles wieder gut machen."

Und in der That, es war vieles wieder gut zu machen. Denn allein bei La Fère Champenoise büßte Blücher, der an diesem Tage nur 15000 Mann bei der Hand hatte, wohl 6000 Mann an Toten und Verwundeten ein. Im ganzen verlor er binnen acht Tagen 14000 Mann samt einer Menge Kanonen, Gepäck u. s. w. Ärger, Krankheit, Mißmut und steigender Verdruß verschlimmerten die peinliche Lage, worunter jeder litt, hoch und gering. Die schlesische Armee sah sich genötigt, bis Châlons zurückzuweichen. Dort sammelte der Feldherr seine geschwächten Heeresteile und ergänzte sie durch Bataillone, die im Nachrücken begriffen waren.



Wilhelm, Kronprinz von Württemberg.

## Von Montereau bis zur Trennung Blüchers von Schwarzenberg.

Die Geistesstärke und die unverkennbare militärische Überlegenheit des großen Feldherrn, welche in dem rasch aufeinander folgenden Siegen von Champeaubert, Montmirail, Château-Thierry und Etoges im hellsten Lichte erstrahlte, hatte im französischen Heere das blinde Vertrauen in das unversiegliche Genie seines kaiserlichen Führers und damit wohlberechtigte neue Hoffnungen in den Herzen der bisher düster und hoffnungslos kämpfenden Truppen wachgerufen. Dies äußerte sich laut in munteren Gesängen und lauter noch in der enthusiastischen Begrüßung Napoleons. Auch auf die Bevölkerung der Provinzen, welche die Alliierten durchzogen, verfehlte das wiederkehrende Waffenglück des Kaisers seine Wirkung nicht; überall, in den Städten wie auf dem flachen Lande, begann die fast erloschene Begeisterung mit erneuter Kraft wieder aufzuleben. Und in der That übertraf sich Napoleon selbst in jenen schwierigen Tagen, wo mehrmals die Wage des Glücks zu seinen Gunsten emporschnellte. Mit 40000 Mann hatte er das schlesische Heer durch vier blitzschnell hintereinander geführte erfolgreiche Schläge nach verschiedenen Richtungen hin auseinander getrieben. Mit der Rückkehr seines Sieges stiegen freilich auch in gleichem Verhältnisse seine Anmaßungen. Sein Friedensunterhändler Caulaincourt stellte nunmehr im Sinne und im Auftrage seines Gebieters die hochgespanntesten Forderungen.

In Paris kamen zugleich mit den Botschaften über die errungenen Siege Napoleons auch die Trophäen an. Züge von Gefangenen, erbeutete Fahnen und Geschütze wurden durch die Straßen geführt und erhöhten auch dort die freudige Stimmung, die nach den letzten Siegen des Kaisers unter den bisher keineswegs zufriedenen und lauter und immer lauter über die fortwährende Kriegslast murrenden Bewohnern Platz gegriffen hatte. Bald darauf aber trafen von Troyes her flüchtende Bürger und Bauern ein, welche berichteten, feindliche Truppen seien im Anmarsch, Kosaken, plattnasige Baschkiren und andre Barbaren zeigten sich schon zehn Stunden von Paris. Diese Nachrichten waren begründet, denn die große Armee rückte, ohne von den Unglücksfällen, welche die schlesische Armee betroffen hatten und von ihrer gefährlichen Lage sichere Kenntnis zu haben, wirklich heran, besetzte Fontainebleau, nahm Montereau an der Seine in raschem Angriff, und ihr Vortrab streifte bereits bis Melun. Jetzt erhielt auch Napoleon Kenntnis von diesen drohenden Bewegungen. Er ließ daher von der Verfolgung Blüchers ab, um zur Rettung der gefährdeten Metropole herbeizueilen und der Armee Schwarzenbergs womöglich dasselbe Schicksal wie dem schlesischen Heere zu bereiten. Da er, wie gewöhnlich, mit unglaublicher Schnelligkeit marschierte, so überraschte er wirklich eins der vorgerückten Korps und schlug es.

**Auf Montereau** nämlich losstürmend, wo er die Seine zu überschreiten und von da aus der verbündeten Hauptmacht in den Rücken zu kommen gedachte, stieß er auf 20000 Württemberger und Österreicher unter dem Kronprinzen Wilhelm von Württemberg, die dort aufgestellt waren, um den nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaften vom schlesischen Heere soeben beschlossenen und begonnenen Rückzug der großen Hauptarmee der Verbündeten zu decken. Keinem geeigneteren Manne hätte der Oberfeldherr einen so wichtigen Posten, die Ausführung einer so schwierigen Aufgabe anvertrauen können, als gerade dem Kronprinzen von Württemberg. Dieser vaterländisch gesinnte Fürstensohn stand damals im dreiunddreißigsten Lebensjahre. Nur um dem tyrannischen Begehren seines Vaters zu willfahren, war der bisher in Zurückgezogenheit vom Hofe lebende, für die Not des Vaterlandes um so wärmer fühlende Prinz im Jahre 1812 an die Spitze der Heeresfolge getreten, die sein Vater als einer der Rheinbundsfürsten dem nach Rußland ausziehenden Napoleon leisten mußte. Da er bald nach seinem Einrücken in Feindesland zu Wilna gefährlich erkrankt war, hatte es Prinz Wilhelm zum Glück an Gelegenheit gefehlt, sich während des verhängnisvollen Kriegszugs Lorbeeren zu verdienen. Nach seiner Genesung finden wir ihn wieder in der Heimat. Er hatte dem Übergange der Württemberger während der Völkerschlacht bei Leipzig freudig beigestimmt, und als er bald nachher an die Spitze des 7. Armeekorps der Verbündeten, bestehend aus dem württembergischen Kontingent sowie mehreren russischen und österreichischen Regimentern, berufen ward, da empfand sein Herz die Genugthuung derjenigen, welche einer guten und gerechten Sache mit Aufwand aller Kräfte und Fähigkeiten dienen. Der Prinz zeigte sich, wie gesagt, der Stellung, für welche man ihn auserkoren hatte, völlig gewachsen. Aufs hartnäckigste

widerstand er bei Montereau dem Andringen Napoleons; es kostete den Franzosen große Anstrengungen, ehe es gelang, ihn aus seiner Stellung zu vertreiben. Die Württemberger geizten nach der Ehre, ihrem Lehrmeister und langjährigen Kriegsherrn zu zeigen, was sie von ihm gelernt hatten. Sie bestanden ihre Probe vorzüglich und wichen nicht einen Fuß breit, als General Gérard 40 Feuerschlünde mit einem Male gegen sie vorrücken ließ. Auch dann noch suchten sie sich zu behaupten, als am Nachmittag Napoleon zur Vertreibung der am südlichen Seineufer aufgestellten Brigade Hohenlohe die Aufstellung und Richtung der Geschütze mit dem Eifer und der kundigen Hand des ehemaligen Artillerieoffiziers selbst übernahm. Aber außer seiner Person hatte der Kaiser auch noch seine Garden gegen den bedrängten Kronprinzen Wilhelm in die Wagschale geworfen. Er setzte alles daran, seine Zöglinge und Schüler sein ganzes Übergewicht empfinden zu lassen. So konnte bei der großen Übermacht der Franzosen der Erfolg kaum zweifelhaft sein. Unter dem Schutze einer Reiterbrigade sammelte der Kronprinz seine teilweise erschütterten, teilweise flüchtig gewordenen Scharen und befahl den Rückzug, indem er in der Richtung nach Bray langsam und in fester Ordnung der Hauptarmee nachfolgte. Die Württemberger hatten an diesem ihrem Ehrentage ein Drittel ihrer Streiter eingebüßt.

Dieser Nachteil, in Verbindung mit dem nunmehr angeordneten Rückzug der großen Armee, machte einen entmutigenden Eindruck auf die Truppen der Alliierten. Mutlosigkeit der Kleingläubigen gewann wiederum die Oberherrschaft. Ungescheut sprach man von weiterem Rückzug und der Notwendigkeit des Friedensschlusses. In Paris einzurücken hielt man schier für unmöglich. Die älteren Krieger gedachten der früheren unglücklichen Einfälle in Frankreich, die mit glänzenden Erfolgen angefangen und mit Niederlagen geendigt hatten. Die Verstimmung stieg aufs höchste, als der Kaiser Alexander dem Oberfeldherrn vorwarf, er habe durch seine Unthätigkeit das Unglück Blüchers verschuldet. Fast wäre es zu einer Auflösung des Bundes gekommen; nur Napoleons Übermut führte die Uneinigen wieder zusammen.

**Friedenskongreß zu Chatillon.** Fürst Schwarzenberg wünschte vor allem einen Waffenstillstand zustande gebracht zu sehen, welchen Napoleon indessen trotzig verweigerte. Zum Schein ließ er sich zwar auf Verhandlungen mit den Verbündeten ein; doch rechter Ernst war es ihm damit nicht. Er wollte in der festen Hoffnung, demnächst weitere Erfolge zu erringen, nur Zeit gewinnen, und nur deshalb hatte er auch den Friedenskongreß zu Chatillon beschickt, wo man vom 5. Februar bis 19. März viel hin und her verhandelte.

Damals hätte Napoleon noch ein Frankreich mit erweiterten Landesgrenzen, entsprechend dem zu Ende des vorigen Jahrhunderts, haben können, indessen, auf die Fortdauer der Zwistigkeiten unter seinen Feinden rechnend, verlangte er: der Rhein und die Alpen sollten die Grenzen Frankreichs bilden, seinem Stiefsohn Eugen müsse das Königreich Italien verbleiben. Ja, aufgefangene Briefe lieferten den Beweis, daß der Kaiser die Verbündeten selbst damit nur bis auf bessere Zeiten hinzuhalten und dann noch größere Ansprüche zu erheben gedachte.

Unter solchen Umständen war auf ein befriedigendes Ergebnis der Unterhandlungen nicht zu rechnen; man hätte deshalb erwarten sollen, die Verbündeten, die ja doch immerhin über eine bedeutende Übermacht verfügten, würden nun alle ihre Kräfte zu einem entscheidenden Schlage zusammennehmen, um danach mit größerer Energie Napoleon gegenüber auftreten zu können. Das geschah aber leider nicht, vielmehr drohten Unentschiedenheit und Vertrauenslosigkeit alles bisher Errungene zu nichte zu machen; Entmutigung herrschte in den Hauptquartieren wie unter den Soldaten.

Um dem entgegen zu wirken, erließ Schwarzenberg endlich eine feurige Proklamation an das Heer. Er verkündete, daß der Rückzug nur angeordnet sei, um mit Blücher in Verbindung zu treten, daß man alsdann wieder zum Angriff übergehen und nicht still stehen werde, bis das Heer siegreich in Paris eingezogen sei. Diese Anrede verfehlte ihre Wirkung nicht, und was sie verhieß, schien auch bald in Erfüllung zu gehen, denn in der That vereinigten sich Blücher und Schwarzenberg bei Méry und Troyes. Als aber der Rückzug dennoch fortgesetzt ward und man sich im Hauptquartier nicht zu einem Vorgehen mit ungeteilten Kräften entschließen konnte, da bemächtigte sich im Lager Blüchers Schmerz und Entrüstung der Gemüter aller. Fürchterlich tobte und schimpfte der alte Feldmarschall und er ließ sich nur dann erst besänftigen, als nach vielerlei Hin- und Herreden endlich Oberst Grolmanns Vorschlag durchdrang, bei den Monarchen auswirken zu wollen, daß Blücher allein ein Vorgehen auf Paris gestattet werde. Dazu erhielt Blücher infolge des Dazwischentretens des Kaisers Alexander, an den er sich besonders brieflich gewandt hatte, die Erlaubnis. Er sollte, so lautete die Verabredung, bis Meaux an der Marne vorgehen, um sich hier zunächst mit Bülow und Winzigerode zu vereinigen.

An sich schon ist ein Feldzug in der strengen Winterzeit nichts Leichtes, selbst in den milderen Teilen Frankreichs. Aber noch schwieriger ist es, der Abneigung der Landesbewohner entgegen zu arbeiten oder gar die schwer Heimgesuchten zu beschützen, zumal bei Gewaltmärschen und bei schlechter Verpflegung. Kein Wunder, wenn die durchzogenen Strecken entsetzlich litten. Bestand doch die ganze Ordnung darin, daß man die unglücklichen Ortschaften nach einem gewissen Plane ausplünderte, worüber empört York eines Tags tobend ausrief: „Ich mag durchaus nicht länger nur den großen Banditen Abällino spielen, ich mag keine Räuber mehr befehligen!“ Aber die grundlosen Wege, die schlimme Jahreszeit, Not und Entbehrungen aller Art machten das Unerhörteste zur Notwendigkeit. So war in der Nacht vom 10. auf den 11. März eine ganze Kirche bis aufs Mauerwerk verschwunden. Es war die Kirche des Dorfes Athies, die man — zur Strafe für die aufgestandenen Insassen und zum Exempel für die Bauern Lothringens, Burgunds, der Champagne, des Elsaß und der Freigrafschaft, welche an einzelnen Orten gleichfalls zu den Waffen gegriffen — in Brand geschossen hatte.

Infolgedessen fehlte den Alliierten jeder Anhalt im Lande, und Napoleon wußte gar wohl die Stimmungen und Abneigungen zu benutzen. Am meisten hat Blücher und seine Armee unter dem Hasse der Franzosen leiden müssen.

Kaum waren indessen Blüchers Verluste einigermaßen wieder ersetzt, kaum hatten sich seine Truppen von den unerhörten Mühsalen der letzten Wochen wieder etwas erholt, so ertönte abermals des rastlosen Mahners „Vorwärts!"

**Vereinigung Blüchers mit Bülow und Winzingerode.** „Vorwärts nach Paris!" ertönte es im Widerhall, und der alte Held beeilte sich, seine Verbindung mit den von Bülow und Winzingerode herangeführten Truppen zustande zu bringen.

Die neu angekommenen Russen unter Winzingerode hatten sich allerdings, mit wenigen Ausnahmen, noch gar nicht mit den bis dahin meist siegreichen Franzosen gemessen; sie waren nicht über Gebühr angestrengt worden. Ebenso hatten Bülows Krieger in den wohlhabenden niederländischen Provinzen sich gar wohl befunden. Sie erschienen schmuck, in neuen Uniformen, blinkenden Waffen und auf wohlgenährten Pferden. Wie stachen gegen diese in Parade aufgestellten Soldaten Yorks und Sackens abgerissene und struppige Kriegsleute ab, mit ihren vom Biwakleben geschwärzten Gesichtern, mit ihren erfrorenen Gliedern, ihrem unangestrichenen Lederzeug, den unpolierten Waffen und mageren Rossen! Aber ein Geist blitzte aus den Augen dieser trotzigen Heldenscharen, welcher in Verbindung mit ihrer erlangten seltenen Kriegstüchtigkeit ahnen ließ, daß ihre künftigen Thaten nicht minder ein ehrenvolles Vorbild für die neuen Kameraden abgeben würden, als es ihre bisherige musterhafte Haltung gewesen war. Auf sie paßte des Heldenkönigs Friedrich II. derber Lobspruch, mit dem er seine 18000 Mann zerlumpter Kerntruppen dem Grafen Dohna zuführte: „Die, welche ich heranführe, sehen aus wie die Grasteufel, aber — sie beißen."

Dem drohenden Schlage suchte Napoleon zuvorzukommen. Er überließ den Marschällen Oudinot, Gérard und Macdonald die weitere Verfolgung der großen Armee und wendete sich selbst mit der Hauptmacht nordwärts, den Russen und Preußen entgegen. Er hoffte die einzelnen Korps des schlesischen Heeres an der Marne zu überraschen und an ihrer Vereinigung mit Bülow hindern zu können. Diesmal täuschte er sich jedoch. Beide Armeen, die schlesische und die Nordarmee, suchten auf die Nachricht von Napoleons Anmarsch eilends Fühlung miteinander zu gewinnen. Nachdem das geschehen, setzten sie nebeneinander auf beiden Ufern der Aisne ihren Marsch nach der an diesem Flusse gelegenen Stadt Soissons fort. Ehe Napoleon dieselbe zu erreichen vermochte, hatte sie schon der Nordarmee ihre Thore geöffnet, unangefochten zog Blücher über die Brücke und vereinigte sich auf dem rechten Ufer der Aisne mit Bülow und Winzingerode. Der Kaiser ging nunmehr weiter oberhalb über diesen Fluß.

Während Napoleon sich angelegen sein ließ, seinem gefürchtetsten Gegner, dem erkrankten Marschall Vorwärts und dessen Kriegsgehilfen neue Verlegenheiten zu bereiten, hatten auch die Marschälle Oudinot und Gérard in den letzten Tagen des Februar die große Armee vielfach bedrängt. Nachdem sie Bar-sur-Aube eingenommen, waren sie stürmender Hand kühn bis auf die Anhöhen hinter dieser Stadt vorgedrungen. Aus den Reihen der französischen Krieger erscholl oft und weit hörbar ihr „vive l'Empereur!" so daß man annehmen durfte, es sei der Kaiser mit seinem ganzen Heere im Anmarsch.

Trotzdem befahl am 27. Februar der Oberbefehlshaber Schwarzenberg, Front gegen den Feind zu machen. Aus der bisherigen Unthätigkeit einmal herausgerissen, war er während des losgebrochenen Kampfes mitten unter den Seinen, bei Sturm und Attacke. Den grünen Strauß am Federhut, sprengte er, seine Befehle erteilend, dahin und dorthin in das Getümmel des Kampfes. Die Soldaten schritten jubelnd zum Angriff vor. Der Fürst wurde in der heißen Schlacht am Oberarm verwundet; dennoch fuhr er fort, die Schlacht zu lenken, ohne sich verbinden zu lassen.

Gegen die vereinigten Anstrengungen der Bayern, Österreicher und der andern Truppenteile der Verbündeten suchte sich der Feind vergebens zu behaupten. Die französische Kavallerie wurde von dem eisernen Hagel der gut geleiteten russischen Artillerie niedergeschmettert, das Fußvolk durch die Österreicher und die preußischen Garden von den Höhen herabgetrieben. Als endlich Wrede mit seinen Bayern die Stadt Bar erstürmte, wendeten sich die feindlichen Heerhaufen zur Flucht.

Ein vollständiger Sieg, der bei der großen Übermacht der Verbündeten allerdings kaum zweifelhaft sein konnte, war errungen, und der Vormarsch auf Paris stand, da Napoleon inzwischen mit der schlesischen und der Nordarmee vollauf beschäftigt war, der Hauptarmee wieder offen. Leider hatte es sich infolge eines weniger glücklichen Gefechts, das der Kronprinz von Württemberg am 1. März auf dem linken Ufer der Aube bestand, nicht verhindern lassen, daß Marschall Macdonald sich an der Spitze einer größeren Heeresabteilung mit den bei Bar-sur-Aube geschlagenen Korps von Oudinot und Gérard vereinigte, die infolgedessen der vorrückenden Hauptarmee wieder größere Schwierigkeiten in den Weg zu legen vermochten.

---

## Der Russen Ehrentag bei Craonne.

Schon zweimal hatten sich Blücher und Schwarzenberg, die Hauptfeldherren der Alliierten, in dem denkwürdigen Feldzuge des Jahres 1814 die Hand gereicht; aber statt in Übereinstimmung zu handeln, war die Kriegführung, infolge der Verschiedenheit der Ansichten und Interessen, eine lahme geblieben, ja, selbst nach Trennung der beiden Heerkörper schwanden die Hoffnungen wieder, welche sich auf Blücher und seine Entschlossenheit gründeten. Und doch kostete der Feldzug bereits über 100 000 Menschen das Leben!

Während man französischerseits Dankesfeste feierte infolge des Sieges bei Montereau und des Zurückdrängens der Feinde von der Hauptstadt, war Blücher ernstlich erkrankt. Unter den unerhörten Strapazen und Anstrengungen eines Winterfeldzugs brach zuletzt der Heldengeist des zweiundsiebzigjährigen Greises zusammen, und sein Leiden steigerte sich in den ersten Tagen des März in dem Grade, daß er sich nicht mehr auf dem Pferde halten konnte, ja zeitweilig sogar das Bett hüten mußte. Die Gefahr, es könne der schlesischen und

der Nordarmee während der bevorstehenden Kämpfe an einer einheitlichen und energischen Oberleitung fehlen, lag demnach sehr nahe.

Nachdem Napoleons Versuche, Blücher und Bülow auseinander zu halten, trotz aller aufgewendeten strategischen Künste gescheitert waren, auch der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Bar-sur-Aube neue Erfolge wünschenswert erscheinen lassen mochte, da endlich außerdem jeder andre Weg versperrt war, so hatte sich der Kaiser kühnen Muts entschlossen, das Glück der Schlachten gegen die Blüchersche Gesamtmacht zu versuchen, obgleich er derselben nicht gewachsen war.

Denn der Marschall Vorwärts befehligte nach seiner Vereinigung mit der Nordarmee ein Heer von mehr als 100000 Mann mit 500 Kanonen. Napoleon war, wie wir wissen, am 4. März bei Fismes erst dann angelangt, als Blücher seinen Übergang bei Soissons schon bewerkstelligt hatte. Für den Kaiser aber gab es nun kein langes Besinnen mehr: die höchste Kühnheit war in seiner Lage das erste Gebot. Er stand einem überlegenen Feinde gegenüber, der bis dahin sich nicht als Schwächling gezeigt hatte. Wagte er das Äußerste, so konnte er vielleicht untergehen; that er es nicht, zauderte er, so war er sicher verloren.

Gneisenau, den man in den Tagen der Krankheit Blüchers als die Seele der ganzen Kriegsleitung ansehen muß, hatte die Aufstellung der Truppen so vor sich gehen lassen, daß die Russen bei Craonne den ersten Anprall des Feindes zu bestehen hatten. Der Zusammenstoß war hart und blutig. Die Russen verteidigten jeden fußbreit Boden. Fünf Stunden lang wogte der Kampf hin und her. Endlich erscheint der Befehl zum Rückmarsch auf Laon unvermeidlich. Kaum aber bemerkt Napoleons Adlerblick die dahin abzielenden Anordnungen, als er seinem bewährten Geschützmeister Drouot den Befehl erteilt, die gesamte französische Artillerie, wohl an 80 Kanonen, gegen das Zentrum der russischen Aufstellung zu richten. Fürchterlich war die Wirkung dieses verheerenden Massenfeuers; doch Woronzow, der hier kommandiert, verliert keinen Augenblick die Gegenwart des Geistes, seine Russen halten wacker aus; auch des tüchtigen Wasiltschikow Leute weichen nicht, als ein wohl ausgeführter Kavallerieangriff ihre Reihen zu erschüttern droht. Ruhig und in bester Ordnung wird endlich der infolge der französischen Übermacht unvermeidliche Rückzug auf Laon angetreten, wo sich in der Nacht das russische Korps mit der Blücherschen Hauptmacht vereinigte.

Die treffliche Haltung des russischen Heeres und seiner tapferen Führer war des Ruhmes und hoher Anerkennung wert, die ihnen denn auch Blücher im vollsten Maße zu teil werden ließ.

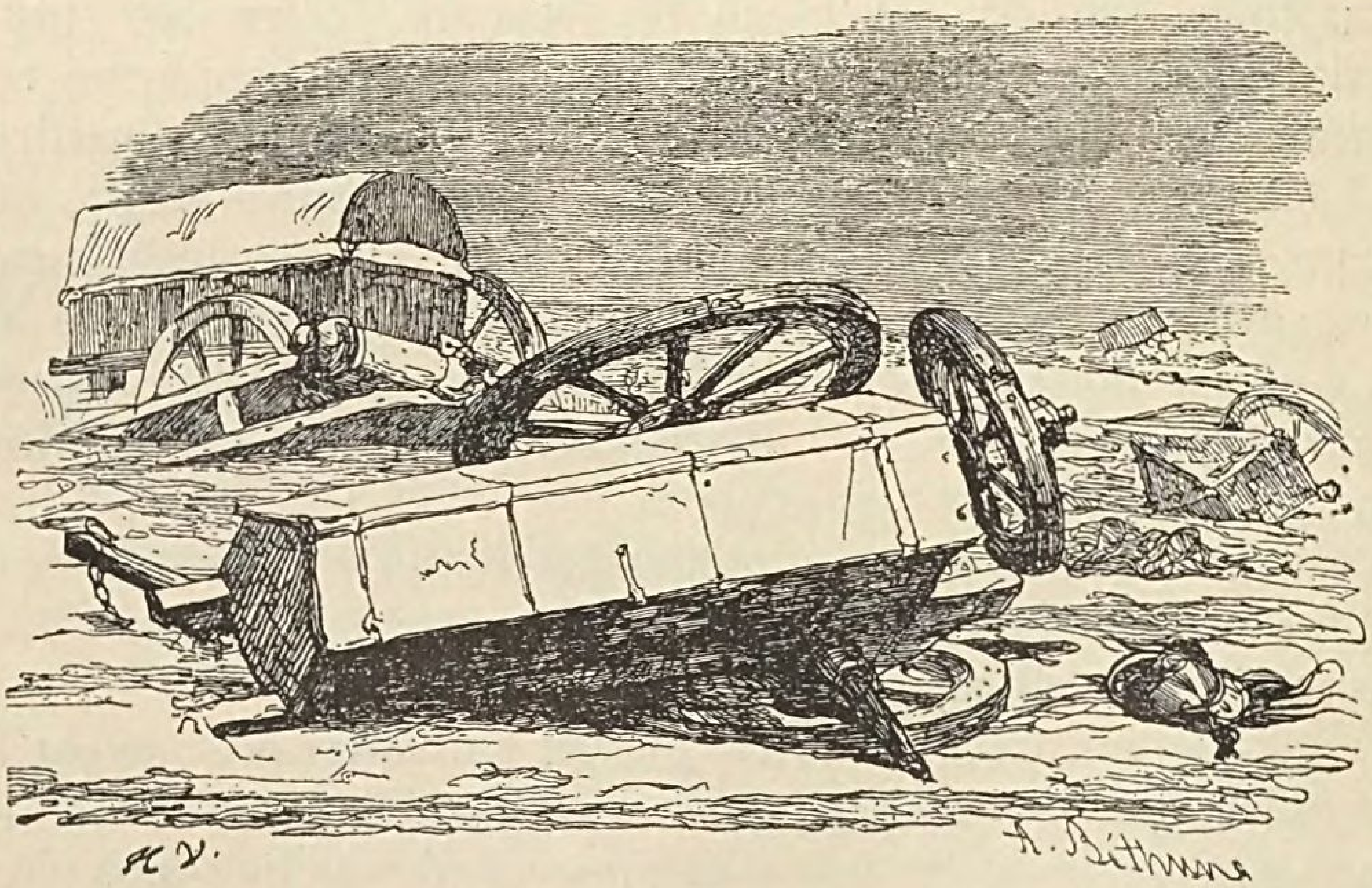
Die Schlacht von Craonne wird zu den blutigsten des ganzen Feldzugs gezählt. Russen und Franzosen hatten mit gleichem Löwenmute gestritten. Die ersteren verloren infolge ihrer festen Stellung allerdings nur etwa gegen 4800 Mann. Dagegen lag französischerseits der ganze Kern des Fußvolks, besonders der jungen Garden, auf der Walstatt, eine große Anzahl hoher Offiziere war zum Teil schwer verwundet. Napoleons Verlust betrug nicht unter 6000 Mann, obwohl er selbst in seinen Berichten von einem glänzenden Siege sprach, den

er mit dem unbedeutenden Verlust von einigen Hundert Mann erkauft habe; in Wirklichkeit dagegen hatte Napoleon nichts erreicht, als daß er sein Hauptquartier an derselben Stelle aufschlagen durfte, die Blücher am Tage vorher inne gehabt; wohl aber sah er sich aus einer vorteilhaften Position auf eine weniger günstige hingewiesen. — Trotz der festen Stellung, welche die nunmehr vereinigte schlesische und Nordarmee bei Laon innehatte, und trotz der ziemlich bedeutenden Übermacht, über welche sie hier verfügte, beschloß Napoleon, seinen Gegnern von neuem zu Leibe zu gehen.

Gerade jetzt schien es, als sollte die Blüchersche Armee von dem Allerschlimmsten, was bei einer bevorstehenden Entscheidung ein Heer treffen kann, heimgesucht werden; der Feldherr drohte zur ferneren Leitung desselben unfähig zu werden.

Blücher lag augenkrank, von rheumatischen Leiden und Steinschmerzen gequält, auf dem Schlosse zu Laon danieder. Mißmutig über sich selbst und andre, die er es dann leicht fühlen ließ, ging er schon mit dem Gedanken um, den Oberbefehl niederzulegen. Gneisenau hatte seine liebe Not mit dem alten Herrn. „Was soll ich blinder Mann hier im Felde?“ sagte der Greis, „ich bin zu nichts nütze! Am Ende ergeht es mir wie dem alten Kutusow, daß sie mich als Blinden mit dem Heere fortschleppen!“

Als es nun aber zum Schlagen kommen sollte, da gewann Blüchers Heldengeist für einige Stunden zum Glück doch wieder die Oberhand über den Körper.





Friesens Tod (s. S. 286).

## Schlacht und Überfall bei Laon.

(9. und 10. März.)

Schon am 9. März kam es zu kleineren Zusammenstößen; und wirklich gelang es den Franzosen, sich des Dorfes Clacy zu bemächtigen, die dasselbe verteidigenden Russen zu verjagen und sogar einen Teil derselben gefangen zu nehmen. Aber hierauf beschränkte sich der Erfolg der französischen Waffen an diesem Tage, und damit war so viel wie nichts erreicht. Denn der Zweck der Unternehmung Napoleons war die Eroberung Laons. Die Anhöhe, auf welcher die Stadt liegt, fällt sehr schroff gegen Norden und Nordwesten ab. In einiger Entfernung vom westlichen Thore läuft ein Hohlweg schroff und abschüssig nach der Ebene hinunter; links liegt die steile Wand des Gebirges.

Napoleon unternahm hier wiederholte, doch vergebliche Angriffe; zu ernsthaftem Kampfe kam es aber nicht, da der Kaiser die Ankunft seiner Marschälle Marmont und Mortier abwarten wollte, die sich auf den äußersten linken Flügel, auf Yorks und Kleists Truppen, werfen sollten.

Die eben genannten bewährten Führer aber, welche mit dem bisherigen Gange des Treffens nicht zufrieden waren, faßten den Entschluß, den Angriff jener Korps gar nicht erst abzuwarten, sondern dieselben in der folgenden Nacht selbst zu überfallen. Mit der sinkenden Dämmerung war der Kanonendonner verstummt. Zeitweilig vernahm man nur noch einzelne Schüsse in der Richtung nach Athies zu. Nach und nach flammten beim Feinde drüben die Biwakfeuer auf. Aus den schwarzen Schatten der hereinbrechenden Nacht ließen sich die brennenden Lunten bei den in ihrer Stellung verbliebenen Geschützen erkennen. Zur weiteren Orientierung dienten die Lichter an den Fenstern von Laon und die Flammenröte, welche sich über das brennende Athies hinzog. Ein sternenklarer Himmel breitete sich über die Gegend aus. Um 8 Uhr war alles fertig. Man hatte sich bereits in der größten Stille in Bewegung gesetzt, da langte die Nachricht an, daß Sacken, der als Reserve hatte stehen bleiben sollen, abgezogen sei. „Es wird auch wohl ohne ihn gehen“, lautete General Horns Antwort, und vorwärts ging's ohne Aufenthalt. Zuerst geriet der tapfere Prinz Wilhelm mit dem Feinde ins Handgemenge, als er Athies erreicht hatte. In der Mitte des Dorfes traf er auf zwei feindliche Bataillone, die ganz gemächlich herangezogen kamen, um Nachtquartier zu suchen. Mit dem Bajonett angegriffen, wurden sie rasch geworfen. Sie flüchteten nach der Höhe eines Fichtengehölzes, wo sie sich zu sammeln begannen und auf den nachrückenden Feind losfeuerten. Jetzt that um so größere Eile not; Borcke führt schleunigst die achte Brigade rechts und links um die Höhe herum, Prinz Wilhelm setzt sich an die Spitze seiner Getreuen und stürmt gerade auf den Feind los „mit dem, man kann sagen, löwenhaften Mute, welchen der Prinz besitzt“, so schreibt Graf Brandenburg, „und dem er es zu verdanken hat, daß er schon zweimal in und vor feindlichen Karrees gelegen, auch hier mitten im nahen Gewehrfeuer, wo die Kugeln uns hageldicht um die Ohren pfiffen.“ Unaufhaltsam dringen die braven ostpreußischen Füsiliere vor. Plötzlich erklingen durch die eben noch so stille Nacht von allen Seiten Flügelhörner, Feldmusik, der Sturmmarsch der Bataillone, Hurra auf Hurra und Siegesgeschrei. Von panischem Schrecken ergriffen flieht der Feind. York selbst befand sich, während dies vor sich ging, bei der Division Horns, welche auf der Chaussee vorgedrungen war. Man kam unbeachtet, ja ohne auch nur auf einen Posten zu stoßen, den feindlichen Bataillonen nahe. „Dort stehen die Kanonen!“ sagte Horn. „Ich sehe sie wohl“, sprach York. „Darf ich sie nehmen?“ fragte jener. „In Gottes Namen drauf!“ erwiderte der General. Und mit fröhlichem Hurra ging's drauf los. Der überraschte Feind ward niedergemacht oder nahm Reißaus. Alles drängte nach der Chaussee. Da hört man plötzlich auch auf der linken Seite Hurra, und Trommeln und Trompeten lassen den Sturmmarsch erschallen; dazwischen hindurch ertönen weithin die Signale der Flügelhörner. Bald darauf rasseln auf dem linken Flügel die preußischen Schwadronen heran und überreiten die feindlichen Regimenter

Es war Kleists Brigade, die von dieser Seite nach der Chaussee vorgedrungen war. — Unterdessen ist auch Zieten mit der Reiterei über den Bach gegangen und zwischen diesem und dem brennenden Dorfe herangekommen. Jürgaß ist's, dem die Ehre des ersten Angriffs anvertraut wird. Dieser dankt dem General mit einem Händedruck für das Zeichen seiner Achtung: „Ich sehe, daß Sie mich noch lieb haben", sagt er.

Die Litauer eröffnen den Zug, ihnen folgen die brandenburgischen Ulanen. Lautlose Stille herrscht, nur das Klappern der Bügel und Säbelscheiden hört man. Wohin man gelangt in der finsteren Nacht — keiner weiß es. „Da fiel vor uns", so erzählt einer der Mitkämpfenden, „ein Schuß, und unmittelbar darauf hörten wir das Rasseln schweren Geschützes, aber auch den Ausruf des Generals Jürgaß: „Nun ist es Zeit; nun drauf, alte Litauer! Alles nieder!" und unter lautem Hurra ging es in Karriere vorwärts. Die Kürassiere, auf welche man stieß, wurden niedergeritten und zerstreut. Dann ging es links in die große Reimser Straße hinein; hier traf man auf einen flüchtigen Artilleriepark.

„Doch unsre Pferde waren weit schneller; im gestreckten Galopp ritten wir die Chaussee entlang, die Bedeckung der Artillerie wurde niedergemacht, die Pferde vor den Kunonen erstochen oder die Stränge abgehauen; in einer halben Stunde waren wir an der Spitze der fliehenden Kolonne angelangt. Der Paß war ihnen nun abgeschnitten; alles, was uns entgegenkam, war unser. Immer neue Schwadronen folgten. Sehen, was Freund oder Feind sei, konnte man nicht; aber an dem aus dem Jahre 1810 herrührenden beliebten Rufe „Heurich", den der Feind nicht nachsprechen konnte, erkannte man sich. Unaufhaltsam im Vordringen wurden dennoch die Bataillone durch das Schlagen aller Trommeln und durch die Signale der Hornisten sorglich zusammen- und das Ganze in Verbindung gehalten. Nirgends ließ man die Überfallenen zur Ruhe kommen, und so ward die Verwirrung des Feindes immer größer. Französische Harnischreiter hieben ihr eignes Fußvolk nieder, ja einige Züge Jäger zu Pferde, die Schutz hinter der Infanterie suchen wollten, stellten sich im Rücken eines preußischen Bataillons auf. Die feindlichen Streitkräfte waren endlich zerstreut, aufgelöst, alles befand sich auf wilder Flucht." — So endigte der denkwürdige Überfall in der Nacht nach dem unentschiedenen Schlachttage von Laon.

Dieser wichtige Sieg nach so vielen schlimmen Wochen erhob die niedergedrückten Gemüter und spornte zu frischen Thaten und mutigem Ausharren wunderbar an. Blücher, der krank zu Bett lag, als ihm hiervon Meldung gemacht wurde, sagte nach Anhören des Berichts: „Bei Gott, ihr alten Yorkschen seid ehrliche, brave Kerls; wenn man sich aber auch auf euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein." — So ehrenvoll diese wohlverdiente Anerkennung für den tapferen York war, genügte sie doch nicht, die zwischen ihm und seinen Vorgesetzten schon seit dem Beginn des Feldzugs bestehende Spannung zu beseitigen. Fortwährend klagte er, daß man sein Korps nicht so behandle, wie er es erwarten dürfe. Auf Gneisenau besonders war er gar übel zu sprechen. Jetzt, nach dem Siege bei Laon, kam aus irgend einer Ursache sein lang verhaltener Grimm gegen das Blüchersche Hauptquartier und die „Intrigen" desselben, wie er es nannte, wenn man sich ihm nicht willfährig zeigte, zum offenen Ausbruch.

Zuerst meldete er sich krank, dann schickte er sich an, die Armee zu verlassen, und fuhr wirklich am 12. März in der Richtung nach Belgien zu ab.

Graf Brandenburg, Schack und Graf Lehndorf machten sich schleunigst auf den Weg und suchten Blücher auf. Der empfing die ärgerliche Botschaft mit mehr Ruhe als man erwartete. „Der York ist ein verdrießlicher Kerl“, sagte er; „aber freilich, hätte ich noch einen so wie den, so könnte ich einen Bären fangen.“ Trotz seines schmerzvollen Augenleidens schrieb er sofort auf des verständigen Nostitz, seines getreuen Adjutanten, Antrieb eigenhändig folgende Zeilen an York: „Mein alter Kamerad, so etwas darf die Geschichte nicht von uns erzählen, seid also vernünftig und kommt zurück.“

York, besänftigt, kehrte daraufhin zu seinem Korps zurück. — Nach einiger Ruhe, die man den Truppen schuldig war, ging's wieder gegen die Marne vor. Doch blieben auch jetzt noch dem Heere mancherlei Widerwärtigkeiten und Unfälle nicht erspart. Den empfindlichen Verlust von Laon und des darauf folgenden Treffens bei Soissons rächte einige Tage später Napoleon durch die Wiedereinnahme von Reims, sowie durch die schwere Niederlage, welche er einem russisch-preußischen Korps unter den Generalen St. Priest und Jagow vor der Front des schlesischen Heeres beibrachte. Vornehmlich aber setzte die feindliche Haltung der Bevölkerung dem raschen Vordringen der Verbündeten große Schwierigkeiten entgegen und kostete manchem braven Manne das Leben.

Zu den vielbeklagten Opfern jener Tage gehört einer der begeistertsten Teilnehmer an den Kriegszügen der Lützowschen Freischar, der schon erwähnte Heldenjüngling Friedrich Friesen, welcher im März 1814 seinem Kommandeur nach Reims gefolgt war. Sie fanden aber damals diese Stadt wieder im Besitze der Franzosen und sahen sich deshalb genötigt, zurückzugehen und zunächst ihre Verbindung mit Blücher wieder herzustellen.

An einem der trüben Märzabende gelangte die Reiterei Lützows an eine Furt, deren Überschreitung Friedrich Friesen zu überwachen hatte. Als er, einer der letzten, sich anschickte, seinen Kameraden nach dem andern Ufer der Aisne zu folgen, verlor er in stockfinsterer Nacht die rechte Spur und mußte, ohne recht zu wissen, wo er sich befand, die ganze Nacht allein verbringen. Am nächsten Morgen ließ er sich von einigen Bauern zum Vorsteher des nächsten Ortes führen. Da gesellte sich dem Zuge eine Abteilung bewaffneter Landleute zu, welche mit Ungestüm die Auslieferung des fremden Offiziers begehrten. Schon hatte jedoch Friesens achtunggebietende Persönlichkeit ihren Einfluß auf seine Begleiter geübt, und sie betrachteten ihn als ihren Schützling. Jedoch kam man, von wild aufgeregten Haufen umringt, unter Lärm und Wortwechsel nur langsam weiter. Da riß ein blödsinniger Schäfer das Gewehr von der Schulter, legte auf Friesen an und jagte ihm von hinten eine Kugel in den Leib. Der Schuß ging dem unglücklichen Jünglinge durch das Herz. Lautlos sank er nieder. So fiel derselbe, nachdem er in den zahlreichen Kämpfen und Schlachten, an denen die Lützower hervorragenden Anteil genommen, tausendfach drohendem Tode getrotzt hatte, durch Meuchelschuß von der Hand eines schwachsinnigen Hirten — es war am 16. März 1814 im Walde von Hilleux bei La Lobbe.



Auf der Höhe von Vitry.

# „Auf nach Paris!“

Viktoria! es naht dein Bundsgenosse!
Kennst du die Stimmen nicht in deinem Ohr?
Mit deinem Auge nicht die Fahnentücher?

Laß nach dem Rheine wiehern deine Rosse!
Denn dorther kommt, zum Brandenburger Thore
Dich heimzuholen, den du kennst, dein Blücher.
Fr. Rückert.

Schlacht bei Arcis-sur-Aube. Auflösung des Kongresses von Chatillon. Schwarzenberg und Blücher marschieren vereint auf Paris los.

Nach der Schlacht bei Bar-sur-Aube hatte die Hauptarmee ziemlich unbestritten das ganze Land zwischen Seine und Marne inne.

Napoleon, in der Hoffnung, durch ein Vordringen im Rücken der Verbündeten Armeen diese hinter sich her zu locken, ihnen dann im günstigen Augenblick scharf zu Leibe zu gehen und so die letzten Scharten auszuwetzen, rückte in vier Heersäulen gegen die Aube vor. Doch ließ man sich nicht beirren. Der bedächtige Schwarzenberg wendete sich zwar von den wieder vordringenden Marschällen ab nach Arcis-sur-Aube, aber er that dies nicht in der Absicht, weiter zurückzugehen, sondern nur, um daselbst für alle Fälle seine Heeresteile zusammenzuziehen; marschierten doch die verschiedenen Korps zum Teil 12—15 Meilen voneinander entfernt. Freilich mochte es in der ausgesogenen Gegend schwer fallen, sich dichter zu halten. Mit der Zusammenziehung ging es deshalb auch nicht so rasch vorwärts; zuletzt mußte sich der

Feldmarschall doch entschließen, stand zu halten, noch ehe seine sämtlichen Heeresteile herangekommen waren.

Man hat der österreichischen Kriegführung während des Feldzugs 1814 vielseitig und wohl auch nicht mit Unrecht übertriebene Vorsicht und Bedenklichkeit, die häufig im politischen Nebenabsichten ihren Grund hatten, vorgeworfen; allein an Mut in offener Feldschlacht hat es den Kriegern Österreichs niemals gefehlt. Auf Grund bisheriger Erfahrungen wollte indessen Napoleon an ein entschiedenes Vorgehen der großen Armee nicht glauben; vielmehr blieb er trotz mehrfacher Warnungen bei seiner Ansicht, Schwarzenberg sei auf dem Rückzuge begriffen, und glaubte deshalb, als er unvermutet an der Aube auf österreichische Truppen stieß, er habe es nur mit dem Nachtrab der Hauptarmee zu thun. Thatsächlich jedoch hatte Napoleon einen um mehr als das Doppelte überlegenen Gegner vor sich. Die mit Siegesgewißheit angreifenden Franzosen wurden denn auch alsbald geworfen, und Napoleon mußte, freilich zu spät, seinen Irrtum erkennen. Er selbst warf sich nun unter die flüchtigen Scharen, sammelte sie und führte sie von neuem ins Gefecht. Lanzen, Säbel und Kugeln wüteten um ihn her. Es schien, als suche er im Tode einen rühmlichen Abschluß seines thatenreichen Lebens; ernst und gefaßt hielt er bei einer brennenden Granate aus; ihre zerschmetternden Trümmer trafen seine Umgebung — nicht ihn. Ein andres Los war ihm von der unsichtbaren Macht bereitet, die über den menschlichen Geschicken waltet.

**Bei Arcis-sur-Aube.** Den ganzen Tag rang er mit dem Mute der Verzweiflung um den Sieg. Auf dem linken französischen Flügel dauerte das Gefecht bis gegen Mitternacht. Vergebens. Am Abend und in der Nacht waren Oudinot, Gérard und Macdonald in die Reihen der Franzosen eingerückt; doch auch die Gegner hatten sich, und zwar in noch größerem Maße, verstärkt. Der Ausgang einer zweiten Schlacht war daher höchst zweifelhaft. Napoleon wagte es nicht, hier alles auf einen Wurf zu setzen. Seine frühere Zuversicht und das blinde Vertrauen auf sein oft bewährtes Glück hatten ihn verlassen. Er, der sonst mit raschem, sicherem Griff das Rechte zu erfassen pflegte, stand vor der verschlossenen Pforte der Zukunft, tastete daran herum wie gewöhnliche Menschen und vermochte keinen Ausgang aus all den peinlichen Zweifeln zu finden. Er befand sich zwischen zwei feindlichen Heeren, die einzeln ihm überlegen waren, deren Vereinigung ihn zermalmen mußte. In dieser Stellung durfte er nicht länger beharren. Sollte er sich nach Paris zurückziehen und unter den Mauern der Hauptstadt, unterstützt von ihrer Bevölkerung, die letzte Schlacht für Thron und Ehre wagen? Oder sollte er sich ostwärts wenden, die Verbindung der feindlichen Heere mit Deutschland unterbrechen, mit Hilfe der Besatzung in den Festungen und unterstützt durch einen Aufstand des unzufriedenen Volkes, vornehmlich in Lothringen und Elsaß, im Rücken der Verbündeten einen neuen Kampf eröffnen, dessen Wechsel seinem Genie neuen Spielraum verstatten, ja möglicherweise die deutsche Erde wieder zum Kriegsschauplatz machen konnte? Im Vertrauen auf die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der Verbündeten, in dem Glauben, sie würden ihn nicht aus den Augen lassen, ja wohl auch ihm folgen, wählte er den letzteren Weg.

Die Verbündeten, welche am 21. März der Erneuerung des Kampfes entgegensahen, waren nicht wenig erstaunt, als sie am andern Morgen bemerkten, daß das französische Heer davongezogen war.

Napoleon hatte mit Tagesanbruch nicht ohne Verlust den Rückzug aus dem schwierigen Terrain von Arcis angetreten, ließ sein Heer auf beiden Seiten der Aube, wie es gekommen war, marschieren und zog dann weiter an die obere Marne.

Jetzt löste sich auch der Friedenskongreß zu Chatillon auf, der seit dem 5. Februar die Diplomaten und „Federfuchser“, wie sich Blücher ausdrückte, vielfach in Anspruch genommen hatte. Es war gleich nach den ersten Tagen klar gewesen, daß auf diesem Wege zu einem dauerhaften Frieden nicht zu gelangen sei. Napoleon bestand hartnäckig darauf, daß ihm wenigstens das Gebiet verbleibe, welches er 1799 von der Republik übernommen und welches zu erhalten er als Kaiser feierlich mit einem Eide gelobt hatte; es waren dies die Alpen- und Rheingrenze, Nizza, Savoyen, Straßburg, Landau, Mainz, Luxemburg, die belgischen Festungen bis zum Hafen von Antwerpen. Die Verbündeten aber konnten nach den gebrachten ungeheuren Opfern nicht weniger verlangen, als daß Frankreich auf die Grenzen von 1792 beschränkt werde; kurz, eine Ausgleichung schien von vornherein unmöglich. Wohl aber kam Kaiser Alexander im Laufe der Verhandlung zu der Ansicht, daß auf einen dauerhaften Frieden nicht zu rechnen sei, solange Napoleon noch auf dem Throne Frankreichs sitze. Hatte dieser doch sofort nach den über Blücher errungenen Erfolgen auch seine Forderungen wieder höher gespannt. Diese nach den letzten unglücklichen Tagen, vielleicht noch zur rechten Zeit, zu ermäßigen, zumal sich seine Angelegenheiten immer ungünstiger gestalteten, das vermochte sein Stolz nicht. Da sein Bevollmächtigter Caulaincourt auf eigne Hand nicht nachzugeben wagte, ging der Kongreß am 19. März unverrichteter Sache auseinander.

Das Unheil zog sich über dem Haupte Napoleons jetzt immer drohender zusammen. Mitte März hatte die sogenannte Südarmee, welche abseits von der Hauptarmee, von der Schweiz her operierend, in Frankreich eingedrungen war, unter dem Befehle des Prinzen von Hessen-Homburg nach mehreren blutigen Gefechten (17.—20.) Lyon, die zweite Hauptstadt Frankreichs, genommen und in den folgenden Tagen den vorher siegreichen Marschall Augereau bis gegen Grenoble zurückgedrängt.

In Italien war die napoleonische Herrschaft schon in den letzten Monaten des Jahres 1813 gebrochen worden.

Nun begann der letzte Akt des großen Dramas.

Als Fürst Schwarzenberg den Marsch der französischen Armee beobachtete, die nicht, wie man im Lager der Verbündeten wohl allgemein erwartet hatte, der jetzt ernstlich bedrohten Hauptstadt zu Hilfe eilte, sondern sich, dem oben erwähnten Plane Napoleons entsprechend, ostwärts in der Richtung auf Vitry zurückzog, vermochte er nicht sogleich den Zweck dieser Bewegung einzusehen. Französische Depeschen, die den umherstreifenden leichten Korps in die Hände fielen, setzten indessen gar bald Napoleons Absichten außer Zweifel. Eine Beratung bei Kaiser Alexander fand statt. Dieser drang darauf, Napoleon seines Weges ziehen zu lassen und, mit Aufgebung der Verbindungslinien,

unverzüglich sich Paris zuzuwenden. Aber wieder behielt im Rate der Verbündeten die Unentschiedenheit die Oberhand, bis endlich nach der bald darauf erfolgten Abreise des Kaisers Franz samt seinen Ratgebern sowie der bei den Personen der Monarchen bevollmächtigten Diplomaten im Hauptquartier der großen Armee die zum entschiedenen Handeln entschlossene Partei freieren Spielraum erlangte.

Auch im Lager der vereinigten schlesischen Nordarmee hatte man sich um diese Zeit von neuem ermannt. Reims hatte Winzingerode am 19. wieder genommen. Obgleich der alte Marschall noch immer krank war und einen grünen Schirm vor den leidenden Augen oder gar einen mächtig großen Frauenhut auf dem grauen Haupte nur zu Wagen seinem Heere folgen konnte, so war doch sogleich nach Eintreffen der Nachricht vom Abmarsche Napoleons gegen die große Armee — wodurch sich für Blücher der Weg nach Paris öffnete — Befehl zum allseitigen Vorrücken gegeben worden. Den Weg über die Aisne erzwangen zwei siegreiche Gefechte. York und Kleist wurden hierauf den Marschällen Marmont und Mortier, welche ihre Verbindung mit dem Kaiser suchten, nachgesendet.

Nach der Abreise des Kaisers von Österreich war die Frage wegen des Marsches auf Paris auch im Hauptquartier der Verbündeten mehrmals wieder zur Sprache gebracht worden, aber selbst in der Umgebung Alexanders blieb die Mehrzahl der Heerführer dem Projekte abgeneigt. Endlich gelang es Wolkonski, dem Generaladjutanten des Kaisers, für den Plan noch einige Schwankende zu gewinnen, indem er die Vorteile, die dieser entscheidende Schritt in Aussicht stellte, aufs schlagendste darthat. Er wies nach, wie wenig wirklichen Abbruch das so sehr geschwächte feindliche Heer den Verbündeten, selbst im Rücken der großen Armee, bei der ungeheuren Überlegenheit derselben zu thun vermöchte und meinte, daß bei schnellem und energischem Vorgehen die Hauptstadt sicher schon erobert sein würde, bevor Napoleon ihr nur zu Hilfe eilen könne. Paris aber sei Frankreich; habe man dieses im Besitz, so seien dem Imperator alle Hilfsmittel entzogen und der Krieg sei faktisch beendigt. Für diesen Plan die Zustimmung des Königs von Preußen und Schwarzenbergs zu erlangen, übernahm Kaiser Alexander.

Es war am 23. März mittags, unweit einer Anhöhe bei Vitry. Hell und warm schien die Frühlingssonne und einladend genug, die wichtige Beratung gleich hier im Freien vor sich gehen zu lassen. Schwarzenberg stimmte dafür, und man säumte nicht, den Operationsplan sogleich festzustellen.

Blücher und seinem Heere wurde der denkwürdige Entschluß alsobald kundgethan und ihm aufgegeben, auf der Straße über Montmirail in einer Linie mit der großen Armee auf Frankreichs Hauptstadt loszumarschieren. Wie lachte dem Alten das Herz, als er die willkommene Botschaft empfing! Fast gesund ward er vor Freude! „Auf nach Paris!" hieß von nun an die allgemeine Losung.

Hierauf ward Winzingerode mit 8000 Pferden und 46 Geschützen in der Richtung von St. Dizier Napoleon nachgesandt. Indem man von allen Orten, welche die Reiterscharen passierten, Quartier für die Monarchen bestellte, wiegte man den abziehenden Kaiser in noch größere Sicherheit ein.




Einzug der Verbündeten in Paris.

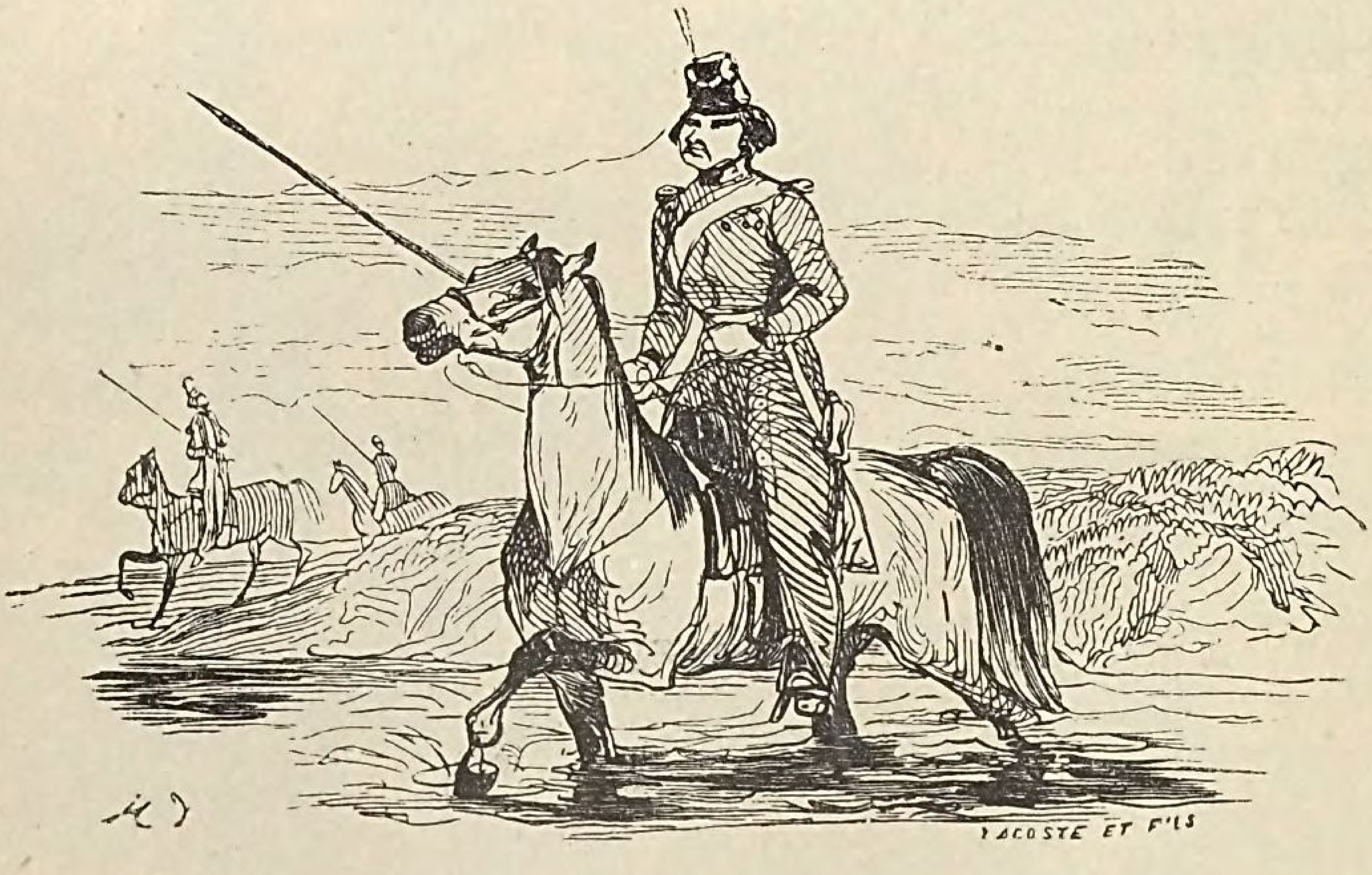
Dieser zweifelte nicht, die ganze Armee Schwarzenbergs nach sich gezogen zu haben. Kosakenschwärme verschlossen nach dieser Seite hin die Verbindung mit Paris gänzlich.

In der Gegend von La Fère Champenoise stießen die Verbündeten auf Mortier und Marmont, welche Blücher nachgerückt waren. Es kam zu blutigem Kampfe, der mit einer empfindlichen Niederlage der beiden Marschälle endigte. Leider vermochte Zieten mit der Reiterei nicht rechtzeitig im Rücken der Feinde zu erscheinen; die beiden Korps entgingen dadurch der in diesem Falle unvermeidlichen vollständigen Vernichtung. Doch war ihre Widerstandskraft zunächst gebrochen; sie vermochten den weiteren Vormarsch der Verbündeten nicht mehr zu hindern.

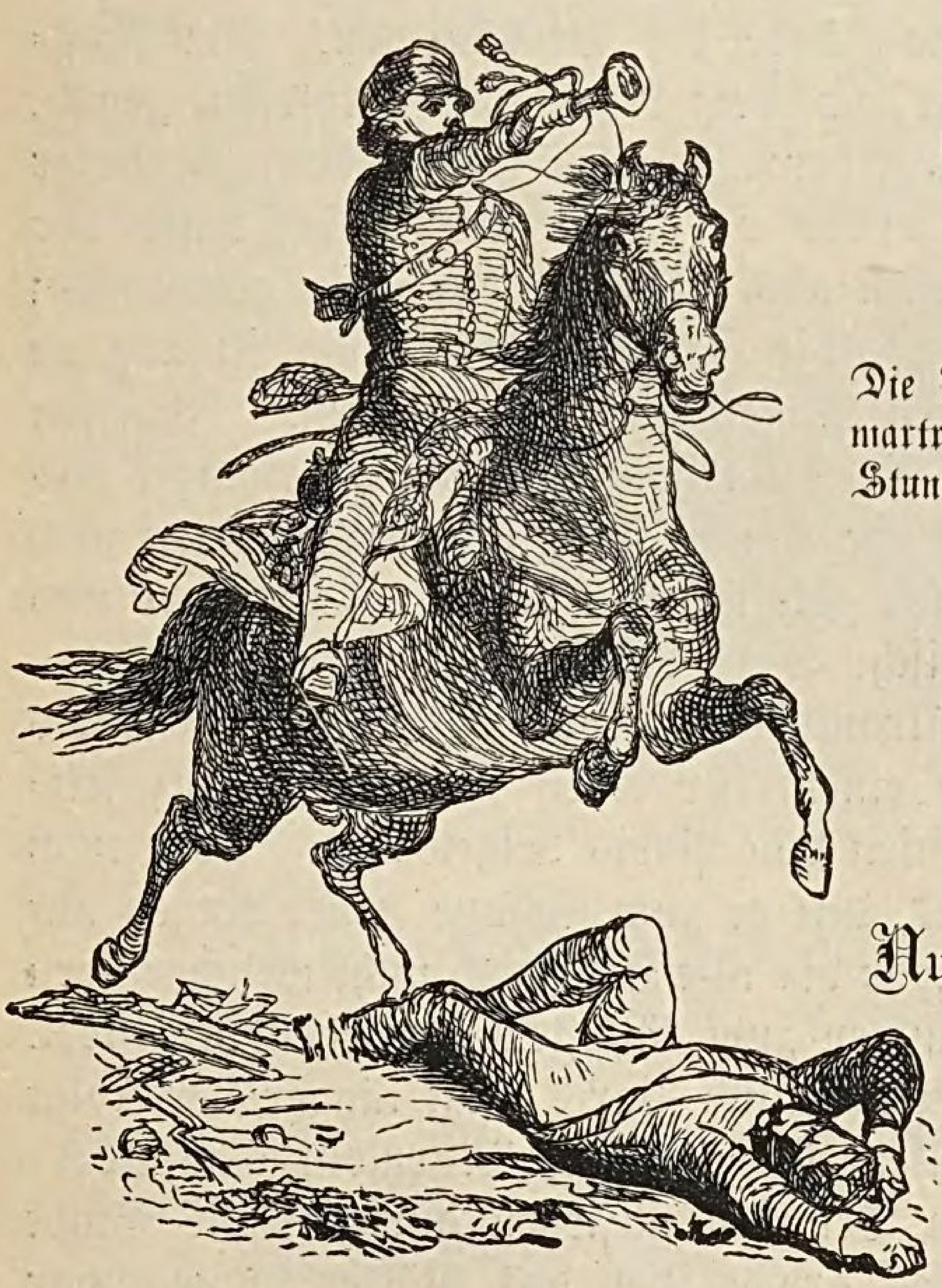
Diese wälzten sich nun, neun Armeekorps stark, in drei großen Heersäulen, unter dem Jubel von 150 000 Kriegern vereint auf der großen Straße nach Paris, der feindlichen Hauptstadt zu! Vorwärts ging es ohne Aufenthalt und Unterbrechung!

Das Verdienst, diese folgenreiche Wendung herbeigeführt zu haben, kann dem Kaiser Alexander nicht abgesprochen werden. Aber der erste Impuls kam zweifelsohne mit aus dem Hauptquartier der schlesischen Armee, wo jene energischen Männer, die hier niemals das Übergewicht verloren hatten, zuerst das kühne Wort aussprachen: „Auf nach Paris!“

Mut! Mut! mein Volk, es ist der letzte Kampf!
Der eine Sieg noch, und der Feind liegt nieder!







# Einnahme von Paris.

## Abdankung Napoleons.

Die Übergabe der Stadt. Blücher auf dem Montmartre. Napoleon in Fontainebleau. Schmerzvolle Stunden und Tage. Napoleons Abdankung und Abreise nach Elba.

Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit
Und die große Stadt bezwungen.

Schiller.

Nur mit Mühe und Not vermochten die bei la Fère Champenoise geschlagenen Marschälle Marmont und Mortier mit den Trümmern ihrer Korps den weiteren Rückzug zu bewerkstelligen. In Eilmärschen folgten die verbündeten Heere, alle Hindernisse überwältigend und allen Widerstand siegreich niederwerfend. Am Abend des 29. März sahen sie die stolze Stadt vor sich liegen, und wie einst bei Moskaus Anblick die Franzosen „Moskau, Moskau!“ jauchzten, so riefen jetzt die Heeresmassen Preußens und Österreichs, Deutschlands und Rußlands angesichts der stolzen Hauptstadt Frankreichs freudenvoll: „Paris, Paris!“

Vor ihnen lag die Hügelkette von Romainville, Belleville, Chaumont, die steile Höhe des Montmartre, welche, natürlichen Bollwerken gleich, Paris im

Osten und Norden umschließen. Liebliche Haine und Gärten, Weinberge und Landhäuser, sonst, in den Tagen des Friedens, von Spaziergängern zu Roß und zu Fuß, überhaupt vom lebensfrohen Volke der französischen Weltstadt wimmelnd, starrten jetzt von Kanonen. Wehrhafte Männer der Pariser Nationalgarde, alte, in Schlachten ergraute Soldaten und junge Krieger der Armee standen bereit, das Herz Frankreichs zu verteidigen.

Zum erstenmal nach Jahrhunderten vernahmen die Pariser den Kriegsruf feindlicher Heere. Sie harrten in banger Erwartung an den Barrieren, in den Straßen und lauschten auf den Donner der Schlacht, die über ihr Schicksal entschied. Anfangs hörte man einzelne Schläge des groben Geschützes, darauf das Knattern der Büchsen und Musketen, als die Plänkler aufeinander trafen; es glich dies dem dumpfen Grollen der hochgehenden See ehe der Sturm losbricht, welcher dem lecken Fahrzeuge den Untergang bereitet. Bald entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie im weiten Halbkreis mit geringen Unterbrechungen. Indessen fiel nach mörderischen Gefechten und trotz der aufopferndsten Verteidigung aller festen Punkte durch ergraute Invaliden und jugendliche Polytechniker, durch Veteranen und Nationalgarden ein Dorf und ein Hügel nach dem andern in die Hände der Verbündeten. Am Nachmittag des 30. März, gerade ein Jahr, nachdem Napoleon, vermessen genug, erklärt hatte: „wenn auch die Feinde auf dem Montmartre ständen, werde er kein Dorf des Reiches abtreten" — gerade an diesem 30. März ward der Montmartre von den stürmenden Preußen nach schweren Verlusten genommen; ihnen war in dem großen Freiheitskampfe die Hauptblutarbeit von Anfang an zugefallen, und dies ist bis zum letzten Augenblicke so geblieben. Indessen hatten auch die andern Heeresteile für die Einnahme von Paris gekämpft und schwere Verluste erlitten. Der letzte große Kampf hatte den Verbündeten noch 8000 Mann an Toten und Verwundeten gekostet, von denen 69 Offiziere und 1286 Grenadiere allein auf die preußische Gardebrigade kamen.

Der noch immer an einer Augenkrankheit leidende Marschall Vorwärts hatte in einem offenen Wagen und in einem für einen Feldherrn ganz seltsamen Aufputz dem Angriff auf die Linien von Paris beigewohnt. Aber trotz des mächtigen grünseidenen Damenhutes, den er zum Schutze seiner Augen auf seinem ehrwürdig grauen Haupte trug, war der alte Held doch nicht weniger gern gesehen; seine Gegenwart hatte die Truppen zum kühnsten Vorgehen begeistert.

Nach Eroberung der äußeren Linien konnte Paris nicht länger verteidigt werden. Es wurde mit den Marschällen Mortier und Marmont eine Übereinkunft abgeschlossen, nach welcher die Truppen abziehen durften, die Stadt aber sich den Siegern unterwarf. Das große Ziel des Völkerkampfes war endlich erreicht: die stolze Metropole Frankreichs lag zu den Füßen derer, welche von den Franzosen so vielfach und arg genug heimgesucht worden waren. Niedergeworfen war der Bedroher der Unabhängigkeit Europas, vorüber war die entsetzliche Not der letzten Monate — die Welt atmete neu auf! ....

Wem es in jenen letzten Märztagen vergönnt war, seinen Blick auf das weite Häusermeer der unterworfenen Stadt zu senken, der hielt sich für alle Leiden und Anstrengungen reich belohnt; stahlharte preußische Heerführer und

Offiziere, die das siebenjährige Elend des niedergetretenen Vaterlandes durchlebt hatten, konnte man Thränen der Rührung vergießen sehen. — Den alten Blücher erfüllte es mit Ärger und Verdruß, daß jetzt die Herren Diplomaten wieder das große Wort zu führen begannen und es gar übel aufnahmen, wenn auch die Krieger, deren hingebende Tapferkeit doch das Ziel errungen hatte, einmal mitsprechen wollten über das, was zu geschehen habe, um das Errungene auch zu sichern und zum Vorteil und Segen des Vaterlandes zu wenden. Ihn wollte die übergroße Schonung, mit welcher man gegen das eroberte Paris verfuhr, keineswegs behagen.

„Lieber als mein Fernrohr richtete ich meine Kanonen auf das Nest“, sprach er, auf dem Montmartre stehend, ingrimmig zu seiner Umgebung. Ja, „der Alte“ war mißmutig und verstimmt, recht verstimmt; man hatte ihm die Freude über den endlichen Erfolg gründlich verdorben.

Am folgenden Tage hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze der Armeen ihren feierlichen Einzug in die französische Hauptstadt. Ihnen folgte eine glänzende Reihe berühmter Heerführer: Schwarzenberg, York, Kleist, Müffling, Pirch, Klüx, Barclay de Tolly, Sacken, Langeron, Woronzow, Wolkonski, Rajewski, der Kronprinz von Württemberg; den alten Blücher dagegen suchte man vergeblich unter ihnen. In aller Stille hatte derselbe am Abend vorher sein Quartier außerhalb der Stadt bezogen. Er wollte — der Leser weiß weshalb — von all dem Jubel nichts hören und nichts sehen.

Auch am Tage der Besitzergreifung der französischen Metropole zeigte sich wieder das Walten der ewigen Gerechtigkeit! — Als der Widerstand der tapferen Verteidiger von Paris gebrochen, als die Herrschaft aus den Händen der Braven in die des feigen Gesindels — der Helden der Gasse, des hohen wie niedrigen Pöbels — übergegangen war, da durfte sich Frankreichs Metropole nicht mehr erhaben dünken über die andern Hauptstädte, welche durch die französischen Waffen eingenommen worden waren. Die Beispiele von Entartung der Gesinnung, welche sich in den deutschen Hauptstädten kundgegeben hatten, traten jetzt auch in Paris, jedoch in viel stärkerem Maße noch, zu Tage.

Noch lagen die Leichen der gefallenen Kämpfer vor den Thoren von Paris unbeerdigt, und schon durften es gemeine Seelen wagen, auf den öffentlichen Plätzen der inneren Stadt die durch Hunderte von Schlachten und Gefechten hoch emporgetragenen geheiligten Fahnen der Nation in den Staub zu treten; ja es wagten sich Schandbuben selbst an die Statue des großen Imperators, dessen Bild der Pöbel durch den Kot zu schleifen Anstalt machte....... Die Pariser, rasch wechselnd in ihren Empfindungen, leicht geblendet durch Macht und Glanz, strömten den Siegern entgegen und nannten sie — ihre Befreier.

Mit der Einnahme von Paris war der Krieg noch keineswegs völlig beendet; zwar gerieten die Verbündeten in Feindesland nicht mehr in Kampf mit Napoleons Kriegsheeren. Aber in Deutschland selbst befanden sich noch einige der wichtigsten Bollwerke in den Händen napoleonischer Befehlshaber. Wir haben über das Schicksal dieser Festungen und über die Einnahme des

größten Teiles derselben weiter unten im Zusammenhange berichtet; die wenigen unter ihnen, welche am Tage der Erstürmung von Paris noch nicht zurückerobert waren, wurden nach der am 30. Mai erfolgten Unterzeichnung des Friedens zu Paris den Bedingungen desselben entsprechend von den französischen Kommandanten übergeben.

---

Doch wo war während jener entscheidenden Vorgänge vor und um Paris Napoleon geblieben? — Voll Vertrauen auf seinen neuen Operationsplan war er, wie wir wissen, nach der Schlacht bei Arcis-sur-Aube an der Marne aufwärts gezogen. Zu spät erhielt er durch unzweifelhafte Depeschen die bestimmte Nachricht, daß die vereinigte Macht der Gegner auf dem Marsche nach Paris begriffen sei. Rasch wandte er sich nun um und rückte in Eilmärschen vorwärts; er hoffte, seine Hauptstadt werde sich so lange halten, bis er dem Feinde in den Rücken fallen könne. Seine Unruhe wuchs, je unsicherer die Nachrichten waren, die ihm von Paris zukamen.

Bald vermochte er seine Ungeduld nicht länger mehr zu zügeln; er eilte mit Berthier und Caulaincourt und in Begleitung von etwa dreißig Personen den Truppen voraus, die der Ungeduld des Gebieters nicht genügen konnten. Am 30. März, dem Tage des Kampfes vor Paris, langte er in Fontainebleau an; aber noch in der Nacht fuhr er mit einigen Vertrauten auf der Straße nach der Hauptstadt weiter. Fliehende Truppenteile bestätigen die Nachricht von den in ihren Folgen noch unübersehbaren Ereignissen.

Napoleon aber will sich nicht überzeugen lassen, er will nicht an das über ihn hereinbrechende Unglück glauben. Er verläßt jedoch seinen Wagen und befiehlt, ihm einen Offizier zuzuführen, der ihm genaueren Bericht über das, was sich zugetragen, abstatten könne. In demselben Augenblick erscheint der General Belliard, von dem Napoleon zuverlässige Mitteilung über den Verlust der Schlacht, über den Waffenstillstand und die abgeschlossene Kapitulation erhält. Sprachlos, mit bleichem und verzerrtem Angesicht vernimmt der Kaiser die Geschichte seines Falls. Dicke Schweißtropfen rinnen ihm von der Stirn. Es dauert lange, ehe er sich besinnen, ehe er einen Entschluß fassen und zu Worte kommen kann. Endlich befiehlt er, die Straße nach Paris weiter zu verfolgen, entschlossen, mit den Truppen Mortiers und Marmonts, mit seiner Garde, mit Hilfe der Nationalgarde und der Einwohnerschaft den Kampf mit den Verbündeten in den Straßen seiner Hauptstadt zu erneuern und aus demselben nur als Sieger hervorzugehen oder tot auf dem Platze zu bleiben. Allmählich sammeln sich die von Paris ankommenden Offiziere und Ehrengarden um den Kaiser. „Ich muß nach Paris!“ ruft er; „überall, wo ich nicht bin, begeht man dumme Streiche!“ Berthier und Caulaincourt vereinigten sich mit dem Grafen Belliard, den Kaiser von seinem Vorhaben abzubringen.

Mit Mühe nur überzeugt man ihn von der Unmöglichkeit solchen Unternehmens, von der Wahrscheinlichkeit schimpflicher Gefangenschaft.

Endlich gibt er nach und trägt Caulaincourt auf, sich spornstreichs nach Paris zu begeben, damit er womöglich noch an den Verhandlungen teilnehme und des Kaisers Sache vertrete. „Ich bin verraten und verkauft", sagt er zu ihm. „Darum eilen Sie. Die Entfernung ist nur gering. Sie haben unbedingte Vollmacht. Eilen Sie!" Bereits um 4 Uhr morgens war der treue Diener wieder bei ihm. Die Übergabe der Hauptstadt ist unterzeichnet. Es läßt sich nichts mehr für Napoleon thun....

Grenzenlos ist der Schmerz des tiefgefallenen ehemaligen Gebieters von Europa. Zuletzt schöpft er doch wieder einige Hoffnung; er gedenkt seiner ehemaligen Freundschaft mit Alexander von Rußland. An diesen soll sich Caulaincourt in seinem Auftrage nochmals wenden und für ihn Thron und Krone zu retten suchen. Der Großstallmeister besteigt von neuem das Pferd und verläßt den Kaiser mit den Worten: „Wohlan! tot oder lebendig, ich komme nach Paris und rede mit Alexander."

Hierauf beruhigt sich Napoleon und begibt sich mit seinem Gefolge nach Fontainebleau. Nicht etwa in einem der Prunksäle des alten Schlosses, sondern in einem entlegenen Gemache schlug der tief Gedemütigte seine Wohnung auf.

Caulaincourt sollte nur Zeuge des Einzugs der Sieger in die Hauptstadt sein; sollte mit eignen Augen sehen, wie die Kaiserherrschaft von selbst zusammensank, wie ein Glied nach dem andern sich von der Kette loslöste, welche Frankreich so lange an Napoleon gefesselt hatte; wie die meisten seiner Würdenträger, seiner Freunde, seiner Diener nur Anhänger seines bisherigen Glücks, nicht seiner Person, nicht seiner Grundsätze gewesen waren.

Alle jene dem Kaiserreich feindlichen Regungen waren zum offenen Ausbruch gekommen; Republikaner, Anhänger der alten Bourbonen, die nach Ruhe sich sehnenden Bürger, die wankelmütige Menge, der jetzt erst einfiel zu klagen, daß der Soldatenkaiser seit Jahren einen guten Teil ihrer Anverwandten, die Blüte der Jugend Frankreichs, auf den Schlachtfeldern von ganz Europa dahingeopfert: kurz, alle vereinigten nunmehr ihre Bestrebungen zum Sturze des gefürchteten Machthabers. Der schlaue Talleyrand leitete die Unterhandlungen, und der Senat, jene hohe Körperschaft, welche in guten Tagen so eifrig dem Gebieter Frankreichs geschmeichelt hatte, erklärte nun Napoleon des Thrones verlustig.

Nur ein Anhalt ist ihm noch geblieben — die getreuen Gefährten seines Ruhmes, seines Glücks und Unglücks — seine braven Soldaten. An sie wendet er sich in begeisternder Anrede. Sie jauchzen ihm zu, als er über die gesammelten tapferen Streiter Musterung hält. Als er ihnen sagt, daß man die verhaßten Bourbonen auf den Thron Frankreichs zurückführen wolle, den er bis dahin mit so viel Glanz eingenommen, da verlangen die Soldaten, unverzüglich nach Paris geführt zu werden.

Aber nun geleiten ihn Ney, Macdonald, Oudinot und andre, welche bisher treu bei ihm ausgeharrt, ins Schloß und erklären ihm, daß sie ihm in einen Bürgerkrieg nicht folgen, nicht mit ihm gegen Paris ziehen würden. Mit heißen Bitten beschwören sie ihn, zu seiner und Frankreichs Rettung dem Throne und seiner Herrschaft zu entsagen. Eine solche Zumutung, noch dazu aus dem

Munde derer, deren Glück er gemacht und die bisher seine gefügigen Untergebenen gewesen, vernichtet den stolzen Imperator. Erst nach den heftigsten Auftritten unterschreibt er die Entsagungsurkunde, jedoch nur zu gunsten seines Sohnes, der unter der Regentschaft der Kaiserin den Thron besteigen solle. — Als Caulaincourt, Ney und Macdonald nach Paris kamen, fanden sie, daß man sich schon für die Bourbonen erklärt habe und unbedingte Verzichtleistung Napoleons für sich und seine ganze Familie verlange.

Während ihrer Abwesenheit griff Napoleon den Plan wieder auf, den Krieg fortzusetzen. Er forderte die Marschälle nach ihrer Rückkehr auf, ihm zu folgen; Krieg, Rache, Tod und Verderben über seine Gegner, das ist die Genugthuung, nach der ihn dürstet, und wird ihm diese nicht, so will er sich selbst den Tod geben. Mit aller Beredsamkeit feuert er die ihm noch übrig gebliebenen Heerführer zum Wiederbeginn des Kampfes an; noch einmal sucht er sie für den Plan eines Rückzugs nach der Loire oder nach Italien zu gewinnen. Es ist alles vergebens. Selbst Berthier bleibt kalt. Es verläßt ihn einer nach dem andern; auch der Überrest seines Heerhaufens schrumpft mit jeder Minute mehr zusammen.

Nun endlich unterschreibt er die Entsagungsurkunde, verlangt sie aber gleich darauf wieder zurück und kann lange nicht zu einem rechten Entschlusse kommen, bis es zu spät ist, mit den Waffen in der Hand zu siegen oder zu fallen.

Von diesem Augenblick an war er der Alte nicht mehr, dessen Entschlossenheit zum äußersten manche noch immer gefürchtet hatten. Das Glück hatte seinen Liebling verwöhnt. Im eifrigen Betreiben seiner Entwürfe hatte er mit allen Mitteln des Genies, der niederschmetternden Gewalt und des schreiendsten Unrechts seinen Weg aufwärts verfolgt. Jetzt, da sein Pfad mit rasender Eile niederwärts ging, schwankte er unsicheren Trittes hin und her. In einem solchen Augenblicke der äußersten geistigen Vernichtung war es, wo er Gift genommen haben soll. Aber selbst der Tod versagte ihm den Dienst. Er litt die Qualen des Todes, ohne sterben zu können. Nach einer gräßlich durchwachten Nacht erholte er sich wieder, genas und unterzeichnete am andern Morgen die Urkunde seiner Abdankung.

Es wurde ihm die Insel Elba, nach seiner Wahl, als Eigentum mit allen Rechten der Souveränität nebst ansehnlichen Revenuen zugesprochen.

Nach erfolgter Unterzeichnung seiner Entsagung trat er wieder in sein einsames Gemach. Die inneren Kämpfe, die er in der Nacht und an dem darauf folgenden Tage bestanden, hat kein menschliches Auge gesehen. Am andern Morgen erschien er krankhaft bleich, wankenden Schrittes.

Am 20. April machte sich der gestürzte Imperator reisefertig; noch einmal versammelte er seine Garde um sich. „Generale, Offiziere und Soldaten meiner alten Garde!“ so redete er sie an, „ich bin im Begriff, euch lebewohl zu sagen. Mit Zufriedenheit scheide ich von euch. Seit zwanzig Jahren habe ich euch immer auf der Bahn des Ruhmes gefunden .... Ich kann euch nicht alle umarmen, aber ich umarme euren General.“ Er drückte hierauf den General Petit an seine Brust, ließ sich einen der kaiserlichen Adler bringen, küßte diesen und



Abdankung Napoleons.

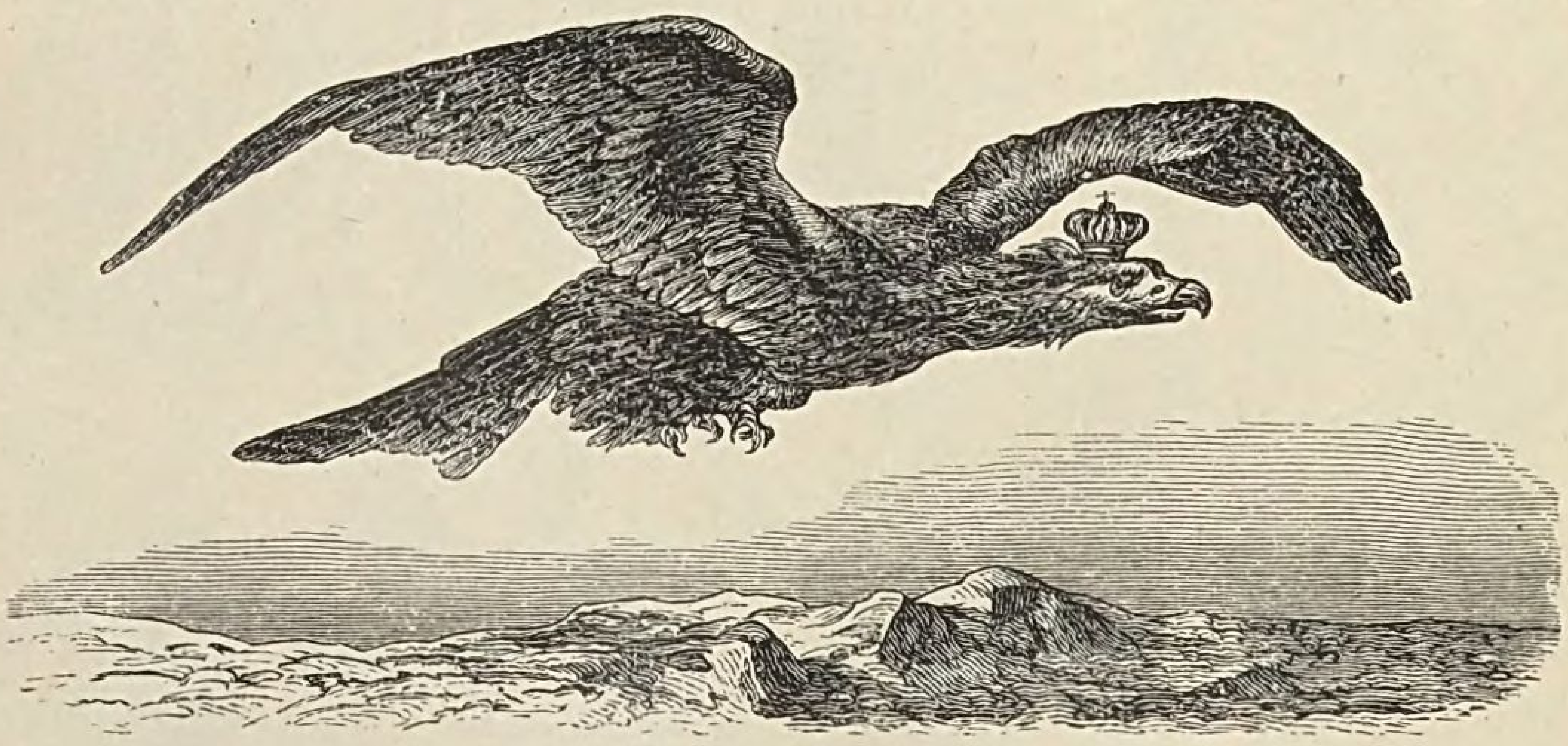
fuhr dann fort: „Teurer Adler, mögen diese Küsse im Herzen aller Braven wiederempfunden werden! Lebt wohl, meine Kinder! Meine Wünsche werden euch immer begleiten. Erhaltet auch ihr mir euer Andenken.“ — Unter endlosem Zurufe der aufs tiefste erschütterten Truppen bestieg er den Wagen und fuhr davon.

Seine kriegerische Laufbahn war dem Anschein nach vollendet.

Schon am Tage des Einzugs der Verbündeten in Paris war das Verlangen nach der Wiederkehr der Bourbonen hier und da vernehmbar geworden, und die weißen Lilien, ihr Wappenzeichen, waren mehrfach zum Vorschein gekommen. Man wußte, daß die verbündeten Monarchen den Thron der Bourbonen wieder aufzurichten aus mancherlei Gründen entschlossen waren, und so hielt es selbst die Mehrzahl derjenigen, welche im Herzen noch treu zu dem gestürzten Imperator standen, für geraten, sich wenigstens äußerlich als ergebene Anhänger des legitimen Königtums zu zeigen. Ohne Schwierigkeit vollzog sich daher die Rückkehr der vertriebenen Königsfamilie, und ein Bruder des hingerichteten Ludwig XVI. bestieg als König Ludwig XVIII. den Thron.

Nun Napoleon gestürzt und Frankreich der Frieden diktiert worden war, da träumten viele wackere Deutsche im Rausche des Sieges von der Errichtung eines großen einigen Reiches und jubelten dem Dichter zu, welcher in hoher Begeisterung sang:

Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demut und an Macht;
So nur kann sich recht erklären
Unsres Kaisers heil'ge Pracht.
Alle Sünden müssen sterben
In des Gottgesandten Flut,
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut.



Dritte Abteilung.

# Waterloo



oder:

## Die Preußen zum zweitenmal in Paris

im Jahre 1815.

Gott verläßt die Deutschen nicht,
Wenn sie selbst sich nicht verlassen;
Was der Zwietracht Stimme spricht,
Mit der Glut der Seele hassen.
Stehet all zum Vaterlande,
Haltet fest die teuren Bande,
Helft sie stark und stärker flechten —
Und ihr trotzt der Erde Mächten.



# Einleitung.

Der Friedenskongreß zu Wien. Getäuschte Hoffnung. Rückkehr Napoleons.

Die tyrannische Oberherrschaft des Eroberers war niedergeworfen. Alle Welt erwartete nun eine lange Zeit des Friedens; man hoffte, daß mit dem Bedrücker aller niedrige Gesinnung, Verrat und Arglist gleichfalls schwinden würden, und zweifelte nicht, daß endlich auch die Völker zu ihrem guten Rechte gelangen müßten. Wie sollte es möglich sein, daß die unermeßlichen Opfer an Gut und Blut, welche im edlen Wettstreit das Fürstenhaus und die Hütte des Ärmsten, welche Väter und Mütter, der Jüngling und die Jungfrau, der bartlose Knabe und der Greis im Silberhaar willig gebracht hatten, umsonst hingegeben sein könnten?

Traurige Täuschung! — gleich verhängnisvoll für viele der besten und verdienstvollsten Kämpfer mit den Waffen des Schwertes wie des Geistes! . . .

Die kriegführenden Mächte hatten am 30. Mai 1814 den Frieden von Paris unterzeichnet. Frankreich hatte bisher seinen bezwungenen Feinden stets die härtesten Bedingungen auferlegt, es hätte also wohl erwarten dürfen, daß man ihm Gleiches mit Gleichem vergelten werde. Aber die verbündeten Monarchen, denen daran lag, dem nach Frankreich zurückgekehrten alten Königshause die Errichtung und Fortführung einer guten Regierung nicht zu erschweren, sahen davon ab, Frankreich für die seit 25 Jahren von ihm ausgegangenen Gewaltthätigkeiten zu strafen. Auch blieb es von Kriegsabgaben befreit.

Die Ordnung der öffentlichen Zustände in Deutschland dagegen gestaltete sich traurig genug, als die bedeutendsten Staatsmänner in Wien zu einem Kongreß zusammentraten, um die staatlichen Angelegenheiten von Europa zu ordnen. Da erschienen Metternich für Österreich, Hardenberg und W. von Humboldt für Preußen, Nesselrode für Rußland, Castlereagh für England, Talleyrand für Frankreich, welch letzterer, den man anfangs nicht einmal die Abgabe einer Stimme hatte zugestehen wollen, immer größeren Einfluß auf den Verlauf der Verhandlungen und die Gestaltung der deutschen Verhältnisse gewann.

Ein überaus schwieriges Werk sollte in Österreichs Hauptstadt beraten und zustande gebracht werden. War es doch gewiß, daß die Monarchen über mehr als einen Punkt uneinig waren.

Den Herren Diplomaten lag die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs wenig am Herzen, am wenigsten die Zulassung der früheren Machtfülle desselben. Sie berieten sich allerdings sehr eifrig wegen Vergrößerung sowie über die Einkünfte der Länder, die sie vertraten; mit Erfüllung der den Völkern in banger Stunde gemachten Verheißungen, mit Sicherstellung ihrer Rechte und Freiheiten beeilte sich keiner der Herren Abgesandten. Die Errichtung einer neuen Staatenordnung beschäftigte letztere vollauf. Die Wiederherstellung der österreichischen und preußischen Monarchie in dem alten Umfange, die Forderungen der bisherigen Rheinbundsfürsten, die Verhältnisse des Königreichs Sachsen, Polens und Italiens, die Begründung des Königreichs der Niederlande, die Beilegung der Wirren zwischen Neapel und Sizilien und noch viele andre politische Fragen — das waren so viele schwebende Aufgaben, welche auf dem Wiener Kongresse zur Lösung gebracht werden sollten, daß darüber der Kernpunkt bei Ordnung der deutschen Angelegenheiten in den Hintergrund trat. Besondere Verlegenheiten bereiteten die Verhältnisse Deutschlands infolge der Ansprüche, welche Rußland auf das ganze Herzogtum Warschau erhob, da hierdurch Preußen genötigt wurde, durch Gebietserweiterungen in Deutschland die Wiederherstellung seiner früheren Macht und Stärke zu suchen. Denn wenn auch infolge der Abtretungen Frankreichs das linke Rheinufer sowie ein Teil Westfalens zur Verfügung standen, so reichten diese Gebiete doch nicht zu, um Preußen vollständig zu befriedigen. Da schien für dasselbe keine andre Entschädigung möglich zu sein, als durch das Königreich Sachsen, das ohnehin als erobertes Land betrachtet wurde. Darüber sowie über Rußlands Ansprüche ist viel hin und her gestritten worden; England, Österreich und das eben besiegte Frankreich, dessen Bevollmächtigter, der schlaue Talleyrand, sich einen ganz unberechtigten Einfluß zu sichern verstand, wollten Rußland sich nicht zu weit nach

Westen hin vergrößern lassen und gönnten ebensowenig Preußen die durch die Einverleibung Sachsens angestrebte Abrundung seines Gebiets. Da wurde denn kein Mittel gescheut, das zum Ziele zu führen schien; Umtriebe aller Art, selbst der gehässigsten Verleumdungen bediente man sich, um den Gegnern zu schaden. Endlich schlug der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich eine Teilung Sachsens vor: nur die eine Hälfte des Landes sollte an Preußen fallen, die andre nebst allen Rechten der Souveränität dem Könige von Sachsen zurückgegeben werden. Aber selbst darüber wurde erst unter dem Eindruck des weiter unten zu erwähnenden unerwarteten Ereignisses eine Einigung erzielt.

Als Frankreich zur Sprache kam, da ging die Sache glatter von statten. Man hielt den allzu patriotisch nach dem Elsaß und Lothringen auslugenden deutschen „Gefühlspolitikern“ vor, daß Europa vor allen Dingen von den guten Deutschen Bescheidenheit und Entsagung erwarte.

Man ließ also unsern unruhigen Nachbarn die Grenzen, welche Frankreich am 1. Januar 1792 gehabt hatte, ja man gewährte ihnen Abrundungen in Savoyen, am Rhein, in Belgien — gegen 150 □Meilen mit einer halben Million Einwohner. Auch blieben sie von Kontributionen und andern Lasten befreit.

Unser Vaterland hat die Politik der Großmächte Europas am meisten zu bedauern gehabt. Solange der Kampf währte, durfte Görres im Vorwort zu seinem „Rheinischen Merkur“ mit Recht noch schreiben: „Durch alle Völkerschaften geht ein Geist freudiger Entsagung und mutigen Zusammenhaltens; eine schöne Begeisterung glüht in aller Herzen; statt der früheren dumpfen Betäubung ist eine muntere Regsamkeit eingetreten; eine klare Anschauung der Weltverhältnisse nimmt die Stelle kläglichen Unverstandes ein; das Talent, das wie versiegt schien in flacher Erbärmlichkeit, hat in allen Fächern sich hervorgethan, und ein edler Gemeingeist, der den Deutschen so fremd geworden, umschlingt den großen Bund.“

Doch nur zu bald sollten die blütenreichen Hoffnungen sich zeigen als das, was sie waren — als tote wesenlose Träume, die in dem rauhen Luftzuge der gemeinen Wirklichkeit schnell zerstoben.

Der energische Stein hatte vom ersten Augenblicke an, wo unsre Heere in Paris eingezogen waren, an eine kraftvolle Neuordnung der inneren Verhältnisse unsres Vaterlandes gemahnt und die Garantien für eine solche darin gesucht, daß er für Deutschlands notwendige Stärke mindestens seine ehemaligen Grenzen zurückverlangte.

Die Forderung der Zurückgabe der alten Reichsstadt Straßburg samt dem ganzen Elsaß ist von niemand dringender erhoben und mit überzeugenderen Gründen unterstützt worden. „Ohne Unterlaß bekämpfte er die Lauheit und Zwietracht, welche den Preis des Sieges verscherzte, und trat der kargen Staatsweisheit entgegen, die Deutschland mit möglichst losen und unvollkommenen Formen abfinden wollte.“

Doch waren leider seine Bemühungen ohne Erfolg geblieben. „Die Schwachen und Boshaften“, schrieb schon im Sommer 1814 der wackere Gneisenau, „stehen im Bunde gegen Stein; jene fürchten, diese hassen ihn.“ So kam es, daß man auf dem Wiener Kongreß zwar über die zukünftigen Machtverhältnisse der europäischen Staaten, über die gegenseitig sich zuzusprechenden

Seelenzahlen, über Einkünfte und Flächenraum der Gebiete eifrig beriet — die höheren, die geistigen Interessen der Völker aber, die Verbriefung ihrer Rechte und Freiheiten, welche sie mit ihrem Herzblute sicher erkämpft zu haben glaubten, dort nicht zur Sprache, wenigstens nicht zur Feststellung brachte. Reichlich wurden Staatsmänner und Feldherren belohnt — die Völker gingen leer aus! Ja, die Herren Diplomaten, welche nach Blüchers Ausspruch so oft wieder mit der Feder verdarben, was das Schwert des Soldaten gut gemacht hatte, gelangten zu Entschließungen, welche den wahren Interessen der Völker geradezu entgegen waren und, wie sich nur zu bald zeigte, für die Sicherheit der Staaten nach außen und im Innern verderblich wurden.

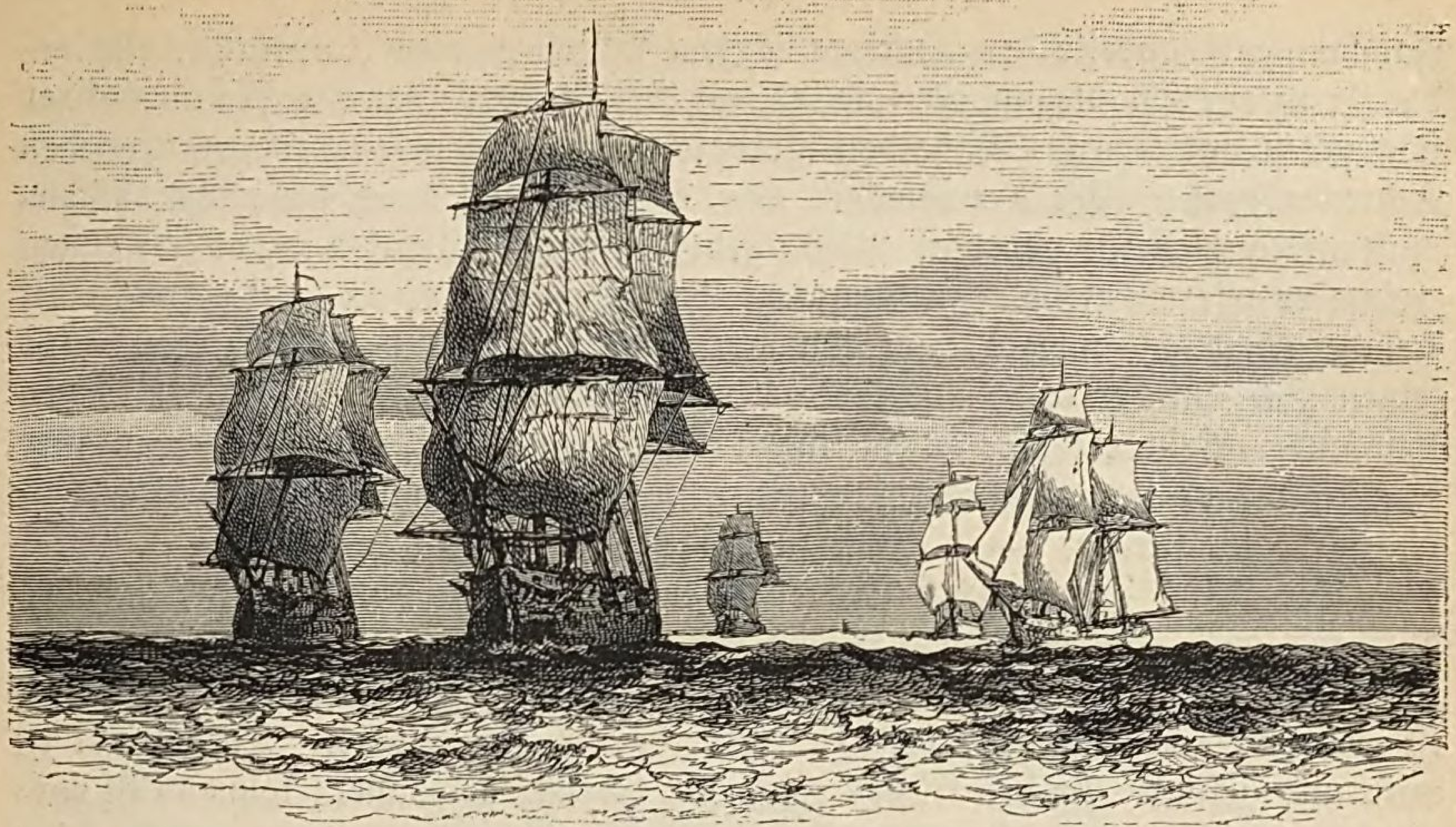
Die herrliche, nicht so leicht wiederkehrende Gelegenheit zur Abschaffung unzähliger, aus der Zeit mittelalterlicher Staatsanschauungen herrührender Mißbräuche, welche noch zum Teil auf allen Staaten Europas lasteten, ist damals leider versäumt worden, und es hat sich dies später schwer gerächt. Ja, es fehlte nur wenig, so wären infolge des erbitterten Interessenstreites, der sich über die Entschädigungsfrage namentlich hinsichtlich Preußens und Rußlands entspann, die kaum vom Blute des gemeinsamen Feindes trockenen Schwerter wiederum gezogen worden zum mörderischen Kampf.

Trauriges Ergebnis nach so riesigen Opfern! — Klägliches Markten und Feilschen nach den glorreichen Thaten der letzten Jahre! „Es ist jetzt“, schrieb Stein, „die Zeit der Kleinheiten, der mittelmäßigen Menschen; alles das kommt wieder hervor und nimmt seine alte Stelle ein, und diejenigen, welche alles aufs Spiel gesetzt haben, werden vergessen und vernachlässigt.“

Doch merkte man auf der Oberfläche des Wiener Lebens nur wenig von jenem boshaften Intrigenspiel und dem gehässigen Streite kleinlichsten Eigennutzes. Wachtparaden wechselten mit Maskeraden, Karussels, Bällen, Prachtopern, Feuerwerken, Jagd- und Schlittenpartien. Nach all diesen Lustbarkeiten, die dem Kaiser schon Millionen über Millionen gekostet hatten — fand am 6. März eine große Festlichkeit statt, bei welcher auch lebende Bilder aufgeführt wurden. Die Darstellungen wurden von rauschendem Beifall der höchsten und hohen Gäste begrüßt, vornehmlich die Vorführung der Zusammenkunft des jugendlichen Max von Österreich mit der Prinzessin Maria von Burgund in glänzender Gruppierung. — Spät erst trennt sich die höchlichst befriedigte Gesellschaft, am Morgen noch weilt die Erinnerung gern bei den bezaubernden Erscheinungen der kaum dahingeschwundenen Stunden — da wird es unruhig in den Vorzimmern der Fürsten und Gesandten sowie in den Sälen und Beratungszimmern der Staatskanzlei. Bald nachher treten die vornehmsten Monarchen und ihre Ratgeber, die Elite aller in Wien anwesenden Staatsmänner zusammen, und laut, immer lauter dringt durch die ganze Versammlung der Ruf: „Napoleon hat Elba verlassen, er ist in Frankreich gelandet, ist auf dem Wege nach Paris!“

Ich wußte heut' nicht, was mein Rappe scharrte,
Und was mein Säbel in der Scheide klirrte.
Krieg heißt die Zeitung, wie's euch auch verwirrte,
Er ist entfloh'n von seiner Inselwarte.

F. Förster.



# Rückkehr Napoleons von Elba.

Des Kaisers Reise nach Elba. Sein dortiger Aufenthalt. Zustände in Frankreich. Napoleons Rückkehr. Zug nach Paris. Versuche, das Volk für sich zu gewinnen und die auswärtigen Mächte zu versöhnen.

Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stet.
Schiller.

Noch war kein Jahr vergangen, seit Napoleon Fontainebleau verlassen hatte, um Besitz zu nehmen von der kleinen Insel Elba, die er der Großmut der Verbündeten verdankte.

Je mehr er sich damals auf der Reise dem Süden seines ehemaligen Reiches näherte, desto feindseliger zeigte sich die Stimmung der Bevölkerung gegen den gestürzten Imperator. Selbst den selten gehörten Namen, den er führte, gönnte ihm die Mißgunst und Schadenfreude nicht. Ward doch zu jener Zeit keck behauptet und bereitwillig geglaubt, daß die Familie Napoleons aus dem Kanton Appenzell stamme, sein Name, hieß es, sei eigentlich Nicolas, Bonaparte nur eine Übersetzung von „Gutteil"! — Schon in Valence umringte ein wilder Volkshaufe seinen Wagen mit den wütenden Ausrufen: „Nieder mit Nicolas, nieder mit dem Corsen, nieder mit dem Tyrannen!" In Avignon wiederholte sich nicht nur dies wüste Geschrei, sondern man zeigte nicht übel Lust, sogar an die Person des Kaisers Hand anzulegen. Nur mit Mühe vermochten ihn die Kommissäre der Verbündeten, welche ihn nach seinem Bestimmungsort zu geleiten den Auftrag hatten, vor thätlichen Mißhandlungen zu schützen. Immer beunruhigender gab sich, je weiter man kam, die Erbitterung kund. In Orgon richtete man einen Hagel von Steinen nach dem Wagen des Gestürzten, wütende Weiber stürzten heran und riefen: „Tyrann, gib uns unsre Söhne wieder!"

Ja, man mißhandelte den noch vor kurzem so gefürchteten Imperator, riß ihm das Kreuz der Ehrenlegion ab, spie ihm ins Gesicht. Der Mann, der in unzähligen Schlachten mit eiserner Ruhe den mörderischen Kampf geleitet, dessen Auge an Schreckensszenen aller Art gewöhnt war, er fühlte sich durch diese schmählichen Auftritte aufs tiefste gebeugt. Völlig gebrochen, fast willenlos saß er da; zuletzt weinte er wie ein Kind. In dumpfem Schweigen ließ er es zu, daß man ihm fremde Kleidung anlegte, um ihn der Wut des Volkes zu entziehen, und seinen Hut mit der weißen Kokarde der Bourbonen versah. Nach acht Tagen unsäglicher Pein erreichte er in einem nicht zu beschreibenden Seelenzustande Fréjus, wo er sich nach einem Aufenthalte von 24 Stunden nach Elba einschiffte. Hier stieg er am 4. Mai zu Porto-Ferrajo ans Land.

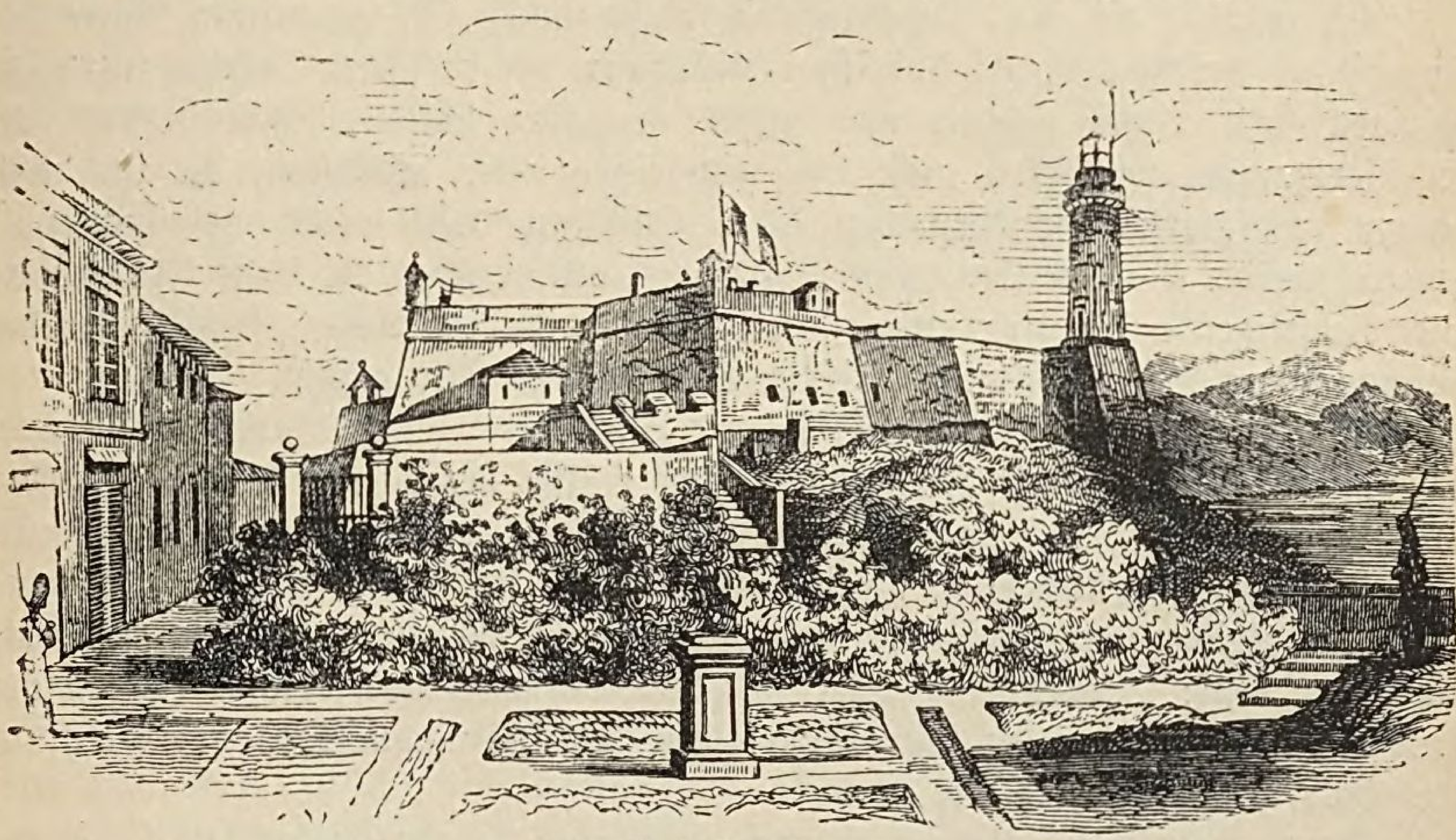
Die Insel Elba, zwei Meilen vom toscanischen Festlande gelegen, ist durchaus gebirgig; die Höhen steigen bis zu etwa 940 m an; man kann von ihnen am westlichen Horizonte die corsischen Gebirgszüge erblicken. Der Boden ist zwar nicht unfruchtbar, doch zum Ackerbau wenig geeignet. Das Klima ist mild und gesund. An den Küsten wird viel Seesalz gewonnen; lohnend ist vorzüglich der Fang des Thunfisches. Der Hauptreichtum der Insel besteht aber in den bei dem Dorfe Rio befindlichen unerschöpflichen Eisengruben. Besonders malerisch sind die grünen, von mächtigen Bergmassen eingefaßten Thallandschaften und die zahlreichen Buchten an der Küste, unter denen sich wieder der Golf von Porto-Ferrajo vor allen andern auszeichnet. Die Gegend hat einen stillen, idyllischen Charakter, wie ihn einer sich nicht schöner wünschen kann, der von den Mühen eines thatenreichen, mühevollen Lebens in friedlicher Zurückgezogenheit ausruhen will. Für einen Napoleon aber, der in der Kraft seiner Jahre gezwungen worden war, vom Schauplatze abzutreten, und der nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, um an der Spitze eines großen und kriegerischen Volkes seine alte Stelle wieder einzunehmen, war das sieben Quadratmeilen umfassende Ländchen viel zu klein und unbedeutend.

Als der Kaiser in Fontainebleau am 20. April von seiner Garde Abschied nahm, hatte er ihr zugerufen: „Beklaget nicht mein Los. Wenn ich eingewilligt habe, mich selbst zu überleben, so ist es nur geschehen, um eurem Ruhme noch länger zu dienen. Ich will nun die großen Thaten niederschreiben, die wir miteinander vollführt haben.“

Doch war er auf Elba den europäischen Händeln viel zu nahe, als daß er ernstlich hätte daran denken mögen, als Memoirenschreiber aufzutreten oder eine Geschichte seiner Zeit der Nachwelt zu überliefern. Vorerst suchte er sich in seiner Einsamkeit zu zerstreuen. Er begann mit dem Ausbau seines Palastes ließ an der Verbesserung der vorhandenen Wege arbeiten und neue anlegen, beschäftigte sich mit Hebung der Erwerbsquellen seiner Unterthanen; doch konnte ihn dies alles auf die Länge nicht befriedigen. Auch die Getreuen seiner Umgebung fingen an, sich zu langweilen; er selbst konnte sich kaum noch sehen lassen, ohne gefragt zu werden: „Sire, wann geht es nach Frankreich?“

Manches andre kam hinzu, ihm eine Veränderung seiner Lage als wünschenswert erscheinen zu lassen, seine Seele wieder für die kühnsten Pläne empfänglich zu machen. Die Bourbonen verzögerten die Zahlung der ausbedungenen

Summen, immer tiefer geriet der Kaiser dadurch in Schulden; die mißvergnügten Italiener drangen in ihn, sich an ihre Spitze zu stellen; die ernsten Zwistigkeiten zu Wien und die immer mehr überhand nehmende Mißstimmung in Frankreich blieben ihm kein Geheimnis. Außerdem wußte er ja nur zu gut, daß man einem Manne, wie ihm, der so lange vom Glücke auf die wunderbarste Weise begünstigt worden war und in einer Reihe von Jahren Unerhörtes geleistet hatte, nie und nimmer Vertrauen schenken, ihn für die Zukunft so leicht nicht unbehelligt lassen werde. Sehr glaubhaft schien daher die ihm hinterbrachte Kunde, daß man die Frage aufgeworfen habe, ob es nicht ratsam sei, den noch immer gefährlichen Imperator auf eine ferne Insel des Ozeans zu verbannen.



Porto-Ferrajo.

Die Zustände in Frankreich zeigten sich in der That den Plänen Napoleons überaus günstig. Ludwig XVIII., dem die hohe Bestimmung zugefallen war, das aus tausend Wunden blutende Reich zu beruhigen und durch eine umsichtige und maßvolle Regierung zu beweisen, wie unrecht man gethan habe, sein Geschlecht während der letzten 19 Jahre so gänzlich zu vergessen, erwies sich seiner schweren Aufgabe nur wenig gewachsen. Trotz der von ihm verliehenen Konstitution bewegte sich die neue Staatsmaschine in einer Weise, die bei den Franzosen bald vielfaches Mißbehagen hervorrief.

An Stelle der Stetigkeit und unvergleichlichen Raschheit, welche der alles überschauende Imperator von seinen Behörden verlangt hatte, war teils infolge des Einflusses, den vor und nach der Zurückberufung der Bourbonen die Sieger ausübten, teils infolge des durch die Rückkehr der alten Königsfamilie bedingten Wechsels in den Personen der Regierungsorgane eine Unsicherheit und Lahmheit getreten, an welche die Franzosen längst nicht mehr gewöhnt waren und welche sie deshalb um so unangenehmer empfanden.

Daher kam es, daß schon vor Ablauf des Jahres 1814 der grellste Umschwung gegenüber den Stimmungen vom Frühjahr stattgefunden und das

Königtum mit seinem Gefolge übermütigen Adels und bigotter Priester sich bereits nach wenig Monaten auf das gründlichste verhaßt gemacht hatte. Der neue König, der ruhig im Auslande gelebt hatte, während die französischen Waffen über halb Europa triumphierten, datierte seine Erlasse aus dem neunzehnten Jahre seiner Regierung (!) und schlug damit den teuersten Erinnerungen an die mit Strömen Blutes erkaufte glorreiche Vergangenheit seines Volkes ins Gesicht. Ersichtlich wurden unter den Soldaten die alten ergrauten Gefährten des Kaisers vernachlässigt, während das Volk die Sieger an den Pyramiden und in Italien wie die Kämpfer an der unwirtlichen Beresina nicht so schnell vergessen konnte, denn sie weilten ja zum Teil noch lebend in seiner Mitte.

So sorgten die übel angebrachten Maßnahmen, ja man kann sagen der Unverstand der Bourbonen und ihrer Anhänger, die in ihrem nahezu zwanzigjährigen Exil nichts gelernt und nichts vergessen hatten, schon dafür, daß des Verbannten von Elba nicht nur von seinen alten Soldaten, die ihn noch immer vergötterten, sondern von allen Ständen bald wieder sehnsuchtsvoll gedacht wurde. — Der Entschluß Napoleons, als er über die Lage Frankreichs und die steigende Unzufriedenheit, insbesondere in der Armee, sowie über die Stimmung in Paris Kenntnis erhielt, war deshalb bald gefaßt.

Es war am 28. Februar 1815 um 1 Uhr, als er seiner Garde ankündigte, sich zum Aufbruch bereit zu halten. Um 4 Uhr befanden sich 400 erprobte Krieger an Bord der Brigg „l'Inconstant", fünf kleinere Fahrzeuge nahmen 200 Mann zu Fuß und 100 polnische Ulanen auf. Um 8 Uhr gab ein Kanonenschuß das Zeichen der Abfahrt, und die Flottille verließ unter dem hundertstimmigen Ruf: „Paris oder Tod!" die Reede von Porto-Ferrajo. Schon am 1. März erblickte man die heimatliche Küste und lief nachmittags um 3 Uhr in den Golf von St. Juan ein.

Kaum war ein Jahr vergangen, daß man im Frühjahr 1814 an der Nordsee und tiefer hinein im Lande sang:

Eins, zwei, drei,
Mit den Franzosen ist's vorbei!
Erst hat sie Deutschland fett gemacht,
Dann haben die Russen sie abgeschlacht't,
Der Preuß' sie über die Grenz' gebracht,
Und den Bonapart' davongejagt.
Eins, zwei drei,
Für immer ist's mit dem vorbei!

— — und wieder stand Napoleon auf Frankreichs Boden, ganz Europa mit dem Schrecken seines Namens erfüllend.

Allerdings mißlang sein erster Versuch, das befestigte Antibes zu nehmen, wohin er 25 Mann seiner alten Garde schickte, denn als sie „Es lebe der Kaiser!" riefen, drohte man, auf sie zu schießen; dagegen gewann General Cambronne mit 50 Mann Cannes, worauf der Kaiser seinen Marsch durch die Departements des Var, der niederen und der oberen Alpen nahm, wo man die Wiedergekehrten gerade nicht mit den günstigsten Blicken ansah. Erst in der Dauphiné sah er sich mit freudigem Zuruf empfangen.

Auf dem Wege nach Grenoble stieß er zuerst auf königliche Truppen, ein Bataillon vom 5. Regiment. Nachdem alle Bemühungen, es für die Sache Napoleons zu gewinnen, ohne Erfolg geblieben, trat dieser selbst bis auf 20 Schritt zur Front des feindlichen Heerhaufens heran. Ja, er war es, der

Soldatenkaiser! Sie erkannten ihn an dem kleinen Hute und dem grauen Überrock über der Uniform; der Ruhm von fünfzig gewonnenen Schlachten schwebte um seine Stirn, das dunkle Feuer seines Auges drang in ihre Seele.

„Soldaten", sprach er mit fester Stimme, „erkennt ihr mich, euren Kaiser? Wenn ihn jemand töten will, er kann es! Hier bin ich! Hier ist meine Brust!" Nach einem Augenblicke feierlichen Schweigens erfolgte der allgemeine, nicht enden wollende Zuruf: „Vive l'empereur!" Die Soldaten drängten sich herzu, stürzten ihm zu Füßen, liebkosten ihn, legten ihm die dreifarbige Kokarde an, umringten jubelnd den herbeigebrachten Adler — die Bourbonen waren gestürzt. Nach dieser enthusiastischen Szene ward der Marsch mit einer nun schon ansehnlichen Truppenmacht gegen Grenoble fortgesetzt. Jetzt kommt der Oberst Labedoyère mit dem 7. Linienregiment dem Kaiser entgegen und stürzt sich in seine Arme. Napoleon preßt ihn an sein Herz und ruft in freudiger Bewegung: „Oberst, Sie setzen mich wieder auf den Thron."

Es war bereits völlig dunkel, als der Zug, begleitet von mehreren Tausenden von Landleuten, vor der Festung anlangte. Verworrenes Getöse läßt sich in der Stadt vernehmen, doch die Thore sind geschlossen. Napoleon tritt bis an die Zugbrücke heran, und Labedoyère steigt auf einen Hügel und ruft hinüber: „Soldaten, wir bringen euch den Helden wieder, dem ihr in so vielen Schlachten gefolgt seid; an euch ist es, ihn aufzunehmen und das alte Feldgeschrei der Besieger von Europa anzustimmen! „Es lebe der Kaiser!" Und „vive l'empereur!" hallt es von den Wällen zurück; man bringt Balken herbei, stößt die Thore ein, und der Kaiser hält seinen Einzug. „Es gibt keine Schlacht", sagt Las Casas, „in welcher Napoleon in größerer Gefahr gewesen wäre, als hier bei seinem Eintritt in Grenoble; die Soldaten stürzten sich mit allen Gebärden der Wut auf ihn, man erschrak und glaubte, er werde in Stücke zerrissen werden; aber es war nur der Wahnsinn der Freude; man trug ihn fort, ihn und sein Pferd."

Am 9. traf Napoleon in Lyon ein, wo soeben noch die Herzöge von Artois und Orleans vergebens die Gesinnungen der Treue für die Bourbonen aufrecht zu halten gesucht hatten; auch hier wurde der Wiedergekehrte vom Volke und der Besatzung jubelnd empfangen. Schon fühlte er sich stark genug, die Regierung des Reiches wieder zu übernehmen. „Reißt jene Farben nieder", rief er den Franzosen zu, „welche die Nation verbannte! Steckt die dreifarbige Kokarde auf! Der Sieg wird uns im Sturmschritt voraneilen, der Adler mit den Nationalfarben von Turm zu Turm fliegen und sich auf dem von Notredame niederlassen."

Ney wurde ihm entgegengesandt. Er hatte Ludwig XVIII. beim Abschied mit Inbrunst die Hand geküßt, Thränen der Wehmut vergossen und ohne Sträuben von ihm eine halbe Million Frank angenommen, um seine Schulden bezahlen zu können; dafür hatte er versprochen, entweder „den Tiger" in einem Käfig gefangen in Paris einzuführen oder für seinen König in den Tod zu gehen. Mit solchen schönen Vorsätzen war er davongeeilt — in die Arme Napoleons. Auch er fühlte sich unwiderstehlich fortgerissen in den Strudel der allgemeinen Bewegung.

Unaufhaltsam drang Napoleon immer weiter gegen die Hauptstadt vor.

Vom „Moniteur" zuerst Ungeheuer, dann Usurpator, später schlechtweg Bonaparte, sodann Napoleon, zuletzt Kaiser tituliert, hatte auch er in auf- und

absteigender Linie Frankreichs Volk anfangs als Bürger, dann als Franzosen, endlich als seine Unterthanen begrüßt.

Am 20. langte er vor den Thoren von Paris an, dem die Bourbonen vorsichtigerweise noch rechtzeitig den Rücken gekehrt hatten. In einem einfachen, mit vier Postpferden bespannten Wagen fuhr er nach den Tuilerien. Ein Bataillon seiner Getreuen biwakierte auf dem Karussellplatze und versah im Verein mit der Nationalgarde den Dienst im Schlosse. — Das kaiserliche Regiment kam bald nach allen Seiten hin wieder in vollen Gang; die neuen freiheitlichen Institutionen, welche Ludwig XVIII. den Franzosen zwar verliehen, aber bisher nur widerwillig oder gar nicht ausgeführt hatte, wurden rasch ins Werk gesetzt, und die eiligst zusammenberufenen Kammern am 4. Juni durch Napoleon in Person eröffnet. „Wir hatten", verkündete er den Franzosen, „mehrere innere Einrichtungen verschoben, welche bestimmt waren, die Freiheit der Bürger zu schützen. Von nun an haben wir keinen andern Zweck mehr, als Frankreichs Wohlfahrt durch Befestigung der öffentlichen Freiheit zu vermehren." Dem Auslande rief er zu: „Die Wiederherstellung des Kaiserreichs sei für das Glück Frankreichs notwendig gewesen; er wolle durch dieselbe auch die Ruhe Europas befestigen. Kriegsruhm zur Genüge habe der Reihe nach die Fahnen der verschiedenen Nationen verherrlicht; die schönste Bahn thue sich jetzt den Herrschern auf, und er sei der erste, auf dieselbe hinunterzusteigen zum heiligen Wettkampf um die Glückseligkeit der Völker."

Fürwahr, schöne, gewinnende Worte — jedoch der rechte Glaube fehlte. Der Krieg gegen den noch immer Gefürchteten war in kaum einer Stunde beschlossen worden. In der Nacht vom 6. auf den 7. März hatte Metternich die Nachricht erhalten, daß Napoleon Elba verlassen habe — früh 8 Uhr war bereis Kaiser Franz davon unterrichtet. Dieser besann sich diesmal nicht lange. „Napoleon scheint den Abenteurer spielen zu wollen", sagte er zu dem Minister, „das ist jedoch seine Sache. Die unsre ist, die Ruhe der Welt zu sichern, welche er so lange Jahre störte. Sagen Sie sogleich dem Könige von Preußen und dem Kaiser von Rußland, daß ich bereit bin, meiner Armee alsbald den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen." Die beiden Monarchen gaben dem Staatskanzler dieselbe Erklärung, und um 10 Uhr morgens befanden sich bereits Adjutanten nach allen Richtungen unterwegs, den Heeren den Befehl ihrer Kriegsherren zu überbringen.

Die zu Wien versammelten Potentaten Europas, die Schar großer und kleiner Fürsten, Diplomaten, Kanzler und Botschafter, welche sich, wie wir wissen, bis dahin noch immer nicht über die Ordnung der staatlichen Verhältnisse in Europa hatten verständigen können, beeilten sich nun, den Friedenskongreß zu einem Abschluß zu bringen. Das gelang auch in der That. Wozu monatelange Beratungen bisher nicht ausgereicht hatten, das brachte jetzt die ernste Arbeit weniger Tage zuwege. Ein vorläufiges Abkommen wurde schnell erzielt; denn alle Beteiligten ließen in ihren Ansprüchen nach — entschlossen, sich ohne Säumen gegen den alten Feind zu wenden, zu dessen gänzlicher Vernichtung nach kurzer Zeit halb Europa noch einmal in Waffen stand.



Die preußischen Hauptführer im entbrennenden Kampfe.

## Blücher und Gneisenau.

Marschall Vorwärts bei der Nachricht von Napoleons Rückkehr. Blüchers Jugend und erste militärische Dienstzeit. Blücher als Familienvater und guter Landwirt. Wiedereintritt in die Armee. Blücher als Reiterführer. Jena. Rückzug nach Lübeck. Gefangenschaft und weitere Kriegsthaten. Friede. Das Jahr 1812. Das Jahr 1813. Blücher kommandierender General. Widersacher und Freunde. Von der Katzbach nach Paris. — Gneisenaus Schicksale vor 1813. Sein Verhältnis zu Blücher.

Der Blücher hat die Macht,
Der Gneisenau den Bedacht;
Drum hat's Gott wohl gemacht,
Der sie zusammen gebracht. —
Der Gneisenau in der Nacht
Hat guten Rat erdacht,
Der Blücher am Tage der Schlacht
Hat's drauf noch besser gemacht.
Drum sei den beiden,
Den beiden
Ein Lebehoch gebracht!

Rückert.



Während man in Wien einander noch verlegen ansah und sich nur ungern aus seinen Vergnügungen herausreißen ließ, entflammte in Berlin die Nachricht von Napoleons Rückkehr von neuem den kriegerischen Enthusiasmus. Der 73jährige Blücher legte sofort den schlichten Zivilrock ab, den er bisher getragen, und als er sich zum erstenmal wieder in Feldmarschallsuniform zeigte, drängte sich das Volk zu ihm heran und rief: „Hurra, Papa Blücher!

nun geht's wieder vorwärts!" „Ja, Kinder", erwiderte der Alte, „vorwärts, bis wir den H—n am Zipfel haben." — Obgleich des greisen Helden Gesundheit vom letzten Feldzuge her noch sehr angegriffen war, kehrte doch, als der verhaßte Feind von den schweren Schlägen, die er ihm beigebracht, sich wieder erholt zu haben schien, sogleich die alte Rührigkeit des Geistes und Körpers zurück. Munter tummelte er sein Roß im Tiergarten, besuchte täglich die Parade und sprach in gewohnter Zuversicht von einem baldigen neuen Einzug in Paris, der diesmal den Franzosen teurer zu stehen kommen solle. Allerdings hatte die Partei, die, wie beim Beginn des Feldzugs von 1813, dem alten Marschall nicht wohl wollte, abermals ihren Einfluß am Hofe zur Geltung zu bringen gesucht, und es war Knesebeck an ihn abgesandt worden. Dieser hob unter anderm auch das Bedenken hervor, ob es wohl geraten sei, in einem so hohen Alter den erlangten Ruhm wieder aufs Spiel zu setzen. Da kam er aber schön an — Blücher unterbrach ihn kurz angebunden mit den Zornesworten: „Donnerwetter, was das für dummes Zeug ist!" und kehrte ihm ohne weiteres den Rücken zu.

Und in der That war keine Persönlichkeit geeigneter, auch den bevorstehenden neuen Kampf noch durchzufechten, als der alte Kriegsheld. Verweilen wir einen Augenblick bei den früheren Schicksalen und Thaten des greisen Heerführers.

Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstadt, geboren zu Rostock in Mecklenburg am 16. Dezember 1742, hatte seine erste Erziehung auf dem Gute seiner Eltern, Rensow, erhalten. Der Vater, ein ehemaliger hessischer Rittmeister, besaß nur geringe Mittel und that deswegen zu seiner Erleichterung den kleinen Gebhard, samt dessen älterem Bruder, zeitig aus dem Hause zu einer an den schwedischen Kammerherrn von Krackwitz verheirateten Schwester. Dort, auf Rügens meerumsäumtem Boden, lernten die beiden kräftigen Knaben jagen, fischen, reiten, klettern, schwimmen und was sonst der körperlichen Ausbildung frommt. Recht fette Bissen gab es freilich dort ebenfalls nicht; dafür brauchten aber auch die Jungen um so weniger zu lernen und hatten Zeit in Hülle und Fülle, den Körper zu stählen. Der alte Herr sprach sich oft in freudiger Rückerinnerung an die frohen, wenn auch nicht durch Überfluß ausgezeichneten Jugendtage in seiner derben Weise dahin aus: „In meiner Jugend wurden mit den „Bälgern" nicht so viel Umstände gemacht; ins Bette kamen sie nicht eher, als bis man sah, ob sie Borsten oder Haare bekämen, und wenn die Junker ins Kadettenhaus sollten, mußten sie erst mit Pechstiefeln eingefangen werden."

Außer den Pocken hat dem kräftigen Gebhard nie etwas gefehlt. Gleichzeitig mit der körperlichen Gesundheit entwickelte sich aber bei dem jungen Burschen auch eine natürliche, durch keine Kunst, wie sich nachmals der Fürst ausdrückte, „verschrobene" Geisteskraft; heller Verstand und fester Wille waren schon Jugendeigenschaften Blüchers. Auch das in seinem späteren Leben ihm so eigentümliche Talent überzeugender und begeisternder Rede zeigte sich schon in seinen Kinderjahren, denn er wußte seine Spielkameraden ebenso oft durch Überredung als durch Gewalt zur Erfüllung seiner Wünsche selbst auf die Gefahr hin geneigt zu machen, daß ihm infolge seiner derben Weise Bestrafung widerfahre.

Da ereignete es sich im Jahre 1756, bald nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, daß Gebhard Leberecht und sein Bruder die schmucken Reiter

eines schwedischen Husarenregiments beim Durchmarsch zu Gesicht bekamen. Die glänzenden Uniformen und die lustige Husarenart stiegen den jungen Leuten zu Kopfe, und ohne sich lange zu besinnen, schlichen sie den Husaren nach und nahmen Dienst bei denselben. Bald war Gebhard Leberecht einer der dreistesten Reiter, voran beim Flankieren und Plänkeln, keck in Reden und Thun. Traf es sich, daß der Feind eine so feste Stellung innehatte, daß ein Angriff bedenklich erschien, so gehörte Blücher zu den Ersten, die dennoch gegen ihn vorsprengten und ihn durch übermütige Zurufe zum Hervorbrechen zu reizen suchten. Bei einer solchen Gelegenheit jagte unerwartet ein handfester preußischer Husar — es geschah dies im Siebenjährigen Kriege, in dem bekanntlich die Schweden im Bunde mit Österreich gegen Preußen kämpften — auf den kühnen Reiter ein; das Pferd des Flüchtigen stürzt — der kecke Junker ist gefangen.

Vor den Befehlshaber der preußischen Reiterei, den damaligen Oberst von Belling, gebracht, that dieser ausgezeichnete Reiterführer alles Mögliche, um den Junker Gebhard zu überreden, in seinem Regimente Dienst zu nehmen. Es war dies dasselbe Regiment, welches Blücher in der Folgezeit so rühmlich befehligen sollte. Der aber weigerte sich so lange, bis man ihm durch Auswechselung gegen einen gefangenen schwedischen Offizier dazu von seinem Vorgesetzten die Erlaubnis erwirkte. „Seit dieser Zeit", sagte der Fürst oft, „zeigte sich der mir ewig unvergeßliche Belling als wahrer Vater gegen mich und liebte mich so unbegrenzt, daß es schon hart kommen mußte, durch muntere Jugendstreiche ihn zum Unwillen zu reizen. Es war die Blütezeit meines Lebens."

Kein Wunder, wenn der geweckte Jüngling, der es verstand, in immer höherem Grade sich das Vertrauen seiner Vorgesetzten zu erwerben, gar bald Adjutant seines väterlichen Freundes und nach einem glücklichen, im Jahre 1761 ausgeführten Überfall, wobei er 500 Gefangene machte, Premierleutnant im Bellingschen Korps ward. Mit seiner neuen Stellung wuchs aber auch sein Selbstvertrauen, und er zog sich durch vorlautes, oft unüberlegtes Thun Händel und Raufereien in Menge zu. „Sein Säbel war stets so locker", sagt Bieske, sein Biograph, „daß er sich bei einer Strafpredigt, die ihm der inzwischen zum General avancierte Belling hielt, so weit vergessen konnte, seinen Wohlthäter zu fordern." Aus diesem Anlaß wurde er in ein andres Regiment nach Neustettin versetzt.

Es darf uns nicht wundern, wenn der muntere, hübsche Mann auch den Frauen gefiel und bisweilen, von Langerweile geplagt, Bekanntschaft mit dem Spiel machte, dem er sich später jedoch oft bis zur Leidenschaft hingab. Infolge seines leichten Sinnes hatte das Geld für ihn keinen andern Wert als den augenblicklichen; er lebte eben nur der Gegenwart, unbekümmert um die Zukunft. Waren die Thaler verspielt, so hörte deswegen die gute Laune nicht auf, denn er konnte alles entbehren, nur nicht einen schmucken Anzug und gute Pferde.

Daß unser Blücher von seinem ersten militärischen Lehrmeister etwas Tüchtiges gelernt hatte, bewies er im Jahre 1772 den Polen, denen er in der Gegend von Schneidemühl eine empfindliche Niederlage beibrachte, wobei sie ihren Anführer und 120 Mann einbüßten.

Indessen machte sein neuer Regimentschef, General v. Lossow, nicht immer gute Miene zu den Streichen des inzwischen zum Stabsrittmeister Aufgerückten.

Es kam nun zu Mißhelligkeiten und unangenehmen Vorkommnissen, und als Blücher infolgedessen beim Avancement übergangen wurde, bat er Friedrich den Großen um seinen Abschied. Der Bescheid des Königs lautete sehr ungnädig: „Der Rittmeister Blücher hat so lange Arrest, bis er sich eines andern besinnt.“ Aber obgleich man dem Rittmeister dazu neun Monate Zeit ließ, so beharrte derselbe doch unerschütterlich bei seiner Entschließung, so daß ihn König Friedrich mit den ärgerlichen Worten entließ: „Der Rittmeister Blücher kann sich zum Teufel scheren!“

Während seines Aufenthalts in Polen hatte Blücher die Bekanntschaft eines sächsischen Generalpächters von Mehling gemacht, dessen Tochter ihm so wohl gefiel, daß der bisherige Leichtfuß sich wirklich zur Heirat entschloß. — Nach einigen Jahren kaufte er das Gut Groß-Raddow in Pommern und ward bald ein ebenso eifriger Landwirt, als er früher Husar gewesen war. In größter Zurückgezogenheit verbrachte er auf solche Weise 15 Jahre — wie er versichert, recht glücklich. Er hatte sechs Söhne und eine Tochter; vom Spiel war nicht mehr die Rede, der Wein kam nur bei außerordentlichen Gelegenheiten auf seine Tafel, und alle Ersparnisse wurden zur Verbesserung des Gutes verwendet.

Bald war er ein so geachteter Gutsherr, daß er einen Preis wegen seiner Verdienste um die Verbesserung der Schafzucht erhielt und zum Land- und Ritterschaftsrat ernannt wurde. Friedrich der Große unterhielt sich gern mit ihm bei jeder Revue, die er in Pommern abhielt, und gab ihm sogar durch ein Darlehn von 15000 Thaler, welches er ihm in der Folge schenkte, seine ganz besondere Zufriedenheit zu erkennen. Von der Wiedereinstellung in das Heer, um welche sich Blücher mehrfach bemühte, wollte der Monarch jedoch durchaus nichts wissen.

Der große König starb am 17. August 1786. Friedrich Wilhelm II. erinnerte sich des ehemaligen Husaren, der sich auch sogleich bereit erklärte, wieder zum Säbel zu greifen. Er trat 1787 als Major wieder in eben dasselbe Husarenregiment ein, aus dem er wegen der erwähnten ärgerlichen Vorfälle ausgeschieden war.

Der Krieg gegen das revolutionäre Frankreich begann. Oberst Blücher führte sein Regiment 1793 an den Rhein, wo er als kecker Husarenanführer die ersten rühmlichen Proben seines später immer mehr hervortretenden militärischen Talents abzulegen Gelegenheit fand, namentlich bei Bouvines und in dem Gefechte bei Kirrweiler. Nachdem er das Beobachtungsheer als Generalmajor im September 1794 verlassen hatte, nahm er nach dem Friedensschlusse im Jahre 1802 Erfurt und Mühlhausen im Auftrage seines Königs in Besitz.

Die Unglücksjahre Preußens nahten heran. Der Ausbruch des Krieges führte Blücher als Generalleutnant auf das Schlachtfeld von Auerstädt; der geschlagenen Armee folgte er mit dem größten Teile der Kavallerie über die Elbe, konnte aber am entscheidenden Tage, wegen Ermüdung seiner Truppen, den Fürsten Hohenlohe nicht mehr erreichen, ein Umstand, der mit zur unglücklichen Kapitulation von Prenzlau beigetragen haben soll. — Hierdurch von Stettin abgeschnitten, blieb Blücher nur noch der Weg ins Mecklenburgische offen und von da in das Gebiet von Lübeck. Dort in der Nähe von Ratkow erreichten ihn die Franzosen, deren Übermacht er sich bei Travemünde ergeben mußte.

Nach seiner Auswechselung gegen den Marschall Victor wandte sich Blücher gen Königsberg in Preußen, wo er gleich nach seiner Ankunft an die Spitze eines nach Schwedisch-Pommern entsendeten Korps trat, um Stralsund verteidigen zu helfen und die Unternehmungen der Schweden zu unterstützen.

Nach dem Tilsiter Frieden arbeitete er in Berlin im Kriegsdepartement und ward darauf Generalkommandant von Pommern. Nach seiner Wiederherstellung von neunmonatlicher Krankheit machte sich aber der freisinnige Soldat durch seine Äußerungen bei den Franzosen bald in solchem Grade mißliebig, daß dem Könige nichts übrig blieb, als ihn 1812 außer Thätigkeit zu setzen.

Dies war die Zeit, welche der Fürst, der seinen Wohnsitz in Breslau aufgeschlagen hatte, nachmals oft als die widerwärtigste seines Lebens bezeichnete. Damals habe sich — so erzählte er — sein Haß gegen die Franzosen erst in dem Maße entwickelt, wie er später zum Ausbruch gekommen sei; noch mehr aber steigerte sich sein Ingrimm, nachdem er durch den Umgang mit Scharnhorst und andern Gleichgesinnten den ganzen Jammer der damaligen Zeit erkannt hatte. Von nun an sei er besonders von Beamten, die sich nicht der Gefahr hätten aussetzen wollen, verdächtig zu erscheinen, gleich einem Geächteten gemieden worden. Oft habe er in größter Dürftigkeit gelebt, kaum einen Dreier zum L'hombrespiel gehabt, aber unerschütterlich habe er an der Hoffnung festgehalten, daß es bald anders werden und daß es ihm selbst noch vergönnt sein möchte, vor allem dem Napoleon selbst noch recht derb den Pelz auszuklopfen.

Blücher gehörte zu den wenigen, welche den Glauben an die Unbesiegbarkeit Napoleons, der in den höheren Regionen zu einer Art Fatalismus sich ausgebildet hatte, ohne Unterlaß bekämpften. Mit Stein und später mit Hardenberg hat er sein Redliches dazu beigetragen, den Schwächlingen und Gleichgültigen in der Umgebung des Königs entgegenzuwirken. So ward er, als die übrigen Heerführer mutlos geworden, der Mittelpunkt aller Hoffnungen für alle diejenigen, welche den Glauben an eine bessere Zukunft noch nicht aufgegeben hatten.

Als Napoleons Heereszug nach Rußland mit der Vernichtung der „Großen Armee" geendet hatte, als die Hoffnungen der preußischen Patrioten allerorten neu auflebten, schien auch die Zeit für unsern Blücher wieder gekommen. Im Februar 1813 ward sein lebhafter Wunsch, gegen den Todfeind ins Feld zu ziehen, durch seine Wiederanstellung als kommandierender General erfüllt.

Doch gegen den alten Degen erhoben sich nicht wenige Gegner in der nächsten Umgebung des Königs. Er sei wohl, hieß es, ein tüchtiger Reiterführer, aber an seiner Befähigung zum Obergeneral sei doch ernstlich zu zweifeln; Wohlmeinende selbst gaben zu bedenken, daß seine Kraft und Ausdauer durch ein Alter von 71 Jahren schon zu sehr geschwächt wären; andre wieder fürchteten, sein tödlicher Haß gegen alles, was Franzosen heiße, werde ihn gelegentlich zu tollkühnen Husarenstreichen verleiten; wieder andern gaben seine freien und derben Manieren im Reden und Thun gegenüber gleichstehenden oder untergeordneten Befehlshabern Anlaß zu nicht ganz ungerechtfertigten Bedenken. — Allerdings hatte Blücher eine sehr rauhe Außenseite und verriet oft den geringen Grad seiner Bildung, was sein Leibarzt, der schon einmal angeführte Dr. Bieske, bestätigt; „lernte man ihn aber näher kennen, so fand man in ihm nicht nur einen sehr

gefühlvollen Mann, sondern auch einen, der es verstand, selbst in der Gesellschaft der gebildetsten Personen eine höchst gediegene Unterhaltung zu führen."

Was seine Freunde zu seinen gunsten geltend machten, ward wenig bestritten. Er war der Abgott der Soldaten, gefürchtet von den Unredlichen, hoch geachtet wegen seines Biedersinns und seiner Unbestechlichkeit, geliebt und verehrt von allen, die er seines Vertrauens würdigte. Sein Einfluß auf den gemeinen Mann war ganz außerordentlich, zum Teil Folge seiner Frömmigkeit. Denn Blücher war ein gottesfürchtiger Christ. Er versicherte, nie in eine Schlacht gegangen zu sein, ohne vorher gebetet und die Vorsehung angefleht zu haben, ihn zu leiten und vor Mißgriffen zu bewahren. Er führte sowohl in religiöser als auch in rein menschlicher Beziehung jene Sprache, wie sie der Kriegsmann gern hört. Sein derbes, entschiedenes, gerades und dabei zugleich frommes und gemütliches Thun und Wesen harmonierte durchweg mit dem des gemeinen Mannes. In jener erregten und von gläubiger Zuversicht erfüllten Zeit war es nicht ohne Bedeutung, daß der weitaus bedeutendste Führer im entbrennenden harten Kampfe auch nach dieser Seite hin der Masse der Kämpfer nicht fremd gegenüberstand.

Man kannte die unvergleichliche Kaltblütigkeit Blüchers in jeglicher Gefahr. Selbst in bedenklicher Lage verließ ihn der Gleichmut nicht. Wohl ritt der Alte nicht selten recht ärgerlich und polternd vor der Front auf und ab, vernehmlich drohend: jedem, der sich nicht schicken wolle, „gleich in die Fresse zu schlagen", wie er sich verständlich und kräftig genug auszudrücken liebte. Solche Drohungen erfüllten aber auch, ohne gar so böse gemeint zu sein, meist ihren Zweck. Wer sich einigermaßen in seine Launen zu schicken wußte, durfte über harte Behandlung von seiner Seite nicht klagen.

Der König aber fand an der derben Zornesweise des alten Husaren wenig Wohlgefallen und stimmte daher den Bedenklichen bei. So kam es, daß man beim Beginn des Krieges den Oberbefehl über die Truppen in Schlesien nicht in Blüchers Hände legte. Man hielt den Grafen von Tauentzien, einen allerdings sehr tüchtigen Offizier, der aber doch lange noch kein Blücher war, für den bei weitem geeigneteren Mann. Darüber entbrannte freilich des Alten Zorn lichterloh. Er schimpfte laut und ohne Schonung auf diejenigen, welche wieder einmal im entscheidenden Augenblicke zaghaft und bedenklich waren. Auch ärgerte es ihn, daß so viele in der Umgebung des Königs beflissen waren, durch übertriebene Schilderungen die Stärke des Feindes zu vergrößern und dagegen die eigne herunterzusetzen. Er meinte, „seinen Kopf wolle er zum Pfand einsetzen, daß er Napoleon und alle seine Franzosen aus Deutschland hinausjage, wenn man ihm auch nur 30000 Mann gebe, die er führen dürfe, wie er wolle." — Wenn nun das auch nicht so rasch und so leicht von statten ging, wie der alte Held es verhieß, so wissen wir doch aus den vorstehenden Abschnitten, wer die preußischen Heere nach Paris geführt und die Unentschlossenen stets nach sich gezogen hat.

Blücher war hochgewachsen, schlank und von ebenmäßigem Gliederbau; sein Haupt erhob sich mit dem nur spärlich behaarten Scheitel, der prächtigen Stirn, der Adlernase, den von Gesundheit strahlenden Wangen, dem mächtigen, den feingeformten Mund fast verhüllenden Schnurrbart und dem wohlgebildeten, starken Kinn in aller Majestät, die ein kräftiges Alter nur geben kann, und war



Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstadt.

von durchdringenden, die ganze Furchtlosigkeit und Unbekümmertheit seines innersten Wesens abspiegelnden, hellblauen Augen erleuchtet. Seine dumpfe Stimme hallte, wenn von gerechtem Zorne bewegt, wie ein Donner, vor dem alle kleingläubigen, mattherzigen Schreiberseelen, die vor überängstlicher Berechnung dem Feinde lieber auswichen als ihn anpackten, in scheuer Nachgiebigkeit zurückbebten. Ihm war der Feind nur vorhanden, um ihn zu schlagen, nicht aber, um mit ihm zu unterhandeln. Kein Unfall entmutigte, keine Übermacht schreckte, keine Kombination verwirrte Blücher. „Der alte Teufel", sprach Napoleon einst auf Elba, „hat mir nie Ruhe gelassen und mich immer und überall angegriffen; schlug ich ihn auch, so war er tags darauf schon wieder bereit, den Tanz von neuem zu beginnen."

Geradeswegs, unaufhaltsam und immer wieder auf den Feind, ohne Scheu vor politischen Rücksichten oder persönlicher Verantwortlichkeit mit dem Säbel in der Faust darauf losgehen, das war Blüchers Sache, das erwarb ihm den Namen „Marschall Vorwärts". — Seine Kampfweise ist sich daher meist überall gleich geblieben. Bei ihm hieß es, ungestüm auf den Feind sich stürzen, bei heftigem Widerstand zurückweichen, sich schnell wieder sammeln, den Bewegungen des Gegners aufmerksam folgen, jede gebotene Schwäche zu neuem Angriff benutzen, mit Blitzesschnelle dann andringen, einhauen, überreiten und hierbei das Menschenmögliche von seinen Truppen erwarten und verlangen in Angriff und Fechtart. — Indessen verstand Blücher bei alledem, und obschon er ohne eigentliche wissenschaftliche Bildung war, Männer wie Scharnhorst und Gneisenau hochzuschätzen; er besaß genug Schärfe des Verstandes, um die von ihnen entworfenen Pläne schnell zu fassen und zu würdigen, die er, hatte er sie einmal gebilligt, mit derselben Kraft und Beharrlichkeit ausführte, wie seine eignen, ihm vom Augenblick eingegebenen schönsten Kombinationen.

So war der Mann beschaffen, in dessen Händen diesmal die Entscheidung lag.





**August Graf Neithardt von Gneisenau.**

Die gegen die Betrauung Blüchers mit der verantwortlichen Stellung eines Oberbefehlshabers erhobenen Bedenken hatten, wie bemerkt, in einem Punkte, aber auch nur in diesem, eine gewisse Berechtigung. Es fehlte ihm an einer gründlichen militärwissenschaftlichen Durchbildung, ein Mangel, der einem Napoleon gegenüber allerdings nicht allzu gering angeschlagen werden durfte. Doch zum Glück für unser Vaterland fehlte es in der Umgebung des alten Feldherrn nicht an Männern, die das, was ihm in dieser Hinsicht abging, vollständig zu ersetzen im stande waren, aber auch zugleich ihn völlig zu würdigen und mit ihm umzugehen, sich seine Hochachtung und Anerkennung zu erwerben und dauernd zu erhalten wußten. Unter diesen Ehrenmännern steht obenan der treffliche Gneisenau, das Muster eines ausgezeichneten Soldaten und besonnenen

Patrioten, der, wie wir wissen, nach dem Tode Scharnhorsts die Seele des Blücherschen Hauptquartiers wurde.

Auch über seine Vorgeschichte einiges Nähere zu erfahren, wird den Leser gewiß interessieren. Gneisenaus Vater, August Wilhelm von Neithardt — später von dem Familienstammsitz im Österreichischen von Gneisenau genannt — hatte als sächsischer Offizier die Tochter des damaligen Artilleriehauptmanns Andreas Müller zu Würzburg kennen gelernt und sie als Gattin mit ins Feld genommen. Zu Schilda genas sie am 27. Oktober 1760 eines Knäbleins, mußte indessen schon nach der Torgauer Schlacht (3. November) dem fliehenden Heere folgen, wobei das Kind, während die Mutter schlief, von dem offenen Bauernwagen auf die Erde fiel, von einem Soldaten der Bedeckung aber aufgehoben und zurückgebracht wurde. Die Mutter erlag jedoch dem Schrecken und den Beschwerden der Reise, und der Vater überließ nun den Knaben bei einem Schildaer Bürger seinem Schicksale. Hier verlebte der verlassene August in bitterster Not die ersten neun Jahre seines Lebens. Da endlich hatte ein mitleidiger Schneider, dem die Herkunft des Kindes bekannt war, an dessen Großeltern nach Würzburg geschrieben. In elegantem Kutschwagen dorthin abgeholt, erfreute sich der junge Gneisenau nun einer sorgfältigen Erziehung und konnte, da ihm nach dem Tode seines Großvaters ein kleines Erbteil ausgehändigt wurde, die Universität zu Erfurt beziehen. Nur zu schnell gingen jedoch seine Mittel zu Ende, und so führte ihn Geldverlegenheit nicht minder als Neigung dem Soldatenstande zu. Er trat in österreichischen Dienst, vertauschte denselben aber schon nach einem Jahre mit dem des Markgrafen von Ansbach, der damals den größten Teil seiner kleinen Armee an die Engländer nach Amerika vermietet hatte. Da der Krieg jedoch bei Gneisenaus Ankunft in Halifax bereits beendigt war, kehrte dieser im folgenden Jahre (1783) wieder nach Deutschland zurück und trat nicht lange nachher in preußische Dienste. Anfangs in den Generalstab Friedrichs des Großen unter die „Offiziere von der Suite des Königs“ aufgenommen, wurde er bald, wahrscheinlich wegen seiner beschränkten pekuniären Verhältnisse, zu einem der neu errichteten Füsilierbataillone versetzt, das zu Löwenberg in Schlesien sein Standquartier hatte. Hier betrug sein ganzer monatlicher Gehalt 15 Thaler 16 gGr., von welchen ihm aber, nach Abzug von 10 Thalern 16 gGr. zur Tilgung früherer Schulden, nur 5 Thaler übrig blieben. Da traf es sich denn nicht selten, daß Gneisenau, wie sein Hauswirt, der Konditor Berner am Markte, erzählte, selbst die Flasche Bier, die er nachmittags zu trinken liebte, sich versagen mußte. Doch hatte seine dürftige Lage auch ihre guten und wohlthätigen Seiten. Gingen die Kameraden ihren kostspieligen Vergnügungen nach, so zog sich Gneisenau auf sein Zimmer zurück und benutzte seine zahlreichen Mußestunden auf das eifrigste zur Vervollständigung seiner Bildung. War er doch der einzige im Korps, der den „Magister matheseos“ zu beweisen verstand, weshalb er wohl hier und da der „Herr Magister“ genannt wurde, wie Scharnhorst in seinen Kreisen der „Herr Professor“ hieß. An dem Feldzuge in der Champagne 1792 nahm er nicht teil, wohl aber an dem polnischen 1794, der ihm jedoch keine Gelegenheit bot, sich auszuzeichnen. Infolge seiner Ernennung zum Kapitän im Jahre 1795 besserten sich seine

Verhältnisse. In dieser Stellung verbrachte er zu Jauer, einer kleinen Stadt Schlesiens, volle zehn Jahre, Jahre ungestörten Glücks und häuslichen Friedens. Der Tod eines seiner Kameraden, der im Zweikampf blieb, hatte ihm nämlich die Pflicht auferlegt, dessen Braut, Freiin Karoline von Kottwitz, Trost zu bringen. Sein tiefsinniges Gemüt fühlte sich nun dergestalt von dem edlen Mädchen gefesselt, daß er sie zu seiner Lebensgefährtin erkor.

Seine hohe militärische Befähigung wurde aber erst im Laufe des unglücklichen Feldzugs von 1806 erkannt und gewürdigt. Was er als Verteidiger Kolbergs im April 1807 geleistet hat, wird stets den rühmlichsten Ereignissen der prüfungsreichen Zeit beigezählt werden; er war die Seele jener denkwürdigen Gegenwehr gewesen.

Nach dem Frieden von Tilsit zum Chef des Ingenieurkorps ernannt, ward Gneisenau als Inspektor der preußischen Festungen auch in jenen Kreisen bekannt, denen sein patriotisches Herz nie und nimmer entgegenschlagen konnte. Nachdem der König sich genötigt gesehen hatte, den geistreichen Mann aus dem Militärdienste zu entfernen, ohne ihn deshalb aus dem Staatsdienste zu entlassen, fand Gneisenau auch in dieser Stellung bei mehrfachen diplomatischen Missionen nach Wien, Petersburg, Stockholm und London Gelegenheit, seine allseitige Bildung und ungewöhnlichen Talente kundzugeben. Im Jahre 1812, als Preußen sich notgedrungen mit Frankreich verbündete, nahm er seinen Abschied und ging nach England. Hier erreichte ihn die Kunde von Napoleons Niederlage in Rußlands unwirtlichen Steppen. Die Stunde der Befreiung hatte geschlagen, auf Männer wie ihn rechnete das neu auflebende Vaterland. So sehen wir den bewährten Mann im Jahre 1813 als preußischen Generalmajor und Generalquartiermeister in dem Armeekorps **Blüchers**, dem er nach dem Tode des edlen Scharnhorst als Chef seines Generalstabs noch näher trat, eine segensreiche Thätigkeit entfalten.

Der Name dieses wahrhaft verehrungswürdigen Mannes ist seitdem eng verknüpft mit allen Großthaten der schlesischen Armee und den außerordentlichen Ereignissen, welche der Marschall Vorwärts, der Nationalheld Preußens, herbeiführen half. Nie hat man Blüchers ausgezeichneten Stabschef auf dem Schlachtfelde in Verlegenheit gesehen. Sein durchdringender Scharfsinn, sein rascher, umsichtiger Blick fand alsbald das Nötige, das Ausschlaggebende, Richtige; selbst in den bedenklichsten Lagen ging seine Kenntnis von dem, was ein Heerführer braucht, nicht irre. Seine raschen Entschlüsse trugen stets den Charakter der Sicherheit, Zweckmäßigkeit und Ruhe. Mit den großen Eigenschaften, welche den Feldherrn bekunden, verband Gneisenau die Tugenden eines wahrhaft edlen Menschen, so daß man sagen darf: der Treffliche verdiente in vollem Maße die Liebe und Achtung, die ihm von allen Seiten entgegengetragen wurde.

Es war eine stattliche Heldengestalt, dieser **Gneisenau**, ein wahrhaft großer Charakter, gehoben durch ein tiefinniges Gemüt. Obgleich schon 53 Jahre alt, erschien er in Haltung, Schritt und Gebärden wie ein Dreißiger. Er war von mittlerem, doch stattlichem Wuchs, gewaltiger Brust, prächtigem Kopf, freier, heiterer, von dichten dunklen Locken überschatteter Stirn, großen, leuchtenden blauen Augen, hochgeschwungenen Brauen, vollem Kinn und fester, trotziger Unterlippe.

Sein klarer Blick zeigte das seltene Gemisch von Zuversicht und Bescheidenheit, das ihm zu eigen war. Jene gab sich in seinem sicheren und ruhigen Einherschreiten kund, letztere ließ das unwiderstehlich Anziehende in seinem Benehmen noch mehr hervortreten. Nie hörte man aus seinem Munde ein unschönes oder unüberlegtes Wort, eine unziemliche oder anstößige Äußerung; ja, selbst andre wagten in seiner Nähe eine solche nicht auszusprechen. Denn es lag zugleich etwas Imponierendes in seinem Wesen, und selbst rohe Naturen vermochten sich dem Einfluß desselben nicht zu entziehen. Eine Fülle glänzender Gedanken und kühner Entwürfe, ein unbezwinglicher Mut, eine freie, stolze, hochherzige Gesinnung wohnten in diesem schönen und kräftigen Körper. So war der Mann beschaffen, den Blücher in voller Anerkennung seiner kriegswissenschaftlichen Überlegenheit für noch etwas mehr als seinen rechten Arm hielt.

Bei allen Siegen der Jahre 1813, 1814 und 1815 steht Gneisenaus Name neben denen Blüchers und Yorks. Ihn hat niemand mehr geehrt als Blücher selbst. Bei Gelegenheit einer großen festlichen Versammlung, als bei Tafel viele seltsame Trinksprüche ausgebracht und manch schnurriges Stückchen aufgetischt worden war, erklärte der Fürst, alle überbietend: er wolle thun, was kein andrer ihm nachmache: er wolle seinen eignen Kopf küssen! Darauf erhob er sich, schritt gravitätisch auf seinen getreuen Generalstabschef zu und umarmte unter herzlichen Küssen und lautem Zuruf der Anwesenden den wackeren Gefährten. Und als dem Marschall „Vorwärts“ später außer andern unerbetenen und unwillkommenen Würden während seines Aufenthalts in England nach der glücklichen Beendigung des Feldzugs von der Universität zu Oxford auch der Titel eines „Doctor phil.“ verliehen wurde, versicherte der spaßige Alte, die neue, unerwartete Auszeichnung nur dann annehmen zu können, wenn man seinen getreuen Gneisenau gleichzeitig zum Apotheker machen wolle. Überhaupt hat das schöne Verhältnis des alten Helden zu seinem besonnenen Ratgeber Veranlassung zu mancherlei Anekdoten gegeben, und auch unsre Dichter haben dasselbe mehrfach verherrlicht.

Sie saßen an Blüchers Tafel und hatten gut gespeist,
Da lobten sie unmenschlich des alten Helden Geist,
Und rühmten seine Thaten ganz grob und ungescheut
Und meinten, nur er alleine habe das Volk befreit.
Das war dem alten Blücher am Ende außerm Spaß,
Er rückte mit dem Stuhle und leerte schnell sein Glas,
Dann schrie er: „Donnerwetter! Ihr seid nicht recht gescheit;
Ich will's euch besser sagen, wer Land und Volk befreit:
Das war der Preußen Tapferkeit,
Freund Gneisenaus Besonnenheit,
Von mir ein bißchen Verwegenheit
Und Gottes große Barmherzigkeit!“
Sie saßen an der Tafel und schauten ängstlich drein,
Der Alte aber lachte still in sein Glas hinein.



Arthur Wellesley, Herzog von Wellington.

# Der Oberbefehlshaber Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, und die englisch-deutsche Legion.

Wellingtons Jugend. Seine Thaten in den Niederlanden und vor Kopenhagen. Heldenzeit in Indien. Wellington Staatssekretär von Irland. Seine Großthaten als Oberfeldherr auf der Pyrenäischen Halbinsel. Vittoria und Toulouse. — Die englisch-deutsche Legion. Entstehung und Organisation derselben. Ihre Kriegszüge in Dänemark, den Niederlanden, Deutschland, Sizilien und auf der Pyrenäischen Halbinsel. Die schwarze Schar.

Talavera, Salamanca
Und Vittoria dreimal hoch:
Auch ein Klang klingt von Tolose,
Und dir bebt das Herz, Franzose —
Wellington, der lebet noch!

E. M. Arndt.

Mehr als einmal haben wir im Laufe unsrer Erzählung bereits Veranlassung gehabt, den Namen „Wellington“ zu erwähnen. Nicht auf deutschen Schlachtfeldern allerdings sind wir dem ruhmbedeckten Träger dieses Namens bisher begegnet, aber wir sahen ihn an der Spitze der Heere, welche das unversöhnliche England ein volles Jahrzehnt hindurch gegen den corsischen Emporkömmling — England hat Napoleon niemals als Kaiser anerkannt —

kämpfen ließ, gar ruhmreiche Thaten im Süden und Norden Europas, auf der Pyrenäischen Halbinsel wie an den Küsten Hollands und Dänemarks, verrichten. Auf mehrere dieser Thaten des britischen Helden vermochten wir jedoch bei der Schilderung der auf unserm vaterländischen Boden sich abspielenden Ereignisse nur flüchtig hinzudeuten. Jetzt, da wir im Begriff stehen, ihm auf die Gefilde von Waterloo zu folgen, wo er gemeinsam mit Blücher und in innigster Waffengemeinschaft mit diesem die ewig denkwürdige Waffenthat verrichtete, die den ruhmumstrahlten Namen beider Helden vollends unsterblich machte, wird es dem Leser gewiß willkommen sein, über die Vorgeschichte und die kriegerische Laufbahn auch dieses Mannes im Zusammenhange einiges Nähere zu erfahren.

Wenige Menschen sind je in dem Grade vom Glücke bevorzugt worden, wie der Held dieses Abschnitts. Von Geburt schon den angesehensten Kreisen Englands angehörend, noch mehr durch hervorragende Gaben des Geistes wie des Herzens, ausgezeichnet durch männlich schönes Äußere sowie durch überaus gewinnendes Wesen, erwarb er sich schon in den Jahren, welche andre noch zu ihrer Ausbildung bedürfen, in hohen Ämtern außerordentliche Verdienste um sein Vaterland, sowie in seinem Mannesalter durch seine glänzende Thätigkeit den Dank eines ganzen Erdteils. So umstrahlte ihn in der zweiten Hälfte seines Lebens ein Ruhm, wie ihn nur wenige Sterbliche genossen. Im Vollgenuß aller Ehren, nahm er nun einen der höchsten Sitze im Rate der großen Nation ein, als deren Nationalheld er gilt.

Seine kernhafte Natur sowie die reichen Erfahrungen, die er in zwei Weltteilen und in den schwierigsten Lebensstellungen gesammelt hatte, befähigten ihn bis in das späteste Greisenalter zu den seltensten Leistungen. Hochbetagt und überschüttet mit Auszeichnungen, ist der „eiserne Herzog“ erst im Jahre 1852 eingegangen zur ewigen Ruhe, beklagt von seinem Volke, das ihn mit königlichem Pomp in der Paulskirche beigesetzt und ihm an verschiedenen Orten Englands Denkmäler aufgerichtet hat.

Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, wurde am 30. April 1769 in Dublin geboren. Sein Vater, Garret, Earl (Graf) von Mornington, ward ihm schon 1781 durch den Tod entrissen, und der milden, hochgebildeten Mutter lag nun die Sorge für die Erziehung des Knaben allein ob. Anfangs auf dem Kollegium zu Eton gebildet, kam derselbe, da die klassischen Studien ihm nicht sonderlich zusagten, nach Frankreich auf die berühmte Militärschule zu Angers, wo sich während eines sechsjährigen Aufenthalts seine Talente auf überraschende Weise entfalteten.

Bei seiner Rückkehr zum Fähnrich ernannt, sehen wir ihn 1793 schon als Oberstleutnant im Kriege gegen die französische Republik sein auf natürlicher Anlage und sorgfältigster Schulung beruhendes Feldherrntalent zum erstenmal bethätigen. Er erhielt Befehl, mit einem englischen Heere zur Unterstützung des von den Franzosen hart bedrängten Herzogs von York nach den Niederlanden abzugehen. Hier nahm nun Wellesley, da die inzwischen erfolgte Niederlage der Engländer nicht mehr gut zu machen war, an dem unglücklichen Rückzuge über die Maas, den Rhein und die Yssel teil, und die erspießlichen Dienste, welche er dabei durch Umsicht und zähe Ausdauer leistete, ließen bereits

damals ahnen, daß in dem ebenso besonnenen und vorsichtigen als entschlossenen und thatkräftigen jungen Manne das Herz eines Helden schlage, der noch zu größeren Dingen bestimmt sei.

Wie wenig Lorbeeren nun auch die Engländer aus diesem Feldzuge heimbrachten, so war derselbe doch in hohem Grade geeignet, einem denkenden Offizier zum Bewußtsein zu bringen, wie man eine Sache nicht anfangen dürfe, wenn man sich eines glücklichen Ausgangs erfreuen wolle.

Reich an wertvollen Erfahrungen kehrte also Arthur Wellesley in sein Vaterland zurück; doch nicht lange sollte er hier rasten dürfen. Schon 1796 sehen wir ihn wieder in Thätigkeit, da sein Regiment zu denen gehörte, die nach Ostindien eingeschifft wurden. — Nach einer langen Fahrt betrat er Anfangs Februar 1797 diesen neuen Schauplatz rühmlichster Auszeichnung.

Mehrere einheimische Fürsten hatten sich gegen den englischen Statthalter von Indien erhoben. Den Engländern standen nur verhältnismäßig geringe Streitkräfte zur Verfügung; die Übermacht der allerdings schlecht bewaffneten und schlecht geleiteten Eingebornen war fast erdrückend, und es bedurfte daher der aufopferndsten Hingebung, der angespanntesten Energie der Truppen wie des Feldherrn, um mit den Aufständischen fertig zu werden.

Wellington zeigte sich seiner schwierigen Aufgabe glänzend gewachsen. In einer Reihe von Schlachten wurden die Widersacher der britischen Herrschaft vollständig niedergeworfen und ein weites Gebiet, dessen Behauptung bisher Ströme von Blut gekostet hatte, wurde der Oberherrlichkeit Großbritanniens endgültig gesichert.

Doch nicht im fernen Asien, nicht im Kampfe mit jenen halbwilden Nationen vermochte der hochstrebende Mann das Endziel seiner Thätigkeit zu erkennen. Trotz der glänzenden Erfolge aller seiner Unternehmungen, trotz der Liebe und Hingebung, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, konnte Sir Arthur Wellesley — wie wir ihn jetzt, nachdem er Ritter des Bathordens geworden, nennen müssen — der nie erloschenen Sehnsucht nach dem Vaterlande nicht länger Herr werden. Mit Anfang des Jahres 1805 erbat und erhielt er die Erlaubnis, nach England zurückkehren zu dürfen.

So schiffte er sich nach achtjähriger ausgezeichneter Dienstleistung, die berechtigsten Hoffnungen auf eine noch glänzendere Zukunft erregend, hochgeachtet in Indien wie in England, nach seinem Vaterlande ein, wo er im Monat September glücklich anlangte.

Nach seiner Rückkehr von einer kurzen Expedition in das Hannöversche verheiratete sich Sir Arthur. Jeder Engländer, der als Staatsmann seine Karriere machen will, muß die parlamentarische Schule durchlaufen haben. Auch unser Held wußte einen Platz in der Versammlung der englischen Gesetzgeber zu gewinnen. Als solcher wurde er bei Bildung des Ministeriums des Herzogs von Portland zum Staatssekretär von Irland ernannt. Kaum hatte er in dieser neuen Stellung seine vielverheißenden Reformen begonnen, als er berufen ward, die Expedition gegen Kopenhagen zu leiten, zu welcher England durch die feindselige Haltung Dänemarks genötigt wurde, das im Bunde mit Napoleon stand und dessen Pläne gegen die Briten bereitwillig unterstützte.

Die Kapitulation der dänischen Hauptstadt machte dem Kriege in den nordischen Meeren schnell ein Ende. Sir Arthur trat in das Amt eines Staatssekretärs zurück und versah dasselbe mit Umsicht und Pünktlichkeit. Aber auch jetzt war es ihm nur kurze Zeit vergönnt, seine Fähigkeiten im Dienste des Friedens geltend zu machen; denn drohend zog sich bereits das Gewitter zusammen, welches eines der schönsten Länder verheeren und unserm Helden Gelegenheit geben sollte, seine glänzenden Eigenschaften als Heerführer, wie früher in Ostindien, so jetzt auch in Europa darzuthun.

Es war im Jahre 1808. Napoleon hatte sich zum Herrn der ganzen Pyrenäischen Halbinsel zu machen gesucht. Spaniens Volk widerstrebte der aufgedrungenen Fremdherrschaft und erhob sich gegen den Gewaltigen, mit dem allein fertig zu werden es sich freilich nicht getraute. Daher wandte es sich in seiner Not an Großbritannien um Hilfe. England zögerte nicht. Es schickte den bedrängten Spaniern die erbetene Unterstützung und verdoppelte den Wert der abgesandten Armee, indem es bald nachher an die Spitze derselben seinen ersten Feldherrn stellte: Sir Arthur Wellesley. Unverweilt rückte dieser gegen Lissabon vor und schlug den ihm entgegentretenden französischen Marschall Junot bei Roleja und Vimeira aufs Haupt. Damals war Wellesley noch nicht der definitive Oberbefehlshaber, und leider kam der General Sir Harry Burrard noch zeitig genug, um Sir Arthur an der kräftigen Verfolgung seines letzten Sieges zu hindern. Als auch Sir Harry schon tags darauf von seinem Posten abtrat, schloß sein Nachfolger Sir Hew Dalrymple die vielfach und hart getadelte Konvention von Cintra. Wegen der hierbei einem schlimmen Feinde erwiesenen allzu großen Rücksichten und nicht minder dadurch verletzt, daß jener Akt ohne sein Wissen zustande gekommen war, kehrte Sir Arthur Wellesley in hohem Grade verstimmt nach England zurück.

Seit seinem Weggange nahmen jedoch die Angelegenheiten auf der Pyrenäischen Halbinsel eine höchst ungünstige Wendung, und Napoleon, der jetzt in eigner Person auf dem Kriegsschauplatze erschienen war und mit Übermacht alles vor sich niederwarf, würde sich wirklich zum Herrn des ganzen Landes gemacht haben, hätte sich damals — im Jahre 1809 — Österreich nicht wiederum gegen den Gewaltigen erhoben, um noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Als daher Sir Arthur abermals in Spanien landete, um für den ferneren Verlauf der Dinge eine günstige Wendung anzubahnen, fand er zwar den Kaiser selbst nicht mehr vor, wohl aber standen die dort zurückgelassenen Marschälle noch immer an der Spitze einer Macht, die der seinigen weit überlegen war. Wellesley wußte aber seinen Truppen eine so vorteilhafte Stellung anzuweisen, daß er den unter Victor anstürmenden Franzosen in der zweitägigen Schlacht bei Talavera am 27. und 28. Juli eine empfindliche Niederlage beibrachte.

Die Nachricht von diesem Siege wurde in England mit großem Jubel begrüßt; König Georg III. empfand eine um so lebhaftere Freude über denselben, als er mit dem Jubeljahre seiner fünfzigjährigen Regierung zusammenfiel, und ernannte in dankbarer Anerkennung Sir Arthur Wellesley zum Lord Wellington.



Rückzug der Franzosen über die Pyrenäen.

Unterdessen hatte jedoch Napoleon Österreich abermals niedergeworfen: der Friede zu Schönbrunn am 14. Oktober 1809 gestattete ihm, ansehnliche Verstärkungen nach der Pyrenäischen Halbinsel zu entsenden. Vor allen Dingen lag ihm jetzt an der Unterjochung Portugals. Massena, der bisher immer glücklich gefochten und sich in dem eben beendeten Feldzuge gegen Österreich die Würde eines Herzogs von Eßlingen erworben hatte, war dazu ausersehen, dies Land zu erobern. Wirklich gelang es ihm auch, die Engländer in die Linien von Torres Vedros zurückzudrängen; doch sah er sich gar bald durch Mangel und Krankheiten genötigt, Portugal wieder zu räumen. Sobald Wellington von den feindlichen Heeren nicht mehr bedroht war, richtete er zuerst sein Augenmerk auf die Festung Badajoz; sie vor allen sollte erst erobert werden.

Nachdem drei Breschen geschossen waren und infolgedessen ein Sturm auf die Festung, wenngleich überaus schwierig, doch immerhin möglich schien, gab er am Abend des 6. April 1812 hierzu den Befehl. Von einer Anhöhe beobachtete er mit kalter Ruhe den Erfolg seiner Anordnungen. Man sah von diesem Punkte aus den Umriß der Werke, und eine Minute lang ließen die aus der Stadt geworfenen Leuchtkugeln die Kolonnen an den Breschen erkennen; hierauf folgte Dunkelheit und eine noch schrecklichere Stille — und dann plötzlich, wenn Bomben und Minen explodierten, das hellste Licht. Verwundete kommen, vermögen aber wenig Kunde zu geben, wie die Sachen stehen. Endlich sprengt ein Offizier herbei. Er bringt schlechte Nachrichten; der Angriff auf die Breschen sei mißlungen, der größte Teil der Offiziere gefallen und die Soldaten, ihrer Anführer beraubt, in voller Auflösung. Bleich, aber mit unerschüttertem Mute, vernahm Wellington die Unglücksbotschaft und gab sofort Befehl, die Divisionen zurückzuziehen und mit Tagesanbruch den Angriff zu erneuern. Aber in demselben Augenblicke erscheint ein zweiter Offizier; von General Picton abgesendet, meldet er, daß das Kastell erstürmt und die Stadt in den Händen der Engländer sei. — Die Eroberung dieser Festung war von wesentlicher Bedeutung für den Erfolg des ganzen Feldzugs und erregte deshalb auch den ganzen Zorn Napoleons.

Obschon durch Vereinigung der französischen Kerntruppen behufs Bildung der „Großen Armee“ bei Beginn des russischen Kriegs die Streitkräfte auf der Halbinsel geschwächt worden waren, so stand doch auch hier das Übergewicht des Kaisers noch unerschüttert da. Bald ward dies anders. Im Rücken nicht mehr bedroht, konnte Wellington nun den französischen Generalen die Spitze bieten, und er trat jetzt kühn seinen Siegesmarsch nach den Pyrenäen an. Durch die Schlacht bei Salamanca öffnete er sich den Weg nach Madrid und hielt, zum Oberbefehlshaber aller spanischen Heere ernannt, unter dem Jubel des durch seine Siege begeisterten Volkes am 12. August 1812 seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt des Königreichs. Den Feldzug von 1813 eröffnete Wellington mit einer ebenso kühn erdachten als geschickt ausgeführten Umgehung der feindlichen Stellung.

Alle Schwierigkeiten, die ein Alpenland bietet, waren bei diesem Marsche zu überwinden, aber sie wurden überwunden. Zuweilen waren die vereinten Kräfte von hundert Soldaten nötig, um ein einziges Geschütz weiterzuschaffen; zuweilen mußte das Rohr von der Lafette genommen, mit Seilen in einen Abgrund hinuntergelassen oder durch die vereinten Anstrengungen von Menschen und Tieren den steilen, schmalen Gebirgspfad hinaufgeschafft werden. Unermüdlich bahnten sich jedoch die Truppen den Weg durch dieses schwierige Terrain und standen am 18. Juni nach sechstägigen Anstrengungen auf dem linken Ufer des Ebro, in der rechten Flanke der Franzosen, deren Reihen sich immer mehr gelichtet hatten, die Rückzugslinie des Feindes nach Vittoria bedrohend.

Während die englischen Truppen diese denkwürdige Umgehung des Feindes vollbrachten, fragte man spöttisch auf Seite der Franzosen, welche wieder den Kopf zu heben begonnen hatten, weil sie sich weder angegriffen noch beunruhigt

sahen: „Ist Wellington eingeschlafen?“ Jetzt aber trat Staunen und Verwirrung an Stelle der kecken Zuversicht; noch während der Nacht wurde in aller Eile der Rückzug angetreten und Vittoria glücklich erreicht.

Am 20. Juni überschaute die englisch-spanische Armee von den Bergabhängen das Schlachtfeld von Vittoria, auf welchem der schwarze Prinz vor Jahrhunderten einen der glänzendsten Siege über die besten Kriegsleute Frankreichs errungen hatte, und wo jetzt von neuem ein entscheidender Kampf ausgefochten werden sollte.

Am Morgen des 21. lagerte dichter Nebel über den Thälern und verdeckte die Bewegungen beider Armeen, bis gegen 9 Uhr sich der Himmel aufheiterte und die Schlachtreihen in glänzendem Sonnenschein beleuchtete. Auf einer Anhöhe, dem Dorfe Arinez gegenüber, hielt Lord Wellington im einfachen grauen Frack, ohne alle Abzeichen seines Ranges. Er trug eine spanische Feldbinde und den mit Federn geschmückten Hut eines Stabsoffiziers. Sein Fernrohr schweifte über die ausgedehnte Stellung des Feindes und ruhte bald auf dem Punkte, von welchem aus er den Beginn der Schlacht erwartete. Die Franzosen eröffneten das Gefecht, doch überall zurückgeschlagen, stand der Kampf längere Zeit, bis gegen Abend General Graham siegreich über die Zadora vordrang und von der Straße nach Bayonne Besitz nahm. Die feindliche Armee geriet hierdurch in eine heillose Verwirrung, so daß Napoleons Bruder, König Joseph, sich nun genötigt sah, die Rückzugslinie zu ändern. Die Niederlage war entscheidend. „Ich habe Grund zu glauben“, schrieb Wellington in einer seiner Depeschen, „daß der Feind nur eine Kanone und eine Haubitze gerettet hat.“

Im folgenden Jahre überschritt Wellington, wie weiter oben bei der Schilderung des Feldzugs von 1814 bereits erwähnt wurde, die französische Grenze: Napoleon hatte Marschall Soult mit dem Oberkommando der spanisch-französischen Armee beauftragt, doch vermochte auch dieser ebenso entschlossene als umsichtige Heerführer dem siegreichen Vordringen Wellingtons nicht mehr Einhalt zu thun. Die Schlacht bei Toulouse am 10. April 1814 brachte endlich den sechsjährigen Kampf um die Pyrenäische Halbinsel zum Abschluß.

Wellington konnte auf jeden dieser Feldzüge mit hoher Genugthuung zurückblicken. Er hatte zu dreien Malen das Königreich Portugal von einem mächtigen Feinde befreit, hatte vier Festungen, zum Teil mit Sturm, erobert, hatte Spanien den Spaniern zurückgegeben und eine Reihe der berühmtesten Marschälle Napoleons in offener Feldschlacht geschlagen.

Erscheint auch Wellington weniger kühn als Blücher, der stets bereit war, sein gutes Schwert in die Wagschale zu werfen, wenn Bedächtigkeit seine Pläne zu stören versuchte; stand er auch Napoleon in der Größe seiner Entschlüsse, in der Gewalt über die Massen und namentlich in der Verfolgung seiner Siege nach, so würde doch Wellington schon nach diesen Feldzügen auf der Pyrenäischen Halbinsel zu den größten Feldherren seines Jahrhunderts gezählt werden müssen, selbst wenn es ihm nicht vergönnt gewesen wäre, sich im nächsten Jahre mit dem größten Meister der Kriegskunst persönlich zu messen und ihn vereint mit Blücher in einer Entscheidungsschlacht auf das Haupt zu schlagen.



## Die englisch-deutsche Legion.

Gedenkt der Kriegesdienste, die er that,
Und seht die Wunden, die sein Körper trägt:
Sie gleichen Gräbern auf geweihtem Boden.
Shakespeare (Coriolan).

Eng verknüpft mit dem Namen Wellingtons ist der Name der englisch-deutschen Legion, die, aus deutschen Männern gebildet, aber unter englischen Fahnen den Unterdrücker bekämpfend, den Ruhm des britischen Helden fast auf allen Schlachtfeldern teilte und eine hervorragende Stelle in den Annalen des großen Befreiungskampfes der Völker während der ersten vierzehn Jahre unsres Jahrhunderts einnimmt.

Es war im Jahre 1803, als die hannöversche Armee unter Wallmoden sich vor den mit Übermacht andringenden Franzosen hinter die Elbe hatte zurückziehen müssen und nach der hier abgeschlossenen Kapitulation aufgelöst worden war. Damals faßte die englische Regierung den Plan, die Leute einzeln wieder anzuwerben und ihnen zur Fortsetzung des Kampfes gegen Napoleon in britischen Kriegsdiensten die erwünschte Gelegenheit zu geben. Aus Besorgnis, in französische Dienste treten zu müssen, strömten, als dies bekannt wurde, die entlassenen Soldaten in Masse durch das dänische Gebiet der Küste zu, wo englische Fahrzeuge zu ihrer Überfahrt bereit lagen. Das also entstandene Korps, auf dessen sorgfältigste Ausrüstung und Ausbildung man das ganze Jahr 1804 verwendete, bestand später aus acht Bataillonen Infanterie, einem Regimente schwerer Kavallerie, zwei Regimentern Husaren, zwei Regimentern Dragoner, zwei Batterien reitender Artillerie, vier Batterien Artillerie zu Fuß und einem Ingenieurkorps, zu welchen 1813 noch ein Veteranenbataillon trat.

Anfangs fanden diese Hilfstruppen nur wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Von der ersten Expedition nach der Elbmündung im November 1805 kehrten sie bald unverrichteter Sache zurück, da bei den schnellen Erfolgen Napoleons in Österreich und Mähren ein längeres Verweilen verderblich hätte werden müssen. Im folgenden Jahre ging die erste Infanteriebrigade nach Gibraltar und im Mai 1807 8000 Mann nach Rügen. Die Zeit, sie hier mit Nutzen zu verwenden, war jedoch vorüber; die Legion wurde daher im August wieder vollständig auf Seeland versammelt und nahm dort teil an der Belagerung und Einnahme Kopenhagens. Ein schweres Mißgeschick traf sie auf der Rückfahrt, indem bei einem plötzlich hereinbrechenden Sturm sieben Schiffe mit mehr als 500 Mann ihren Untergang fanden und ein andres Fahrzeug an die holländische Küste verschlagen wurde, wo über 200 Mann in Gefangenschaft gerieten.

Als der Rest der Legion sich nach und nach aus den verschiedenen Häfen wieder zusammenfand, stellte sich heraus, daß sie in diesem Jahre einen Verlust von 1175 Mann zu beklagen hatte. Doch schon am 20. Dezember wurden wiederum fünf Bataillone übers Meer entsendet, diesmal nach Sizilien. Hier brachten sie zwei Jahre im langweiligsten Dienste zu, der ermüdenden Aufgabe lebend, die Küste gegen die Landungsversuche König Murats zu bewachen. Eine andre Abteilung des Korps segelte, kaum zurückgekehrt von der vergeblichen Expedition nach Schweden, im August des Jahres 1808 nach der Pyrenäischen Halbinsel, wo sie teilnahm an dem Zuge des Generals Moore gegen Madrid und an dessen Rückzuge nach der Schlacht von Coruña.

Ganz Außerordentliches wird schon aus jener vom Heldenmut der deutschen Truppen berichtet. Ihre Tapferkeit erregte allgemeine Bewunderung; der britische Säbel schien in den Händen der deutschen Husaren an Vortrefflichkeit gewonnen zu haben; die Hiebe und Wunden, welche sie austeilten, waren ganz besonderer Art. Arme wurden abgehauen, mehreren feindlichen Reitern der Kopf bis auf den Nacken gespalten, und einem französischen Kavalleristen soll das Gesicht von Ohr zu Ohr mitten durch den Mund durchgehauen worden sein. Die eigentliche Ruhmesepoche der Legion knüpft sich aber, wie gesagt, an den Namen des Herzogs von Wellington.

In der Schlacht bei Talavera war es besonders die deutsche Artillerie, deren ruhiges und sicheres Feuern von entscheidendem Einfluß auf den glücklichen Erfolg des Tages war. Wellington selbst eilte während dieses Kampfes zu einer ihrer Batterien und befahl, einen feindlichen Heerhaufen zu beschießen, der in einer wichtigen Stellung sich festgesetzt hatte. Es geschah, und zwar mit solcher Genauigkeit und so nachdrücklicher Wirkung, daß sich der Feind zum sofortigen Rückzug entschließen mußte. Der Herzog war vorzüglich mit einem der Bombardiere, Namens Dierking, sehr zufrieden, klopfte ihn auf die Schulter und rief wiederholt: „Sehr gut, sehr gut, mein Sohn!“ Und das wollte viel sagen, denn der eiserne Feldherr geizte mit seinem Lobe.

Während dieser Zeit hatte die in England zurückgebliebene leichte Brigade der Legion unter General Alten an der Expedition nach Walcheren an der holländischen Küste teilgenommen, wo sie sich bei der Erstürmung Vlissingens

in solcher Weise hervorthat, daß der Oberbefehlshaber Lord Chatham in einer seiner Depeschen ihr das ehrende Zeugnis ausstellte: „Es gäbe kein Regiment in der englischen Armee, welches diese Ausländer überträfe; bei der gefahrvollen Unternehmung marschierten sie an der Spitze und zeigten überall dieselbe glänzende Tapferkeit."

In den Jahren 1811 und 1812 wurde nach und nach die ganze Legion auf spanischem Boden versammelt, versah hier in Wellingtons Armee größtenteils den beschwerlichen Vorpostendienst und bestand dabei manche Gefechte, glückliche wie unglückliche, alle aber mit gleicher Unerschrockenheit. Des Oberbefehlshabers scharfem Blick entging das brave Benehmen der heldenmütigen Truppen nicht, und als sie sich wiederum in der Schlacht bei Salamanca vor allen andern ausgezeichnet hatten, wurden die deutschen Hilfstruppen öffentlich von ihm belobt und ihren Offizieren, die bis dahin nur zeitweise angestellt waren, von nun an der permanente Rang in der englischen Armee zugestanden.

Selbst der Feind ehrte die Tapferkeit dieser wackeren Deutschen. Als einst zwei Husaren, von einer Sendung mit Depeschen nach Ribeira zurückkehrend, ihre Pferde in dem Wahne, daß die Stadt noch im Besitz der Engländer sei, ruhig an dem Bache vor der Stadt trinken ließen, wurden sie von den Franzosen überfallen und gefangen genommen. Vor General Lallemand geführt, ließ dieser ihnen die Waffen zurückgeben, kündigte ihnen die Freiheit an und trug ihnen auf, ihrem Kommandeur zu sagen: „daß es ihm Vergnügen gewähre, durch ihre Freilassung den deutschen Husaren einen Beweis seiner Achtung geben zu können."

Im Jahre 1813 trafen wieder einige Bataillone von Sizilien bei der durch fortwährende Verluste inzwischen stark geschwächten englisch-deutschen Legion ein, die nunmehr unter Wellington weiter nordwärts marschierte und noch am 21. Juli bei Vittoria sowie am 10. April 1814 bei Toulouse aufs tapferste kämpfend, ihrem Führer die herrlichsten Siegeslorbeeren erringen half.

Während sich jene vielfach erprobten, unerschrockenen Krieger auf der Pyrenäischen Halbinsel den höchsten Ruhm erwarben, waren beim Vordringen der Russen und Preußen im Frühjahr 1813 einige Mannschaften der Legion zur Unterstützung derselben auch nach der Elbmündung entsandt worden, wo zwei leichte und zwei Linienkompanien aus ihnen gebildet wurden, zu denen später noch eine Abteilung Infanterie und Dragoner sowie im August ein Husarenregiment und zwei Batterien stießen. Hier nahmen sie an der Seite der Lützower und der russischen Streifscharen an den Kämpfen und Gefechten gegen das Davoustsche Korps in Mecklenburg und an der Elbe rühmlichen Anteil und schlossen sich später dem englischen Korps des Generals Graham in Holland an. Nach Napoleons Rückkehr im März 1815 wurden jedoch sämtliche Korps der englisch-deutschen Legion wieder zusammengezogen und nach Flandern dirigiert, wohin wir sie nun zum blutigen Kampfe vor und auf den Höhen von Mont St. Jean begleiten werden.

---



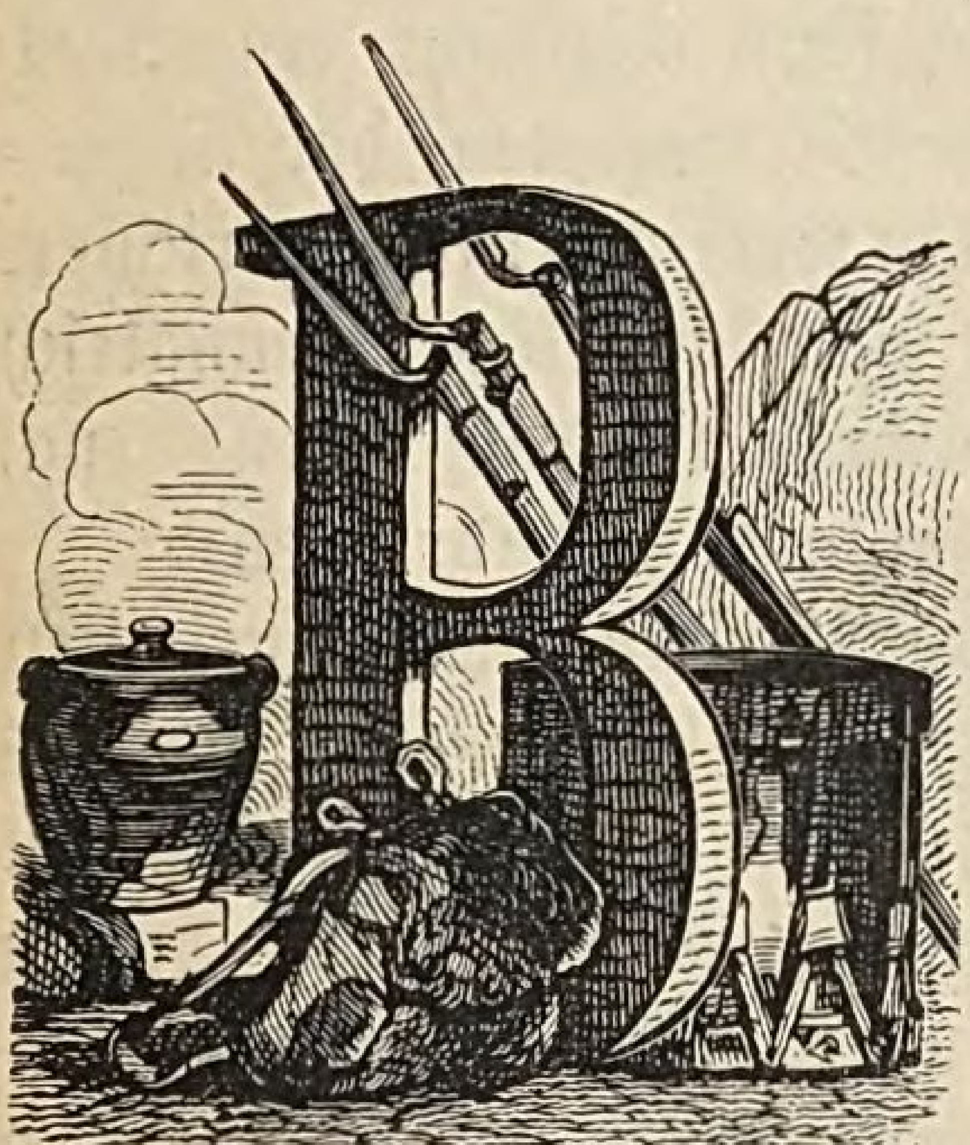
Herzog von Braunschweig-Öls.

# Heldentod des Herzogs von Braunschweig-Öls bei Quatrebras.

Napoleons Ankunft in Belgien. Sorglosigkeit des Herzogs von Wellington. Schlimme Lage des Herzogs von Braunschweig. Dessen Schicksal seit 1809. Gefecht bei Quatrebras. Rückzug der Braunschweiger. Tod des Herzogs. Folgen.

Bei Quatrebras im Streite
Sank hin der Welfensohn,
Starb dort den Tod des Helden,
Des Kriegers schönster Lohn.
Schlaf' fort, Herr Friedrich Wilhelm,
Fort bis zum jüngsten Tag —
Wo dich der Herr der Welten
Wohl auferwecken mag.

Fr. Otto.



Bereits seit dem 20. März wehte die dreifarbige Fahne auf dem Tuilerienschlosse zu Paris. Napoleon hatte die Verheißungen der Bourbonen übertroffen; er hatte die neuen freiheitlichen Institutionen, welche er Frankreich zugesagt, rasch ins Werk gesetzt und am 4. Juni die zusammenberufenen neuen Kammern in Person eröffnet. Indessen hatte er daneben die eifrige Betreibung der neuen Kriegsrüstungen keineswegs versäumt; denn daß die verbündeten Monarchen die über ihn als Friedensstörer ausgesprochene Acht zurücknehmen würden, stand nicht zu erwarten, wohl aber brauchte Napoleon einen entschiedenen Waffenerfolg, um das Heer, seine hauptsächlichste Stütze, wieder fest und unauflöslich an seine Person zu ketten.

Und an Gelegenheit zur Erringung eines Erfolgs hätte es nicht gefehlt, wenn Napoleon mit dem alten Feuereifer zu handeln vermocht hätte. Einer seiner Zeitgenossen, ein militärischer Historiker von Bedeutung, der es wohl wissen konnte, behauptete, Napoleon habe damals an einer recht widerwärtigen Krankheit gelitten, die es ihm schwer machte, sich länger auf dem Pferde zu halten.

Als die Kunde von seiner Landung an der französischen Küste, von seinem Siegesfluge nach Paris bekannt wurde, waren die Russen bereits bis an die Weichsel zurückgegangen, von den Österreichern standen nur noch wenige Divisionen, mit dem bayrischen Heere vereint, am Rhein, die preußische Armee war durch Entlassung der Landwehr und Auflösung der Freiwilligenkorps um mehr als ein Dritteil geschwächt und hatte, gleichfalls bereits auf dem Rückmarsche in die Heimat begriffen, nur ein Korps von etwa 30 000 Mann zwischen Rhein, Maas und Mosel zurückgelassen; am Niederrhein endlich stand zwar noch die englisch-hannöversche Armee auf belgischem Boden, aber weithin zerstreut und in keineswegs kampffertigem Zustande. Wäre nun Napoleon, dem bereits vierzehn Tage nach seiner Ankunft in Paris ein begeistertes, kampffreudiges Heer von nahe an 150 000 Mann zu Gebote stand, mit schnellem Entschluß nach dem Niederrhein vorgedrungen, so hätte sich der Umsturz des Königreichs der Niederlande voraussichtlich nicht verhindern lassen und gar leicht hätte der Krieg dann noch einmal eine für Napoleon günstige Wendung nehmen können. Aber der Kaiser besaß nicht mehr die rücksichtslose Entschlossenheit seiner Jugend; er vermochte nicht mehr wie früher sein Augenmerk ausschließlich auf das Zunächstliegende zu richten; er glaubte vor allem auch die wankelmütige Bevölkerung der Hauptstadt nicht aus den Augen verlieren, sie sich nicht selbst überlassen zu dürfen. So ließ er den einzigen einigermaßen günstigen Augenblick zu einem erfolgreichen Vorstoße unbenutzt vorübergehen und zog es vor, seinen Feinden gegenüber, solange es gehen wollte, die Rolle des Friedfertigen zu spielen, in der allerdings eitlen Hoffnung, unterdessen vielleicht eine noch günstigere Gelegenheit zu erspähen. Während nun die Verbündeten, der augenscheinlich drohenden Gefahr glücklich entgangen, aus allen Kräften rüsteten, richtete Napoleon seine Blicke auf Süddeutschland. Es ist wahrscheinlich, wenngleich nicht mit Sicherheit nachzuweisen, daß er sich eine Zeitlang mit dem Plane trug, auf seinem alten Wege über den Oberrhein in Deutschland einzudringen.

Joachim Murat, der König von Neapel, den die Verbündeten beim ersten Pariser Friedensschluß im Besitz des ihm von Napoleon übertragenen Landes gelassen hatten, sollte, aus Italien ihm entgegenziehend, sich mit ihm vereinigen und dadurch seine Armee so weit verstärken, daß er mit Aussicht auf Erfolg den Angriff unternehmen konnte. Aber durch den voreiligen Aufbruch seines Schwagers, dessen Heer am 2. und 3. Mai von den Österreichern bei Tolentino völlig vernichtet wurde, sah Napoleon seinen Plan vereitelt. Es blieb ihm nun kaum eine andre Wahl, wenn anders er es nicht auf einen völlig aussichtslosen Verteidigungskampf in Frankreich selbst ankommen lassen wollte, als das zu thun, was er zum mindesten vier Wochen früher bereits hätte thun sollen: seine gesamte Streitmacht gegen Norden an der belgischen Grenze zusammenzuziehen und dort den Entscheidungskampf mit seinen Gegnern aufzunehmen.

**Die beiderseitigen Streitkräfte.** Die nötigen Vorbereitungen dazu nahmen wiederum einige Wochen in Anspruch; endlich am 12. Juni verließ Napoleon Paris und folgte seiner etwa 150000 Mann starken Armee, meist Kerntruppen, mit 300 Geschützen, die unter Vertrauen erweckenden Führern wie Ney, Soult, Grouchy, Kellermann, Reille, Vandamme, Gérard, Graf d'Erlon, Drouot, Pajol u. a. sich nach Belgien in Bewegung gesetzt hatte.

Inzwischen waren aber auch die Verbündeten nicht müßig geblieben. Die eifrig betriebenen Rüstungen nahmen infolge der neu erwachten Begeisterung der Völker den günstigsten Fortgang, und über 500000 Streiter waren von allen Seiten gegen die Grenzen Frankreichs im Anzuge.

Die Kriegsscharen Österreichs und der süddeutschen Staaten zogen gegen den Oberrhein; den Mittelrhein zu schützen rückten in Eilmärschen die Russen heran, und auch in den Gegenden am Niederrhein, die nunmehr zum Schauplatz des beginnenden Entscheidungskampfes bestimmt waren, standen zwei gewaltige Heere zum Kampfe gegen den Friedensstörer bereit: eine aus Engländern, Holländern, Hannoveranern und Braunschweigern bestehende Armee von etwa 106000 Mann mit 196 Geschützen unter dem Oberbefehl des „Siegesherzogs" Wellington und geleitet von tüchtigen Unterfeldherren, von denen vor allen Herzog Wilhelm von Braunschweig und die englischen Generale Picton und Ponsonby rühmlich zu nennen sind; und das 117000 Mann und 396 Geschütze zählende preußische Heer unter Fürst Blücher, dem in den Generalen Zieten, Bülow, Thielmann, Pirch u. a. erprobte Heerführer zur Seite standen. Von diesen beiden Heeren hatte das erstere, den rechten Flügel bildend, um Brüssel herum Aufstellung genommen, während das Blüchersche Heer, von jenem durch einige Tagemärsche getrennt, zwischen Sambre und Maas stand.

Wiewohl Napoleons Schnelligkeit in allen seinen Bewegungen allseitig bekannt war, unterließ der Herzog von Wellington es dennoch, seine Truppen näher beisammen zu halten. Einzelne Korps standen stellenweise meilenweit voneinander, namentlich waren die Lagerplätze der Braunschweiger unter ihrem tapferen Herzog Wilhelm so sehr verzettelt, daß einzelne Abteilungen im Fall plötzlichen Angriffs zu ihrer Vereinigung mit dem Hauptheere vier starke Stunden gebrauchten.

Wir haben die Schicksale des tapferen Welfenherzogs an andrer Stelle dieses Buches verfolgt bis zu dem Augenblick, da er nach seinem denkwürdigen Zuge durch Deutschland im Jahre 1809 in englische Dienste trat, um auf der spanischen Halbinsel den Kampf gegen seinen Todfeind Napoleon fortzusetzen; auch haben wir bereits Gelegenheit gefunden, seiner und seiner Scharen rühmlichen Anteilnahme an den Kämpfen in Spanien zu gedenken. Auf die Kunde von der Erhebung Preußens im Jahre 1813 war er nach Hamburg geeilt, da er aber keine ihm zusagende Stellung finden konnte, bald nach London zurückgekehrt. Die Schlacht bei Leipzig gab ihm endlich sein Herzogtum wieder. Hier betrieb er in unermüdlicher Thätigkeit die Ausrüstung eines neuen Korps, und schon im April 1814 hatte er die Freude, 10000 Braunschweiger kampffertig dastehen zu sehen. Mit ihnen brach er zwar in der Mitte jenes Monats nach Brabant auf, doch kam er zu spät, um noch am Kampfe jenes Jahres teilnehmen zu können.

Auf dem Wiener Kongresse blieben dem Herzoge die Entschädigungen vorenthalten, die er glaubte beanspruchen zu dürfen, doch ließ er sich dadurch in seinem Entschluß, auch fernerhin seinen Todfeind zu bekämpfen, nicht beirren, vielmehr setzte er, sobald die Nachricht von Napoleons Rückkehr eingetroffen war, seine Truppen in marschfertigen Zustand und führte dieselben im Mai 1815 nach Brüssel, wo er sie mit denen Wellingtons vereinigte.

Napoleon befolgte auch jetzt die alte erprobte Kampfweise: er wollte seine Feinde einzeln schlagen, zuerst die Preußen, dann die Engländer. Mehrere mit ganzer Kraft geführte Stöße — und der Feind sollte am Boden liegen.

Zwei solcher wuchtigen Schläge zeigen uns die blutigen Schlachten von Quatrebras und Ligny. Napoleons Anwesenheit wurde sogleich bemerkbar, als am 14. Juni die preußische Vorhut unter Zieten angegriffen und bis über Fleurus zurückgedrängt wurde. Die Kraft des Stoßes, der diese Abteilung der Verbündeten traf, ließ keinen Zweifel daran, daß der Kaiser selbst die Bewegungen seiner Armee leitete, denn so schlugen sich die Franzosen nur dann, wenn sie sein Auge auf sich gerichtet wußten. Wellington wurde von dem plötzlichen Vorbrechen der Franzosen überrascht. Er befand sich gerade in seinem Hauptquartier Brüssel auf einem Balle bei der Herzogin von Richmond, als die Nachricht vom Angriffe auf Zieten eintraf. Der Kanonendonner von Fleurus machte dem Vergnügen schnell ein Ende, die Offiziere eilten auf ihre Posten.

Blücher hatte auf die Nachricht von dem Andringen Napoleons seine Truppen mit Ausnahme des Bülowschen Korps, das nicht zeitig genug herankommen konnte, in der Gegend von Ligny zusammengezogen und hier eine feste Stellung eingenommen.

Während sich nun Napoleon anschickte, bei Ligny sich mit Macht auf die Preußen zu werfen, sollte Marschall Ney an der Spitze eines starken Korps die englisch-braunschweigisch-niederländischen Truppen aufhalten, die Vereinigung mit Blücher hindern und, nachdem dies geschehen, dem Angriff des Kaisers den nötigen Nachdruck verleihen. Das letztere wurde durch den tapferen Widerstand, auf den Ney bei Quatrebras seitens der Braunschweiger stieß, glücklich verhindert. — Als der Herzog von Braunschweig sich mit Wellington nach Quatrebras begab, um die Gegend zu erkunden, schlug man sich dort bereits, und eben hatten die Holländer den Boden wieder gewonnen, von dem sie durch die Franzosen vertrieben worden waren. Herzog Wilhelm eilte nun zurück, um in möglichster Eile seine Braunschweiger heranzuholen.

Dieselben langten gegen Mittag an und machten bei Jemappes Halt. Durch langes Warten in Brüssel und durch den Marsch erschöpft, rasteten sie kurze Zeit. Auch der Herzog schlummerte ein Viertelstündchen. Jetzt trafen Ulanen und ein Bataillon Fußvolk ein; die Geschütze aber ließen noch immer auf sich warten.

Gegen 2 Uhr kam der Befehl, gegen Quatrebras vorzurücken, welchem schleunigst gehorcht wurde. Eine Stunde später befanden sich die Braunschweiger bei jenem Orte, also auf dem eigentlichen Schlachtfelde. Sie bildeten zunächst die zweite Linie; weiter vorwärts standen belgische, hannöversche und englische Truppen im Feuer. Ins Gefecht kamen anfangs nur die Husaren, als französische Reiterei, die belgische verfolgend, über die erste Linie hinausjagte.

Doch da Ney immer lebhafter andrängte, mußte bald auch das ganze Korps der Braunschweiger in die Schlachtreihe einrücken. Es bestand fast nur aus jungen, kriegsungewohnten Truppen, die, nun gar ohne Geschütz, die Feuerprobe gegen alte Kerntruppen bestehen sollten!



Heldentod des Herzogs von Braunschweig-Öls bei Quatrebras.

**Quatrebras** ist ein Pachthof, der auf dem Punkte liegt, wo die Straßen von Brüssel nach Charleroi und von Nivelles nach Namur sich durchschneiden. Beide Seiten der Straßen werden in geringer Entfernung von Waldungen eingefaßt, die mithin, wenn sie von den Braunschweigern als Stützpunkte benutzt

werden konnten, den vordringenden Franzosen gegenüber bedeutenden Schutz gewährten. Als die Braunschweiger in den Kampf eingriffen, waren die Engländer eben durch einen wütenden Reiterangriff erschüttert worden. Neys Lanzenreiter hatten ein ganzes Bataillon der Hochschotten überritten und niedergemetzelt. Es wurde ein Schwanken bemerkbar, das jedoch bei dem Eintreffen der Braunschweiger Schwarzen sogleich ein Ende nahm. Der Herzog stellte seine Truppen so auf, daß zwei Bataillone mit zwei leichten Kompanien die Straße nach Charleroi deckten, und zwar in geschlossenen Heersäulen, damit sie bei Reiterangriffen sogleich Vierecke bilden könnten. Bis zu dem Gehölz zur Rechten ward eine Plänklerlinie gebildet; in den durch Unterholz unwegsam sich zeigenden Wald warfen sich zwei Kompanien Scharfschützen, gelernte Jäger aus dem Harze 2c. Die Ulanen und Husaren wurden hinter diesen Truppen auf einer Anhöhe aufgestellt; zwei Linienbataillone verblieben in Quatrebras als Rückhalt.

Der Feind hatte die Verstärkung nicht sobald ankommen sehen, als er seine Plänkler dicht herangehen und hinter ihnen eine Batterie auffahren ließ, welche mit Kratätschen und Granaten ein heftiges Feuer eröffnete. Die Braunschweiger litten sehr, da sie keine Deckung hatten; in die Reihen der Husaren fuhren manchmal volle Kartätschladungen hinein. Doch der Herzog war von der gefährlichen Stelle nicht fortzubringen; so dicht auch manche Kugel neben ihm einschlug, er rauchte seine Pfeife gelassen fort. Er wollte seinen jungen Soldaten ein aufmunterndes Beispiel geben, wie man einer Gefahr kaltblütig die Stirn biete. Nach einer Stunde, während welcher das feindliche Feuer immer heftiger geworden war, schickte Wellington endlich einige englische Geschütze. Es waren vier Kanonen, die aber wenig Nutzen leisteten, da zwei von ihnen fast augenblicklich vernichtet wurden und auch die beiden andern in kurzer Zeit verstummen mußten. Dieser Erfolg ermutigte den Feind von neuem. Er zog seine Reserven heran, sammelte dichte Reitermassen und bereitete alles zu einem entscheidenden Angriffe vor. Der neuen Gefahr gegenüber besaß der Herzog nichts als seine bereits kämpfenden, unzureichenden Streitkräfte. Um wenigstens etwas zu thun und das mit Geschütz anrückende feindliche Fußvolk aufzuhalten, setzte er sich jetzt an die Spitze seiner Ulanen. — Ein nachhaltiger Erfolg ließ sich hiervon freilich nicht erwarten; ein schwaches Reiterregiment vermochte keine der beiden feindlichen Heersäulen, deren jede etwa 3000 Mann zählte, zu sprengen.

Die Feinde ließen sich deshalb auch nicht aufhalten, und der Rückzug der Braunschweiger wurde bald unvermeidlich. Ein Teil ging auf der Straße, ein andrer links von derselben zurück; bei diesem letzteren befand sich der Herzog. Die Franzosen folgten hitzig, der Hagel ihrer Geschosse schlug vernichtend in die Reihen der Schwarzen; ein dichter Schwarm von Kürassieren sprengte mit donnerndem Hufschlag heran. Daß die jungen Soldaten, in deren Mitte Kugel auf Kugel einschlug, bei dem Anblick dieser Reiterwolke in Unordnung gerieten, kann ihnen nicht zum Vorwurf gereichen. Der Herzog, dessen gewöhnliche Begleitung zurückgeblieben war, bemühte sich persönlich, die Ordnung wieder herzustellen und geriet daher in den gefährlichsten Wirkungskreis des feindlichen Feuers. Da sehen ihn seine Getreuen auf dem Rosse wanken, und er stürzt, von einer Kugel tödlich getroffen, vom Pferde. Drei Soldaten heben ihn auf ihre

Gewehre und tragen ihn über die Straße hinter die Linie zurück. Von allen Stabsoffizieren war nur einer gegenwärtig; ein Wundarzt war nicht aufzufinden. Jenseit der Straße ließ man den Verwundeten sanft nieder, nahm ihm Schärpe und Säbel ab und legte ihn dann auf eine wollene Decke, welche dem Tornister eines gefallenen Schotten entlehnt war. Die halbgebrochenen Augen des Herzogs und die Totenblässe, die sein Gesicht bedeckte, zeigten nur zu deutlich, daß von ärztlicher Hilfe nichts mehr zu erwarten sei. Noch einmal schlug der Held die Augen auf, erkannte die Umstehenden und bat um Wasser. Aber auch dieser letzte Wunsch war nicht zu erfüllen, denn er vermochte den dargebotenen Trunk nicht zu genießen. Zugleich drängten die Franzosen wieder nach, eine Granate fiel dicht neben dem Sterbenden nieder, und da man das Zerspringen derselben nicht abwarten wollte, hob man den Herzog noch einmal auf und trug ihn bis zu einer Häuserreihe an der Straße. In einer Hütte daselbst legte man ihn auf ein Strohlager; schon war der letzte Lebensfunken des edlen Fürsten im Erlöschen, und der bald darauf ankommende Stabsarzt fand ihn tot.

Mit verdoppelter Wut warfen sich inzwischen die Braunschweiger, um den Fall ihres geliebten Herzogs zu rächen, auf die immer noch ungestüm nachdringenden Franzosen. Dieselben vermochten infolgedessen keinen fußbreit Boden weiter zu gewinnen, ja sie wurden teilweise wieder zurückgedrängt und hatten nun bis zum Einbruch der Dunkelheit vollauf zu thun, um sich in ihrer Stellung zu behaupten. Das Durchbrechen der englischen Aufstellung gelang also nicht, auch der Hauptzweck des Unternehmens, den linken Flügel des Wellingtonschen Heeres zu umgehen und die Verbindung desselben mit Blücher abzuschneiden, war dank dem todesmutigen Vorgehen der Braunschweiger nicht zu erreichen gewesen.

Das Heer Wellingtons hatte nicht einen Sieg errungen, aber es hatte sich erfolgreich behauptet; es hatte zwar Blücher die sehnlichst erwartete Unterstützung nicht gewähren können, aber es hatte das Neysche Korps bis zum Abend festgehalten und vor allem, es hatte die wichtige Verbindungsstraße behauptet, durch deren kühne und geschickte Benutzung Blücher wenige Tage später auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance die Entscheidung herbeiführen sollte.

Das Schicksal wollte es nicht, daß Herzog Wilhelm nach so heldenmütigen Anstrengungen den endlichen Sieg der deutschen Sache erlebte. Aber ein ehrendes Andenken wird diesem am Vorabend der Entscheidung gefallenen fürstlichen Helden in jedem deutschen Herzen stets gewahrt bleiben. Solange zu Deutschlands Schutz und Schirm Männer wie dieser Welfenherzog nicht fehlen, kann es allen Gefahren guten Mutes entgegensehen. — Einen jeden mahne des edlen Welfen Schatten, vor dem Unglück nie die Stirn zu beugen, ja sie um so kühner zu erheben, je tiefere Wunden das Mißgeschick dem Vaterlande schlägt!

Herzog Wilhelm, schöne Blüte
Deutscher Ritterschaft,
Welktest in der besten Güte
Deiner Manneskraft

Spaniens und Deutschlands Gauen
Hat dein Ruhm erfüllt,
Stolz wird deutsche Jugend schauen
Auf dein Heldenbild.



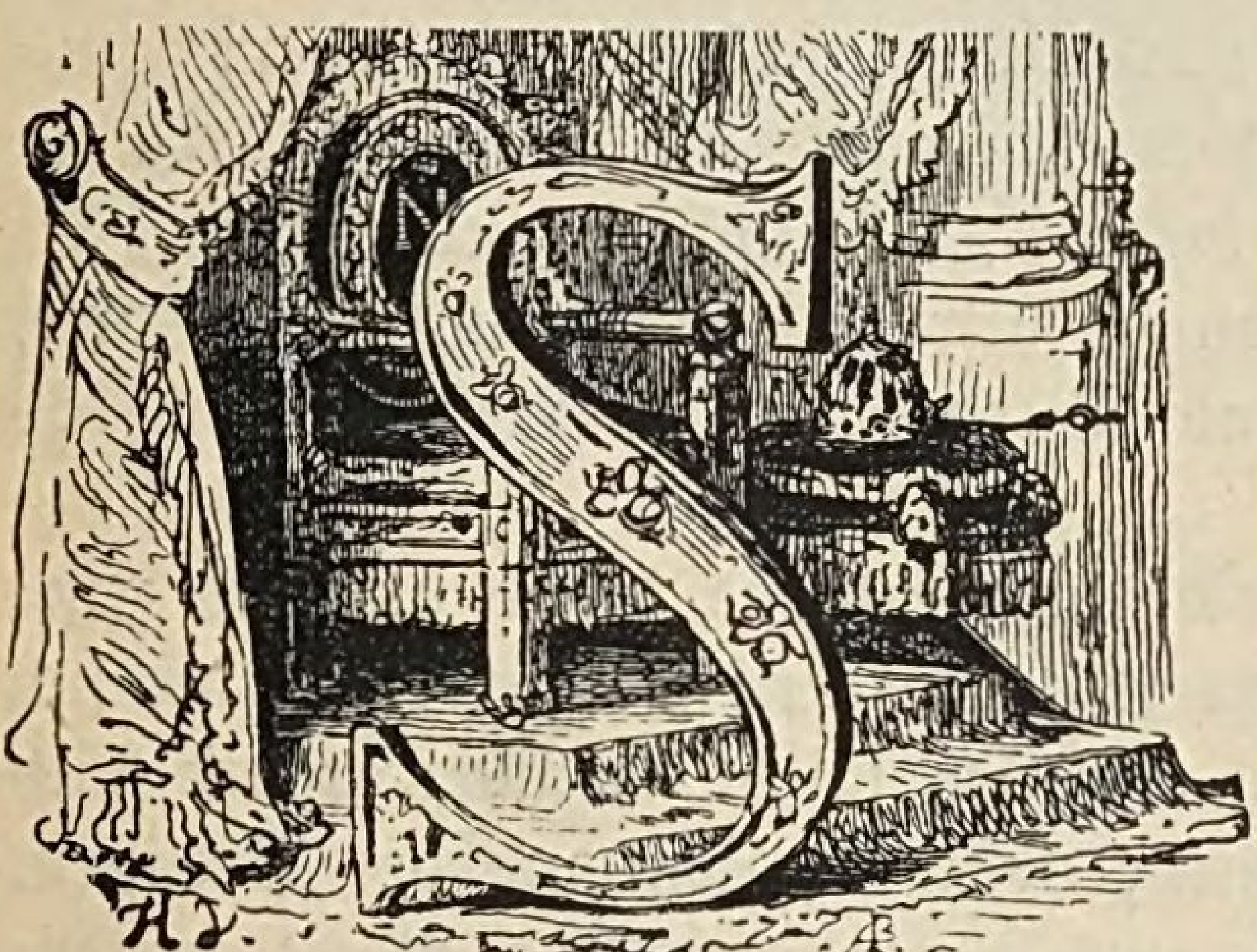
Blücher bei Ligny.



Napoleon bei Ligny.

# Die Preußen bei Ligny.

Napoleon und Blücher in der Schlacht bei Ligny. Blücher in Lebensgefahr. Nostitz beschützt und rettet seinen Feldherrn. Niederlage der Preußen. Gneisenaus meisterhafter Rückzug auf Tilly und Wavre.



Laut donnern und krachen die Todesgeschosse,
Hohl bebt die Erde vom Hufe der Rosse,
Wild über ihn geht der Reiter Bahn; —
Der Held sieht ruhig sein Schicksal nah'n,
Und wie sein „Vorwärts!" ihm klingt ins Ohr,
Das teure Wort,
Da rafft er sich herrlich wieder empor,
Der starke Hort;
Und mit Freude, Rührung und Weinen
Begrüßen ihn jubelnd die Seinen.

Siegesbedürftig hatte Napoleon während jener Vorgänge bei Quatrebras sich selbst an der Spitze von 75000 Mann Kerntruppen auf seinen alten Todfeind, den greisen Marschall Vorwärts, und seine 80000 Mann Preußen unter Zieten, Thielmann, Pirch und andern geworfen. Bei Ligny stießen die alten Widersacher aufeinander, und Blücher nahm im Vertrauen auf die von Wellington zugesagte Unterstützung sowie auf das rechtzeitige Eintreffen des noch einige Meilen entfernt stehenden Bülowschen Korps den angebotenen Kampf an. Leider erfüllte sich, wie wir gleich vorausschicken wollen, keine dieser beiden Voraussetzungen.

Bülow wurde durch Terrainschwierigkeiten am rechtzeitigen Eintreffen verhindert, Wellington wurde, wie wir wissen, gleichzeitig selbst bei Quatrebras so heftig angegriffen, daß er die bedingungsweise zugesagte Unterstützung an Blücher nicht absenden konnte, und dies, in Verbindung mit einigen nicht wegzuleugnenden Fehlern in der Durchführung des Schlachtplanes, führte den unglücklichen Ausgang des Tages von Ligny herbei.

Vor allem kam es Napoleon darauf an, das Zentrum der preußischen Armee zu durchbrechen. Darauf verwendete er seine ganze Kraft. Aber trotz der auf beiden Flügeln von den Franzosen errungenen Erfolge machte der verzweifelte Kampf um das Dorf Ligny ihnen doch lange noch den Sieg streitig. Um 7 Uhr abends hatten sie erst die eine Hälfte des Dorfes im Besitz. Vergeblich war ihre äußerste Anstrengung, die Gegenwehr der kurmärkischen Landwehrmänner und der vier Bataillone der achten Brigade sowie den tapferen Widerstand der dritten Brigade und der fünf Bataillone der sechsten zu bewältigen. Immer neue Truppen wurden zwar französischerseits ins Gefecht gebracht, doch behaupteten sich die preußischen Bataillone bis halb 9 Uhr abends aufs standhafteste, obwohl Offiziere und Soldaten dergestalt von der Blutarbeit erschöpft waren, daß mehrere infolge der übermenschlichen Anstrengung tot niederstürzten.

Blücher, welcher recht wohl wußte, von welchem Einfluß auf die Soldaten seine Gegenwart war, griff überall zusprechend und aufmunternd ein. „Na, Kinder!“ sagte er zu einem Bataillon ermüdeter Streiter, „ihr werdet euch doch von den Lumpenkerls, den Franzosen, nicht den Busch nehmen lassen!“ — Da kehrten alsobald die ihm zujauchzenden Leute um und nahmen das Gehölz. Und als er beim Wendepunkt der Schlacht ein Landwehrbataillon etwas in Unordnung kommen sah, eilte er auf die erschöpften Wehrmänner zu; sobald diese den Marschall sahen, riefen sie ihm ihr „Hurra!“ entgegen. Der Fürst erwiderte hierauf verdrießlich: „Ach, haltet's Maul, schlagt euch lieber!“ worauf das Bataillon frischen Muts kehrt machte und mit lautem Hurra in Ligny hineinstürmte. So wußte er auch diesmal, wie immer, zur rechten Zeit auf seine Soldaten einzuwirken — es bedurfte nur einiger zutraulicher Worte, und die größten Strapazen, Hunger und Durst, ja alle Beschwerden des Krieges waren vergessen.

Nachdem Napoleon vor dem entscheidenden Schlage lange auf das Einrücken d'Erlons in die Schlachtlinie gewartet hatte, eine Verzögerung, die sich für den Kaiser bald verhängnisvoll genug erweisen sollte, erschien er um halb 9 Uhr mit acht Bataillonen der alten Garde vor dem Zentrum der Preußen. Mit größter Erbitterung ward nun bis zur hereinbrechenden Nacht fortgekämpft, ehe es Napoleon gelingen wollte, die Mitte der preußischen Schlachtordnung zu durchbrechen.

Jetzt aber überzog sich der abendliche Himmel mit schwarzen Gewitterwolken und es schien, als wolle die Natur dem Schlachtengotte in seinem Vernichtungswerke sekundieren. Denn ein furchtbarer Gewittersturm verfinsterte die blutigen Kampfesstätten, über welche sich eben die Schatten der Nacht zu senken begannen.

Den wohlberechneten Angriff des Kaisers unterstützte eine Division frischer Streitkräfte unter Pecheux, die übrigen Truppen des vierten Korps sowie die Garde-Artillerie, denen die Kürassiere des Generals Milhaud einen kräftigen Nachhalt gaben. Während die zuverlässigsten Truppen Ligny in der Front angriffen, umgingen Grenadiere und Chasseurs der alten Garde dasselbe von der Seite, drängten sich in eine infolge des Gewitterschauers durch Verschiebung der sechsten Brigade gebildete Lücke und eroberten das Dorf, welches die Preußen aber erst nach blutigem Handgemenge räumten.




Blücher beschützt durch Nostitz.

Unterdessen war Blücher herbeigeeilt, in demselben Augenblicke, als General Röder dem Oberstleutnant Lützow den Befehl brachte, mit dem sechsten Ulanenregimente den Franzosen entgegen zu gehen und ihr Hervorbrechen aus der erlangten starken Stellung in Ligny zu verhindern; doch die tapferen Lanzenreiter wurden durch eine mörderische Salve des feindlichen Fußvolks dezimiert und zur Rückkehr genötigt. Ein zweiter Angriff des westpreußischen Dragonerregiments, dem das zweite kurmärkische Landwehrkavallerieregiment folgte, hatte keinen besseren Erfolg. Der wackere Lützow fiel schwer verwundet in die Hände des Feindes, dreizehn Offiziere seines Ulanenregiments lagen auf der blutigen Kampfstätte. Milhauds Kürassiere warfen die preußische Kavallerie vollends und setzten sich hinter Ligny fest.

Dem preußischen Feldherrn war der Gedanke unerträglich, nach so vielen Anstrengungen dennoch seine Sache verloren geben zu sollen. Er selbst setzte sich, gefolgt von seinem Adjutanten, dem Grafen Nostitz, wieder an die Spitze der geworfenen Kavallerie und führte sie gegen den Feind.

Die französischen Kürassiere erwarten den Angriff mit großer Ruhe. Sie lassen, den gespannten Karabiner in der Faust, die Ulanen bis auf Schußweite herankommen. Jetzt hört man auf ihrer Linie das Knacken des Hahns, dann das dumpfe Rollen des Kleingewehrfeuers; gleich darauf werfen sie sich mit Ungestüm auf die Preußen. Vergeblich ist jede Tapferkeit — unvermeidlich der Rückzug. Gneisenau und Grolmann hatten Blücher vor der Attacke verlassen, um von den beiden Flügeln Verstärkungen herbeizuholen. Daher kam es, daß Nostitz allein bei dem Feldmarschall verblieben war.

Während der preußische Feldherr die Seinen zum Angriffe heranführte, hatte eine der abgefeuerten Karabinerkugeln sein Roß, ein Geschenk des Prinz-Regenten von England, getroffen; gleichzeitig wurde auch seines Adjutanten Pferd in den Hals verwundet. Nach Mißlingen der Attacke sah sich der Feldmarschall in die allgemeine Flucht mit hineingerissen. Im Dahinjagen bemerkte Nostitz jetzt erst, daß Blüchers Schimmel aus einer dicht hinter dem Sattelgurte befindlichen Wunde blute; besorgt rief er seinem Chef im Reiten zu, er möge vor allem seine Person in Sicherheit bringen. Blücher spornte sein Roß an, denn er sah die Notwendigkeit ein, sich dem Bereiche der feindlichen Scharen zu entziehen. Wie er sich nun beeilen will, über ein Kornfeld hinweg zu kommen, fühlte der Alte sein Tier heftig zusammenzucken; es bäumt sich empor, blutiger Schaum tritt aus seinen Nüstern — es bricht zusammen.

„Nostitz, ich bin verloren!" ruft der Feldherr, der wie betäubt unter seinem Rosse liegt. In diesem Augenblicke nähert sich auch die Kolonne der heranstürmenden feindlichen Eisenmänner, welche den preußischen Ulanen auf den Fersen sind.

Und in der That — der Fürst ist verloren, wenn man ihn bemerkt.

Nostitz übersieht mit einem Blick die ganze Größe der Gefahr, in welcher der Fürst schwebt. Er ist beim Sturze des Feldmarschalls sogleich von seinem eignen verwundeten Pferde herabgesprungen, um seinem Feldherrn beizustehen, ihn bis zu seinem letzten Atemzuge zu verteidigen oder sein Schicksal mit ihm zu teilen. Vor, hinter, neben ihnen raste inzwischen in wildem Jagen Freund und Feind vorbei. Die feindliche Kavallerie kommt so dicht in der Nähe des am Boden liegenden preußischen Feldherrn vorüber, daß einzelne Reiter derselben das Pferd des Grafen Nostitz, welches etwas schräg stand, streiften. Doch wagte keiner der Kürassiere, abzusteigen und die beiden preußischen Offiziere zu Gefangenen zu machen, da ein zu erwartendes neues Vordringen der Preußen die Harnischreiter selbst in große Gefahr bringen konnte. Wirklich warf sich die preußische Kavallerie noch einmal dem Feind entgegen, zum zweitenmale jagten die Feinde dicht an dem gefürchteten Marschall und seinem Getreuen vorüber; wieder erdröhnten die Hufschläge ihrer Pferde — ein neuer banger Augenblick der Erwartung für Blücher und den aufs äußerste gefaßten Nostitz.

Dieser hatte unterdessen eine seiner Pistolen aus den Halftern genommen und hielt dieselbe gespannt vor sich, entschlossen, alles zu wagen, wenn der Feind ja Hand an den Feldherrn legen sollte. Sein Atem stockt, seine Pulse schlagen fieberhaft; aber die bisherige Kaltblütigkeit verläßt nicht eine Minute den getreuen Adjutanten, dessen Geist die unberechenbaren Folgen ermißt, wenn der Nationalheld Preußens in die Hände seines triumphierenden Todfeindes fällt. Endlich jagen die letzten Panzerreiter vorüber, und dicht hinter ihnen ertönt das Hurra der preußischen Verfolger. — Die Nacht war eingetreten, ein beginnender Regen beschleunigte und vermehrte die Dunkelheit. Es war augenscheinlich, daß die Preußen dem Feinde nicht standhalten konnten; die Kürassiere konnten und mußten gleich wieder zurückkehren. Nostitz überlegte nicht lange, denn es galt keinen Augenblick zu verlieren. Dem ersten Ulanen, dessen er ansichtig ward, rief er ein lautes „Halt!“ zu. Es war der Unteroffizier Schneider vom Lützowschen Ulanenregiment. Der Mann eilte heran und erkannte sofort die gefährliche Lage des Feldherrn. Wie der Blitz war er von seinem Pferde herab und half den Feldmarschall hervorziehen. Dies war indessen keineswegs so leicht und gelang erst mit Hilfe von sechs andern herbeigerufenen Reitern. Kaum hatte Blücher den Fuß im Bügel, als auch die preußische Kavallerie sich schon wieder zurückgeworfen sah. Von neuem brausten Milhauds Schwerbewaffnete heran.

Dies alles ereignete sich viel schneller, als wir es erzählen können; denn kaum zehn Minuten waren unterdes vergangen, allerdings zehn Minuten, welche den Beteiligten gleich zehn Stunden erschienen.

Gewiß ist, daß Blücher ohne Nostitz' kaltblütige Entschlossenheit verloren gewesen wäre. Denn der Feind behauptete sich nun auch an der Stelle, wo der Fürst gestürzt war. Blücher entkam im Schutze seiner Ulanen, indem er sich des Pferdes jenes Unteroffiziers bis zu seiner Ankunft in Wavre bediente. Dort sendete er es dem Eigentümer mit seinem Danke und 20 Friedrichsdor zurück. Aber er vergaß weder Roß noch Reiter; vielmehr erkundigte er sich nach Beendigung des Feldzugs nach dem Braunen des Unteroffiziers. Als der Fürst vernahm, das Tier solle ausrangiert werden, gewährte er ihm auf seinem Gute Krieblowitz das Gnadenbrot bis zu dessen Ende.

Mit Schaudern dachte der alte Marschall daran, was ihm persönlich im Falle seiner Gefangennahme für ein Los bevorgestanden hätte; wie er vielleicht im schmachvollsten Triumphe, dem Volke zur Schau, nach Paris eingeführt worden wäre; er bebte vor dem Bilde zurück und rief: „Nostitz, da hätten Sie mir doch wohl eher das Leben genommen, als mich solcher Schmach preisgegeben? Sagen Sie selbst, ehe mich die Franzosen fortgeschleppt hätten, was hätten Sie gethan?“ „Was ich gethan hätte“, erwiderte Nostitz, „das weiß ich nicht; aber ich weiß, was ich in solchem Falle hätte thun sollen.“

Der Rückzug der Preußen war, nachdem die Franzosen in dem wichtigen Ligny festen Fuß gefaßt und damit die preußische Aufstellung in der Mitte durchbrochen hatten, unvermeidlich geworden. Der rasch die ganze Situation überschauende Gneisenau zögerte nicht, den Befehl hierzu zu geben, und zwar in dem peinlichen Augenblicke, als man den am Boden liegenden Oberbefehlshaber

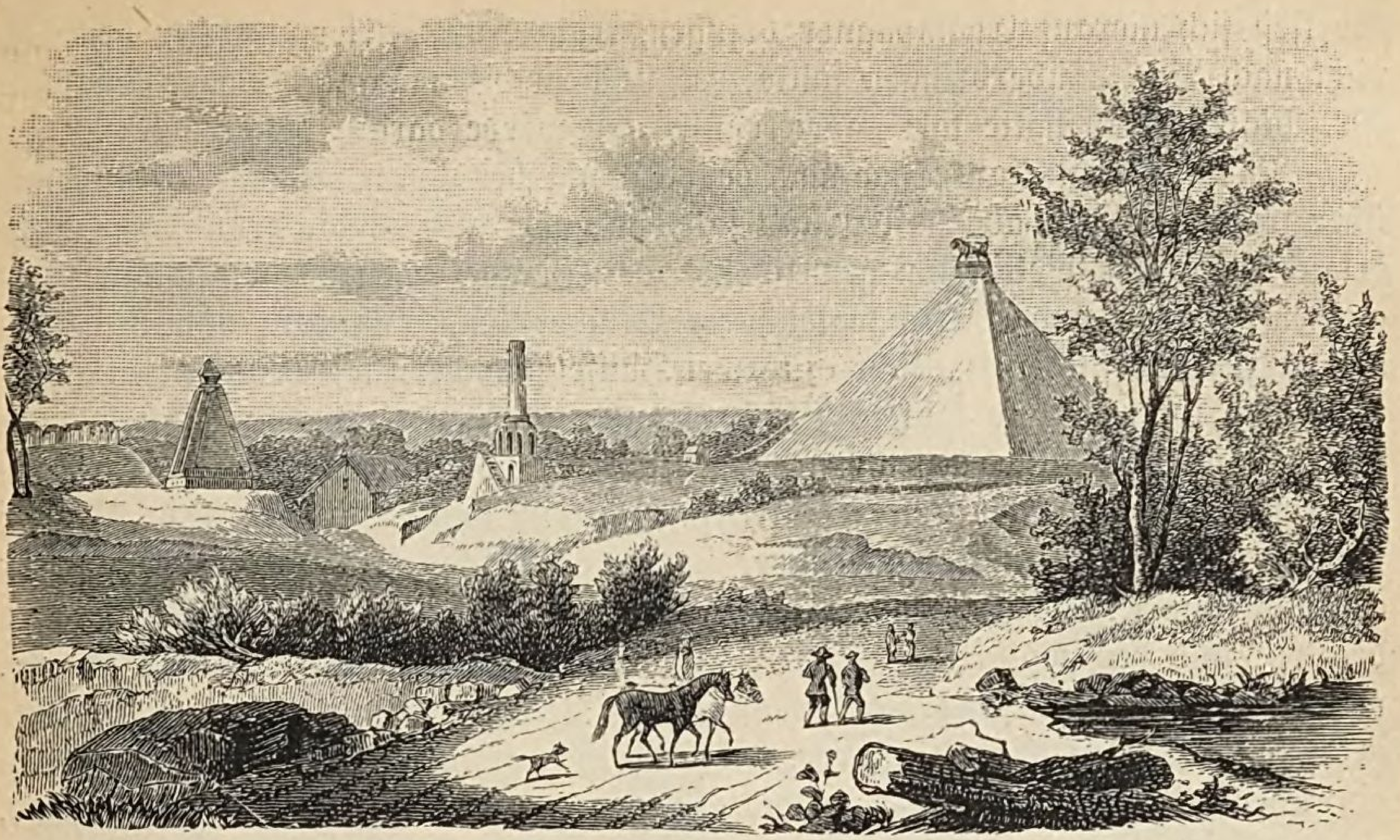
überall vergeblich suchte. Indem jener sofort den Marsch über Tilly und Wavre anordnete, nicht, wie Napoleon vermutete, in der Richtung über Namur nach der Maas, beabsichtigte er dadurch die Vereinigung der englischen und preußischen Armee herbeizuführen.

Die Ausführung des gegebenen Befehls stand an Gewandtheit nicht hinter der Kühnheit und Großartigkeit des Gedankens zurück, und diese That allein sichert dem umsichtigen Chef des Generalstabs Blüchers eine der ehrenvollsten Stellen auf den Blättern der Geschichte des großen Krieges. Hinsichtlich der Ausführung der getroffenen Anordnungen hatte sich besonders Blüchers Oberquartiermeister General von Grolmann großes Verdienst erworben.

Die Preußen beklagten den Verlust von 10000 Tapferen. Gefangene wurden von keiner Seite gemacht. Weder Preußen noch Franzosen verlangten oder gewährten Schonung.

Napoleon hatte sich über die errungenen Vorteile so sehr getäuscht, daß er meinte, für die nächsten Tage vor Blüchers Ungestüm Ruhe zu haben. Infolgedessen verlor er den abziehenden Feind eine Zeitlang gänzlich aus den Augen und schickte erst am 17. Juni Grouchy und Vandamme mit 35000 Mann zur Verfolgung der Preußen ab. Jener traf am 18. bei Wavre auf den die Nachhut des Blücherschen Heeres führenden General Thielmann. Während er sich mit diesem herumschlug, setzte Blücher in der richtigen Erkenntnis, daß vor ihm und nicht hinter ihm die Entscheidung liege, unbeirrt seinen Marsch auf Waterloo fort, wo bereits seit der Mittagsstunde dieses denkwürdigen Tages jener erbitterte Kampf zwischen den Heeren Napoleons und Wellingtons tobte, der durch das rechtzeitige Eintreffen der Preußen mit dem glänzenden Siege der Verbündeten, mit dem Sturze Napoleons endigen sollte.





Die Denkmäler auf dem Schlachtfelde von Waterloo.

# Wellington und Blücher bei Belle-Alliance.

Blücher übel zugerichtet durch seinen Sturz. Aufbruch der Preußen zur Unterstützung Wellingtons. Blücher ermuntert die Seinen durch Wort und Beispiel. Wellingtons Lage bei Waterloo. Empfindliche Verluste seines Heeres in siebenstündigem Kampfe. Verteidigung von La Haye sainte durch die deutsche Legion. Ankunft Blüchers. Ney führt die Garden heran. Planchenoits Wegnahme durch die Preußen. Regellose Flucht der Franzosen. Napoleon sucht den Tod. Ursachen des Verlustes bei der Schlacht.

Und fest im Sattel sitzt das junge Herz
Mit grauem Kopf, wischt sich das alte Aug'
Mit frischem Morgenwind und kühlem Regen;
„Willkommen, alter Bund'sgenosse von der
Katzbach! Du sparst dem König wieder Pulver."
Vorüber zieht an seinem Seelenauge
Die Schlacht von Waterloo, ein Siegesmarsch.
Scherenberg.

Blücher war am Schlachttage von Ligny bis spät in die Nacht zu Pferde geblieben, und als er endlich in einer Bauernhütte einige Ruhe suchte, fühlte er beim Absteigen die heftigsten Schmerzen in der von dem Sturze hart zerschlagenen Seite. Nur mit Mühe konnte er sich bewegen, zu schlafen vermochte er gar nicht. Doch sein Heldengeist war frisch und ungebeugt; scherzend sagte er zu Gneisenau: „Gneisenau, wir haben Schläge bekommen, wir müssen die Scharte rasch wieder auswetzen."

Ehe er sich niederlegte, setzte er noch seinen Bericht an den König auf, der dem Alten gewiß recht schwer geworden ist. Als er damit zu Ende war, wollte ihm der Wundarzt die zerquetschte Seite einreiben. Blücher fragte, was er da habe. Auf die Antwort, es seien Spirituosa, versetzte er: „Ah, was! Auswendig hilft das nicht viel! Ich will dem Dinge schon besser beikommen!"

Er ließ sich hierauf Champagner bringen, trank dem Kurier, welcher den Bericht nach Berlin überbringen sollte, zu und rief ihm nach: „Sagen Sie nur Sr. Majestät, ich hätte kalt nachgetrunken, es werde darauf besser gehen.“

Napoleon hatte am Tage nach der Schlacht bei Ligny erst eine Musterung über seine Truppen abgehalten und sich dann, so rasch es die grundlosen Wege erlaubten, gegen Wellington gewendet. Der Herzog erwartete entschlossen den großen Gegner und sandte sogleich an Blücher das Ansuchen, ihn mit zwei Korps zu unterstützen. „Nicht mit zwei Haufen, sondern mit dem ganzen Heere werde ich kommen“, so lautete Blüchers zuversichtliche Antwort. „Ich brauche nur so viel Zeit zum erneuten Vorgehen, als nötig ist, an meine Truppen Patronen und Lebensmittel auszuteilen.“ Allein noch am Abend des 17. Juni schien es sehr zweifelhaft, ob Blücher in eigner Person sein Versprechen werde erfüllen können; er hatte den Tag im Bette zubringen müssen, die Anstrengungen des 16. und der gefährliche Sturz hatten ihn übel zugerichtet. Als er am 18. mit dem ersten Morgengrauen nach seinem Pferde verlangte, war seine Umgebung für ihn in größter Sorge. Der Wundarzt wollte ihn noch zuguterletzt einreiben; Blücher aber, als er die Anstalten dazu sah, versetzte: „Ach was, noch erst schmieren! Laßt nur sein; ob ich heute balsamiert oder unbalsamiert in die andre Welt eingehe, das wird wohl auf eins herauskommen!“ Darauf erhob er sich, ließ sich ankleiden, setzte sich wohlgemut zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten, und fort ging es unmittelbar vom Krankenlager in die heißeste Feldschlacht.

„Auf! sammelt, ordnet eure Scharen,
Ruft meinen Bülow mir heran;
Verhehlet keinem die Gefahren,
Die sich in Ungewittern nah'n.
Das Heer soll ohne Umschweif' wissen:
Errettung bahnt uns nur das Schwert;
Wir werden schlagen, denn wir müssen!
Nur noch ein Glas, und dann zu Pferd!“

In Strömen hatte sich während der Nacht der Regen ergossen, in einzelnen Gewitterschauern setzte sich am Tage das Unwetter noch von Zeit zu Zeit fort. „Das sind unsre Alliierten von der Katzbach“, sprach Blücher; „da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver.“ Doch war hierdurch der Boden ganz durchweicht, die fette, schwere Erde in eine zähe, schwarze Flüssigkeit verwandelt, die Bäche angeschwollen, die kleinste Vertiefung mit Wasser gefüllt. Die schmalen Wege durch Wald und Gebüsch veranlaßten großen Aufenthalt, indem sie zu häufigem Abbrechen der Glieder nötigten. Fußvolk und Reiterei arbeiteten sich nur mit höchster Anstrengung vorwärts, das Geschütz fortzubringen machte unsägliche Mühe. Der Zug rückte zwar immer vor, aber auf den schlammigen Wegen und den unter den Hufen der Pferde noch grundloser gewordenen Getreidefeldern mit solcher Langsamkeit, daß zu befürchten war, man werde zur Schlacht viel zu spät eintreffen. Offiziere kamen und brachten Nachricht von dem Gange des inzwischen bereits begonnenen hartnäckigen und blutigen Kampfes, von

Napoleons übermächtigem Andrange. Einer wie der andre wiederholte immer dringender, wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde.

Blücher, in großer Sorge, sein gegebenes Wort nicht lösen zu können, rief unablässig „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ Er redete, immer von neuem anfeuernd, die ermattenden Reihen der Truppen an; überall aufmunternd, flogen seine Blicke und Worte umher; wo ein Hindernis entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er trotz eigner Schmerzen sogleich zur Stelle. Aber er verlangte schier das Unmögliche, denn die Truppen erlagen fast der entsetzlichen Anstrengung.



Wellington in der Schlacht bei Waterloo.

Aus den verdrießlichen Reden der in Schlamm und durch Pfützen sich fortarbeitenden Kanoniere und der die Räder schiebenden Trainsoldaten sprach immer deutlicher die äußerste Entmutigung; länger ginge es nun nicht, meinten die ermatteten Leute, ein weiteres Fortkommen sei unmöglich. Da redete der greise Feldherr seine Krieger mit tiefer Bewegung nochmals an: „Kinder“, sprach er, „wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen; ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Ich habe es versprochen! hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“

Und so ging es denn mit Aufwand der letzten Kräfte wieder weiter. Endlich hatte man den schwierigen Engpaß von St. Lambert zurückgelegt, den Wald durchzogen, die Höhe erreicht: da lag die Ebene von Mont-Saint-Jean und das grausige Schlachtfeld gleich einem großen Gemälde vor den Anrückenden ausgebreitet. „Es war ein Schauspiel, über die Maßen großartig. Von

Hougoumont und seinem Gehölze stieg eine breite Flamme durch die dunklen Rauchmassen, die über dem Felde hingen, empor; unterhalb dieser Wolke sah man die Franzosen. Hier bemerkte man eine wogende Masse roter Federbüsche, dort erkannte man an dem Blitzen einer Stahlfläche, daß sich Kürassiere bewegten; 400 Geschütze spieen von beiden Seiten Feuer und Verderben; Kanonendonner und Geschrei waren wild durcheinander gemischt — das Ganze sah aus wie ein arbeitender Vulkan.“ —

Wellington hatte sich mit seinen 67 000 Mann seit halb 12 Uhr mittags auf das tapferste gewehrt, gegen Abend aber beinahe schon die Hoffnung aufgegeben, das Schlachtfeld gegen den gewaltigen Gegner siegreich behaupten zu können. Sein rechter Flügel unter Lord Hill sucht sich unter den größten Anstrengungen noch zu halten; die Mitte unter dem Prinzen von Oranien hat ungeheure Verluste zu beklagen; der linke Flügel, zu Anfang der Schlacht unter dem tapferen, aber ungestümen Picton, behauptet seine Stellung nur noch mit Mühe durch die tapfere Verteidigung von La Haye. Wellingtons beste Generale sind tot oder schwer verwundet. General Picton, der bei Quatrebras verwundet worden und trotzdem nicht zu bewegen gewesen war, dem Kampfe fern zu bleiben, ward gleich zu Anfang der Schlacht durch den Kopf geschossen. General Sir William Ponsonby, der einen Teil der schweren Reiterei anführte, ward von einem polnischen Ulanen getötet. Lord Uxbridge wurden von einer Kanonenkugel beide Beine weggerissen; der Prinz von Oranien, Lord Somerset, General Alten und noch viele andre hohe Offiziere befanden sich unter den Verwundeten. Von dem Stabe des Herzogs bezahlten viele die Ehre, ihm dienen zu dürfen, mit dem Tode oder mit Blessuren. Einmal hatte der Generalissimus keinen einzigen Offizier mehr in der Nähe, um eine dringende Order bestellen lassen zu können, außer einem jungen piemontesischen Edelmann von der Familie Desalis. „Haben Sie schon eine Schlacht mitgemacht?“ fragte der Herzog. „Nein, Mylord“, antwortete der junge Offizier. „Dann“, sagte Wellington kaltblütig, „sind Sie ein Glückskind, denn Sie werden niemals wieder eine solche sehen wie diese. Hier, besorgen Sie diese Order und sehen Sie sich bei der Gelegenheit etwas um.“ Ein recht anschauliches Bild des wildesten Schlachtgetümmels liefert uns Oberst Frederic Ponsonby. Er hatte mit dem 12. leichten Dragonerregiment französische Kavallerie zurückgeschlagen, als seine Leute durch polnische Lanciers in ihrem Siegeslaufe gehemmt wurden. „In dem Handgemenge“, erzählt er nun, „fühlte ich mich plötzlich an beiden Armen verwundet, verlor dadurch zuerst meinen Säbel, dann die Zügel und ward nun von meinem Pferde eine kleine Weile fortgetragen, bis ich noch einen Säbelhieb erhielt, infolgedessen besinnungslos vom Pferde stürzte und wie tot auf das Gesicht zu Boden sank. Als ich wieder etwas zu mir kam, erhob ich mich ein wenig und sah mich um. Ich wäre damals, wie ich glaube, noch im stande gewesen, aufzustehen und davonzueilen. Aber ein soeben vorbeisprengender feindlicher Reiter bemerkte meine Bewegung und stieß mir mit den Worten: „Tu n'es pas mort, coquin!“ die Lanze in den Rücken. Mein Kopf sank herab, Blut schoß mir in den Mund, ich vermochte nicht mehr zu atmen und es

war mir, als ob jetzt alles vorüber sei. Nicht lange nachher kam ein Tirailleur heran, um mich auszuplündern, und drohte dabei, mich zu töten; ich deutete auf eine kleine Seitentasche, wo er drei Thaler fand; es war alles, was ich besaß. Er fuhr jedoch fort, mich zu bedrohen, worauf ich ihm sagte, er solle mich durchsuchen. Dies that er auch sofort, öffnete mein Halstuch, riß meine Weste auf und überließ mich dann in einer sehr unbehaglichen Lage meinem Schicksale. — Kaum war er fort, als ein Offizier, der einige Leute sammelte, zufällig da hielt, wo ich lag, zu mir und mich ansprach, indem er meinte, ich sei da arg zugerichtet. Ich erwiderte: ja, das sei ich, und bat ihn, mich zurückbringen zu lassen. Er sagte, das sei gegen seine Befehle, er dürfe nicht einmal seine eignen Leute beiseite schaffen; wenn sie jedoch die Schlacht gewännen (denn es heiße, der Herzog Wellington sei gefallen und mehrere von unsern Bataillonen hätten sich ergeben), so wolle er mir jede Aufmerksamkeit erweisen. Ich klagte nun über Durst. Der brave Franzose hielt seine Branntweinflasche an meine Lippen, er ließ mich dann durch einen Soldaten gerade auf die Seite legen und mir einen Tornister unter den Kopf schieben. Dann zog er ins Gefecht zurück, vielleicht um bald ebenso des Beistandes zu bedürfen und keinen zu finden. Etwas später kam ein andrer Tirailleur heran, ein hübscher junger Mann, voll Kampfeshitze; er kniete nieder und feuerte über mich weg, dann lud er wieder und feuerte noch verschiedene Male, wobei er mit mir unaufhörlich über den Gang der Schlacht schwatzte. Endlich eilte er davon mit den Worten: „Es wird Ihnen wahrscheinlich nicht unangenehm sein zu hören, daß wir uns zurückziehen. Guten Tag, mein Freund!“

In der Nacht ward Ponsonby noch von preußischer Kavallerie überritten, und erst am andern Morgen fand man ihn auf und brachte ihn zurück.

Daß Wellington dem stürmischen Andrängen der immer von neuem gegen ihn ausgesendeten Heerhaufen der Franzosen so lange hatte stand halten können, verdankte er zum großen Teile dem erhabenen Heldenmute, mit dem die Truppen der deutschen Legion unter Major Baring das vor der Front gelegene Gehöft La Haye sainte gegen die unablässig wiederholten erbitterten Angriffe der Feinde bis gegen Abend verteidigten.

Das Vorwerk La Haye sainte lag fast in der Mitte zwischen beiden Schlachtlinien, in einer Vertiefung zur Rechten der Straße von Charleroi nach Brüssel, zwischen Belle-Alliance und Waterloo. An Wohnhaus und Stallung schloß sich nordwärts der Gemüsegarten, an die Scheune südwärts der Obstgarten; zwischen den Gebäuden befand sich der Hof, zu welchem von der Straße aus zwei, rückwärts ein Eingang führte. Das Scheunenthor war leider kurz vor der Besetzung zerstört worden; zur Wiederherstellung hatte es an Zeit gefehlt.

Der Major Baring hatte, als das Ungewitter über den freundlichen Landsitz und seine tapferen Verteidiger hereinbrach, nur sechs Kompanien — zusammen nicht mehr als 376 Mann — zur Verfügung. Der Obstgarten muß vor dem übermächtigen Andrängen des Feindes sogleich aufgegeben werden; um den offenen Zugang in die Scheune zu verteidigen, wird vor demselben eine Kompanie unter Major Hans von dem Busche in Schützenschwärme

aufgelöst. Ihr Feuer ist nicht ohne Erfolg, und das zur Unterstützung herbeieilende Bataillon Lüneburg bringt neue Hoffnung. Da erdröhnt plötzlich der Boden unter den Hufen der heransprengenden Milhaudschen Panzerreiter. Von dem Busche rettet noch glücklich den größten Teil seiner Tapferen in das Gehöft, das Lüneburger Bataillon aber wird überritten, niedergehauen, nach allen Seiten zersprengt, und weiter braust der wilde Reitersturm die Höhe hinan gegen die übrigen Truppen der deutschen Legion, gegen die Schotten und Hannoveraner.

Nachdem hier der ungestüme Anprall der französischen Reiterei an der unerschütterlichen Ruhe und Festigkeit der deutschen Infanterie sich gebrochen hatte, trat auch in der Gegend von La Haye sainte für einige Augenblicke eine Art Waffenruhe ein, die der tapfere Baring dazu benutzte, zwei Kompanien des ersten leichten Bataillons zur Unterstützung herbeizurufen.

Es ist die höchste Zeit; schon ziehen neue, zahlreichere Massen gegen das Vorwerk, das durchaus erst erobert sein muß, ehe auf einen erfolgreichen Angriff gegen das Mitteltreffen Wellingtons gerechnet werden kann.

Es war gegen 5 Uhr, als drei vollständige Divisionen in geschlossener Kolonne gegen den Pachthof heranrückten. Ohne Zagen aber empfingen die Deutschen die stürmenden Haufen; kaltblütig gaben sie ihre Schüsse ab, und keine Kugel fehlte, ja oft durchbohrte eine und dieselbe Kugel mehr als einen Feind. Doch die Franzosen, die sich wohl bewußt sind, daß sie unter den Augen ihres Kaisers fechten, lassen sich durch nichts erschüttern. Mit seltener Kühnheit dringen sie bis an die Mauern heran, an den Schießlöchern entspinnt sich ein merkwürdiges Kämpfen und Ringen: andre treten keck vor das offene Scheunenthor und trotzen hier den ihnen entgegengestreckten Bajonetten. Ununterbrochen wütet der Kampf fort; gleich bewundernswert ist Angriff und Verteidigung; Haufen von Erschlagenen bilden an den Eingängen förmliche Brustwehren für die, welche noch fähig sind, Säbel und Bajonett zu führen.

Als der Feind alle seine Anstrengungen, den Zutritt zu erzwingen, scheitern sieht, bringt er ein andres Mittel in Anwendung, die heldenmütigen Verteidiger aus dem Gehöft zu vertreiben; er setzt die Scheune in Brand. Diese neue, unabwendbare Gefahr verbreitet anfangs die größte Bestürzung unter der kleinen Besatzung. Die Geistesgegenwart des Majors Baring weiß auch hiergegen Rat. Wer irgend abkommen kann, muß in den Feldkesseln aus dem Hofe Wasser herbeischaffen, und so gelingt es wirklich, das Feuer zu löschen. Das Beispiel des heldenmütigen Führers wirkt zündend. Ob verwundet oder nicht, alle setzen, unbekümmert um das eigne Leben, den Kampf fort, solange sie sich auf den Füßen zu halten vermögen. Als Baring einen Schützen, Lindau mit Namen, der bereits aus zwei Kopfwunden heftig blutet, auffordert, zurückzutreten und sich verbinden zu lassen, ruft der Brave: „Nur eine Schurke kann seinen Offizier verlassen, solange ihm der Kopf noch auf den Schultern steht!“

Doch der Zeitpunkt naht, wo an eine erfolgreiche Verteidigung nicht mehr gedacht werden kann; die Munition geht zu Ende, nur drei bis vier Patronen für den Mann sind noch vorhanden, und schon zieht der Feind in neuen Haufen

heran. Baring ermahnt seine Tapferen zu männlicher Zuversicht. Als Antwort schallt ihm der einstimmige Ruf entgegen: „Keiner von uns wird Sie verlassen, wir wollen mit Ihnen fechten und sterben!“

Wieder umbraust den Pachthof das entsetzlichste Schlachtgetümmel, wiederum wird die Scheune in Brand gesteckt und abermals gelöscht; doch jetzt hat einer nach dem andern seine letzte Kugel entsendet; allgemein wird der Ruf nach neuen Patronen. „In diesem Augenblicke“, klagt der tapfere Major, „würde ich die Kugel gesegnet haben, die meinem Leben ein Ende gemacht hätte. Aber mehr als das Leben stand auf dem Spiele!“

Es blieb jetzt nichts übrig, man mußte den so lange glücklich verteidigten Posten dem Feinde überlassen und sich durch einen engen Gang des Wohnhauses nach dem Gemüsegarten und weiter nach der Hauptstellung zurückziehen. Aufs höchste erbittert, stürzen die Franzosen nach und holen die letzten des Zugs noch ein, unter ihnen den Fähnrich Frank. Bereits aus zwei Wunden blutend, wird er von zwei feindlichen Soldaten angegriffen; den ersten stößt er nieder; da ihm aber der zweite durch einen Schuß den linken Arm zerschmettert, flüchtet er in ein anstoßendes Zimmer und verbirgt sich. Unmittelbar hinter ihm stürzen zwei andre seines Bataillons herein und werden von den verfolgenden Feinden vor seinen Augen niedergeschossen; er bleibt unentdeckt und wird, als die Franzosen bald darauf den Pachthof wiederum verlassen müssen, gerettet.

Der englische Oberfeldherr selbst sah zwischen 6 und 7 Uhr die Lage seiner Armee als höchst bedenklich an; er hatte vorher schon die Division Chassé von seinem äußersten rechten Flügel herangezogen, da alle seine hier im Gefecht gewesenen Truppen einen ungeheuren Abgang an Toten, Verwundeten und Flüchtlingen zu beklagen gehabt hatten. Sieben Reiterregimenter waren vernichtet, das Fußvolk war bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen, die vier Bataillone der Brigade Ompteda zählten nur noch zwei Kompanien, die sechs Bataillone der Brigade Kielmannsegge bildeten kaum noch zwei schwache Bataillone; das Heer mag zu dieser Zeit kaum mehr als einige 30000 kampffähige Männer gezählt haben. Dennoch verlor der eiserne Mann seine Ruhe nicht, vielmehr ordnete er mit Besonnenheit alles an, um dem drohenden entscheidenden Stoße zu begegnen. Sein Vertrauen auf Blüchers Hilfe stand fest.

Eben bereitet Napoleon den letzten Schlag vor. Kürassiere und Kolonnen der Garde des Kaisers nahen sich der englischen Aufstellung und werfen im ersten Anprall alles über den Haufen, was ihnen entgegengestellt werden kann.

Anrast der Wirbel — gleich dem letzten Stoß,
Dem heftigsten, den der Orkan läßt los —
Anrast der Wirbel — und der blanke Stahl
Bricht durch die Rauchwolk' wie des Blitzes Strahl.
So wälzt der Angriff näher sich und schwillt,
Des reißenden und dunklen Stromes Bild,
Und aus den Wolken, aus dem Flammenmeer
Bricht ein Geschrei und läuft voran dem Heer:
Des Kaisers Name! Siegesstolz und hehr! —

Doch an des Briten starkem Herzen prallt
Der Schrecken ab vor feindlicher Gewalt;
Das Auge sieht des Sturmes nahe Wut
Und leuchtet fort in ruhig kaltem Mut.

„Sobald die Kürassiere vom Trab in Galopp übergegangen waren“, so schildert Macready den Angriff, „bückten sie die Köpfe, so daß die Spitzen ihrer Helme wie Visiere aussahen und sie vom Busch bis zum Sattel in Stahl eingehüllt schienen. Kein Schuß ward gethan, bis sie auf 30 Schritt heran waren; dann erging das Kommandowort: „Feuer!“ Die Wirkung war eine magische. Durch den Rauch konnten wir sehen, wie die Helme sanken, die Reiter in krampfhaften Zuckungen beim Empfang unsrer Kugeln von den Sitzen schnellten, Pferde stürzten, Verwundete vor Schmerz stöhnten, während viele Leute zu Fuß herumliefen, andre zurückeilten, die kühnsten noch übrigen Reiter aber ihre Pferde gegen unsre Bajonette trieben.“

Als der Reitersturm heranbrauste, war die ihm gegenüberstehende Batterie durch französische Scharfschützen aller ihrer Bedienungsmannschaften beraubt; die Geschütze standen geladen, aber niemand war da, sie abzufeuern. Da stand aus einem Haufen Leichen und Verwundeter ein wieder lebendig gewordener Mann auf, der Kanonier Schmeck, ein Hesse von Geburt — so erzählt er selbst, als er nach langem Suchen in seiner Heimat aufgefunden und ihm eine zuerkannte Belohnung eingehändigt wurde. Er hatte, um sich Mut zu trinken, ein wenig zu tief in die Flasche gesehen, war hierauf eingeschlafen, aber noch zur rechten Zeit wieder erwacht. Schnell gefaßt, ergreift er eine Lunte, mit welcher er an der ganzen Batterie entlang läuft und die Geschütze abfeuert. Der Erfolg war ein furchtbarer, der Kartätschenhagel hatte ein ganzes Regiment fast vernichtet.

Doch der Feind ließ in seinen Anstrengungen nicht nach; immer neue Haufen wälzten sich gegen die englischen Reihen, die immer entsetzlicher gelichtet wurden. Da — in diesem Augenblicke der höchsten Bedrängnis, wandte sich Wellington zu Lord Hill und sprach mit der ihm eignen kaltblütigen Ruhe:

„Es braucht viele Stunden, ehe wir alle zusammenhauen werden; unser Plan ist jetzt ganz einfach: Blücher oder die Nacht!“

Und horch! — jetzt, wo die Not am größten, erschallen erst aus weiter Ferne, dann immer deutlicher und heller die Signalhörner der anrückenden Preußen, der ersehnten Helfer in der Not! — „Hurra! die Preußen kommen!“ — Es ist der Bülowsche Heeresteil, dem, da er bei Ligny nicht hatte mitfechten können, hier die Aufgabe zugefallen war, voranzueilen und den Kampf zu eröffnen.

„Und horch! — es donnern mahnend aus der Ferne
Kanonenschüsse dumpf und schaurig her!
Da bleichen sie, des Kaisers helle Sterne,
Auf seiner Seele liegt es felsenschwer.
Der alte Blücher ist's, der stürmend naht,
Der Mann der Treue und der kühnen That,
Sein ganzes Heer hat er dem Freund versprochen
Und nie sein ritterliches Wort gebrochen!“



„Hurra! die Preußen kommen!“

Wellington raffte sich alsbald noch einmal auf, er befiehlt nun den Seinen ein allgemeines Vorschreiten auf der ganzen Linie — gleichzeitig stürzen die herangekommenen Preußen voll Kampfbegier dem Feinde in die rechte Flanke. Immer größere Scharen der ersehnten Helfer erscheinen und dehnen sich weiter südwärts gegen das Dorf Planchenoit aus.

Doch so rasch gibt Napoleon seine Sache nicht verloren; ja er hofft noch auf den Sieg. Während er vier Bataillone seiner Garde nach dem bedrohten Orte sendet und den Besitz desselben vor den heftigen Angriffen des Bülowschen Korps zu sichern befiehlt, versucht er noch einmal mit dem Aufwande seiner letzten Kräfte, die Linien der Engländer zu durchbrechen. Und in der That gelingt es ihm, im Zentrum zwei nassauische und fünf braunschweigische Bataillone zum Weichen zu bringen. Nur Wellingtons persönliches Einschreiten kann hier das Gefecht zum Stehen bringen.

Von der Macht der Persönlichkeit dieses merkwürdigen Mannes gibt einer jener Tapferen von der deutschen Legion folgende Schilderung: „Der Herzog kam in diesem kritischen Augenblick auf uns zu, die Kaltblütigkeit selbst. Kein Führer besaß je das Vertrauen seiner Leute so vollständig wie er. Wo er erschien, lief ein Gemurmel durch die Kolonne: „Still, Achtung, der Herzog ist da!" und dann stand alles so stramm wie auf der Parade. Als er an der hinteren Seite unsres Vierecks vorüberritt, fiel eine Granate unter unsre Grenadiere; er hielt dabei sein Pferd an, um die Wirkung zu beobachten. Einige Leute wurden durch die Explosion in Stücke zerrissen, er aber bewegte nur den Zügel seines Pferdes und war allem Anschein nach ebensowenig um ihr Schicksal bekümmert, wie um seine eigne Gefahr. Seine Adjutanten, die Obersten Canning und Gordon, fielen in der Nähe unsres Vierecks, und der erstere starb in demselben. Als Wellington spät am Abend zu uns kam, ritt Halkett zu ihm hinaus und stellte ihm vor, wie schwach wir wären, und bat, der Herzog möchte ihm einige Unterstützung senden. „'s ist nicht möglich, Halkett", erwiderte er; worauf unser Oberst sagte: „Wenn das ist, so können Sie sich auf die Brigade bis auf den letzten Mann verlassen."

Und in der That hatte Napoleon noch einmal seine unerschütterten Veteranen aufgeboten, um, wenn möglich, dem eisernen Gegner den Sieg zu entreißen. Zwei Kolonnen Kaisergarde, 10 Bataillone stark, stürzten zwischen Hougoumont und der Brüsseler Straße die Höhen hinauf. Ney selbst führte sie heran, zu Fuß an ihrer Spitze. Sie erreichten die Höhen, nicht achtend der Kartätschenlagen, die ihnen entgegengeworfen werden: aber oben werden sie von Wellington empfangen; die an der Erde liegenden englischen Linien erheben sich und geben ihre mörderischen Salven auf 50 Schritt; der Erfolg war ein vollständiger.

Der Tag ging zur Neige und der Schlacht ließ sich nicht mehr eine Wendung zu gunsten der Franzosen geben. Nun sollte das Dorf Planchenoit den Rückzug des französischen Heeres sicher stellen. Um den Besitz dieses Ortes hatte sich unterdessen ein Kampf entsponnen, wie sich eines ähnlichen die ältesten Kriegsleute nicht zu erinnern wußten. Bei Möckern, Probstheida und Paris stritt man auch Brust gegen Brust, bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Dennewitz ging man mit dem Bajonett voran und schlug mit dem Kolben drein.



Kampf um den Kirchhof von Plancenoit.

Während man aber dort doch zuletzt die Gnade des Siegers nicht gänzlich verschmäht hatte, wütete bei Planchenoit dagegen ein Kampf schonungsloser Unerbittlichkeit und kalter Todesverachtung. Auch auf dieser Stätte erfochten sich die preußischen Landwehren unvergänglichen Ruhm. Bereits geraume Zeit währte das hartnäckigste Würgen und Ringen, zuerst vor und um das Dorf, dann in den Gassen desselben. Unter wildem Kampfgeschrei verhallte der Schmerzensruf und das Todesröcheln der Gestürzten. Wer hier fiel, erhob sich so leicht nicht wieder; der Hintermann trat auf des Gefallenen Körper, und wenn er selbst niedersank, so schritten erbarmungslos die Nachrückenden in blinder Kampfeswut auch über ihn weg — immer vorwärts — vorwärts! Doch der Feind setzt dieser löwenmütigen Tapferkeit einen doppelten Widerstand entgegen. Als infolgedessen der Kampf einen Augenblick steht, stellt sich Oberstleutnant von Brandenstein an die Spitze der Seinen und führt sie unter dem Rufe: „Vorwärts, Wehrmänner! Rache für Ligny!" wieder vor.

Jeder Fuß breit, den man im Dorfe gewinnt, muß mit Blut erkauft werden. Der Widerstand des Feindes wird noch heftiger, als die Garden, welche, etwa 12000 Mann stark, vor und um Planchenoit fechten, die Verteidigung dieses Ortes energisch unterstützen. Bald gewahrt man, daß es die Elite der französischen Armee ist, welcher man gegenübersteht. Doch die Landwehren, obgleich mehrfach geworfen, verlangen nichtsdestoweniger unter stürmischem Schlachtruf, von neuem gegen die Gassen des aufs hartnäckigste verteidigten Ortes geführt zu werden. Die braven Wehrmänner hatten geschworen, lieber bis auf den letzten Mann zu fallen, als dem Feinde nochmals den Rücken zu kehren. Sie dringen von neuem vor. Weder die Kartätschen der Feuerschlünde, noch die feindlichen Flintenkugeln vermögen die Angreifenden in ihrem Siegeslaufe zu hemmen. Alles vor sich niederwerfend, über Haufen von Leichen und Verwundeten hinweg rücken sie in den Straßen des Ortes vor. Zuletzt kämpfen die Verteidiger nur noch in einzelnen kleinen Trupps.

Auch diese Häuflein erliegen den Streichen der Preußen bis auf eine Schar Wackerer, die sich, den Adler in der Mitte, todesmutig ins Freie durchschlägt.

Nun galt's dem letzten Bollwerk des Feindes.

Die Bataillone der Kaisergarde halten Kirche, Kirchhof und Umgebung mit eisernen Händen fest; sie weichen und wanken nicht. Sie hatten Öffnungen in die Kirchhofsmauer gebrochen und wußten jeden Vorteil ihrer festen Stellung trefflich zu benutzen. Hier erlitten die bisher siegreichen Preußen enorme Verluste. Vergeblich folgte Sturm auf Sturm; gleich groß war die Ausdauer und Hingebung hüben wie drüben.

„Nichts bezeichnet wohl besser den furchtbaren Charakter dieses Kampfes", so erzählt F. Pflug in den „Erinnerungen eines preußischen Veteranen", als daß unsrerseits gegen allen Kriegsgebrauch der von allen Seiten eingeschlossene und von jeder Hilfe abgeschnittene Feind nicht einmal zur Ergebung aufgefordert wurde, und daß die Franzosen anderseits nicht im entferntesten die Absicht verrieten, eine Kapitulation zu fordern. Es war dies gewissermaßen die Wirkung der beiden Teilen gewordenen Überzeugung, daß die alte Garde

sich nicht ergeben könne, ohne sich zu entehren, und daß sie den Verlust ihrer ruhmgekrönten Adler nicht überleben dürfe. Die unterlassene Aufforderung zur Ergebung darf deshalb seitens der Preußen nicht als eine rachsüchtige Handlung angesehen werden, sondern sie bezeugte gerade die Hochachtung, welche diese, wenn vielleicht auch unbewußt, dem Heldenmute ihrer Gegner zollten."



Blücher und Wellington bei La Belle-Alliance.

Während die Angreifenden in ihren Bemühungen, eine der Mauerlücken zu gewinnen, endlich erlahmten, schien der Feind aus dem Kampfe selbst neue Kräfte zu sammeln, und frohlockender noch als bisher erscholl ihr Schlachtruf vive l'empereur! Die Preußen, matt und erschöpft von der grausigen, langen Blutarbeit, suchten Zuflucht hinter den Hecken und Zäunen der Häuser. Die Garden des Kaisers hielten die Kraft der Anstürmenden gebrochen, und Hohngeschrei folgte den Preußen hinter ihre Schutzwehren.

Der Kampf steht zuerst kurze Zeit, dann weichen einzelne, jetzt wanken auch die letzten Kämpfer — die Niederlage der Preußen scheint entschieden.

„Da stürmt“, so erzählt der preußische Veteran, „ein ganz mit Blut bedeckter Mann allein auf die Mauerlücke los. „Vorwärts, Kameraden! mir nach!“ tönt sein Ruf. „Vorwärts! Vorwärts!“ hallt es aus unsern Reihen wider, und vorwärts drängt alles, was noch Atem und Leben hat. Eine Sekunde später verstummen die feindlichen Geschütze, der Eintritt auf den Kirchhof ist erzwungen und die Hälfte desselben schon erobert, ehe der Feind nur sein Staunen und seine Bestürzung überwunden hat.

„Wie wir durch die Mauerlücken gekommen, was sich demnächst weiter auf dem Kirchhofe zugetragen, wer vermöchte sich darüber Rechenschaft zu geben? Denn welcher mithandelnde Zeitgenosse wäre wohl noch im stande, zu beschreiben, wie und in welcher Weise hier Frankreichs alte Garde unterging?

„Wie die Wellen der sturmbewegten See das Schiff überfluten und Planke um Planke des einst so stolzen Baues in ihrem Strudel begraben, so fluteten jetzt die Menschenwellen über dies letzte Bollwerk des einst so stolzen und mächtigen Frankreichs zusammen und ruhten nicht eher, bis es ihrem ungestümen und immer erneuten Andrange erlegen war.

„In diesem atembeengenden Gedränge, bei solchem Ringen Brust an Brust, wurden die Waffen eine Last, und man warf sie von sich, um mit der Faust einander anzufallen. Wie von einem Wirbelwinde erfaßt, drehte sich die Masse um sich selbst, der einzelne galt hier nichts, der Tod zählte seine Opfer nach Tausenden. Als endlich aber Raum geworden, artete der Kampf zu einem Gemetzel aus, wie die Geschichte kaum ein ähnliches kennt.

„Die Nacht war mittlerweile eingebrochen, die Häuser ringsum standen in Flammen, noch immer aber wütete dieser gräßliche, erbarmungslose Streit, bis endlich der letzte Mann der alten Garde in der Verteidigung des letzten der auf Befehl Napoleons bis zur Erkämpfung eines großen Sieges noch mit Trauerflor umhüllten Adler tot niedersank. — Der Kampf war zu Ende. —

„Alle die tapferen Verteidiger vor Planchenoit lagen da, erschlagen — der Sieg war erfochten; aber der Preis desselben erstickte die Freude der Sieger, und voll Grauen verließen diese die Walstatt, deren Schweigen ihnen schrecklicher dünkte als der Schlachtenlärm des blutigsten Gefechts.“ — So unser Veteran.

Während auf diesem Teile des Schlachtfeldes Frankreichs kriegstüchtigste Truppe ihren Untergang fand, hatte ein wohl ausgeführter Angriff der englischen Schwadronen in die Flanken der erschütterten Bataillone Neys, wovon wir weiter vorn berichteten, diese in Unordnung und zum Weichen gebracht. Sie flüchten und stürzen in Verwirrung über die nahen Gräben. Die nächststehenden französischen Regimenter, welche die Elitetruppen in Auflösung sehen, schreien: „Seht, die Garde flieht! Alles ist verloren!“ Jetzt durchfliegt ein panischer Schrecken das ganze Schlachtfeld. „Rette, wer sich kann!“ rufen nicht allein die Erschrockenen und Feigen, sondern auch sonst als mutig bekannte Männer . . .

Planchenoit, welches den Rückzug der Franzosen sichern sollte, ist unterdessen verloren gegangen. Hierdurch ist Napoleons rechte Flanke preisgegeben; auf diese stürmt nunmehr die preußische Kavallerie ein. Verwirrung und Schrecken erreichen den höchsten Grad, als man sich bald von allen Seiten, von

der Fronte, an den beiden Flügeln sowie im Rücken zugleich angegriffen sieht. Die französische Armee geht einer völligen Auflösung entgegen. Die Glieder der Schwadronen, die Reihen der Bataillone verzetteln sich, um sich gleich nachher wieder in wilde Knäuel zusammenzudrängen; so ineinander gekeilt wirft sich alles auf die einzige noch offene Rückzugsstraße. Einer den andern hemmend, aufhaltend, zurückstoßend, ist alles bald nur noch eine einzige dichte Masse, auf welche die feindlichen Feuerschlünde ihre verheerenden Geschosse richten, während die Reiterei der Verbündeten den Menschenknäuel umschwärmt, die Verwirrung vermehrend, ohne indessen recht zum Einhauen gelangen zu können. Zuletzt werden auch die Reserven des Kaisers, die Überreste seiner stolzen Garden, ergraute Krieger, welche dem Tode in tausend Gestalten ins Auge geschaut, in die allgemeine Flucht hineingerissen.

Unterdessen breiteten sich Blüchers und Wellingtons Krieger, nach allen Seiten hin die Vernichtung des Feindes vollendend, über das weite Schlachtfeld aus. Sobald nämlich Wellington wahrgenommen hatte, daß mit der Wegnahme von Planchenoit Napoleons Macht gebrochen war, gab er seiner ganzen Armee den Befehl zum Vorrücken. Als aber die Infanterie antrat, sah man überall nur Reihen von einigen Hundert Mann mit großen, unausfüllbaren Zwischenräumen. Der Herzog wußte nur zu gut, daß er mit seinen zusammengeschmolzenen Bataillonen nichts mehr werde ausrichten können, aber er wußte auch, daß, wenn er stehen bliebe, die Sache vor ganz Europa das Aussehen gewinnen würde, als ob die englische Armee sich in der Schlacht verteidigt, die preußische Armee sie allein entschieden und gewonnen habe.

Bei diesem allgemeinen Vorgehen stürmt das hannöversche Bataillon Osnabrück, wie die ganze Brigade größtenteils aus jungen, an diesem Tage zum erstenmal ins Feuer geschickten Bataillonen bestehend, kampfesmutig unter der unmittelbaren Führung des Obersten Halkett gegen ein Viereck der alten Garde, welches in der allgemeinen Verwirrung noch stand gehalten hat. Von den Hannoveranern aus großer Nähe beschossen, weichen die französischen Kolonnen auf Belle-Alliance zurück, und schon beginnen ihre Reihen sich aufzulösen — es ist dies dieselbe Brigade, der man den poetischen Ausruf: „La garde meurt, mais ne se rend pas!“ angedichtet hat — als der General Cambronne noch immer an der äußersten Spitze seiner Truppen hält und dieselben zum Kampfe ermutigt. Da wird ihm sein Pferd unter dem Leibe getötet, Halkett sprengt vor und bedroht den französischen General mit dem Tode, wenn er sich nicht augenblicklich ergebe. Cambronne senkt denn auch in der ersten Überraschung den Degen und läßt sich von Halkett nach der britischen Linie geleiten. Da stürzt auch dessen Pferd, von einer Kugel getroffen, zu Boden, und ehe es ihm gelingt, das Tier wieder auf die Beine zu bringen, sieht er zu seinem Ärger seinen Gefangenen gemächlich zu den Seinigen zurückkehren. Doch bald ist Roß und Reiter wieder kampfbereit; ohne Zaudern sprengt Halkett nun nochmals gegen den Feind, holt den General ein und führt ihn nun an den Achselschnüren seiner Uniform im Trabe nach der britischen Stellung zurück.

Aber auch Napoleons letzte Schutzwehr erliegt allmählich dem unabwendbaren Verhängnis.

Noch steh'n der Feinde dichte Glieder,
„Die Garde stirbt, ergibt sich nicht!"
Die letzten Römer sinken nieder,
Ereilt vom ew'gen Weltgericht.
Der Kaiser sieht sein Schiff zerschellen,
Und nirgends eine sichere Bucht,
Es schlagen über ihn die Wellen,
Und alles wendet sich zur Flucht.

Napoleon weilte, mit starrem Blicke den Greuel der Verwüstung betrachtend, inmitten des letzten Vierecks seiner Garden. Er suchte verzweiflungsvoll den Tod, der ihn mied. „Sire!" rief Marschall Soult ihm zu, „sind die Feinde nicht glücklich genug?" und Drouot ermahnte den erschütterten Gebieter: „O, Sire, die Rettung des Vaterlandes hängt allein von Ihrer Person ab!" —

In diesem Augenblicke trat noch einmal aus dem bisher dicht bewölkten Abendhimmel die untergehende Sonne hervor und beleuchtete in vollem Glanze das grausige Schlachtfeld. Dachte Napoleon bei diesen Abendsonnenstrahlen von Waterloo wohl an den Morgensonnenschein von Austerlitz, als er mit den Worten: „Es ist alles verloren!" sein Pferd wendete und zur Flucht sich anschickte?

Nur noch quer über das Feld konnte er dieselbe bewerkstelligen; denn Fußvolk, Reiterei, Offiziere und Soldaten, Train und Troß, Kanonen und Equipagen, alles drängt sich in wildester Flucht auf derselben Straße hin, in unauflöslichem Durcheinander. In der That war alles — Krone und Reich, Freiheit und Zukunft — alles, alles — verloren!

Zu derselben Zeit begrüßt entlang den preußischen Linien freudiger Zuruf und rauschender Jubel den unverwüstlichen Marschall Vorwärts, wo er sich sehen läßt, und mit gerechtem Stolze halten ihm die Sieger die von ihnen erbeuteten Trophäen und feindlichen Fahnen entgegen.

Die Einbuße des feindlichen Heeres ist nicht genau zu ermitteln. Man wird wenig irren, wenn man sie etwa zu 25000 Mann annimmt. Doch war dieser ungeheure Verlust, ein Dritteil der ganzen Armee, nur das kleinere Übel gegenüber dem aufgelösten und entmutigten Zustande des davongekommenen Heeres, das jetzt, kaum mit dem dritten Teile seines Materials, die Sambre zu gewinnen suchte.

Napoleon hat sein Mißgeschick bei Waterloo dem Marschall Grouchy zuschreiben wollen, weil dieser es nicht bemerkt habe, daß drei Armeekorps auf Waterloo marschierten, um dem Kaiser in den Rücken und in die Flanke zu fallen. Die Sache aber steht denn doch wohl etwas anders. Hätte der Kaiser die preußische Armee nach der Schlacht von Ligny auf dem Fuße verfolgen lassen, hätte er nicht am 18. kostbare Stunden mit einer Paradeaufstellung verloren und am Morgen, nicht erst am Mittag, den Angriff auf die Engländer begonnen, wäre er endlich nicht dem Irrwahn verfallen, daß Blücher vernichtet der Maas zueile, so würde sich das Schlachtenglück ihm wohl zugeneigt haben. Weiterhin hat man Napoleon zum Vorwurf gemacht, daß er nicht sogleich, als er die Preußen aus dem Walde von Frichermont hervorbrechen sah, eine andre Schlachtlinie gebildet habe.




Die Sieger begrüßen ihren Feldherrn.

Wir stimmen Witzleben, dem wir bei der Schilderung dieser Schlacht teilweise gefolgt sind, bei, wenn er den Entschluß des Kaisers, in jenem gefahrvollen Augenblick mit fast allen ihm zu Gebote stehenden Kräften die Mitte der englischen Stellung zu durchbrechen, als ein Zeichen außerordentlicher Kühnheit und großer Klarheit bewundert. Nur in dem Sprengen der englischen Stellung lag noch die Möglichkeit für den Gewinn der Schlacht. „Freilich wagte Napoleon in seiner Lage alles“, sagt der genannte Militär; „er setzte jede Rücksicht, die vielleicht ein minder kühner Heerführer genommen hätte, aus den Augen; deshalb aber darf man die Entschließung des kaiserlichen Feldherrn, wenn als die verhängnisvollste, doch auch zugleich als die größte seines ganzen Lebens ansehen.“

Von der preußischen Armee hatten $46\frac{1}{2}$ Bataillone, 46 Eskadrons und 15 Batterien an der Schlacht teilgenommen und den Sieg mit 187 Offizieren und 6500 Mann erkauft; Wellingtons Heer zählte einen Verlust von 800 Offizieren und 14000 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten, wovon fast die Hälfte auf die britischen Truppen kam.

Auf, Viktoria! Auf, Viktoria!
Welch ein Klang aus Niederland!
Hände, Herzen, auf nach oben,
Gott zu danken, Gott zu loben!
Gott hat Glück und Sieg gesandt.

E. M. Arndt.



Pachthof von Belle-Alliance.



Szene aus dem Rückzuge der Franzosen nach der Schlacht von Waterloo.

# Das Nachspiel von Waterloo.

Zusammentreffen Blüchers und Wellingtons. Denkwürdige Verfolgung der Franzosen durch Gneisenau. Rückzugsszenen. Aus dem Tagebuch des Generals Goscizsky. Erbeutung von Napoleons Wagen, Mantel, Hut und Degen. Gneisenaus Ankunft in Frasnes am Frühmorgen.

So lang' nur haben die Preußen geruht,
Bis sie vom Schwerte gewischet das Blut;
Dann führt sie Held Gneisenau hinterdrein,
Den Flüchtigen nach, in die Nacht hinein.
Den Feind zu vernichten heißt die Parol',
Dran Roß und Reiter man setzen soll.

Die Flammen brennender Häuser beleuchteten schauerlich die Haufen toter Menschen und Pferde, die wüsten Massen zerschossener und zerbrochener Wagen und Kanonen. Der Weg war bedeckt mit Trümmern aller Art, mit Säbeln, Gewehren, Tornistern, Tschakos und Helmen; noch stöhnten unzählige Verwundete auf den zertretenen Feldern nach Hilfe oder Erlösung durch den Tod! Gruppen von Gefangenen, die man vorüberführte, hielten an und schauten düster dem überall von rauschendem Zuruf begrüßten preußischen Feldherrn nach, dem sie noch vor wenig Stunden so übel mitgespielt zu haben glaubten, daß er auf längere Zeit unschädlich sei.

Das rote Ziegeldach des Pachthofs von Belle-Alliance, weithin sichtbar, war von Blücher seinen Tapferen bei ihrem Marsche als Zielpunkt bezeichnet worden, und eben diese Richtung hatte auch der Herzog von Wellington, als er den Befehl zum Vorrücken aussprach, seinen Kriegern angewiesen.

An dieser Stelle trafen sich nun die beiden siegreichen Feldherren, der alte „Marschall Vorwärts" und der „Eiserne Herzog"; Blücher in seinem einfachen Kriegsrock mit rotem Kragen, einen alten Säbel an der Seite, eine arg mitgenommene Mütze auf dem greisen Haupte; der damals 45jährige Wellington im blauen Überrock und der weißen Halsbinde eines englischen Gentlemans jener Zeit; nur der Säbel und der kleine dreieckige Hut ließen den Kriegsmann in ihm erkennen. „Ich werde diese Nacht in Bonapartes gestrigem Nachtquartier zubringen", sprach Wellington nach der ersten herzlichen Begrüßung.

„Und ich", versetzte Blücher, „werde ihn diese Nacht aus seinem heutigen vertreiben."

An den Fürsten Schwarzenberg schrieb der letztere noch am selben Abend. „Mein lieber Freund! Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Ich denke, die Bonapartische Geschichte ist nun vorbei. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern, die Anstrengung war zu groß." — Doch wie ermüdet auch der greise Held nach diesem aufregenden Tage sich fühlte, wie schmerzvoll ihm besonders ein längeres Reiten war, so ließ er sich doch nicht abhalten, noch am späten Abend Planchenoit zu besuchen, sich dort seinen tapferen Streitern zu zeigen und persönlich nach den Anordnungen zu rastloser Verfolgung zu sehen. Je näher er dem Dorfe kam, desto entsetzlicher stellten sich die kaum geschilderten Folgen des wilden Kampfes dar.

Wellington befand sich am Abend der denkwürdigen Schlacht mit mehreren seiner Offiziere bei der Abendtafel. Die Quelle eines großen Herzens liegt tief, und die Selbstbeherrschung eines ruhigen Geistes gestattet keine Thräne. Heute aber lehnte sich Wellington wiederholt in seinen Stuhl zurück, rieb sich krampfhaft die Hände und rief laut aus: „Gott sei Dank, es ist gelungen! Gott sei Dank, es ist gelungen!" Und so oft er dies sagte, ward das Lächeln, welches sein Auge verklärte, sofort durch seltene, aber unwillkürlich sich hervordrängende Thränen verdunkelt, welche ein dankbares Herz entquellen läßt.

Von dieser Dankbarkeit ließ er aber weniger seine treuen Helfer in der Not etwas merken. Der preußischen Armee die wohlverdiente volle Anerkennung zu teil werden zu lassen, erlaubte schon die englische Selbstsucht und Eigenliebe nicht. Einen Mangel an Courtoisie aber bewies der Herzog, als es sich um die Benennung der Schlacht handelte. Blücher hatte sinnig und rücksichtsvoll gewünscht, daß man sie Belle-Alliance, nach dem Orte, wo beide Feldherren sich getroffen hatten, nenne, denn sonst wäre Planchenoit wohl der bezeichnendste Name gewesen. Wellington aber nannte die Schlacht, wie er es in Indien und Spanien zu thun pflegte, nach seinem Hauptquartier, hier also nach dem 3000 Schritt hinter Mont-Saint-Jean liegenden Waterloo.

— — — — — — — — — — „Die Schlacht
Heißt Waterloo, der Sieg heißt Belle-Alliance,
Der Tag kann mehr wie einen Namen tragen."

Wellington ließ seine Truppen da lagern, wo sie gerade standen. — Blüchers Getreue übernahmen die unmittelbare Verfolgung des fliehenden Feindes. Schon war die Nacht hereingebrochen, da stürmte sein Generalstabschef, der treffliche Gneisenau, mit einer kleinen Schar Preußen in die Nacht hinein. Es sollte, so lautete der Befehl des greisen Feldherrn, der letzte Hauch von Roß und Mann an die Verfolgung der Franzosen gesetzt werden.

Da die Verfolgung ihresgleichen nicht hat, auch schwerlich jemals wieder finden wird, so weiß es uns der Leser vielleicht Dank, wenn wir ihm mehrere interessante Episoden aus derselben, die dem Tagebuche eines würdigen Veteranen entlehnt sind, mitteilen.

Bei der Wegnahme von Planchenoit waren die Tirailleurs des Füsilierbataillons des 2. pommerschen Regiments von ihrem Bataillon getrennt worden. Mit ihnen, etwa 120 Mann stark, setzte sich Hauptmann von Gosczisky (gestorben als General), ohne den Befehl dazu abzuwarten, an die Spitze der zur Verfolgung bereiten Truppen.

„Ohne zu wissen, wo wir so eigentlich nach der Wegnahme von Planchenoit waren“, erzählt derselbe, „gingen wir vor und kamen auf eine Chaussee (von Charleroi nach Brüssel), die wir festhielten. Ein fürchterliches Gedränge herrschte daselbst: alle Nationen untereinander. Anruf in allen Sprachen, ein endloses Durcheinanderschieben, Puffen, Umreiten; niemand wußte eigentlich, ob wir vor- oder zurückgingen, und Stehenbleiben ging auch nicht. Endlich wichen wir aus und ruhten kurze Zeit in einem nahegelegenen Garten von der gehabten Anstrengung des Tages, dann ging es wieder vorwärts. Es war finster; der Mond, der später hell aufging, leuchtete nur zuweilen, wenn der Wind die Wolken vertrieb. Wir kamen wieder auf die Chaussee, die jetzt ziemlich still geworden war; nur zuweilen begegneten wir einem Flüchtling, der ebenso rasch verschwand als er auftrat. Plötzlich stießen wir auf einen Haufen Kanonen, die vom Feinde im Stich gelassen und auf eine ganz merkwürdige Weise ineinander gefahren waren; es mochten wohl an 30—40 Stück sein; bald darauf wieder auf einen solchen Haufen verlassener Geschütze. In gewissen Entfernungen wiederholte sich immer wieder dasselbe Schauspiel. Aus diesen Trümmern zu schließen, hatten wir es mit einer gänzlich aufgelösten Armee zu thun; dies feuerte uns um so mehr an, dem Feinde so lange zu folgen, bis wir ihn eingeholt hätten, oder durch einen ernsten Widerstand aufgehalten würden. Leider stießen wir bald auf Wagen, die mit spirituösen Getränken gefüllt waren, über die wir herfielen und davon mehr genossen als gut war. Aber seit vielen Stunden hatten ja die meisten fast gar nichts zur Stärkung gefunden und, von großem Durst geplagt, nirgends denselben stillen können, da alles Wasser, das wir fanden, durch starken Verbrauch in eine Lehmbrühe verwandelt war. Man füllte noch die Feldflaschen mit Spirituosen und nun ging es wieder weiter. Jetzt stießen wir bald auf Karossen, fortwährend aber auf weggeworfene Waffen und Trümmer aller Art.

„An der Chaussee lagen Häuser, die mit flüchtigen, Ruhe suchenden Feinden besetzt waren. Hier gab es Händel. — Der Feind schoß aus den Häusern; man mußte sie nehmen, um weiter zu kommen, und dabei gab's blutige Köpfe.

„Wir wurden endlich Herr derselben; darauf ging es wieder vorwärts, bis wir an ein Dorf kamen, dessen Eingang mit Kanonen, Bagagewagen, Munitionskarren rc. ganz verfahren war, während es rechts und links dieses Dorfes in den feindlichen Biwaks lebhaft zuging.

„Der Hauptmann v. Gosczisky schien unschlüssig geworden zu sein, was zu thun. Jetzt stieß Major v. Keller, Kommandeur des Füsilierbataillons vom 15. Regiment, und bald nachher der Generalleutnant v. Gneisenau mit 10—15 Reitern zu den zur Beratung Zusammengetretenen.

„Eben sollten die ferneren Operationen besprochen werden, als wir", fährt der Erzähler fort, „von der rechten Seite, schnell aufeinander folgend, zwei Kartätschenschüsse erhielten, die aber keinen Schaden anrichteten. Ein rascher Angriff schien hier besser als ein weitläufiger Rat. Ein Kompaniechirurgus, der uns gefolgt war, machte den Vorschlag, ihm einen Hornisten und einige Füsiliere zu überlassen, mit denen er den Feind aus dem Biwak aufschrecken und verjagen wollte. Dies leuchtete ein. Der herzhafte junge Arzt entwickelte sein kleines Korps dem Feinde gegenüber und griff denselben unter Kommandieren, Schreien, Blasen und Schießen tapfer an. Die Kriegslist wirkte vortrefflich. Die Feuer wurden eiligst verlassen, der Feind floh unter Zurücklassung der Waffen und Bagage querfeldein, und die Verfolger machten große Beute. Nunmehr erhielt unser Hauptmann den Befehl, das Dorf (es war Genappe) links zu umgehen, während der Major v. Keller den Eingang des Dorfes angreifen sollte. Wir erfüllten unsern Auftrag, ohne auf Hindernisse zu stoßen, und fanden mitten im Dorfe eine Equipage mit fünf Pferden vor derselben, und links davon eine Menge andrer Wagen, unter denen einer die Aufmerksamkeit eines unsrer Hornisten erweckte. Bei Leipzig hatte derselbe schon eine ähnliche interessante Bekanntschaft gemacht, die ihm 4—5000 Thaler eingebracht hatte; diesmal war es ein Kassenwagen und die Kassen voll von Napoleonsdor. Beim Anblick des Geldes erwachte die Beutesucht; als aber der Feind einige Schüsse abfeuerte, gelang es dem wackern Hauptmann, seine Leute von der reichen Beute fort und gegen den Feind zu führen, der weit über das Dorf hinaus verfolgt ward.

„Nun aber konnte man nicht weiter. Die Anstrengungen des Tages, der Marsch, die Schlacht, die Gefechte während der Verfolgung, seit fünfzehn Stunden ohne alle Erquickung, ohne die einfachsten Lebensbedürfnisse und im Rücken die verlassene Beute, alles dies zusammengenommen berechtigte wohl zu einer Erholung. Aber nach kurzer Ruhe setzte sich der kleine Hause — denn an einen geordneten Trupp war nicht mehr zu denken — vielleicht noch 50—60 Mann stark, von neuem in Bewegung. Der Chirurgus traf jetzt wieder ein, mit guter Beute beladen.

„Als man ungefähr eine Viertelstunde marschiert war, wurde es hinter den Verfolgern wieder sehr lebendig; Geschrei und ein blindes Schießen ins Blaue hinein machte sie stutzig. Es ward Halt geboten. Finster und ungewiß, wo man war, mit wem und mit wieviel Gegnern man zu thun hatte, ließ unser Hauptmann kehrt machen und faßte den kühnen Entschluß, in ruhiger Haltung den Feind abzuwarten.

„Der Spektakel, das Schießen kam immer näher, und endlich vernahm man ein Kauderwelsch von Deutsch-Polnisch. Der gefürchtete Feind war kein andrer als ein Trupp von etlichen hundert Mann oberschlesischer Landwehrmänner, der sich, aller Führung beraubt, unbewußt wohin, aufs Geratewohl in das Weite, nach Hunnenart, fortwälzte. Wir machten ihnen Platz und folgten in einer angemessenen Entfernung, als in unserm Vorrücken plötzlich ein Stillstand eintrat. Bei Quatrebras hatte sich der Feind quer gegen die Chaussee aufgestellt und unsre Weltstürmer mit einem derben Feuer empfangen. Sobald aber der Feind seine Stellung verlassen, stürzte der Haufe aufs neue wieder vor und geriet bis an die Häuser von Quatrebras, die sofort angegriffen und erstürmt wurden.



Die Verfolgung der Franzosen.

Ein Biwak in einem Busche, dem genannten Orte gegenüber, wurde überfallen. Die Landwehrmänner stürzten dem Feinde nach und verschwanden unserm Auge unter Schießen und Lärmen. Nach späteren Berichten kamen sie um die Mittagszeit vor Charleroi an und vertrieben auch hier den geschlagenen Imperator, der vor wenigen Tagen noch der Schrecken Europas gewesen war.

„Wir fanden an einer Brücke auf der Chaussee, die verfahren war, kurzen Widerstand und gelangten nach einem Marsch von dreiviertel Stunden vor das mit Fliehenden und Verwundeten angefüllte Dorf Frasnes. Der Chirurgus riet hier, die alte List von Genappe wieder anzuwenden. Es geschah, diesmal aber ohne Erfolg! — Der Feind wollte oder konnte sich nicht mehr fürchten.

„Wir drangen mit Entschlossenheit in das Dorf vor, fanden aber keinen Widerstand, ja man achtete nicht einmal auf uns und ließ uns stürmen, als wenn man uns gar nicht bemerke, nicht sehe! — Tausende von Verwundeten, Ermüdeten suchten nur Ruhe und Unterkommen, alles übrige schien ihnen jetzt gleichgültig. Gefangene hier zu machen, wäre ein unnützes Geschäft gewesen, und harmlose Ermüdete, Schlafende, die sich nicht verteidigen konnten oder wollten, zu töten, erschien uns nicht würdig. Da sich niemand zur Wehr setzte und jeder ungestört seinen Geschäften nachging, als ob gar nichts vorfiele, hörten unsre Anstrengungen nachgerade auf und es fehlte nicht viel, daß auch wir uns inmitten der Feinde häuslich niedergelassen hätten, als auf einmal aus den Fenstern Schüsse fielen. Das Feuer verbreitete sich bald ringsum. Da waren wir denn plötzlich in eine sehr schwierige Lage versetzt. Der Hauptmann untersagte, das Feuern zu erwidern, und so ging man, von der Finsternis geschützt, bis zu jener Brücke dicht am Dorfe zurück.

„Eine halbe Stunde mochten wir hier zugebracht haben, als eine Reiterschar sich uns näherte, an deren Spitze General von Gneisenau stand. Er sprach den Wunsch aus, wir möchten noch einmal unser Heil auf Frasnes versuchen. Ein paar Worte zu den braven Pommern waren Brot für die leeren Magen, Balsam für die ausgetrockneten Glieder, und von neuem waren wir bereit, den Sturm zu wiederholen. Während die Führer sich bemühten, die Leute zu ordnen, entstand unter dem Gefolge des Generals Tumult. Ein mächtiger Reiter stürzte sich unvermutet auf die Vordersten, riß alles nieder, was nicht ausweichen konnte, hob den General aus dem Sattel und sprengte auf und davon. Ein französischer Kürassier hatte sich, von der Finsternis begünstigt, dem Gefolge angeschlossen und war bis hierher unerkannt geblieben.

„Als nun einer unsrer Offiziere zu seiner Pfeife Feuer verlangte, glaubte der Franzose sich erkannt und veranlaßte den Wirrwar, indem er davoneilte.

„Unvorbereitet wie wir waren, entkam der rüstige Reiter seinem zweifelhaften Geschicke, und wir unternahmen einen zweiten Angriff auf Frasnes, aber wieder ohne Erfolg. Wir waren nicht so gleichgültig wie vorher empfangen worden. Der weit überlegene Feind hatte sich bereits formiert und trat uns entschieden entgegen. Wir wurden also zurückgeworfen, wozu eben nicht viel gehörte, und standen nun — zum drittenmal auf dem alten Fleck. Als wir hier auf Unterstützung warteten, legte ein verwundeter französischer Infanterist, der unbemerkt in einem Graben verweilt hatte, sein Gewehr auf General v. Gneisenau an; glücklicherweise aber jagte ein braver Unteroffizier dem Franzosen gerade noch zur rechten Zeit eine Kugel durch den Kopf.

„Jetzt stieß auch Major v. Keller auf einem auffallend prächtig gezäumten und gesattelten Pferde wieder zu uns, fröhlich die reiche Beute verkündend, die er in Genappe gemacht hatte. Sein Bataillon aber war inzwischen noch mehr zusammengeschmolzen und die uns zugeführte Verstärkung also nicht groß.

„Trotzdem wurde jetzt ein dritter Angriff auf Frasnes beschlossen. — Major v. Keller ritt voran — wir folgten. Unser Führer war glücklich bis zur Mitte des Dorfes gelangt und glaubte alles überwunden zu haben, als auf einmal aus allen Fenstern und von der Straße aus Feuer gegeben wurde.



Erbeutung des Wagens mit dem Krönungsmantel Napoleons.

Die Leute stutzten, und um die Verwirrung noch größer zu machen, stürzten preußische Reiter, Gott weiß, woher kommend, auf die Kellerschen Truppen, ritten alles, was ihnen in den Weg kam, nieder, rissen den Major samt seinem Pferde zu Boden und verschwanden — spurlos. Major v. Keller, schlimm zugerichtet, räumte eiligst Frasnes, und wir fanden uns — abermals wieder auf dem alten Flecke. Der Major, stets brav und meist glücklich, war außer sich über das Mißlingen seiner Unternehmung und ergrimmt über das erfolgte Umreiten durch eigne Kavallerie. Er konnte sich gar nicht beruhigen und es bedurfte einer geraumen Zeit, ehe er wieder kampffähig ward und seine Leute geordnet waren.

„Gneisenau, zu allen Zeiten und unter allen Umständen immer gleich liebenswürdig, tröstete und redete uns freundlich zu, um uns für die große Sache warm zu halten. — Endlich hatten wir unsre Leute wieder gesammelt. Bei dem unternommenen neuen Angriff wurden wir zur Avantgarde bestimmt. Es ward Befehl gegeben, nicht zu feuern, dagegen sich dicht aneinander zu halten und so schnurstracks durch das Dorf zu stürmen. — Wir drangen ein, Keller folgte uns nach. Der Feind empfing uns in der bisherigen Weise; wir drängten uns aber glücklich durch und gelangten, mit geringem Verlust, jenseit Frasnes, an einen Einschnitt der Chaussee. Hier wurden wir wieder von einer wirkungslosen Salve empfangen, warfen uns aber mit einem Hurra auf den Feind, der Platz machte und — verschwand. Keller hatte einigen Widerstand gefunden, weil er sich auf das Erwidern des Schießens eingelassen hatte. Wir fanden uns jenseit Frasnes bei einem Pachthof wieder zusammen. Hier machten wir Halt; die Verfolgung hatte seitens der Braven, denen wir bis hierher gefolgt, ihr Ende erreicht.

„Inmitten eines uns umschwärmenden, wenn auch fliehenden Feindes, hielten wir es für angemessen, den Pachthof zur Verteidigung einzurichten. Keller verließ uns, sobald der Morgen graute.

„Unser wackerer Hauptmann hielt hier zuletzt nur noch mit 15—20 Mann Wacht, bis preußische Kavallerie unter dem Prinzen Wilhelm von Preußen an ihnen vorüberritt. Jetzt kehrten die unermüdlichen Verfolger zu ihrem Regiment zurück, das bei Quatrebras Biwak bezogen hatte.

„Hier fanden sie einen vollständigen Jahrmarkt. Alles wurde feilgeboten: Juwelen, kostbare Orden, Throninsignien, Equipagen, Pferde, Pretiosen aller Art, Landkarten, Fernrohre, Dosen, goldene Schüsseln und Teller, Theeservice, Trinkbecher, selbst goldene Tintenfässer mit Streusandbüchsen; alles für einen Spottpreis angeboten. Ein Füsilier schleppte sich, in tiefem Kot, mit einem kostbar in Gold gestickten Bienenmantel umher; es war der Krönungsmantel des flüchtigen Imperators, gefunden in dem erbeuteten Wagen Napoleons mit noch anderm wertvollen kaiserlichen Eigentum, darunter die Insignien des einst dem Bedränger Preußens verliehenen Schwarzen Adlerordens, deshalb erwähnenswert, weil dieselben Kleinodien später dem unermüdlichen Gneisenau zu teil wurden, eine von ihm selbst für die größte Ehre geschätzte Auszeichnung. — Der wackere Hauptmann Gosczisky hatte im Eifer der Verfolgung an sich selbst am wenigsten gedacht. Er war von allen der Ärmste geblieben, denn er mußte sich 25 Frank borgen, um sich ein Paar Stiefeln zu kaufen, weil

die seinigen, obgleich erst 36 Stunden im Gebrauch, so aufgeweicht und übergetreten waren, daß die Ferse da saß, wo die Wade sein sollte. Dagegen hatte der Major v. Keller eine kostbare Beute gemacht, die größtenteils in Brillanten von großem Werte bestand, außerdem noch aus barem Gelde, meist Gold, und einem Wagen, der später in London für 18000 Thaler verkauft wurde. Wenn Keller alles zusammengehalten, hätte er mindestens 500000 Thaler herausschlagen können: aber er verschenkte eine reichliche Anzahl der Brillanten, vielleicht für 200000 Thaler."

Wir können nach dieser Abschweifung nicht zu dem Faden unsrer Erzählung zurückkehren, ohne die preußische Soldatennatur in dem Hauptmann v. Gosczisky zu bewundern. Als derselbe in Genappe auf die Wagen Napoleons und auf die französische Kriegskasse stieß, lag es nur an ihm, einen unermeßlichen Reichtum zu erwerben, aber den braven Offizier kümmert nur der Feind, und er läßt, nach Ehre, nicht nach Geld dürstend, die gebotenen Schätze hinter sich.

Immer mehr war zuletzt das Häuflein Preußen zusammengeschmolzen, welches die elenden Trümmer der stolzen Armee des Kaisers vor sich her getrieben hatte. Unter fortwährendem Hurra und Trommelschlag stürmte es mitten unter den Feinden dahin, überall Schrecken verbreitend. Als der letzte Tambour nicht mehr weiter konnte, setzte man, in der übermütigen Laune des Siegers, den Ermüdeten auf eines der aus Napoleons Wagen gespannten Pferde.

Die Verfolgung war bis über Frasnes hinaus ohne Ruh' und Rast fortgesetzt worden. Der Morgen dämmerte. Kein Feind war mehr zu sehen.

Nach allen Windgegenden hatte er sich zerstreut, in Wäldern und Dörfern sich verborgen und in Gräben, Gehölzen und Wäldern Schutz gesucht vor der wilden Jagd der siegestrunkenen Preußen. Jetzt schwieg der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen. Man war über zwei Meilen weit in einem Atemzug dahingestürmt. Die Natur verlangte nun gebieterisch ihre Rechte. Nirgends hatte der Feind Zeit gefunden, sich wieder zu sammeln; denn überall war er, wie wir gesehen haben, gleich flüchtigem Wilde, in Getreidefeldern wie in Häusern und Höfen aufgestört worden. Bei Genappe fiel den Verfolgern alles, was vom Schlachtfelde von Waterloo an Geschütz und Fuhrwerk gerettet worden war, in die Hände.

Wie wir wissen, ward Napoleons eigne Feldausrüstung, seine Kasse, seine Edelsteine, sein eigner Wagen erbeutet. Kaum hatte er sich selbst aus demselben noch retten können: Hut und Degen hatte er zurücklassen müssen; zu Pferde war er weiter geflohen. Die Kleinodien und der Goldeswert verblieben den glücklichen Erbeutern. Den Wagen des Kaisers, seinen Kaisermantel sowie sein Fernglas nahm Fürst Blücher an sich; sein Hut und Degen sowie seine Ordenssterne wurden als Siegeszeichen an den König eingesendet.

Eine herrliche, milde, aber erfrischende Nacht war dem mühseligen Tage gefolgt; der Mond war aufgegangen und beleuchtete mit seinem matten Scheine die unerhörte Flucht der zersprengten Franzosen sowie das flüchtige Dahinjagen des gewaltigen Kaisers, vor dessen Machtwort vor kurzem ganz Europa noch gezittert hatte. Es war am Frühmorgen des 19., als Gneisenau, gerade als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Gegend um Frasnes

vergoldeten, in dem an der Straße liegenden Gasthof „Zum römischen Kaiser" Halt machte und nach mehr als achtundvierzigstündigen Strapazen Ruhe suchte.

„Diese Verfolgung", sagt Varnhagen, „welche die Zerstreuung der Armee Napoleons vollendete, gehört zu dem Außerordentlichsten, was jemals Krieger einer Nation geleistet haben. Seit zwanzig Stunden waren die Preußen auf den beschwerlichsten Wegen, mit Hindernissen aller Art kämpfend, marschiert, hatten die blutigste und hartnäckigste aller Schlachten durchgefochten und gewonnen, waren endlich die Nacht hindurch dem Feinde unabläßig auf den Fersen geblieben, sich keine Rast, ihm keine Ruhe, keinen Moment, sich zu sammeln, gönnend, ihn vor sich hertreibend, seine Auflösung, Zerstreuung und Versprengung vollendend. Die Armee war vernichtet, zerbrochen die Wehr, welche Frankreichs Grenzen schützen sollte; zerfallen war der Bau der Kriegsmacht Napoleons, in eitel Rauch jede Hoffnung aufgegangen; ein Tambour, den man auf sein Kutschpferd gesetzt, einige Reiter und ein paar Füsilierkompanien hatten genügt, die Reste eines Heeres, das zu den schönsten gehörte, welche jemals die Erde getragen, zu jagen, wie der Wind fliehende Wolken."

In jener Nacht,
Da ward das große Werk vollbracht;
In jener Nacht —
Da du — Erbfeind der Ruh',
Zum letztenmal vor uns gefloh'n,
Napoleon,
Da stürzt in lodernden Flammen
Dein gold'ner Thron zusammen.

Da sprach der Herr im Donner der Schlacht:
„Das deutsche Volk hat es gut gemacht!
Und also soll in Europas Mitte
Des deutschen Volkes Sprach' und Sitte
Fortan besteh'n,
Bis einst der Erdball wird untergeh'n!"

A. Bercht.





Sieg! Sieg!

# Ende der hundert Tage.

Napoleon in Paris. Grouchy bei Wavre. Verzweiflung der Getreuen des Kaisers. Die ersten Preußen in Versailles. Held Sohr im Gedränge. Tod des jungen Heinrich von York.

„Viktoria!" soll die Parole sein.
Frisch in den letzten Kampf hinein!
Laßt in den Thälern, auf den Höhen,
Paris zu, Preußens Fahnen wehen.

Fr. Otto.

Paris! Paris! so hieß die Losung der Preußen seit dem Tage von Waterloo. Dahin eilte auch der flüchtige Imperator, der erste Bote, welcher die Kunde von dem vernichtenden Schlage nach der Hauptstadt brachte. Die schwierige Aufgabe, die auseinander gesprengte Armee wieder zu sammeln, hatte er unterdessen seinem Bruder Jérôme überlassen.

So groß auch das hereingebrochene Unglück sein mochte, noch immer wäre eine Wendung zum Besseren denkbar gewesen. Denn nicht die ganze französische Macht war zertrümmert. Napoleon hatte, wie wir gesehen haben, einen seiner tüchtigsten Marschälle, den erprobten Grouchy, gleich nach der Schlacht bei Ligny zur Verfolgung der Preußen abgesendet. Da dieser aber anfänglich in der Richtung auf Namur marschiert war, hatte er hierdurch einige kostbare, nicht wieder einzubringende Stunden verloren. Als er seinen Irrtum eingesehen hatte und sich endlich links wandte, ließ er sich doch den ganzen Nachmittag des 18. durch das höchst zweckmäßig aufgestellte Korps des Generals Thielmann vor Wavre festhalten, obgleich die Generale Gerard und Exelmans auf das lebhafteste in ihn drangen, dem von Waterloo her erschallenden Kanonendonner

nachzumarschieren. Es bedurfte somit eines direkten Befehls des Kaisers, um ihn zu veranlassen, abends 7 Uhr weiter oberhalb bei Limale den Übergang über die Dyle zu erzwingen und auf den jenseitigen Höhen Stellung zu nehmen. Während nun Thielmann in der Nacht von dem entscheidenden Siege Blüchers und Wellingtons Kenntnis erhielt und, dasselbe bei seinem Gegner voraussetzend, mit Recht dessen Rückzug erwarten mußte, war Grouchy ohne alle Nachricht geblieben. In der Meinung, daß der Kaiser gesiegt habe und vielleicht schon vor Brüssel stehe, griff er am Morgen des 19. mit einer doppelt überlegenen Macht die 15000 Preußen an und zwang sie zu weichen. Erst jetzt kam ihm die Kunde von Napoleons Flucht. Er stand sofort vom weiteren Vorgehen ab und rettete sein Armeekorps durch einen meisterhaften Rückzug über Namur.

Ohne sichere Nachricht von dem glücklichen Entkommen des Marschalls, hielt Napoleon die Sache Frankreichs für noch hoffnungsloser, als sie eigentlich war. Seine Kraft war gebrochen; seine eifrigsten Diener ließen sich von dumpfer Verzweiflung überwältigen, und nur wenige hielten bei ihm aus. Der brave Carnot, ehemals Napoleons Gegner, in seinem Unglücke sein letzter verläßlicher Beistand, war unter den Ministern der einzige, welcher in Napoleons Festigkeit die allein mögliche Rettung des Vaterlandes sah und tief erschüttert alles für verloren erklärte, als er die täglich zunehmende Vereinsamung seines Gebieters wahrnahm. Des Kaisers scharfer Verstand und seine tiefe Kenntnis der Menschen mußte ihm sagen, daß das neue Unglück gänzlich den Glauben an ihn untergraben und ihm vollends das Zutrauen der Franzosen und damit den letzten Anhalt geraubt habe. Er entsagte daher, nachdem sich die Kammer der Volksvertreter für permanent erklärt und der Senat durch seine Haltung den Bruch zwischen den zum zweitenmal gestürzten Beherrscher Frankreichs und seinem Lande besiegelt hatte, am 22. Juni, wenige Tage nach der Schlacht, zu gunsten seines Sohnes der Krone.

Jetzt frohlockten die Bourbonen und ihre Anhänger.

Unterdessen waren, wie sich voraussehen ließ, die Bemühungen Jérômes, aus den Trümmern des bei Waterloo geschlagenen Heeres eine neue schlagfertige Armee zu bilden, vergeblich gewesen; doch gelang es später Marschall Soult, 20000 Mann bei Laon zu sammeln und sie nach Soissons zu führen, woselbst auch Grouchy mit 26000 Mann eintraf, nachdem es ihm geglückt war, durch geschickte Manöver seinen Verfolgern zu entgehen.

Während Blücher ohne Ruhe und Rast auf Paris losstürmte, nahm Wellington, dessen Engländer gewöhnt waren, gemächlicher zu Werke zu gehen, mit stürmender Hand Cambray und Peronne, und der Heeresteil des Prinzen von Oranien schloß die andern Festungen im Westen ein.

Auf Eroberung dieser Plätze beschränkte sich aber auch die militärische Aktion, bei welcher weiterhin noch die englische Armee beteiligt war. Das preußische Heer hatte die letzten blutigen Kämpfe um den Besitz der feindlichen Hauptstadt allein zu bestehen, denn als Blüchers Vortrab vor Paris erschien, war Wellingtons Armee noch 5—10 Meilen von dem gemeinsamen Ziele entfernt. Dem englischen Oberfeldherrn fehlte die rücksichtslose, unermüdlich vorwärts treibende Zornesglut, die Blücher beseelte, und zu verwundern war dies nicht.

Wellingtons Nationalstolz fühlte sich nicht gekränkt; England war in den langen Kämpfen nicht unterjocht und gedemütigt worden, während Blücher noch den vollen Ingrimm von Jena und Lübeck her in seinem Herzen trug, noch nicht die ganze siebenjährige Schmach seines Vaterlandes vergessen hatte, die seiner Ansicht nach durch den ersten Pariser Frieden nicht zur Hälfte gerächt war. Ganz abgesehen von den verschiedenen Charakteren beider Feldherren, war daher Wellingtons Stellung und Stimmung von vornherein eine ganz andre als die Blüchers. Wäre Napoleon damals den Preußen in die Hände gefallen, so würde sein Leben im höchsten Grade gefährdet gewesen sein. Nach der im preußischen Hauptquartier vorherrschenden Meinung sollte man mit dem durch die europäischen Mächte Geächteten kurzen Prozeß machen, ihn vor ein Kriegsgericht stellen und den Unruhestifter standrechtlich erschießen. Mit Mühe brachte Wellington Blücher und seine Freunde von ihrer Ansicht ab. Wie sehr — ließ er ihnen vorstellen — würden sie, die seit dem glänzenden Siege so hoch ständen, ihren Ruhm beflecken, wenn sie eine solche Gewaltthat gutheißen und geschehen lassen würden. Preußischerseits wies man dagegen auf die Ströme Blutes hin, welche der nimmer ruhende Ehrgeiz des Eroberers vergossen habe. Nur sein Tod, hieß es, könne der Menschheit den ersehnten Frieden verbürgen.

---

Noch manches beklagenswerte Opfer verlangte indessen das Nachspiel von Waterloo und die so eifrig und mit allzu großer Verachtung des Feindes betriebene Verfolgung. Unter denjenigen, welche ohne Ruh' und Rast dem weichenden Feinde unablässig auf den Fersen blieben, befand sich in erster Reihe auch der treffliche Sohr mit seinem Regimente brandenburgischer und pommerscher Husaren. Der Oberst, welcher bei St. Germain über die Seine gegangen war, um die Straße von Paris nach Orleans zu sperren, langte am 1. Juli in der Nähe von Versailles an. Hier in einer waldigen Gegend gelang es einer weit überlegenen feindlichen Abteilung, die kleine Schar so vollständig zu umzingeln, daß nichts übrig blieb, als der Versuch, sich mit dem Säbel in der Faust Bahn zu brechen. Zum Angriff auf eine Abteilung französischer Chasseurs, die von Roquencourt her anrückte, setzte sich Sohr sogleich in Galopp. Der anprallende Feind, der manchen tapfer kämpfenden Deutschen in seinen Reihen zählte — denn es waren Elsässer, die hier den Preußen gegenüberstanden — wurde nach dem Falle seines Anführers, trotz kräftiger Gegenwehr, geworfen. Sohr schlug nunmehr einen Feldweg rechts von Le Chenay ein, um das durch Infanterie besetzte Dorf zu umgehen. Dieser Weg führte nach einer schmalen Brücke, zu deren Seiten einige Häuser standen, die gleichfalls von feindlichem Fußvolk besetzt waren. Da man hier nicht durchzukommen vermochte, gingen die Husaren gerade auf das Dorf los, durch welches man sich nun durchzuschlagen versuchen wollte. Sohr hatte nur noch 150 Mann bei sich, doch genügten diese, um eine Abteilung feindlicher Chasseurs in die Flucht zu jagen und den Eingang in das Dorf zu erzwingen. Zum Unglück aber führte der neuerdings eingeschlagene Weg in einen rings von Gebäuden und hohen Mauern umschlossenen Hof, ohne einen zweiten Ausgang ins Freie.

Von allen Seiten eilten nun die Feinde herbei. Es entstand ein entsetzliches Gedränge und Gemetzel. Hui, wie dröhnte es da von Schwerterklingen und Kampfgetöse, von verhallenden Kommandorufen, von wilder Rede und Gegenrede! Aber noch hört man den aufmunternden Zuruf des kämpfenden und ordnenden Anführers. Doch eben dringt von links ein feindlicher Chasseur mit hochgeschwungenem Pallasch auf den nach dem dichtesten Gedränge hineilenden Oberst ein. Dieser stellt sich dem ebenbürtigen Gegner entschlossen gegenüber. Der französische Offizier, ein Elsässer, fordert auf artige Weise und in deutscher Sprache seinen Feind auf, sich gefangen zu geben. Sohr aber will von Pardon nichts wissen. „Ein Hundsfott nimmt Pardon!“ ruft er dem Gegner zu.

Beide hauen nun aufeinander los, ohne sich jedoch erreichen zu können, da die Pferde in dem Gedränge nicht von der Stelle zu bringen sind. Sie greifen nun nach den Pistolen; Sohr freilich nur zur Drohung, da er die seinige schon vorher abgeschossen hatte. Sein Gegner redet ihn nochmals in deutscher Sprache an: „Sie sehen, mein Oberst“, sagte er, „jede Gelegenheit zu entkommen ist hier unmöglich; nehmen Sie Pardon an und zwingen Sie mich nicht, Sie niederzuschießen“; worauf Sohr erwiderte: „Zum Teufel! Schießen Sie los!“ Nun drückte der feindliche Offizier ab. Die Kugel ging dem Obersten unter der rechten Hüfte hinein und blieb in der linken stecken. Sohr wollte sein Unglück und seine Niederlage nicht überleben und rief seinem Gegner zu: „Wehrlos, wie ich bin, und dazu Ihr Gefangener, bitte ich Sie, nehmen Sie das andre Pistol und schießen Sie mich völlig tot!“

Der wackere Feind aber ehrte sich und seinen Gegner, indem er versetzte: „Auf einen so braven Mann schieße ich nicht mehr; drehen Sie nur Ihr Pferd um und folgen Sie mir.“ — Die wenigen Husaren, die noch beritten waren, kämpften nur um so wütender. Sie wurden fast alle niedergemacht.

Der harte Strauß, den hier ein Häuflein Tapferer zu bestehen hatte, kostete auch einem blühenden, vielversprechenden Jünglinge, Heinrich von York, des alten Generals ältestem Sohne, das Leben. Kaum 16 Jahre alt, hatte er vor kurzem erst die Ritterakademie zu Liegnitz verlassen. Er war voll schöner Hoffnungen und begleitet von den heißen Wünschen seiner Angehörigen in den Kampf gezogen; bereits hatte er unter den Augen des tapferen Sohr seine Bluttaufe empfangen und es schien, als ständen ihm nur noch Ehrentage bevor. Aber noch näher war ihm — das Ende seiner Tage.

Gleich dem ältesten Husaren hatte er dreingehauen; schon blutete er aus zwei Wunden. Jetzt wird auch ihm Schonung angeboten. Davon aber will er nichts wissen. „Ich heiße York!“ ruft er im todesmutigen Losschlagen. Ein paar Kameraden, die dem Verwundeten zu Hilfe eilen wollen, können ihn durch das wilde Handgemenge nicht mehr erreichen. Bei der empfangenen dritten und vierten Wunde stürzt der Jüngling erschöpft vom Pferde.

Versailles wurde tags darauf von den Preußen genommen. Überall fragte man nach Heinrich von York. Denn daß er schwer verwundet worden war, wußte man. Endlich fand man ihn am 4. Juli in einem Kloster, von den Nonnen desselben sorgsam gepflegt. Blücher, Bülow, Valentini und andre Kriegskameraden eilten an das Schmerzenslager ihres jugendlichen Landsmannes.



Tod des jungen Heinrich von York.

An Rettung war, trotz aller Fürsorge, nicht mehr zu denken; der Jüngling lag schon im Sterben. In der Nacht vom 6. zum 7. Juli verschied der junge Held nach furchtbaren Schmerzen, in freundlichen Bildern phantasierend.

Der Feldmarschall ließ seinen alten Waffengefährten, der, im Begriff, die Reserven an der Elbe zu sammeln, den glorreichen zweiten Zug nach Paris nicht hatte mitmachen können, von dem erschütternden Falle in Kenntnis setzen.

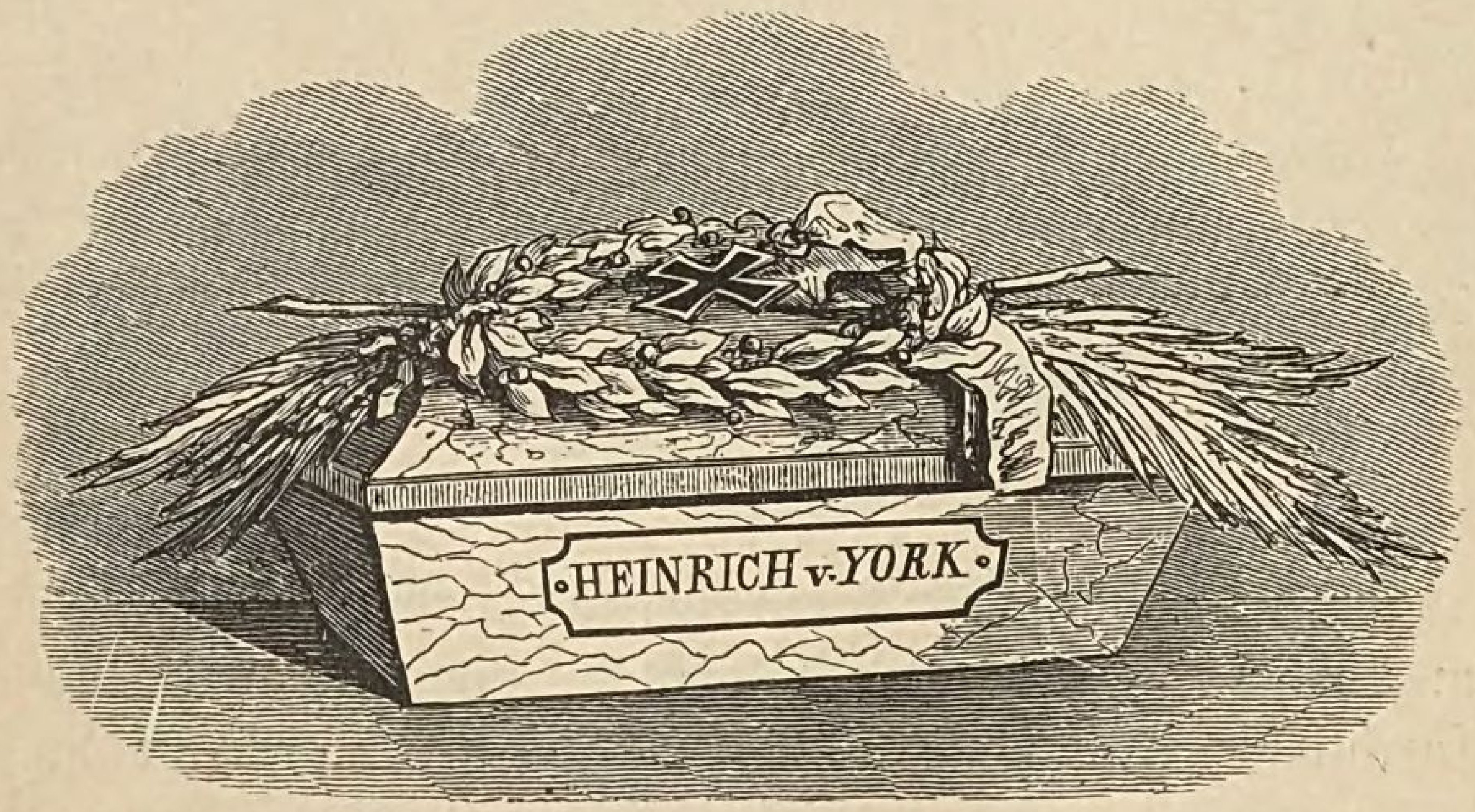
Noch hofften die unglücklichen Angehörigen des unterdessen mit dem Tode ringenden Jünglings, und der Vater schrieb an den geliebten Sohn: „Wenn die gütige Gottheit das inbrünstige Gebet Deiner bekümmerten Eltern erhört, so treffen Dich diese Zeilen noch am Leben. . . . Dein braves Benehmen, mein würdiger Sohn, wird das Glück meines Alters machen. Du hast gezeigt, daß Du der würdige Nachkomme Deiner tapferen Vorfahren bist. Gott erhalte Dich. Schreibe ja recht bald. . . . Deine bekümmerte Mutter bedarf Trost. Mit den zärtlichsten Gefühlen drückt Dich an das blutende Herz Dein Dich liebender Vater."

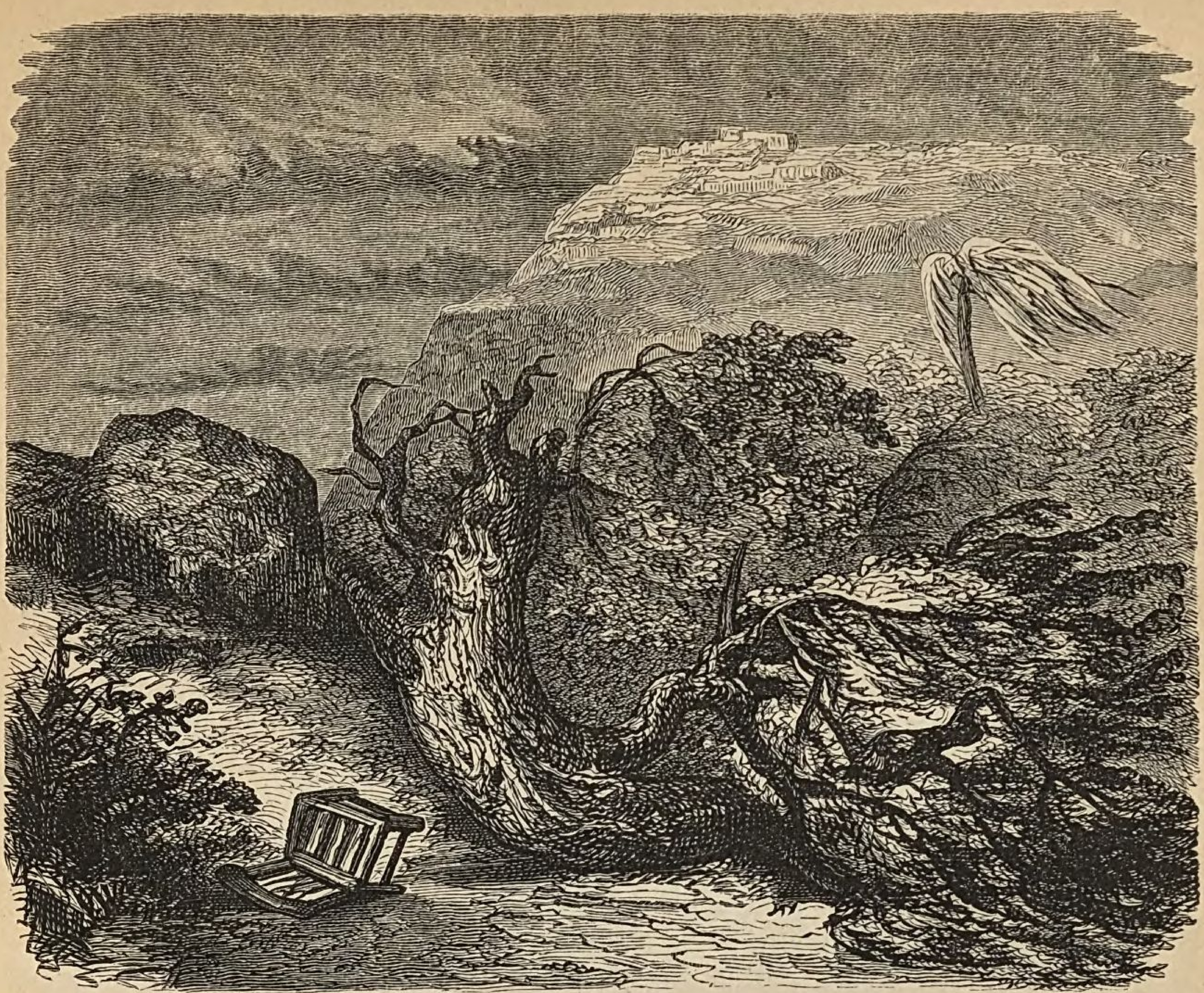
Als aber Nachrichten aus dem Elternhause für den innig geliebten Heinrich in der Residenz der Könige von Frankreich anlangten, lag der heldenmütige Sohn schon in kühler Gruft. Die Kameraden hatten die Leiche im Husarenkleide mit Blumen geschmückt und sie am 8. zu Grabe getragen.

„Ihr Schreiben", antwortete York dem Freunde, der ihm die Trauerkunde meldete, „ist wahrscheinlich auch der Tod meines armen Weibes . . . . . Durch den Verlust meines hoffnungsvollen Sohnes ist alles Glück, alle Ruhe, alle Hoffnung von uns gewichen. Der Tod meines guten Weibes wird auch mir den letzten Stoß geben . . . . Daß mich die Gottheit so beugen würde, daß sie mich so unwiderruflich unglücklich machen würde, das ahnte ich nicht, und ich gestehe, meine Kräfte unterliegen, ich höre fast auf, Mann zu sein."

Doch der tief erschütterte Vater überlebte seinen Heinrich noch um volle 15 Jahre. — Am 3. Oktober 1830, es war am Jahrestage des berühmten Elbüberganges, folgte der Sieger von Wartenburg seinem Erstgeborenen nach in die Wohnungen des ewigen Friedens.

Wie sollen wir euch danken, ihr Helden jener Zeit?
Die ihr euch festen Mutes dem Kriegertod geweiht! —
Dem Heldentod für Ehre, für Heimat, Pflicht und Recht,
Für Weib und Kind und Tugend und künftiges Geschlecht.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Solch treuem Sinn für Freiheit und für der Völker Herd
Fließt manche heiße Thräne — wohl solchen Todes wert.





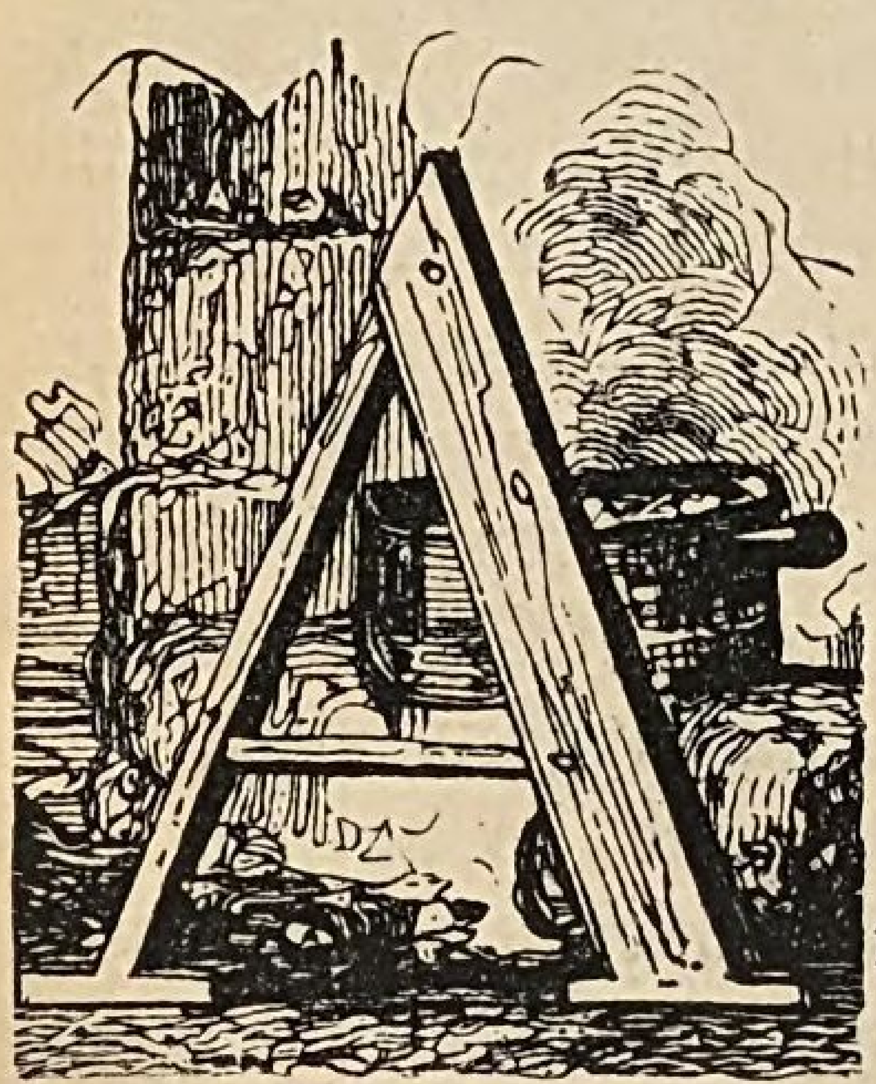
# Die Preußen zum zweitenmal in Paris.

## Des Krieges Ende.

Blücher und die französischen Abgeordneten in St. Cloud und Paris. — Schwarzenberg und die verbündeten Monarchen. Der zweite Pariser Friede. Napoleon auf dem „Bellerphon“. Seine Verbannung. Abschied von Frankreich. Aufenthalt und Grab zu St. Helena. Der Krieger Heimkehr. Die Helden der großen Kämpfe gehen zu Grabe.

Marschall Vorwärts!
Ihr französischen Marschälle,
Warum seid ihr so verstört?
Laßt die Felder, kriecht in Wälle,
Wenn ihr diesen Namen hört!
Marschall Rückwärts! das ist euer
Name; Vorwärts ist ein neuer,
Marschall Vorwärts!
Der dem Blücher angehört.

Fr. Rückert.



Ausgerast hatte der fürchterliche Orkan, welcher unversehens gleich dem zündenden Strahle aus heiterer Luft hereingebrochen war über das kaum zur Ruhe gelangte Europa. Nicht lange hatte sein Wüten gedauert. Ohnmächtig brach er sich an der Widerstandskraft jener Heldengeister, deren Körper wie von Eisen schienen, und an ihren Mannen,

jenen Granitkolonnen, welche wie Mauern standen. Indessen ganz klar war die Luft noch keineswegs, noch lagerte die Schwüle des Gewittertags über dem mittägigen Frankreich.

Noch einmal, zum letztenmale, blitzte in Napoleon das kriegerische Ungestüm auf. Als die verbündeten Heere in unverhältnismäßig großen Zwischenräumen sich Paris näherten, bat er von Malmaison aus, wo er sich seit dem 24. Juni aufhielt, die ins Leben getretene provisorische Regierung, ihn noch einmal an die Spitze der Truppen treten zu lassen, damit er von Frankreich siegend Abschied nehmen könne. Allein man lehnte dieses Anerbieten ab, und Napoleon, immer mehr für seine eigne Sicherheit besorgt, verließ nunmehr Malmaison am 29., um sich nach Rochefort zu begeben.

Seine letzte Hoffnung war jedenfalls eine höchst unsichere gewesen, denn Wellingtons Heer zählte vor Paris mindestens 50000, dasjenige Blüchers über 60000 Mann; jedes war mithin einzeln den verwendbaren Kräften des Feindes gewachsen. Große Heeresmassen befanden sich im Anmarsch.

Trotz der bedeutenden Mittel, die auf die Befestigung von Paris verwendet worden waren, hielt der französische Befehlshaber eine hartnäckige Verteidigung der Hauptstadt nicht für ratsam. Frankreich war des Blutvergießens müde; die provisorische Regierung beauftragte infolgedessen bereits nach den ersten Angriffsanstalten, die Blücher machte, den Marschall Davoust, mit den Verbündeten zu verhandeln. Zu diesem Zwecke begaben sich Blücher und Wellington am 3. Juli nach Saint Cloud.

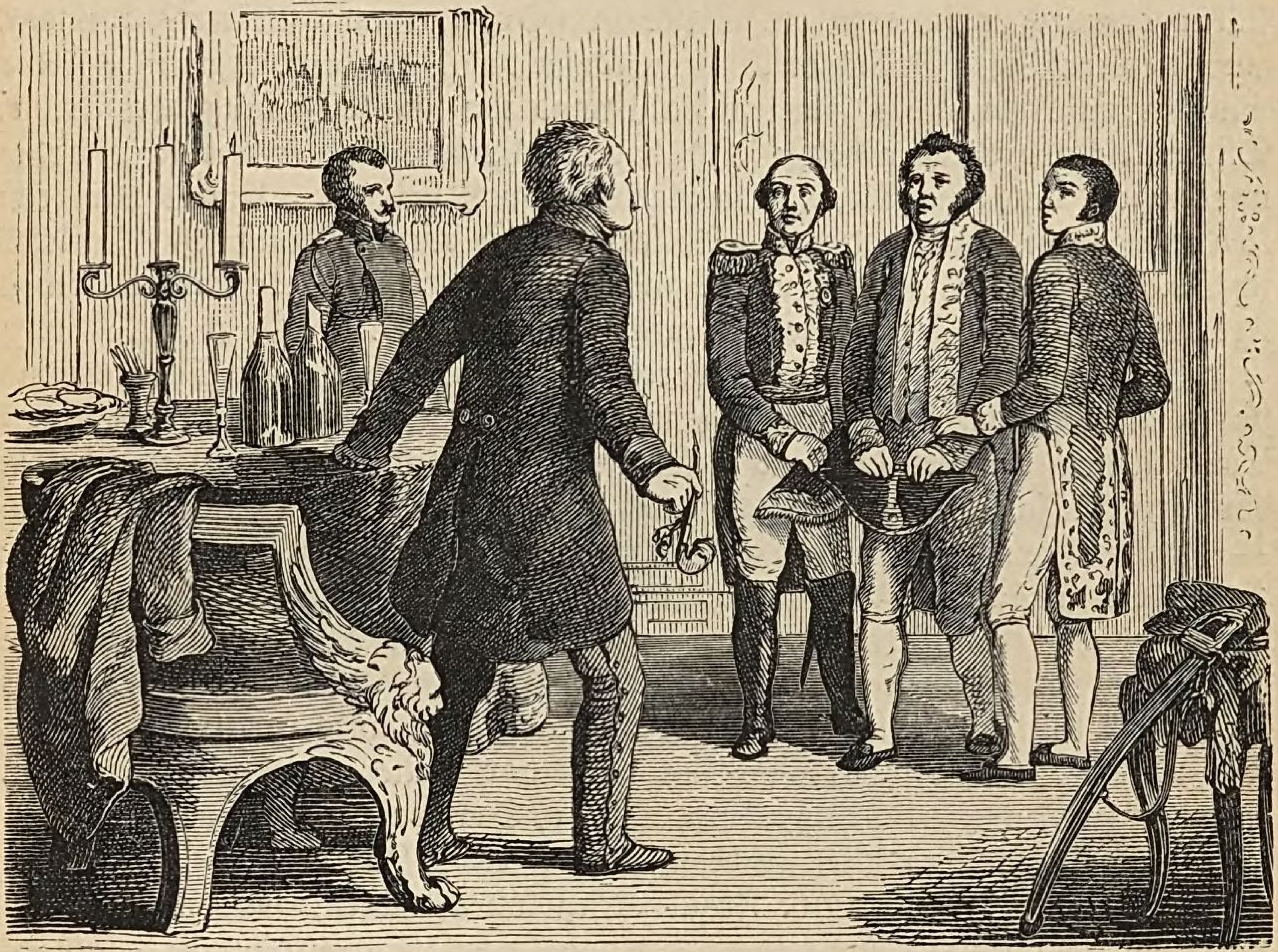
Marschall Davoust, zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt, bat Blücher nicht in dem Tone um Einstellung der Feindseligkeiten, wie dieser es erwartete. Blücher bestand infolgedessen darauf, in Paris einzurücken.

„Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie thun“, schreibt er unter anderm in deutscher Sprache an diesen, „und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben; denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen würde. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris ebenso wie die von Hamburg auf sich laden?“ . . . .

Die Sache drängte. Noch einmal versuchten französische Abgeordnete, den erzürnten Alten umzustimmen. Hatte Blücher schon im vorigen Jahre seine tiefe Geringschätzung desjenigen, was die geschniegelten Franzosen Anstand nennen, dadurch an den Tag gelegt, daß er eines Mittags, als es ihm zu heiß ward, im Speisesaal bei dem Gastwirt Very im Palais royal zum Entsetzen der Pariser feinen Herren den Rock auszog, so wußte er diesmal ganz besonders den Franzosen durch seine Geradheit und Derbheit zu imponieren. Sie sollten fühlen, daß sie zum zweitenmal als Besiegte vor dem erzürnten Sieger standen.

Er ließ daher die Abgeordneten im Vorzimmer recht lange warten; endlich schien ihre Geduld genugsam auf die Probe gestellt, und sie durften nun vor ihm erscheinen. Man sah, daß er bisher eigentlich mit nichts beschäftigt gewesen war. Er empfing seinen Besuch sitzend, gleichgültig den Dampf aus seiner Pfeife vor sich hin blasend. Nachdem er sich eine Weile an ihrem Verdruß geweidet, erlaubte er ihnen, ihre Sache vorzutragen, und ließ sich den Inhalt ihrer Worte in der Kürze verdolmetschen.

Als unter den Abgeordneten selbst über einige Punkte eine Verschiedenheit der Meinungen sich kundgab, und besonders über die Zumutung, das französische Heer hinter die Loire zurückgehen zu lassen, ein lebhafter Wortwechsel sich zwischen ihnen erhob, wurde Blücher das ihm unverständliche Parlieren zu viel. Zornig stand er auf, trat mit brennender Pfeife den Debattierenden entgegen und gebot Ruhe; dann sagte er kurz die Feindseligkeiten würden sogleich wieder beginnen, wenn seine Forderungen nicht auf der Stelle angenommen würden. Nun blieb den Abgeordneten nur übrig, in den Rückzug hinter die Loire einzuwilligen. Nur das eine wollten sie sich ausbedingen, Paris möge wie im vorigen Jahre, von Einquartierung befreit bleiben.



Wie Blücher in St. Cloud die französischen Abgeordneten empfängt.

Da aber flammte Blüchers Zorn, in Erinnerung an die seinem Vaterlande durch die französischen Unterdrücker viele Jahre hindurch zugefügte Schmach und Unbill von neuem auf. „Die Franzosen“, so donnerte er die Abgeordneten an, „haben jahrelang in Berlin recht angenehm logiert; es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn gut bewirtet hätten.“ Als man weitere Einwendungen machen wollte, hieß er die Deputation schweigen. Anstatt, wie man es verlangte, Sicherheit für die Kunstsammlungen und Museen zuzusichern, kündigte er ihr an, daß herausgegeben werden müsse, was die Franzosen in zwanzig Jahren zusammengeraubt hätten; es solle diesmal nicht so gehen, wie damals, als er Paris seinen ersten Besuch abgestattet.

Am 7. Juli rückten die ersten preußischen Kolonnen in Paris ein. Blücher schaltete und waltete als unumschränkter Herr in der Hauptstadt. Wäre damals Napoleon in die Gewalt des Erzürnten geraten, es würde dem gestürzten Imperator, bei der gegen ihn im preußischen Hauptquartier vorherrschenden äußersten Erbitterung, vielleicht übel ergangen sein. Indessen ermahnte Wellington wie früher, so auch jetzt, und nicht ohne Erfolg, zur Mäßigung.

Die Franzosen sollten diesmal gründlicher für ihren Übermut büßen. Als Blücher hörte, daß eine Pariser Brücke, nach dem Siege über die Preußen, Pont de Jéna genannt werde, befahl er sofort, sie zu sprengen; schon wurden dazu Anstalten gemacht, als die bekümmerten Franzosen alle Mittel des Einflusses und der Verwendung in Bewegung setzten, um die Ausführung dieses Zerstörungswerkes zu hintertreiben. Selbst Graf Goltz, ehemals Blüchers Adjutant, zur Zeit preußischer Gesandter bei dem Könige von Frankreich, ergriff die Feder und bat im Namen des Fürsten Talleyrand um die Erhaltung der Brücke. Diesmal schrieb Blücher selbst: „Ich habe beschlossen, daß die Brücke gesprengt werden soll, und kann Ew. Hochwohlgeboren nicht verhehlen, daß es mir recht lieb sein würde, wenn Herr von Talleyrand sich vorher darauf setzte, welches ich Ew. Hochgeboren bitte ihn wissen zu lassen." — Das Eintreffen des Königs Friedrich Wilhelm III. rettete das gefährdete Bauwerk.

Die verbündeten Monarchen waren nämlich, nachdem Fürst Schwarzenberg mit den ihm bei Straßburg und Basel gegenüberstehenden feindlichen Generalen einen Waffenstillstand geschlossen hatte, nach Paris geeilt und hatten dort am 10. Juli abends, diesmal jedoch in aller Stille, ihren Einzug gehalten. — Zugleich mit ihnen kehrte auch Ludwig XVIII. zum zweitenmal in seine Hauptstadt zurück. Alsbald begannen nun die Verhandlungen über den Abschluß des zweiten Pariser Friedens. — Über alle Erwartung rasch hatte Napoleons letztes Auftreten geendet. Am Tage der Abdankung des Kaisers waren erst hundert Tage seit seiner Landung in Cannes verstrichen.

Diesmal mußte Frankreich sich nicht nur weitere Gebietsabtretungen, darunter die Festungen Philippsburg, Landau, Saarlouis, Marienburg, gefallen lassen und sich mit den Grenzen begnügen, die es im Jahre 1790 gehabt hatte, außerdem noch 700000000 Frank Kriegskosten zahlen, sondern auch ein Heer von 150 000 Mann behufs Besetzung von 17 französischen Festungen unterhalten und besolden, weiterhin den größten Teil der Schätze der Kunst und Litteratur wieder herausgeben, welche die Begehrlichkeit der französischen Eroberer aus von ihnen besetzten Landen fortgeschleppt hatte. — Am 20. November wurde endlich nach mehreren Zwischenfällen der Friede unterzeichnet.

---

Vergegenwärtigen wir uns die dem entscheidenden Siege vorangegangene fünfundzwanzigjährige Periode voll Gewaltthaten, in welcher „der Reichtum der Nationen wie Sand zerstreut und das Blut der Völker wie Wasser ausgeschüttet wurde", so müssen wir in dem endlichen Abschluß jener dunklen, furchtbaren Epoche das gnädige Walten der Vorsehung in dankbarer Verehrung anerkennen.

Napoleons Herrschaft war für immer gebrochen, die Rolle des gewaltigen Mannes nun in der That ausgespielt; dahin war der Zauber seines Namens,

vernichtet jede Hoffnung auf eine neue thatenreiche Zukunft! — Er hielt sich mit dem letzten Häuflein treu gebliebener Anhänger in Malmaison auf und sprach nunmehr die Absicht aus, sich nach Amerika zu begeben.

Damit waren aber die europäischen großen Mächte nicht einverstanden. Um den Frieden und die Ruhe Europas endgültig zu sichern, schienen einem Napoleon gegenüber diesmal strengere Maßnahmen geboten.

Mehrere englische Kriegsschiffe kreuzten deshalb, um sein Entweichen zu verhindern, auf der Höhe von Rochefort, wohin der um seine Sicherheit besorgte Imperator sich nun gewandt hatte. Hier ward seine Wohnung während seines Aufenthalts beständig von einer teilnehmenden Volksmenge umlagert, die ihre patriotischen Gefühle durch lauten Zuruf an den Tag legte. Der Kaiser erschien mehrere Male auf dem Balkon der Präfektur, welche er bewohnte, und dankte für die Beweise von Anhänglichkeit. Doch bald fühlte sich der einst so gewaltige Mann auch hier nicht mehr sicher.

„Ich befand mich“, so erzählt Major von Berndt in seinem „Deutschen Flottenbuch“ (3. Auflage, Leipzig 1863), „an Bord des Kriegsschiffes „Bellerophon“, geführt von dem Kapitän Maitland.

„Es war bald nach Tagesanbruch des 15. Juli 1815, als die Wache meldete, daß ein Boot mit Offizieren aus dem Hafen ausgelaufen sei und auf den „Bellerophon“ zuzukommen scheine. Auf ein von dorther gegebenes Zeichen ließ Kapitän Maitland sofort beilegen. Es dauerte nicht lange, so kam das Boot ganz dicht heran, und der auf dem Vorderteile desselben stehende Offizier — ich erfuhr, daß es General Bertrand war — rief herauf, daß der Kaiser Napoleon den Kapitän zu sprechen verlange. Natürlich geriet auf dem Schiffe sofort alles in die größte Aufregung, während Kapitän Maitland sich eiligst an die Fallreepstreppe begab, um den Helden des Jahrhunderts zu empfangen. Ich muß gestehen, daß die Erscheinung des ebenso gefürchteten wie vielbewunderten Mannes einen seltsamen Eindruck auf mich machte. Sein Gang, seine stolze Miene und sein durchdringendes Auge verrieten den gewaltigen Geist, der noch in ihm lebte. Sein Unglück schien ihm nichts von seiner Größe genommen zu haben. — Freilich ahnte er damals noch nicht das Schicksal, welches seiner harrte. Er war, weil er den Bourbonen ausgeliefert zu werden befürchtete, auf den „Bellerophon“ gekommen, um hier eine Freistätte zu suchen.“

„Königliche Hoheit!“ hatte er an den Prinzregenten von England geschrieben; „Zielscheibe der Parteien, welche mein Vaterland spalten, und in Feindschaft mit den größten Mächten von Europa, habe ich meine politische Laufbahn beschlossen. Ich komme wie Themistokles, mich an dem Herde des britischen Volkes niederzulassen; ich stelle mich unter den Schutz der Gesetze, welchen ich von Ew. Königlichen Hoheit, als dem mächtigsten, dem standhaftesten und dem edelmütigsten meiner Feinde, in Anspruch nehme.“

Hier an Bord des „Bellerophon“ ward er mit aller dem Unglück gebührenden Rücksicht und einer Achtung behandelt, wie sie nicht größer sein konnte in jener glücklicheren Zeit, wo vor ihm, als dem mächtigsten Herrscher Europas, ein ganzer Erdteil erzitterte. Schon nach wenigen Tagen aber erhielt Kapitän Maitland auf seinen an die britische Regierung erstatteten Bericht die Weisung,

den „General Buonaparte“ als seinen Gefangenen zu betrachten und ihn an Bord des „Northumberland“ zu bringen, auf welchem er sofort nach der Insel St. Helena, seinem künftigen Aufenthaltsorte, absegeln sollte.

Als Napoleon aus dem Munde des Admirals diesen Beschluß des englischen Kabinetts erfuhr, ließ er seiner Entrüstung freien Lauf und protestierte aus allen Kräften gegen eine Verfügung, welche er als eine Verletzung des Völkerrechts bezeichnete. „Ich bin der Gast Englands“, sagte er, „nicht sein Gefangener; ich bin freiwillig gekommen, mich unter den Schutz seiner Gesetze zu stellen; man verletzt an mir die geheiligten Rechte der Gastfreundschaft; ich werde nie den Schimpf, den man mir anthut, ertragen; nur mit Gewalt könnte man mich dazu zwingen.“

In seiner verzweifelten Stimmung denkt der stolze Imperator einen Augenblick daran, selbst Hand an sein Leben zu legen. Den Bemühungen und dem tröstenden Zuspruch eines seiner Begleiter, Las Casas, gelingt es, Napoleon von diesem Entschlusse abzubringen; um ihn mit dem Dasein, dessen er müde zu sein scheint, auszusöhnen, läßt er ihm einen Hoffnungsschein der Zukunft leuchten. „Wer“, sagt er, „kennt die Geheimnisse der Zeit?“ Um der Langeweile zu wehren, die ihn auf der einsamen Insel erwartet, rät er, „von der Vergangenheit zu leben“, und der Kaiser antwortet: „Wohlan, wir werden unsre Memoiren schreiben. Man muß arbeiten; auch die Arbeit ist die Sichel der Zeit. Übrigens muß jeder sein Schicksal erfüllen, das ist auch meine große Lehre; wohlan, möge das meinige in Erfüllung gehen!“

Am 7. August bestieg Napoleon den „Northumberland“; vier Tage nachher verließ man den Kanal. Auf der Höhe des Kap Hogue angekommen, erblickte der gestürzte Imperator zum letztenmal sein geliebtes Frankreich. Da rief er, seine Hand nach dem fernen Gestade ausstreckend: „Lebe wohl, Heimat der Tapferen! Lebe wohl, teures Frankreich!“

Der treue **Bertrand** befand sich an seiner Seite; er hatte sich nicht entschließen können, seinen Kaiser im Unglück zu verlassen.

„Ein nackter Fels, fern von Europas Küsten,
Ist zum Gefängnis ewig ihm bestimmt:
Nicht Freundestrost dringt je in diese Wüsten,
Kein Wesen ist, das teil am Schmerz hier nimmt:
Doch, wenn ich Tröster meinem Kaiser werde,
So wird mein Schicksal dennoch selig sein:
Ich war in Ruhm und Glück stets sein Gefährte,
Ich will es nun im Unglück auch ihm sein.“

Am 16. Oktober, dem ersten Gedenktage der Leipziger Völkerschlacht, ging der „Northumberland“ auf der Reede von St. Helena vor Anker. Napoleon schlug vorläufig seine Wohnung in den Briars bei einem Kaufmann, Namens Belcombe, auf, dessen Kinder sich zahlreicher Beweise seiner Zuneigung erfreuten. Erst im Dezember bezog er Longwood, ein Landhaus des Gouverneurs; er genoß dort zwar größere Bequemlichkeit, aber die unnötige und eben deshalb doppelt grausame Härte und Rücksichtslosigkeit des englischen Beamten warf tiefe Schatten auf den ohnehin freudlosen Lebensabend des einst so mächtigen Imperators. „Auch das Unglück hat seinen Heldenmut und seinen Ruhm. Das Unglück fehlte meiner Laufbahn!“ — sagte er einst zu seinen Begleitern;

und als Las Casas ihm den Tod Joachim Murats — derselbe war nach einem verunglückten abenteuerlichen Versuch zur Wiedergewinnung des Königreichs Neapel am 13. Oktober 1815 standrechtlich erschossen worden — aus den Zeitungen mitteilte, ergriff er hastig dessen Hand und rief: „Die Kalabresen sind menschlicher und edelmütiger als diejenigen gewesen, welche mich hierher gesendet haben.“

Mit der Anlage von Leberverhärtungen und dem in seiner Familie erblichen Magenkrebs behaftet, durfte Napoleon nur dann auf ein längeres Leben rechnen, wenn er sich viel körperliche Bewegung machte. Doch da ihm der Bezirk, innerhalb dessen er sich ohne den die Aufsicht führenden Offizier ergehen durfte, gar zu knapp zugemessen, die Umgegend überdies steinig und kahl, die Luft feucht und der Boden mit Ungeziefer bedeckt war, zog er es vor, sich in seine Behausung einzuschließen, die mit ihren Gittern, Wachtposten und Umwallungen einem Gefängnisse nur allzu ähnlich sah.

Napoleon hatte schon längere Zeit gekränkelt; verschlimmert aber ward sein Zustand durch den Ärger, den er sich selbst zuzog und welchen ihm die Rücksichtslosigkeit des neuen Gouverneurs, Sir Hudson Lowe, bereitete. Bald zeigte sich seine Krankheit unheilbar. — Als am 22. April 1821 ein Diener meldete, man habe in der vergangenen Nacht einen Kometen bemerkt, sprach er: „Einen Kometen? Ein solcher war der Vorbote von Cäsars Tod!“ —

Während am 3. Mai ein furchtbarer Orkan über die Insel brauste, der auch die Baumgruppe, unter welcher Napoleon oft frische Luft und kühlenden Schatten gesucht hatte, mit den Wurzeln ausriß, trat bei dem kranken Kaiser der Todeskampf ein, der den ganzen folgenden Tag anhielt. Am Morgen des 5. waren alle Anzeichen vorhanden, daß das Leben entwich; der Körper war eiskalt, doch atmet der Sterbende noch. Aber er ist im Delirium und spricht nur noch die Worte: „An der Spitze der Armee! Frankreich!“

Ein herzzerreißendes Schauspiel bezeichnet noch die letzten Augenblicke des Sterbenden. Bertrands Gemahlin, selbst krank, vergaß ihre Leiden, um an dem Lager Napoleons zu weilen; sie läßt ihre Tochter und ihre drei Söhne rufen, damit sie noch einmal die Züge des großen Mannes betrachten. Die Kinder eilen herbei, stürzen an das Bett des Kaisers, ergreifen seine beiden Hände und bedecken sie mit Küssen und Thränen. Der junge Napoleon Bertrand, vom Schmerz überwältigt, sinkt in Ohnmacht. Alle Anwesenden sind tief erschüttert; man hört nur Weinen und Schluchzen!

Um 6 Uhr weniger elf Minuten hatte Napoleon aufgehört zu leben. Sein Leichnam ward einbalsamiert und in der Nähe einer von Weiden beschatteten Thalquelle, an deren Wasser er sich oft erquickt hatte, mit militärischen Ehren zur Erde bestattet.

Aus seiner Ruhestätte entfernten die Engländer am 18. Oktober 1840 auf Andringen der französischen Regierung den wohlerhaltenen Körper ihres ehemaligen Todfeindes und überlieferten denselben dem Prinzen von Joinville, dem bevollmächtigten Sohne des Königs Louis Philipp, zur Überführung in den Dom der Invaliden zu Paris, wo nun die Asche des großen Toten ruht.

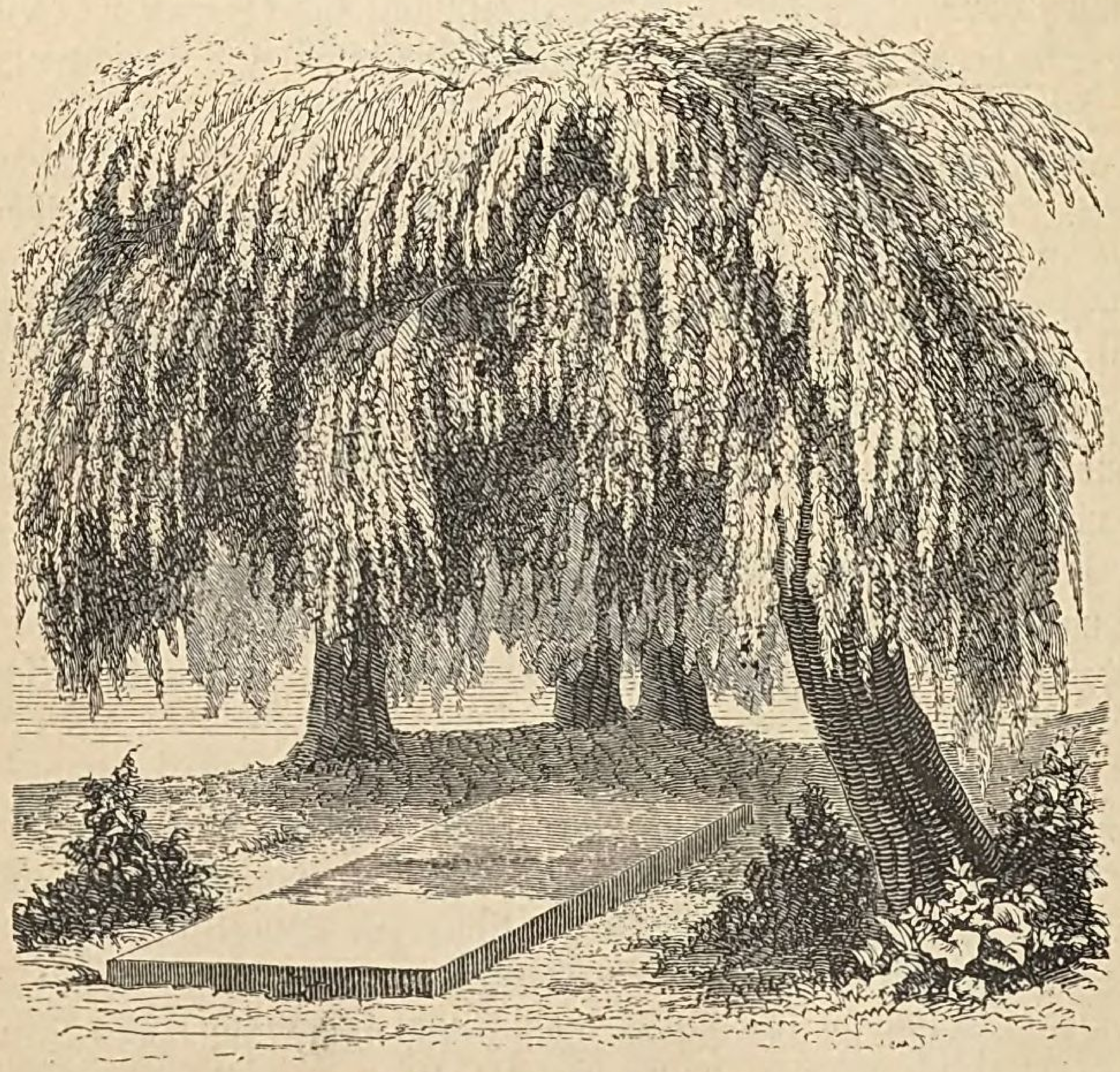
Napoleons Sohn, in der Wiege schon König von Rom, dann Herzog von Reichstadt, verblich am Hofe seines Großvaters, des Kaisers von Österreich, in

der Blüte seiner Jahre, am 22. Juli 1832, in demselben Schlosse Schönbrunn, von wo aus sein Vater vor 22 Jahren die Geschicke der Welt gelenkt hatte.

Welch ein Gegensatz! Toulon, Marengo, Austerlitz, Paris — Waterloo und das Grab auf St. Helena. Das wunderbar bewegte, thatenreiche Leben dieses titanenhaften Mannes während zwanzig Jahren, belastet durch die Übergriffe der Macht und des Ehrgeizes, befleckt durch das Blut zahlloser Schlachten — und dann wieder jenes thatenlose, elende Dasein, das sich und andern zur Last ward — — das Verscheiden des Gewaltigen als Verbannter auf einer einsamen Insel des Weltmeeres! . . . .

Welch eine Flut von Betrachtungen knüpft sich auch für unsre Zeitgenossen an den Namen Napoleons des Ersten, an den stolzen Titel des Königs von Rom, an das Emporkommen und den Untergang des dritten Napoleoniden, an — das Grab von St. Helena! und das öde Totenfeld von Tombakela im fernen Kapland, wo die letzten Hoffnungen einer gestürzten Kaiserin und ihrer Anhänger erloschen.

So vergeh'n des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt, im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbeeren, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit! Matthisson.



Das Kaisergrab von St. Helena.



# Die Heimkehr der Sieger.

## Blücher in England.

Blücher krank und verstimmt. Seine Aufnahme in England. Wie man ihn und Wellington ehrte. Rückkehr der Heere ins Vaterland. Die Helden der großen Kämpfe gehen zu Grabe. Die Heilige Allianz. Die Zeit nach 1815.

Gott verläßt die Deutschen nicht,
Wenn sie selbst sich nicht verlassen,
Was der Zwietracht Stimme spricht,
Mit der Glut der Seele hassen.
Stehet all zum Vaterlande,
Haltet fest die teuren Bande,
Helft sie stark und stärker flechten,
Und ihr trotzt der Erde Mächten.

Leider war Blüchers Gesundheitszustand seit dem aufreibenden Feldzuge in den Wintermonaten des Jahres 1814 nicht der beste; sein Augenübel hatte sich allerdings gebessert, dagegen aber stellten sich bei dem Greise recht ersichtlich alle Schwächen und Beschwerden des Alters ein. Und in der That, die ausgestandenen Strapazen würden selbst einen Mann von jüngeren Jahren hart mitgenommen haben. Blücher litt seit längerer Zeit am Nierenstein und Rheuma; dabei war es ihm oft, als ob er „etwas, was sich rege, im Leibe trüge“, „als ob er den Verstand verlieren

solle", „als müsse ihn der Schlag rühren!" Er verlangte von seiner Umgebung, die nicht die besten Tage bei ihm hatte, daß sie ihn ja nicht verlassen möchte, bevor sie sich nicht überzeugt hätte, daß er „mausetot sei". Bald spürte er „einen Brand in seinen Gedärmen", bald war's ihm, als „müsse er platzen".

Den steigenden Mißmut konnten weder ärztliche Verordnungen, noch freundliches Zureden seiner Getreuen bannen; alles, was ihn sonst erfreut hatte, verdroß den Leidenden. Und gerade in dieser Zeit regnete es für Blücher Auszeichnungen, Ehrengaben, insbesondere Orden ꝛc., so daß der zum Fürsten ernannte greise Feldherr zuletzt gar nicht mehr wußte, wo er letztere anbringen sollte. „Ja, Doktorchen", sagte der Fürst eines Tages zu seinem Leibarzt Dr. Bieske, „wenn's Blutegel wären; da wüßte ich wohl, wo ich sie hin placierte!"

Unter dem Einfluß der Ruhe und sorgfältiger Pflege, welche nach der glücklichen Beendigung des Feldzugs ihm zu teil wurden, trat in dem körperlichen Befinden Blüchers eine erfreuliche Besserung ein, und bald konnte er noch während seines Aufenthalts in Paris seinen gewohnten Liebhabereien und Zerstreuungen wieder nachgehen.

„Mit der Genesung", so berichtet der eben genannte wackere Bieske, „fand sich auch der Hang zum Spiel wieder ein, und es schien, als wenn das nachgeholt werden müßte, was während des Feldzugs versäumt worden war. Denn so leidenschaftlicher Spieler Blücher auch war, so hatte er doch während der ganzen Kampagne weder Karten noch Würfel in der Hand gehabt; ja er warnte sogar in einem Parolebefehl vor dem Spiel, „denn es würde dadurch nicht allein die Zeit, die zu besseren Zwecken benutzt werden könne, verschwendet, sondern es erzürnten sich auch durchs Spiel oft die besten Freunde, die sich in der jetzigen Zeit unentbehrlich wären.

Als sich nun aber seine Gesundheit wieder etwas befestigt hatte, war er wieder der fleißige Besucher der Spielhäuser. Ihm war meist das Glück günstig, so daß oft die Banken in Gefahr waren, gesprengt zu werden, und es blieben dem Fürsten, nach seiner Versicherung, bei der Abreise von Paris nach London, nach Abzug aller gehabten Auslagen, noch 19000 Thaler Gold an Gewinn übrig. Er war in den Spielgesellschaften wie zu Hause, zog sich den Rock aus und bediente sich aller Bequemlichkeiten, worüber die Franzosen zwar im geheimen ihre Bemerkungen machten, während die Engländer sich dadurch nicht abhalten ließen, Blücher für einen „echten Gentleman" zu erklären.

Überhaupt gefiel die derbe und ungenierte Weise des Helden den Briten in solchem Grade, daß er bei seinem Besuche in England selbst den hochgefeierten Siegesherzog Wellington in Schatten stellte.

Er nahm aber auch die Engländer, wie sie genommen werden wollten.

Der derbe Händedruck wurde ebenso derb erwidert; wünschte eine Dame einen Kuß, so küßte er alle ohne Unterschied, wenn's ihm auch oft nicht so ums Herz war; baten sie um ein kleines Andenken von ihm, so verteilte er willig seine grauen Locken unter sie, so daß er sich zuletzt, mit Ausnahme des Bartes, fast aller Haare beraubt hatte. Stand er des Morgens auf, so schien es, als wenn alle Künstler und Zeichner von London ihre Ateliers in den Zimmern des zugänglichen alten Herrn aufgeschlagen hätten.




Blücher in London.

Der eine Maler zeichnete ihn, wie er Tabak rauchte, der andre, wie er seinen Hund liebkoste ꝛc.; auch Bildhauer und Wachsbossierer kamen, mochte er ernst oder freundlich sein, kurz, die Stube war mit Staffeleien oft so sehr besetzt, daß man sich kaum bewegen konnte. — Die reichsten und ersten Bürger, selbst Lords, bezahlten die Dienerschaft im Hotel, wo der Fürst wohnte, um ihm verkleidet beim Frühstück aufwarten zu dürfen.

Auch erbaten sich viele der angesehensten Damen die Erlaubnis, ihm ihre Aufwartung machen zu dürfen. Vor dem Hause versammelten sich fast jeden Morgen Tausende und äußerten den Wunsch, den Fürsten zu sehen, durch ein „Hip, hip, Hurra!" so lange, bis der Alte ans Fenster kam und ihren Morgengruß freundlich erwiderte.

Bei solchen Gelegenheiten nahm er, wenn Wellington bei ihm war, diesen beim Arme und gab, indem er Hand in Hand mit ihm sich zeigte, dem Volke zu verstehen, daß dem Herzog jede ihm dargebrachte Auszeichnung mit gebühre, denn ohne ihn hätte er das nicht leisten können ꝛc. Diese Bescheidenheit stellte ihn beim Publikum nur hoch höher.

Als Blücher, der Held, und Wellington
Als Sieger zusammentraten,
Die beiden, die sich lange schon
Gekannt aus ihren Thaten;
Da sprach zu Wellington Blücher bald:
„Du Held, so jung von Jahren,
An Klugheit und Bedacht so alt,
Wie ich mit grauen Haaren!"

Da sprach zu Blücher Wellington:
„Du Held von starker Jugend,
Von Locken so gealtert schon,
Das Herz so frisch von Jugend!"
Da stand der Jüngling und der Greis,
Sie gaben sich die Hände,
Und fragten, ob auf dem Erdenkreis
Noch so ein Paar sich fände.

Obgleich ihm die englische Herzlichkeit nicht selten recht lästig ward, so wies er sie doch nie unwillig zurück. Eines Tages wollte er mit Wellington bei einer Dame, die krank war und ihn zu sehen wünschte, einen Besuch zu Fuß machen; aber beide wurden vom Volke auf den Armen hin und zurück getragen. — Oft wurden die Pferde ausgespannt und Blüchers Wagen unter lautem Jubel vom Volke gezogen, und wer da den Hut aufbehalten, hätte alles mögliche Schlimme zu fürchten gehabt. Mußte der Wagen, wenn Blücher ausfuhr, zufällig einmal anhalten, oder der Fürst konnte beim Vorfahren nicht gleich aussteigen, so wurden die Wagenthüren aufgemacht und das Volk ging in einem Zuge durch den Wagen, drückte und schüttelte ihm mit einem „Blucher for ever!" die Hand und rief wiederum sein „Hip, hip, Hurra!"

Bei seiner Rückkehr nach Berlin war der Empfang im Vaterlande, wenn auch kaum enthusiastischer, doch gewiß noch herzlicher. In jeder Stadt, ja fast in jedem Dorfe wurde der Fürst auf das freudigste begrüßt und von den

schönsten Mädchen mit Blumen geschmückt, mit denen er oft in solcher Menge überschüttet wurde, daß in dem Wagen kein Raum zum Sitzen übrig blieb und auf der Grenze durch Hinauswerfen derselben für die zu erwartenden neuen Blumen und Kränze Platz gemacht werden mußte. Bei solchen Gelegenheiten erwiderte der Fürst die an ihn gehaltenen Reden gewöhnlich in einem religiösen Sinne; er sei nur ein Werkzeug, durch welches ein höheres Wesen das Land von dem harten Drucke befreit habe; Gott allein gebühre Dank und Preis.

Auch in Hamburg, das er bei seiner Rückkehr aus England besuchte, hatten ihn stürmische Huldigungen empfangen. Ihm zu Ehren ward die Stadt festlich erleuchtet, und auf einem Balle begrüßten ihn bei Tafel zwanzig junge Mädchen aus den ersten Geschlechtern in einem Ehrenlied. Da erhob sich Blücher, dankte und küßte unter jubelndem Zuruf der Reihe nach die zwanzig schönen Sängerinnen. Hier besuchte er auch die Witwe Klopstocks, den er vor allen andern zeitgenössischen Dichtern ehrte und an dessen Grabe zu Ottensen er nie vorüberging, ohne sein Haupt zu entblößen.

Den Rest des Sommers verlebte Blücher in Karlsbad und Dobberan, von wo aus er auch seine Geburtsstadt Rostock besuchte. Sein erster Gang war auf den Gottesacker, um hier am Grabe seiner Eltern sein Gebet zu verrichten; dann ließ er sich in das Haus führen, wo er geboren worden. Die schönsten Erinnerungen seiner Kindheit belebten sich aufs neue, als er im Garten noch einen alten Baum fand, an dem er als Knabe oft hinaufgeklettert war. Auch lebte noch ein Spielgenosse aus jener früheren Zeit; der alte Held suchte ihn auf, umarmte ihn mit derber Herzlichkeit, und als dieser ihn Durchlaucht nannte, rief er lachend aus: „Ei, närrischer Kerl, was fällt dir ein? Ich denke, wir nennen einander so wie ehemals!"

Mit Sehnsucht wurden die heimkehrenden Truppen erwartet. Wie es den deutschen Müttern zu Mute war, welche ihre Söhne ausgesendet hatten, durch völlige Niederwerfung des Feindes einen dauernden Frieden zu erkämpfen, die aber nun die Sieger an ihr Herz zu drücken kaum erwarten konnten, hat uns Schenkendorf in dem „Brief einer Mutter nach Paris" geschildert:

Gott grüße dich, mein deutsches Blut,
Mit Siegeslust und Ehren,
Er wolle dir den Heldenmut
Mit edler Speise nähren.

O wandle mutig weiter fort
Im Dienst des Ewig-Reinen
Und laß auch an dem Sündenort
Die deutsche Ehre scheinen.

Der Väter Segen ruht auf dir,
Er hat dich treu geleitet
Und dir in schöner Heimat hier
Gar holden Lohn bereitet.

Ein deutsches Mädchen will als Braut
Den deutschen Helden grüßen,
Ich sah sie jüngst ein Myrtenkraut
Im Kämmerlein begießen.

Endlich kamen sie, die langersehnten tapferen Krieger; mit grünen Reisern geschmückt und unter hellem Hörnerklang zogen sie ein in die Heimat. Alles strömte ihnen entgegen vor die Thore, der Vater rief dem Sohne, die junge Frau dem Manne, die Braut dem Bräutigam Willkommen zu. Endloser Jubel brauste durch die Städte. Auf freien Plätzen ward ein Dankgottesdienst abgehalten, überall hörte man herzerhebende und fromme Weisen: „Herr Gott, dich loben wir!“ und „Nun danket alle Gott!“

Nicht aller Herzen freilich hatten Ursache, vor Lust und Freude aufzujauchzen. Wie viele Gräber hatten sich kurz zuvor geschlossen, wie viele Gedächtnissteine waren noch zu errichten! — Eine Menge Elends, das der Krieg der letzten Jahre zurückgelassen, harrte der Linderung. Christliche Männer traten zusammen, um die Waisen zu versorgen. Je herber die Verluste an Hab und Gut gewesen waren, desto umfassender mußten die Anstrengungen sein, verwüstete Ländereien von neuem zu bestellen, Rathäuser wieder herzurichten, zahllose Wohngebäude in Stadt und Land, eine Menge Schul- und Pfarrhäuser in wohnlichen Zustand zu versetzen, kurz Ackerbau, Handel und Handwerk wieder in gedeihlichen Betrieb zu setzen. Da gab es denn überall genug zu thun; Bauer und Bürger gingen auch rüstig ans Tagewerk; bald zeigte das rege Leben in den Häfen, daß der Bann, der so lange auf dem Handel gelegen hatte, jetzt zu weichen begann; die Hörsäle füllten sich wieder mit wißbegierigen Jünglingen. Vor allem aber war der religiöse Sinn in allen Schichten der Gesellschaft aufs tiefste erregt worden. — Die Kirchen und Bethäuser konnten oft nicht die herzuströmenden Besucher fassen.

„Der wunderbare, rasche Wechsel der Dinge“, sagt Dittmar in seiner Weltgeschichte, „der in Napoleons mächtigem Steigen und raschem Fallen, in dem plötzlichen Umschwung in der Politik, die er geschaffen und mit so großer Kraft aufrecht erhalten, sowie in der Vertreibung und Wiederzurückführung so vieler Fürsten sich vor den Augen aller Welt dargestellt hatte, verfehlte nicht, in den Gemütern der Menschen, die in den höchsten wie in den niedersten Kreisen davon berührt worden waren, den tiefsten Eindruck zu machen und darin die augenfällige Hand Gottes erkennen zu lassen, der allein solche „„Gewalt übt mit seinem Arm und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn; der da stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen.““

Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz,
Durch alle Straßen tönt der munt're Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festesglanz.
— — — — — — — — — — — —

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.

Schiller.



## Die Helden der großen Kämpfe gehen zu Grabe.

> Man sprach einmal von Festgeläute,
> Man sprach von einem Flammenmeer,
> Doch was das große Fest bedeute,
> Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
> Wohl müssen Geister niedersteigen,
> Von heil'gem Eifer aufgeregt,
> Und ihre Wundenmale zeigen,
> Daß ihr darein die Finger legt.
>
> Uhland.

„Es war vor und in der Zeit der Freiheitskriege der Geist Gottes über das deutsche Volk gekommen", sagte Jahn; „erst im leisen Anhauch, bald im linden Wehen, dann mit Windesschwingen im Wirbelsturm, in des Orkanes Gesaus und Gebraus. Da war kein Knieen, Knechten, Liegen, Beugen, Hocken und Sitzen — da war Erstehen, Auferstehen, Gehen, Wandern, Wallen, Wallfahrten, Laufen und Rennen nach einem Ziele, auf des Vaterlandes heiligem Wettplan nach dem Friedenskleinod, nach der Freiheit unter grünem Lebensbaume. Wer solches erlebt hat, kann guten Mutes sein und freudigen Herzens." — —

Ist dem so geblieben? ......

Der Kampf war zu Ende. Die Heere kehrten in die Heimat zurück. Allüberall ertönten lauter Festjubel, feierliches Geläute der Glocken, fromme Lieder, patriotische Gesänge; rings umher glänzten die Freudenfeuer auf Bergen und Höhen; in den Kirchen dankte man Gott für die Erlösung aus langer Schmach und Knechtschaft, mit Fahnen und Zeichen die Altäre und die Kirchenwände mit Gedenktafeln schmückend, welche die Namen der gefallenen Helden der Nachwelt überliefern.

Dort hängen sie noch, die teuren Andenken an eine große Zeit, unscheinbar, verblichen, ach — fast vergessen. Über siebzig Jahre sind seitdem vergangen, nur sehr wenige weilen noch unter uns von denen, welche damals ihr Leben in die Schanze schlugen für die Freiheit und die Ehre unsres Vaterlandes. Die als Jünglinge in diesen heiligen Krieg zogen, sind längst, längst Greise

geworden; die Hände, welche damals so kräftig das Schwert geschwungen, zittern, und das gebleichte Haar der Greise vermag nicht mehr den Schmuck der Narben zu decken.

Von denen, die in dem heißen Kampfe eine hervorragende Rolle gespielt, schon damals Männer, ja Grauköpfe, ist keiner mehr am Leben. Aber ihr Andenken lebt unter uns fort, ein Vorbild für den braven Jüngling, eine Mahnung für jeden wackeren Mann, gleich treu, gleich fest und unerschrocken die Kämpfe unsrer Zeit durchzufechten, wie sie die ihrigen.

König Friedrich Wilhelm verlebte zwar noch manches Jahr während einer langen Friedenszeit in ungestörter Ruhe — sein Volk, das mit treuem Herzen in Freud und Leid zu ihm gestanden hatte und ihm eine Liebe und Verehrung entgegenbrachte, wie sie nur wenigen Monarchen zu teil geworden ist, besaß Ausdauer genug, ihm den Abend seines Lebens nicht durch drängende Ungeduld zu verbittern — doch das volle Lebensglück konnte ihm selbst Sieg und Triumph nicht wiedergeben. War er doch nach seiner Rückkehr im Jahre 1814, den Festjubel meidend, zuerst und vor allem an die Gruft seiner unvergeßlichen Luise geeilt.

Seine beiden Verbündeten hat König Friedrich Wilhelm überlebt; Kaiser Alexander von Rußland starb nach einem bewegten Leben, vielfach enttäuscht, am 1. Dezember 1825; Kaiser Franz von Österreich, im ruhigen Genuß der Anhänglichkeit seiner Unterthanen, am 2. März 1835. Friedrich Wilhelm III. fand den ewigen Frieden am 7. Juni 1840.

Von seinen Helden war der gewaltigste kaum vier Jahre nach den letzten großen Siegestagen in die ewige Ruhmeshalle eingezogen.

Blücher starb am 12. September 1819. — Während der letzten Lebensstunden des Fürsten fanden in der Nähe von Krieblowitz, seinem Stammsitze, Manöver statt. Sie endigten mit einer starken Kanonade, unfern des Schlosses des sterbenden Helden. Seine bleichen, leidenden und bis dahin finster verzogenen Gesichtszüge verklärte beim Donner der Geschütze ein freundliches Lächeln, und er gab durch Zeichen und Blick gen Himmel zu verstehen: „daß er so ganz nach Willen und Wunsch, unter dem Kanonendonner seiner Soldaten, den Einzug in eine bessere Welt halte." — Blüchers Adjutant und getreuer Beistand am Tage von Ligny, der wackere Nostitz, überlebte ihn um mehr denn vierzig Jahre. Hochbetagt und mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft, ist er erst in den sechziger Jahren verstorben.

Von Rauchs Meisterhand rühren die Standbilder von Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, York und Bülow auf dem Opernplatze und an der Hauptwache zu Berlin her.

Dem trefflichen Gneisenau war es beschieden, noch eine Reihe glücklicher Jahre im Kreise seiner Familie zu verleben. Von seinem Könige zum General der Infanterie ernannt und, wie erwähnt, mit dem in Napoleons Wagen erbeuteten Schwarzen Adlerorden geschmückt, ward ihm am zehnten Jahrestage der Waterlooschlacht die höchste militärische Würde Preußens, der Rang eines Feldmarschalls, verliehen. So lebte er, hochgeehrt von allen, die ihm näher getreten waren, während des Winters in der Hauptstadt, während des Sommers auf den ihm vom Könige

geschenkten Gütern Erdmannsdorf in Schlesien und Sommerschenburg im Magdeburgischen, bis er 1831 an die Spitze der Truppen berufen wurde, die man infolge der in Polen ausgebrochenen Unruhen an der Ostgrenze zusammengezogen hatte. Hier, zu Posen, raffte ihn am 23. August die Cholera dahin, die „Feldmarschallskrankheit", wie er sie noch scherzend nannte, da kurz zuvor auch der russische Feldmarschall Graf Diebitsch derselben erlegen war.

Das Andenken an diesen hochedlen Krieger und Patrioten lebt fort im Herzen aller Guten für alle Zeiten.

Des Hingangs des schwer geprüften Helden York haben wir schon Erwähnung gethan. — Graf Bülow von Dennewitz, seit dem Jahre 1814 kommandierender General von Ost- und Westpreußen, war längst vor ihm schon am 25. Februar 1816 zu Königsberg gestorben.

Grolmann, der in dem Feldzuge von 1815 an Müfflings Stelle als Oberquartiermeister und erster Generalstabsoffizier Blücher so treu zur Seite gestanden und sich besonders um den glücklichen Verlauf des ruhmvollen Rückzugs nach der Schlacht bei Ligny hohe Verdienste erworben hatte, starb als General der Infanterie am 15. August 1843 zu Posen, wo man ihm 1845 ein Denkmal errichtete.

Von Wellingtons tapferen Kampfgenossen sei hier nur Halkett erwähnt, der noch 1848—49 als hannöverscher Generalleutnant das deutsche Bundesarmeekorps in Schleswig-Holstein kommandierte, bald darauf aber seinen Abschied nahm und im Sommer 1863 tiefbetrauert zum ewigen Frieden einging.

---

Die verbündeten Monarchen hatten sich nach dem zweiten Pariser Frieden durch die sogenannte Heilige Allianz auf das engste aneinander geschlossen, doch leider nicht zu dem Zwecke, ihren Völkern dasjenige zu gewähren, was sie ihnen versprochen hatten. Sie verabredeten nur die Grundsätze, nach denen sie ihr Verhalten gegeneinander einrichten wollten. Für die Folge sollte die Religion die Grundlage ihrer Staatskunst bilden; sie wollten daher auch ihre Unterthanen mit väterlicher Liebe behandeln, in ihren Beziehungen zu ihren Nachbarn und Verbündeten fortan nur Verträglichkeit und Bruderliebe walten lassen, überhaupt die Gebote des Christentums sowohl im gegenseitigen Verkehr beobachten, als auch für entscheidend ansehen bei eintretenden Streitigkeiten.

Die Idee zu diesem Bunde ward zuerst vom Kaiser Alexander gefaßt, der sich nach dem glücklichen Ausgange des großen Freiheitskampfes infolge des Einflusses, welchen eine Frau v. Krüdener auf ihn erlangt hatte, einer mystisch-religiösen Richtung zuneigte. Nach und nach traten dem Bündnis alle damals lebenden Monarchen Europas bei, mit Ausnahme des Papstes, des Sultans und des Prinzregenten von England.

Gewiß lag dem Ganzen eine wohlgemeinte Idee zu Grunde; vielleicht war es auch dem Bestehen dieses Bundes zum Teil zu danken, wenn der allgemeine Friede Europas mehrere Jahrzehnte hindurch nicht oder wenigstens nicht ernstlich gestört wurde; doch hat er anderseits die verderbliche Kongreß- und Einmischungspolitik möglich gemacht, die so viele Jahre lang gleich einem Alp auf der Entwickelung der Völker Europas lastete und deren Fortschrittsleben hemmte.

Mit der aus jener Zeit herrührenden und später noch entschiedener hervortretenden Regierungsweise war natürlich eine große Anzahl ausgezeichneter Köpfe und patriotisch fühlender Herzen durchaus nicht einverstanden. So kam es, daß selbst der edle Reichsfreiherr vom Stein die ihm gebührende Stellung im Staatsdienste nicht fand, sondern, auf einen beschränkten Wirkungskreis angewiesen, unzufrieden mit den nach 1815 befolgten Grundsätzen, den Rest seiner Tage auf seinem Gute Kappenberg in Westfalen verbrachte, wo er am 29. Juli 1831 seine irdische Laufbahn beschloß.

Die bittersten Erfahrungen blieben überhaupt allen denen nicht erspart, welche mit den Waffen des Geistes gegen die Fremdherrschaft gekämpft hatten. Denn der stolzen Zeit der Erhebung unsres Volkes folgte eine lange, bitterböse Zeit neuer Erniedrigung. Die Staatenlenker, die Mächtigen auf den Thronen und ihre Minister, die Höflinge und Dunkelmänner fürchteten sich vor demselben Geist, der unser teures Vaterland frei gemacht hatte von den Banden der Fremdherrschaft. Alles, was nach Freiheit im bürgerlichen Leben, in Handel und Wandel und auf den Gebieten der Wissenschaft verlangte, ward für gefährlich gehalten; die besten Männer fielen der Verfolgungssucht, oft nur auf Grund schändlicher Verdächtigungen, zum Opfer. Diese Verfolgungen füllen eine lange Reihe von dunklen Blättern in den Annalen unsrer neuesten Geschichte während fast dreißig Jahren.

„Es war ein Irrtum“, rief Schleiermacher von der Kanzel seiner Gemeinde zu, „als wir hofften, nach dem Frieden behaglich auszuruhen. Jetzt ist eine Zeit gekommen, wo nicht selten sogar schuldlose Männer verfolgt werden, nicht nur um ihrer Handlungen willen, auch weil man bei ihnen „Absichten und Entwürfe“ voraussetzt. Der tapfere Christ aber soll nicht müde werden und trotz Gefahr und Verfolgung der Tugend und Wahrheit treu bleiben.“ — Ein kühnes Mannesherz und ein freies deutsches Wort fanden damals selten Gnade und noch seltener Wohlgefallen bei den Mächtigen und Regierenden, und glücklich war der zu nennen, welcher in jener Zeit die Unabhängigkeit seiner Gesinnung nicht mit dem Verlust seiner Freiheit zu büßen hatte. Viele in der großen Zeit erprobte Kämpfer sahen sich ihrer freien Gesinnung wegen verdächtigt, ja mit peinlichen Strafen bedroht. Schonte man doch selbst jene beiden edlen Männer nicht, welche die Herzenstrunkenheit der gewaltigsten Periode unsrer neueren Geschichte repräsentieren! Turnvater Jahn ward vier Jahre nach dem letzten großen Kampfe gefänglich eingezogen, der gefeierte Arndt im Jahre 1821 in Untersuchung gebracht. Beide wurden zwar schließlich freigesprochen; indessen, dem Berufe akademischer Wirksamkeit entzogen, hatten sie gleich andern Genossen empfindliche Kränkungen und Zurücksetzungen aller Art zu erleiden. Beide erlebten indessen noch die hohe Genugthuung, in dem so hoffnungsreich begonnenen Jahre 1848 an den Beratungen der Frankfurter Nationalversammlung teilnehmen zu können. — Jahn starb zu Freiburg am 15. Oktober 1852, Arndt zu Bonn am 29. Januar 1860 im 91. Lebensjahre.

Wenig später, am 13. November 1862 und am 31. Januar 1866, hat sich die Gruft geschlossen über zwei der ehrwürdigsten Zeugen aus jenen großen Tagen: über dem unerschütterlich treu ausharrenden Patrioten und begeisterten

Freiheitssänger Ludwig Uhland und über der besten einem, dem Dichter der „geharnischten Sonette", dem trefflichen Friedrich Rückert, der hochbetagt in Zurückgezogenheit auf seiner fränkischen Besitzung starb.

Fünfzig Jahre — von 1815 bis Mitte Juni 1866 — hat der Deutsche Bund bestanden. Er schien von Haus aus nur darauf angelegt zu sein, Deutschland in Ohnmacht zu erhalten und Preußens Entwickelung und Emporstreben zu hemmen, ja dessen bestgemeinte Absichten, so z. B. bei der Gründung des Deutschen Zollvereins — eine wohlgelungene Großthat Preußens — zu vereiteln. Stark genug, um jegliche freiere Regung im Staatsleben der einzelnen Länder fern zu halten, und das Gute, welches einzelne treffliche Fürsten wollten, zu hintertreiben, versank der Deutsche Bund jedoch in völlige Ohnmacht, wenn es darauf ankam, das Schlechte zu verscheuchen, und er zeigte seine vollständige Unfähigkeit, Deutschland in seiner ehemaligen Größe und Herrlichkeit wieder aufzurichten. Er hat weder die Unruhen in den Jahren 1848—49 zu verhüten gewußt, noch weniger vermochte er die große Feuerprobe im Jahre 1866 zu bestehen.

Viele unsrer Leser haben es selbst erlebt, und wer es nicht erlebt hat, der mag es in den folgenden Bänden des „Ehrenbuchs" nachlesen*), wie es gekommen ist, daß Österreich und Preußen im Bunde nicht mehr nebeneinander leben konnten und wollten. Weil keiner sich zum Nachgeben verstand, mußte endlich das bittere Rezept „Blut und Eisen" auf die fieberhaft aufgeregte deutsche Menschheit angewendet werden. Der „deutsche Krieg" brach los und er endigte, wie wir wissen, damit, daß Preußen vor den Thoren Wiens Österreich zwang, aus dem Bunde auszuscheiden, daß es auch die deutschen Verbündeten des Kaisers Franz Joseph nötigte, die Waffen niederzulegen, ja mit Preußen selbst in Waffenbrüderschaft zu treten. Seitdem bilden die Lande Hannover, Hessen, Nassau sowie die alte freie Reichsstadt Frankfurt a. M. Teile des preußischen Königreichs.

Nun gab es, Gott sei Dank, keinen Deutschen Bundestag mehr, und in Norddeutschland verschwanden die schwarz-rot-goldenen Fahnen. An ihre Stelle traten die neuen schwarz-weiß-roten Abzeichen des Norddeutschen Bundes, dem alle deutschen Staaten nördlich vom Main angehörten. So groß anfänglich auch in vielen Gegenden Deutschlands die Unzufriedenheit über die neuen Zustände sein mochte, so ist diese doch schnell der besseren Einsicht gewichen, daß ein mächtiger Schritt zur Einigung des Vaterlandes gethan worden sei. Nach langer Zeit lebte zum erstenmal wieder das Gefühl größerer Gemeinsamkeit mächtig auf.

---

*) Man vergleiche und lese:

**Vaterländisches Ehrenbuch** II. **Fünfzig Jahre aus Preußens Geschichte.** Preußens Volk in Waffen in Schleswig-Holstein und Dänemark, in Böhmen und Franken, am Main und Neckar. Bilder und Schilderungen aus Krieg und Frieden während der Jahre 1848—70. Von Franz Otto. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage des Werkes: „Krieg und Frieden". Mit zahlreichen Textabbildungen, Tonbildern ꝛc.

**Vaterländisches Ehrenbuch** III. **Große Tage aus Deutschlands neuester Geschichte.** Ein Gedenkbuch an die Ereignisse des Nationalkrieges gegen Frankreich im Jahre der deutschen Einigung (1870 u. 1871). Von Oskar Höcker und Franz Otto. Vierte umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Textillustrationen, Ton- und Buntbildern. Preis jedes Bandes: Geheftet ℳ 4. 50 — ℳ 5. Elegant gebunden ℳ 5. 50 — ℳ 6.

Der Deutsche, so lange Zeit gering geschätzt wegen der unwürdigen Stellung, die sein Vaterland unter den Nationen Europas einnahm, ward seit dem bedeutungsvollen Siege von Königgrätz mit ganz andern Augen angesehen; Handel und Gewerbe im Lande, ja der gesamte Weltverkehr verspürten die mächtigen Nachwirkungen der großen That, zu der sich Preußen aufgerafft hatte. Alle braven Deutschen hofften deswegen sehnlichst, daß aus dem Norddeutschen Bunde ein ganzes, großes, einiges, mächtiges Deutschland, mit einem Kaiser an der Spitze, recht bald hervorgehen möchte.

Unser schon so lange um seine alten Ehren ringendes Volk hatte es verdient, daß endlich bessere Zeiten wiederkehrten, und wer hätte es wagen wollen, dieses zu verhindern? Denn daß das deutsche Volk zu den größten und tüchtigsten Völkern gehört, ist zweifellos; ebenso unbestritten ist es das bestunterrichtete unter allen Völkern der Erde. Auch der Zahl nach steht es mit obenan.

In Europa zählen wir hauptsächlich drei große Völkerstämme:

Die Romanen, Abkömmlinge der alten Römer, bevölkern Italien, Frankreich und Spanien, und Überreste der alten Weltbeherrscher wohnen auch an der Donau sowie an der Ostküste des Adriatischen Meeres; dann die Germanen in Österreich, Deutschland, der Schweiz und Holland, in Skandinavien, Dänemark sowie in England seßhaft; endlich die in eine Menge von Stämmen zerfallenden Slawen in Rußland, Österreich und in den Donauländern. — Die Finnen, Magyaren, Türken 2c., besonderen Völkerfamilien angehörig, sind nicht zahlreich genug, um hier in Betracht gezogen zu werden.

In Deutschland, Preußen, Österreich und der Schweiz leben zusammen allein 50 000 000 Deutsche, welche eine Sprache sprechen und einer Abstammung sich rühmen, abgesehen von den Niederländern (Flamändern und Holländern), die fast alle auch deutscher Abkunft sind, ferner abgesehen von jenen 4 000 000 Deutschen, die sich in Rußland niedergelassen haben oder Bewohner der sogenannten russischen Ostseeprovinzen sind, und endlich die 9 bis 10 000 000 Stammesangehörige, welche im Norden wie im Süden Amerikas den tüchtigsten Bürgern der Neuen Welt beigezählt werden. — Da es nun in Frankreich, mit gegen 40 000 000 Einwohnern, doch nicht mehr als 25 000 000 Franzosen, in Italien nur 24 000 000 Italiener gibt, und in Rußland, trotz seiner 80 000 000 Bewohner, doch kaum 60 000 000 Slawen und in Österreich weitere 15 000 000 Slawen neben 5 500 000 Ungarn und 5—6 000 000 Rumänen sich finden, so geht daraus hervor, daß unter den europäischen Völkern die Deutschen auch an Kopfzahl mit das bedeutendste Volk sind.

Aber es ist auch mit das hervorragendste, wenn man nach Körperkraft, Ausdauer, Fleiß, guter Sitte und Geistesbildung fragt. Unter allen Völkern Europas leuchtet das deutsche hervor, sobald man die Leute zählt, welche lesen, schreiben und rechnen können. Daß unser Deutschland überreich ist an streitbaren und tapferen Männern, das haben die vielen Kriege zu allen Zeiten bewiesen, in denen unsre Landsleute gefochten, und wenn die Deutschen nicht immer mit Glück gestritten, ja, wenn uns im Laufe der letztvergangenen Jahrhunderte eigentlich schönere Provinzen verloren gegangen sind, als wir gewonnen haben — so war daran vor allem ein uralter deutscher Erbfehler schuld: die Vorliebe zum

Kriegshandwerk, woraus eben Rauffucht und Uneinigkeit entspringen, welche ja so leicht zum Streite selbst mit den nächsten Blutsfreunden und Nachbarn führen.

Die großen Kämpfe der Jahre 1870 und 1871 haben uns endlich die Erfüllung dessen gebracht, was die Ereignisse von 1866 vorbereitet hatten. Eine dem königlichen Schirmherrn Deutschlands zugedachte und zugemutete Demütigung, ein mit unerhörter Leichtfertigkeit von dem mißgünstigen französischen Nachbar vom Zaune gebrochener Krieg erhob das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei allen Deutschen, vom Strande der Ostsee bis zu den Alpen, von den entferntesten Ostmarken bis an die französische Grenze, zu thatkräftiger Abwehr. Vergessen waren die kaum vernarbten Wunden, welche der Krieg von 1866 in Nord und Süd geschlagen, vergessen alle die bis dahin noch vorherrschenden Zweifel und Befürchtungen, welche noch vier Jahre vorher die volle Einigung aller Deutschen verhindert hatten — —

„Lieb' Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

so sang jetzt nicht nur der Norddeutsche, sondern auch der Süddeutsche stimmte kräftig mit ein in das schöne Rheinschutzlied, unter dessen Klängen Preußen und Sachsen, Bayern und Württemberger, Badener und Hessen, Thüringer und Westfalen, in treuer Waffenbrüderschaft geeint, die Grenzen Frankreichs überschritten. Eine ununterbrochene Reihe von gemeinsam errungenen Waffenerfolgen, wie sie in solcher Großartigkeit selbst die Zuversichtlichsten nicht geahnt hatten, nötigte das stolze Frankreich zum Frieden und gab dem deutschen Volke nebst zwei köstlichen, ihm lange entfremdeten Kleinodien, Lothringen und Elsaß, ein noch köstlicheres Gut, seine Einheit, wieder. Am 18. Januar 1871 wurde Preußens ruhmbedeckter König im Schlosse zu Versailles von den deutschen Fürsten und freien Städten einstimmig als deutscher Kaiser ausgerufen und mit Freude und großer Begeisterung von allen patriotischen Deutschen als solcher begrüßt.

Was so mancher Graukopf in den Zeiten schwerer Prüfungen ersehnt, erstrebt und von Gott erfleht, wofür eine Menge wackerer Männer und Jünglinge gerungen und schwer gelitten hatten — endlich sollte diesen heißen Wünschen der Vaterlandsfreunde Erfüllung zu teil werden!!

---

Stolz weht das schwarz-weiß-rote Banner vom Fels zum Meer, und getrost und zuversichtlich dürfen wir als Deutsche in die Zukunft blicken. Wohl wünscht und hofft jeder, der es wohl meint mit seinem Vaterlande, daß wir die schweren Kämpfe, welche Deutschlands Macht und Einigkeit begründet haben, nicht noch einmal zu bestehen haben möchten! Sicherlich aber werden, um das unter so großen Opfern Errungene zu verteidigen und zu sichern, alle guten Deutschen in der Stunde der Prüfung treu zusammenstehen! Uns schreckt keinerlei Gefahr, gleichviel von welcher Seite dieselbe droht.

„Einigkeit macht stark!“ Fest wie die Eichen seiner Wälder ist nun Deutschlands Einheit gegründet; nicht für heute oder morgen, sondern so Gott will für alle Zeiten wird seine Einigkeit fortbestehen. Darum Dank, heißen Dank allen wackeren Vorkämpfern für Deutschlands Freiheit, Selbständigkeit, Einigung,

Macht und Größe — Dank vornehmlich den letzten noch lebenden ehrwürdigen Graubärten aus den uns unvergeßlichen Jahren 1813—15.

Wenige Jahre noch, und keiner wird mehr übrig sein von den Blutzeugen aus jener gewaltigen Zeit, die wir auf den vorstehenden Blättern schilderten; — diese treuen Männer, „mit grauem Haar und dem verblichenen Bande“ — — sie sind jetzt schon fast sämtlich heimgegangen. Aber ihr Thun und Wollen lebt unter uns fort, als Vorbild für jeden braven Jüngling, als Mahnung für jeden wackeren Mann, einzustimmen in unser Flehen zum Herrn der Heerscharen, wenn wir frommgläubig bitten:

Sieh herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig diesem deutschen Land.
  Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke;
Vereine sie mit starker Hand.
  Sei du uns Fels und Burg,
  Du führst uns wohl hindurch.
    Halleluja!
  Denn dein ist heut
  Und alle Zeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit!

Wachet, wacht! ruft uns die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne,
Wach' auf, du weites deutsches Land.
  Die ihr an der Donau hauset,
Und wo der Rhein durch Felsen brauset,
Und wo sich türmt der Düne Sand.
  Habt acht am Heimatsherd,
  In treuer Hand das Schwert,
    Jede Stunde
  Zum scharfen Streit
  Macht euch bereit!
Der Tag des Kampfes ist nicht weit!



Ende des Bandes.

/ Große, Eduard / Franz, Otto

Große Tage aus der Zeit der Befreiungskriege Gedenkbuch an die glorreiche Zeit von 1813 bis 1815

Leipzig [u.a.] 1888